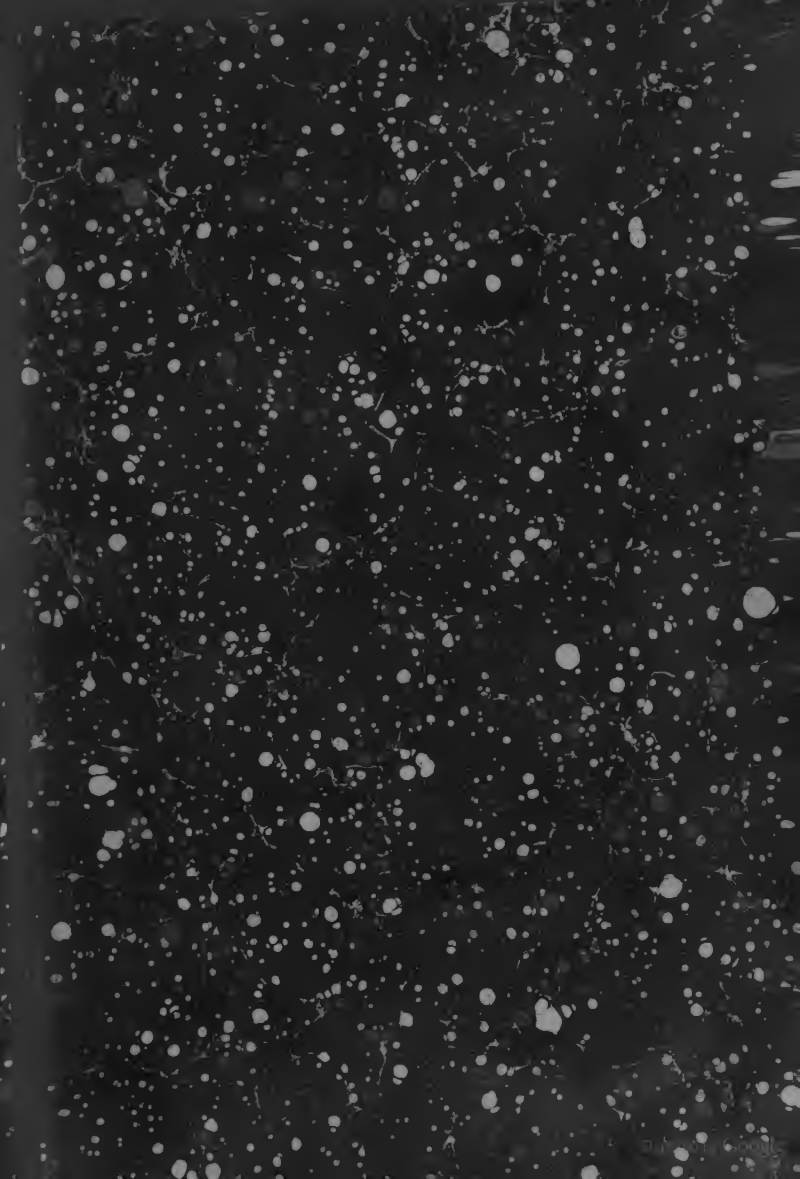
ARENA

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

3:1

Preis des Jahrgangs M. 12.—

11. Jahrgang. Heft 9

Preis 1 Mark

UNIVERSITY

Über Land und Meer

Oktav-Ausgabe

Der Monat

Deutsche Verlags-Anstalt

Berlin Stuttgart Leipzig

Inhalt des neunten Heftes

Text:

	Seite
Die Wiskottens. Roman in zwei Büchern von Rud. Herzog	1
Das Auge. Gedicht von Leo Greiner	30
Fallende Sterne. Von Otto Falb	31
Aphorismen. Von G. Bieler	33
Besuch in einem japanischen Privathause. Von Eduard Cucuel. Mit fünf Spezialzeichnungen des Verfassers für „Ueber Land und Meer"	34
Auf der photographischen Jagd im Berliner Zoologischen Garten. Von Dr. M. Wilhelm Meyer. Mit zehn Abbildungen nach photogr. Aufnahmen	39
Ein moderner Brunnenkünstler. Von Georg Habich. Mit dem Bildnis des Künstlers und sechs Abbildungen	44
Der Mälthusianische Alb. Von Dr. Franz Oppenheimer	49
Der Simplontunnel. Von W. Hörstel. Mit elf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen	52
Das gnädige Fräulein. Humoreske von Teo von Torn	60
Das Leben auf den englischen Hausbooten. Von Karl von Dahlen. Mit sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen	64
Rosenblüte. Gedicht von Adelheid Stier	69
Farbe und Farbenharmonie. Eine ästhetische Plauderei für Damen. Von L. Bürkner	70
Das Schießen in der deutschen Armee. Von Heinz Radebert. Mit sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen	73
Spitzentanz. Novelle von Adele Hindermann	77
Impfen des Bodens. Von Franz Baumgarten	90
Schillers Werke in illustrierter Volks-Ausgabe	92
Aus aller Welt	93
Für müßige Stunden	97

Einschaltbilder:

Paul Hoeniger: Vor dem Spiegel (mehrfarbiges Titelbild).

Wilhelm Löwith: Ein Liebesmahl (gegenüber S. 16).

Franz Hoffmann-Fallersleben: Das Kreuz von Dreizehnlinden bei Schloß Corvey an der Weser (gegenüber S. 32). Text S. 33.

George von Hoeßlin: Früchte (gegenüber S. 48).

Otto H. Engel: Gang durch die Felder (gegenüber S. 72).

Hans Koberstein: Große Pause (gegenüber S. 84).

Selbständige Textbilder:

Eingeschlafen. Nach dem Gemälde von Hermann Knopf (München) . . . 9

Verstimmt. Nach einer Zeichnung von F. B. Doubek (München) . . . 63

Auf dem Kärntnerring in Wien. Nach einer Zeichnung von August Mandlick (Wien) S. 89

Sarg's feste & flüssige Glycerin-Seife macht die Haut weiss u. zart
Überall zu haben

F.A. SARG'S SOHN & Co. WIEN.
60 Pf.
KALODONT
BESTE ZAHN-CRÊME

Schillers Werke in 1 Bande
Herausgegeben von J. G. Fischer. 12. Auflage.
959 Seiten. In Leinen gebunden M. 3.—
Der vollständige Schiller
mit Ausnahme der philosophischen Schriften
für nur 3 Mark.
Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

Teppiche
Prachtstücke 3.75, 6.-, 10.-, 20.- bis 800.- M.
Gardin., Portièren, Möbelstoffe, Steppd. etc.
billigst im Spezialhaus Berlin Oranienstr. 158
Katalog (600 Illustr.) grat. u. fr. Emil Lefèvre.

Stuttgarter
Lebensversicherungsbank a. G.
(Alte Stuttgarter)
Gegründet 1854
Versich.-Bestand M. 713 Million. Seither erzielte Überschüsse M. 125 Million.
Alle Überschüsse gehören den Versicherten. Bei Erwerbsunfähigkeit (Invalidität) Prämienbefreiung.

Digitized by Google

Über Land und Meer

Oktav-Ausgabe

„Der Monat“

Jahrgang 1904|05

Dritter Band

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

AP30
.A7
v. 213

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis

III. Band. 1904—1905. Heft 9—12

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert

Romane, Novellen und Erzählungen

Das Fest im Grünwinkel. Ein Bild von Ernst Zahn 173.
Frühglocke, die. Von Adolf Schmitthenner *377.
Gnädige Fräulein, das. Humoreske von Leo von Tord 60.
Goldige Wolke, die. Eine Studie von Adele Hindermann 397.
Letzte Fahrt, die. Skizze von Franziska Bram 371.
Nottagger, die. Erzählung von A. Trimnis 142.
Spitzentanz. Novelle von Adele Hindermann 77.
Unangenehmer Mensch, ein. Humoreske von Leo von Torn 260.
Wieder nichts. Skizze von Klaus Rittland 188.
Wiedlottens, die. Roman von Rudolf Herzog 1. 105. 209. 313.
Wo Menschen beieinander sind. Betrachtungen von Adele Hindermann 221.

Kultur und Wissenschaft. Sitten und Gebräuche

Beginenhaus in Gent. Von L. Hoff *165.
Besuch in einem japanischen Privathause. Von Ed. Cucuel *34.
Leben auf den englischen Hausbooten. Von Karl von Tahlen *64.
Singhalesische Mädchenschule, eine, auf Ceylon. Von Marie Musaeus-Higgins *286.
Wie Sagen entstehen. Von J. Lazarus 376.

Biographien. Porträts

von Bethmann-Hollweg, preuß. Minister des Innern 95.
Brunnenkünstler, ein moderner (Hubert Netzer). Von Georg Habich *44.
von Bülow, Reichskanzler Fürst 297.
Carnegie, Andrew 198.
Teleffé, Th. 197.
Feierabend, Baron 401.
Fürth, ein, als Naturforscher 93.
Hendel, Wilhelm 95.
von Keller, Albert 137.
Key, Ellen. Von Anna Brunnemann 358.
Lehmann, Dr. Heinr. † 402.
Meyer, Franz. Von Hans Ostwald 350.
Radolin, Fürst 406.
von Rothschild, Baron Alphons † 308.
Schönchen, Amalie † 300.
Verne, Jules † 93.
von Wilmann, Herm. † 401.

Aus hohen Kreisen

Albert, Fürst von Monaco, im Laboratorium 93.
Arisugawa, Prinz und Prinzessin, am deutschen Kaiserhof 197.
Aus einem alten Dynastengeschlecht. Von August Sperl 279.
Besuch der Herzogin Cecilie in Berlin 296.
Besuch des Kronprinzenpaares in Potsdam 401.
Josef, Erzherzog † 402.
Kaiser Wilhelm in Gravelotte 302.
König Alphons XIII. in Paris 302.
Leopold, Fürst von Hohenzollern † 304.
Montignoso, Gräfin, mit ihrer Tochter in Fiesole 94.
Vermählung des Prinzen Gustav Adolf von Schweden 403.
Württembergische Königspaar, das, in Marbach 205.

Geschichte und Zeitereignisse. Ausstellungen und Feste

Abreise des Grafen Tattenbach von Tanger nach Fez 200.
Besuch des Prinzen und der Prinzessin Arisugawa am deutschen Kaiserhof 198.
Deutschland und Marokko 200.
Einzug der Herzogin Cecilie in Berlin 296.
Einzug des Kronprinzenpaares in Potsdam 401.
Entschädigung des Hauses Holstein-Glücksburg 194.
Jahnmitfeier in Sonnenburg 406.
König Alphons XIII. in Paris 302.
Krieg in Ostasien 96. 201. 304.
Kriegsgefangen in Japan. Von Edwin Emerson jr. * 148.
Mittelmeerreise Kaiser Wilhelms 200.
Umzug der Charlottenburger Studenten 206.
Unruhen in Odessa 407.
Weltausstellung in Lüttich. Von F. O. Waldmann *345.
Zur Auflösung der schwedisch-norwegischen Union 304.

Natur

Farbe und Farbenharmonie. Von L. Bürkner 70.
Gibt es Tiere, die keine Feinde haben? Von Dr. Th. Zell 296.
Leuchtkäfer. Von C. Alberts 368.
Photographische Jagd im Berliner Zoologischen Garten. Von Dr. M. Wilh. Meyer *39.
Polizeihunde. Von Dr. Th. Zell *170.
Staroperation bei einem Molch. Von Wilh. Bölsche 134.
Sterne, fallende. Von Otto Falb 31.

Länder- und Völkerkunde. Städtebilder

Aus dem Land der tausend Seen. Von A. von Schad *254.
Vaterländisches Museum in Celle 299.

Kunst

Brunnenkünstler, ein moderner (Hubert Netzer). Von Georg Habich *44. von Keller, Albert *137.
Künstlermodelle in Rom. Von E. R. Rod *371.
Luxemburger Museum, im. Von K. Eugen Schmidt *181.
Velasquez-Werk, ein neues 102.

Baukunst

Armeemuseum in München *398.
Echterhaus in Bamberg *198.
Hausstein- und Backsteingotik. Von Dr. H. Stegmann *241.
Jahrhundertausstellung, die neue, in Magdeburg 94.
Stuttgarter Rathaus, das neue 194.
Vaterländisches Museum in Celle 299.
Winkel, malerische. Von E. N. Pascent *154.

Bildnerkunst

Bootzieher, der. Von Achille Alberti 177.
Denkmal für Kaiser Friedrich in Bremen 94.
— — Anzengruber in Wien 198.
— — Kaiser Friedrich in Charlottenburg 300.
— — Kaiser Ludwig den Bayern in München 404.
— — Strauß-Lanner in Wien 405.
Kriegerdenkmal in Türnstein 407.

Malerei

Gemälde

Albertinerinnen. Von Paul Kießling. Kunstbeilage vor S. 273.
Alte Freunde. Von Al. N. Naumow 191.
Am See Tiberias. Von Ferd. Graf Harrach. Kunstbeilage vor S. 361.
Am Strande. Von Raoul du Gardier 253.
Auferweckung von Jairi Töchterlein. Von Albert von Keller. Kunstbeilage vor S. 137.
Auf Rekognoszierung. Von Werner Schuch. Kunstbeilage vor S. 401.
Bildnis eines jungen Mädchens. Von Rembrandt 205.
Eingeschlafen. Von Herm. Knopf 9.
Er kommt! Von Stefano Novo 337.
Er liebt mich. Von Ch. Wilson 133.
Franzosen, zechende. Von Carl Röchling 164.
Früchte. Von G. von Hoeflin. Kunstbeilage vor S. 49.
Gang durch die Felder. Von Otto H. Engel. Kunstbeilage vor S. 73.
Große Pause. Von Hans Koberstein. Kunstbeilage vor S. 85.
Holländische Bauern. Von Otto Sohn-Rethel 271.
Holländische Fischhalle. Von H. Herrmann 357.
Kreuz von Dreizehnlinden bei Schloß Corvey. Von Franz Hoffmann-Fallersleben. Kunstbeilage vor S. 33.
Liebesmahl, ein. Von Wilh. Dörrith. Kunstbeilage vor S. 17.
Liebling der Sennerin. Von Anton Braith. Kunstbeilage vor S. 345.
Mittagsruhe. Von Ernst Henseler. Kunstbeilage vor S. 289.
Morgen in China. Von Th. Rocholl. Kunstbeilage vor S. 233.
Mucki. Von Raimund Germela 147.
Mutter und Sohn. Von Albert von Keller 143.
Mutterglück. Von Gabriel von Max. Kunstbeilage vor S. 329.
Nach der Jagd. Von Josef von Brandt. Kunstbeilage vor S. 121.
Säugling, der. Von L. von Zumbusch. Kunstbeilage vor S. 181.

Schlaftänzerin Magdeleine. Von Albert von Keller. Kunstbeilage vor S. 129.
Schneepflug. Von Otto Recknagel 173.
Straßenjungen. Von M. Baschkirtseff 188.
Tod des jungen Barra. Von J. J. Weerts 187.
Volkslied, das. Von Fr. Müller-Münster 193.
Vornehme Leut'. Von H. Angermeyer. Kunstbeilage vor S. 225.

Zeichnungen

Am Münchner Zentralbahnhof zur Reisezeit. Von F. B. Doubek 389.
Auf dem Kärntnerring in Wien. Von August Mandlick 89.
Geschwader unserer neuesten Linienschiffe auf hoher See. Von Alex. Kircher 365.
Kindervergnügen in Boulogne-sur-mer. Von A. Besnou 309.
Verstimmt. Von F. B. Doubek 63.

Mehrfarbige Reproduktionen

Er, Sie und Es. Von Heinr. Sperling. Kunstbeilage vor S. 105.
Raucher. Nach dem Gemälde von Wilh. Löwith. Kunstbeilage vor S. 313.
Schloß Rheinfels bei St. Goar. Von Manuel Wielandt. Kunstbeilage vor S. 377.
Ungarische Bauernmädchen. Von Franz Vacska. Kunstbeilage vor S. 209.
Vor dem Spiegel. Nach dem Gemälde von Paul Hoeniger. Kunstbeilage vor S. 1.
Zur Hochzeitsfeier unsers Kronprinzenpaares. Kunstbeilage vor S. 113.

Kunstgewerbe. Naturaufnahmen

Farbe und Farbenharmonie. Von L. Bürkner 70.
Heimkehr. Naturaufnahme von H. Hildenbrand 153.

Technik, Industrie, Handel und Verkehr

Impfen des Bodens. Von Fr. Baumgarten 90.
Simplontunnel, der. Von W. Hoerstel *52.

Heilwissenschaft und Gesundheitspflege

Genickstarre, etwas über die. Von Dr. med. P. Schütte 263.
Stimmhygiene. Von Theo Seelmann 161.

Rechtskunde und Sozialwissenschaft

Malthusianische Alb, der. Von Dr. Fr. Oppenheimer 49.

Militär und Marine

Armeemuseum in München 288.
Felduniform, eine neue deutsche *199.
Gebirgsgeschütze. Von Generalleutnant von Reichenau *280.
Schießen in der deutschen Armee. Von Heinz Radebert 73.
Linienschiff, das moderne, und seine Entwicklung. Von Graf E. Reventlow *361.

Sport und Jagd

Ozeanwettfahrt um den Kaiserpokal 300.
Vergnügungsreise im Luftschiff. Von Jos. Poschel *289.
Von der Berliner Sportsaison 404.

Theater

Drama, das neue. Von Dr. H. Landsberg *392.

Poesie

Aphorismen. Von G. Bieler 33, 360.
Auge, das. Von Leo Greiner 50.
Drei Nachtgedichte. Von Gustav Falke 132.
Erntezeit. Von Bernh. Th. Eichberger 270.
Frage. Von Paul Ruthning 240.
Rosenblüte. Von Adelheid Stier 69.
Sonntagabend. Von Ernst Zahn 344.
Sprichwörter des Morgenlandes. Von Roda Roda 180, 278.
Straße in Wien. Von Hans Müller 285.
Träume. Von Emil Roland 390.
Verbeißung. Von Wilh. Weigand 367.
Von einem Frühling. Von Rich. Hoisel 163.
Vor Tag. Von Karl Werckmeister 68.
Wanderer, der. Von Karl Bulcke 236.
Wochenschluß. Von Wilh. Langewiesche 349.

Literatur

Besprechungen 102, 193, 293.
Titel 205. 310.
Schillers Werke in illustrierter Volksausgabe 92.

Humoristische Ecke

97, 202, 306, 408.

Aus aller Welt

96, 194, 296, 401.

Handschriften-Beurteilung

208, 312, 411.

Schach

97, 202, 306, 408.

Für müßige Stunden

97, 202, 306, 408.

Briefmappe

98, 203, 307, 409.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Vor dem Spiegel

Nach dem Gemälde von Paul Hoeniger (Berlin)

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Die Wiskottens

Roman in zwei Büchern

von

Rudolf Herzog

(Fortsetzung)

Um elf Uhr erhob sich der alte Dichter. Paul Wiskotten sprang auf, um ihn nach Hause zu geleiten. Da mußte auch der Junge mit. Er war wie berauscht. Sie fuhren mit der Straßenbahn bis zu der Wohnung des Greises und beschlossen, von der Haspelerbrücke, welche die Schwesterstädte verbindet, über die Berge nach Hause zu wandern.

Ewald Wiskotten sang in einem fort. Schweigsam schritt der Bruder neben ihm her. Er genoß das Erlebte wie ein Feiertagsglück. Unter ihnen lagen die Städte im engen Tal. Aber es war Leben in ihnen, Leben und Licht. Es war Sonntag im Tal, Sonntag bis Mitternacht. Wie Girlanden zogen sich die Lichter der Häuser die dunkeln Berglehnen hinauf, wie Tausende von Leuchtkäfern tanzten sie auf der Sohle des Tals. Ein Bild wie aus dem Märchenreich.

„Die Arbeit illuminiert," sagte Paul Wiskotten. „Da brennt selbst das kleinste Licht noch einmal so hell."

„Paul, Paul! Was für Menschen!"

„Tapfere Menschen," sagte Paul Wiskotten. „Sie arbeiten werktags im Schweiße ihres Angesichts fürs Leben, für Frau und Kinder, um sich doppelt und dreifach auf ihr Sonntagslicht zu freuen, das ihnen die schwersten Wochen festlich illuminiert. Du, ich habe eine Achtung vor den Leuten — —!"

„Stubenhocker, Stubenhocker," spottete der Bruder. „Keine Courage habt ihr! 'raus aus dem Nest und hinein in die Welt! Und wenn ich als Handwerksbursch los sollte."

„Du hast eine zu gute Erziehung, mein Junge."

„Ich schaff' mir eine schlechte an, wenn's sein muß! Nur 'raus aus diesem Räucherkasten! Draußen ist die Sonne!"

„Wenn du absolut nicht Theologe werden willst, so werde Fabrikant. Das wird die Mutter zuletzt zugeben. Lach nicht so kindisch. Ein Fabrikant ist auch ein Stück Künstler."

„Mit 'nem Sonntagslicht!" jubelte der Junge und lachte ausgelassen von der Höhe ins Tal. Das lag von leuchtenden Girlanden umkränzt, funkelnde Sterne im Schoß. Der Riese der Arbeit, mit dem Sonntagsgedanken im Haupt...

IV

Pastor Schirrmacher hatte seine Nachmittagspfeife ausgeraucht. Er klopfte sorglich den Porzellankopf aus, ließ das lange Weichselrohr trocken laufen, prüfte Schlauch und Mundstück und brachte sie endlich, frisch zusammengeschraubt, im Pfeifenregal unter. Dann tauschte er sein Hausgewand mit dem langen Gehrock, nahm Hut und Ueberzieher, öffnete die Fenster seines Studierzimmers und verließ das Haus, nachdem er seiner Wirtschafterin eine Weisung hinterlassen hatte.

„Ich gehe zu Werkmeister Kölsch," hatte er gesagt.

Er traf den Werkmeister nicht daheim. Er hatte es an einem Wochentag auch nicht anders erwartet. Einer Aufforderung der Tochter, näher zu treten, folgte er wie einer, der ein gutes Anrecht hat, sich in den Häusern seiner Gemeinde daheim zu fühlen.

„Du hältst aber blitzblanke Ordnung, mein liebes Kind," begann er erfreut und blickte prüfend von der schlichten Wohnungseinrichtung, die als Glanzstück einen hohen Mahagonibücherschrank aufwies, auf das frische Mädchen. Er war es gewohnt, seine früheren Konfirmandenkinder durch ihr ganzes Leben weiter zu duzen.

„Vater sieht darauf, Herr Pastor. Es muß alles sein, wie es bei der Mutter war."

„Deine Mutter war eine brave und gottesfürchtige Frau. Nun ist sie im Himmel und sieht auf dich herab, mein Kind. Du wirst der Gottseligen nur Freude bereiten."

Anna Kölsch antwortete nichts. Sie blickte über den Pastor hinweg, der in Vaters Sessel Platz genommen hatte, auf ein Bild an der Wand, das Bild einer blassen, arbeitsmüden Frau. Sie sahen sich ähnlich, Mutter und Tochter. Dieselbe schlanke Gestalt, nur von der Tochter aufrecht und biegsam gehalten, dasselbe schwere Blondhaar, nur daß es sich bei der Tochter in dicken Zöpfen um die freie breite Stirn legte. Und was dort arbeitsmüde war, war hier arbeitheischend.

Digitized by Google

„Wie lange ist es nun her, daß ich dich konfirmiert habe? Warte — vier Jahr zu Ostern. Da mußt du jetzt schon achtzehn zählen. Also eine Jungfrau, die wohl gar schon an der Aussteuer näht . . ."

„Och nein, Herr Pastor."

„Das sagt ihr alle. Und wenn der erste anhält, sind alle Kasten voll Weißzeug, gesteppt und gestickt. Laß dich mal ansehen. Siehst du, da wirst du rot."

„Ich werd' nur rot, weil Sie solche Sachen sprechen, Herr Pastor," lachte das junge Mädchen und überließ ihm ihre Hände.

„Ich — ? Ja weshalb denn nicht ich? Das sind doch heilige Sachen."

„Ich mein' nur," sagte sie stockend, „weil — weil —"

„Weil — ?"

„Weil Sie doch selber Junggeselle geblieben sind," platzte sie heraus und wurde über und über rot.

Pastor Schirrmacher hustete. Seine Augen schlossen sich. Dann hatte er seine Züge wieder in der Gewalt.

„Nimm an, ich wäre zu wählerisch gewesen und dafür bestraft worden. Man soll nicht wählerisch sein. Ehen werden im Himmel geschlossen."

Ich hab' noch so viel Zeit," lenkte das Mädchen schüchtern ab.

„Man soll sie als Vorbereitungszeit betrachten, mein Kind. Denke an das Gleichnis von den klugen und törichten Jungfrauen. Als der Bräutigam kam, gingen die, welche bereit waren, mit ihm hinein zur Hochzeit; und die Tür ward verschlossen."

„Aber ich denke wirklich nicht an Hochzeit, Herr Pastor. Mich will keiner. Und wenn auch."

„Und wenn auch? Also doch einer im Hintergrund."

„Das war nur so dahingesagt, Herr Pastor."

„Na, na, na! Kenn' ich ihn wenigstens? Ich nehme an, daß es ein ernster, christlich gesinnter Mann ist und keiner von den Lauen im Tal. Laß mich einmal raten."

„Herr Pastor, ich lauf' weg."

„Siehst du, da meldet sich das Gewissen."

„Sicher nicht," beteuerte sie, „Sie machen mich nur so verwirrt."

„Das ist das beste Zeichen. Kennst du ihn schon lange? Seit der Kindheit?"

„Aber ich weiß ja gar nicht — —"

„Laß sehen, wer käme da in Betracht? Hm . . . Die Freunde deines Bruders Ernst — die — — Wiskottens?"

„Die Wiskottens?" rief das Mädchen bestürzt.

„Das ist doch kein Grund zum Erschrecken. Aber nein, mein liebes Kind. Ich billige deine Wahl. Ich selber wüßte dir keinen besseren Mann zu nennen als August Wiskotten."

„Den Herrn August?" — Und nun schmetterte sie ein so fröhliches Lachen heraus, daß der Kanarienvogel im Bauer den Ton als Signal nahm und aus rastlos jubelnder Kehle einstimmte.

Pastor Schirrmacher zog die Augenbrauen hoch. Auf diesen Erfolg seiner Diplomatie war er nicht vorbereitet gewesen. Was er erwartet hatte, war eine glückselige Ueberraschung, ein scheues, ungläubiges Zurückweichen des Mädchens, als fühle es sich nicht würdig dieses Mannes, und ein dankbares, hoffnungsfreudiges Vorwärtstasten, ob die Botschaft wahr sei. Und statt dessen: ein ausgelassenes, kindisches Lachen! Pastor Schirrmacher fühlte, daß seine Kenntnisse eines Mädchenherzens auf schwachen Füßen stünden, daß es etwas andres sei um die Ermahnung zum himmlischen Seelenbräutigam und um das Freiwerben für einen Ehelustigen des Wuppertals. Der alte Junggeselle wurde ärgerlich. Er räusperte sich mißbilligend.

„Das ist wohl nicht die rechte Art, die Werbung eines ernsten Mannes aufzunehmen," sagte er verweisend.

Da brach das Lachen ab, als wäre es mitten durchgebrochen. Der Kanarienvogel zuckte erschreckt zusammen und schwieg. Ein Stuhl knackte in der Stille . . . Dann wiederholte Anna Kölsch langsam: „Die — Werbung — —?"

Pastor Schirrmacher wurde es schwül unter dem klaren Mädchenblick. Eine kindliche Verlegenheit überkam ihn. Er war wohl zu weit gegangen? Er hatte August Wiskotten am Sonntag nach der Kirche nur versprochen, einmal zu sondieren, für ihn „aufzuklären". Und nun hatte er sich von seinem Aerger über das unverständige Ding hinreißen lassen. Das war ihm mehr als peinlich. Er dachte an seine Armen und Kranken, die von ihm Rat und Hilfe verlangten. Hier verlangte man beides nicht.

„Wenn ich ‚Werbung' sagte, mein Kind, so meinte ich damit, daß es doch sehr wohl möglich sei, daß August Wiskotten diesen Gedanken fassen könnte. Hast du irgend etwas gegen ihn einzuwenden? Als ich zuerst im Scherz nach den jungen Wiskottens fragte, da fuhrst du doch bestürzt zusammen?"

„Nein, Herr Pastor — nein, nein — —"

„Ich hab's doch gesehen. Du mußt deinem alten Seelsorger, der dich an den Tisch des Herrn geführt hat, doch nichts vormachen. Solltest du etwa mit einem andern der jungen Wiskottens — —"

„Nein, Herr Pastor. Wahr und wahrhaftig nicht. Ich hab' nichts. Mit keinem."

„Das wäre auch eine große Verirrung gewesen. Eine echte christliche Ehe wird nicht auf Augenliebe gegründet, sondern auf den positiven gemeinsamen Glauben an unsern Herrn und Heiland. Steht doch schon in den Sprüchen Salomos: ‚Lieblich und schön sein ist nichts; ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben!'"

Digitized by Google

Das Mädchen schwieg und nagte an der Unterlippe. Dann hob es den Kopf und sagte aufatmend, als ob ihm eine Erlösung gekommen wäre: „Meine Eltern haben aus Liebe geheiratet." Das klang so schlicht und stark, daß Pastor Schirrmacher stutzte.

„Mein liebes Kind — wer will denn etwas andres von dir? Aber die Liebe auf einen würdigen Gegenstand richten, das ist Christenpflicht. Und August Wiskotten —"

„Ich mag ihn nicht," sagte sie kurz.

„Nun, nun," beschwichtigte er, „schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort. Du wirst dich prüfen."

„Ach —," machte sie, „prüfen — —! Vater sagt immer: Das kommt und ist da. Da hilft kein Wehren."

„Ja, wenn du Vater mehr glaubst als deinem alten Seelsorger —"

Da lachte das junge Mädchen wieder im alten Uebermut, und der Kanarienvogel jauchzte triumphierend hinein.

„Aber Herr Pastor, Vater muß es doch wissen! Der ist doch nicht Junggeselle geblieben."

Pastor Schirrmacher erhob sich. Seine buschigen Augenbrauen zogen einen Halbkreis. Er nahm seinen Hut und verabschiedete sich.

„Grüße deinen Vater. Wenn deine Zeit da ist, werde ich mit ihm sprechen. Vorläufig hast du recht. Du bist wirklich noch zu jung dazu. Adieu, mein Kind, und vergiß nicht, daß wir uns immerzu, bei Tag und bei der Nacht, prüfen sollen."

Er war gegangen, und Anna Kölsch kehrte ins Zimmer zurück. Erst horchte sie auf die kurzen feierlichen Schritte, die sich vom Haus entfernten. Dann tanzte sie mit dem Temperament ihrer achtzehn Jahre vor das Vogelbauer.

„Hast du gehört, Hänschen? Der Herr August! Ist das nicht zum Schreien? Dreißig Jahr' ist er und keinen Schnurrbart hat er! Einen Schnurrbart, einen ganz kleinen, hat selbst der dumme Jung', der Ewald! Hänschen, Hänschen!"

Der Kanarienvogel tirilierte wie verrückt, und das junge Mädchen warf sich atemlos in Vaters Sessel und begann plötzlich, ohne Ursache, aus Leibeskräften zu weinen ... Unaufhaltsam strömten die Tränen über das junge frische Gesicht. Dann ließ das wilde Kinderschluchzen nach ... ein vereinzeltes Schluckfen folgte, und sie setzte sich aufrecht, schämte sich vor sich selber, wischte mit dem Taschentuch die letzten Tränenspuren fort und putzte sich energisch die Nase.

„Wie dumm," murmelte sie dabei, „wie furchtbar dumm ... " — —

Als der Werkmeister Kölsch am Abend aus der Fabrik heimkam, war der Tisch gedeckt, und der Kaffee brodelte nach bergischer Sitte zum Abendtrunk. Nachher erst wurde die Bierkanne gefüllt. So war die patriarchalische Vorschrift. Kölsch küßte sein Mädchen und sah ihm in die Augen.

„Na? Du machst ja gar keinen Radau? War jemand hier?"

„Nur der Pastor."

„So, so. Wollte er was Besonderes?"

„Er läßt dich grüßen, Vatter."

„Danke," sagte Kölsch trocken, ließ sich von seinem Mädel die schweren Stiefel ausziehen, das gestrickte braune Hauskamisol und die geblümten Pantoffeln reichen und setzte sich behaglich an den Abendtisch. Anna strich ihm die Butterbrote und belegte sie dicht mit Wurst und Schinkenscheiben.

„Nicht so üppig, Anna."

„Wer arbeitet, der muß auch essen. Das ist meine Sorge."

„Ich steh' wohl unter Kuratel, du Nimmß?"

„Hast du das bei Mutter nicht getan? Jeder befiehlt da, wo er am Platze ist. Du in der Fabrik, ich bei Tisch."

Kölsch strich sich schmunzelnd den grauen Vollbart. Dann aß er schweigend und mit starkem Appetit. Während der Mahlzeit zu reden, war nicht Landesbrauch. Erst als er den letzten Schluck Kaffee ausgetrunken hatte und sein Mädel ihm den Bierkrug zurechtrückte, begann er von der Fabrik zu reden.

„Der Gustav! Donnerwetter nochmal, der Gustav Wiskotten! Der geborene Feldherr. Kaum hat er Hand auf das neue Terrain gelegt, da ist auch schon der Mobilmachungsplan heraus. Alles auf dem Papier vorbereitet, bis auf den letzten Mauerstein. Zeichnungen, Konstruktionen, Berechnungen — alles! Heute haben die Erdarbeiter schon angefangen auszuschachten. Ein Leben, sag' ich dir! Und alle Wiskottens ruhig auf ihrem Posten. Doch Kerls, die Jungens! Selbst der Duckmäuser, der August, weiß ganz genau, was er will."

„Der — August?"

„Ja. Der August. Weshalb?"

„Och, ich — — Hier ist die Zeitung, Vatter!"

Der Werkmeister breitete das Blatt unter der Lampe aus und beugte den Kopf über die kleine Schrift. Anna saß ihm am abgeräumten Tisch gegenüber und blickte von ihrer Handarbeit verstohlen nach ihm. Die Lampe surrte leise, und der Kanarienvogel piepte im Traum.

„Du sprichst ja gar nicht, Kind."

„Ich wollt' dich nicht stören."

„Ach wat, die dumme Zeitung. Die läuft mir nich weg. Hast du Verdrießlichkeiten gehabt?"

„Weshalb soll ich denn?"

„Mach mal keine Ausflüchte. Du bist nicht wie sonst. Hast ja auf einmal den Mund verloren. Du? Der Pastor war hier. Hast du 'ne Strafpredigt bekommen?"

„Ach laß ihn doch ..."

Digitized by Google

„Nee, ich lass' ihn nich. Allen Respekt vor Pastor Schirrmacher. Die Gemeinde kann stolz auf ihn sein, und für die Armen und Kranken gibt er den letzten Groschen her. Denen ist er wie ein Vater. Aber et is nu mal seine Art, den Vater auch in andern Häusern zu spielen und in den intimsten Familienangelegenheiten mitzuberaten, als wären 't die seinen. Dat mag ich nich leiden. Dafür bin bei uns ich da. Na mal 'raus damit: Hat er auf Ernst gescholten?!"

Das junge Mädchen blickte auf die Arbeit, die in ihrem Schoß ruhte. „Er hat gar nicht nach Ernst gefragt . . ."

„Ja, wat in aller Welt kann er denn haben?"

„Vater!"

„Sapperlot, Mädel!" Der Alte hielt sein Kind, das sich ihm mit jäher Bewegung an den Hals geworfen hatte, fest in den Armen. Er setzte sie auf seine Knie. Er streichelte ihr das Haar und versuchte ihr Gesicht, das sie gegen seine Brust gedrückt hatte, zu sich aufzurichten. „Ruhe! Ruhe! Wat is passiert?"

„Du — — och sag du — ich brauch' doch — ich brauch' doch nicht —"

„Wat denn nur, Kind —?"

„Ich brauch' doch nicht — den Herrn August zu heiraten — —?"

Der Alte ließ so rasch sein Mädel fahren, daß es fast hingefallen wäre. Er warf sich in den Sessel zurück und lachte schallend, unaufhörlich gegen die Zimmerdecke. Verdutzt blickte Anna auf ihn hin. Dann hatte sie verstanden. Den Arm um seinen Hals gelegt, lachte sie fröhlich mit.

„Wer hat denn dat Stücksken ausgeheckt? Dat is nich schlecht. Dat is wahrhaftig nich schlecht."

„Der Pastor wollte mich hintenherum fragen. Aber er fragte sehr vorneherum."

„Nich möglich!" staunte der Werkmeister.

„Wohl, Vater, das geht doch gar nicht? Wir passen doch auch gar nicht zusammen? Der Herr August, der muß doch eine sanfte, vornehme Frau haben, die immer seiner Meinung ist, wie sich das für so fromme Leute schickt. Und ich — wenn ich mal heirate, muß ich nur immer für meinen Mann sorgen dürfen, und er hat gar nix hineinzureden und sich das so ganz wohlig knurrend gefallen zu lassen. So wie du, Vater! Ach Gott, was sind das für Dummheiten . . ."

Kölsch stand auf. Er nahm den Kopf seines Mädels in die breiten Hände und sah ihr ernst in die hellen Augen.

„Du —!" sagte er, „ein Wiskottenscher Antrag — mein Mädel eine Wiskottensche — so was kommt nur einmal."

„Och, Vater," wies sie hastig ab, „so rar sind doch die Wiskottens nicht. Es sind ja ganze fünf von ihnen zu haben."

„Du Aff' du! Sie werden sich um dich reißen!" Und er fuhr ihr mit der breiten Handfläche liebkosend über das heiße Gesicht. Dann saßen sie nebeneinander und sprachen von ihrem Ernst im nahen Düsseldorf.

„Wenn der Jung' so selten malt, wie er Briefe schreibt, kann er gut werden."

„Ich glaub' wirklich, er arbeitet schrecklich viel. Er hat die Woche wieder nicht die Wäsche geschickt."

„Bummelu wird er," grollte der Alte. „Wenn der mir nur kein verkommen Genie wird."

„Na, Vatter, das glaubst du doch selber nicht. Ihm wird nur alles so leicht. Deshalb läßt er sich gehen. Ich werde mal wieder nach Düsseldorf reisen müssen, um nach dem Rechten zu sehen. Vor mir schämt er sich nämlich fürchterlich."

Der Alte nickte. Daß der Vagabund von Jung' sich vor dem heiteren keuschen Ding da, seiner Schwester, in Grund und Boden schämte, wenn sie ihn unter seinen Kumpanen überfiel, das verstand er.

„Gut, fahr hin," sagte er, „aber mach's ihm nicht bequem."

Dann wünschten sie sich gute Nacht. Aber dem Werkmeister wurde es in dieser Nacht schwer, einzuschlafen. Die Geschichte mit dem Herrn August und seiner Anna war ihm doch näher gegangen, als er dem Mädel zeigen wollte. Wenn nun der August darauf bestand? Wie hatte doch der Herr Gustav ihn, den Werkmeister der Wiskottens, genannt? Hagen hatte er ihn genannt. Hagen — — das war der, der unwandelbar treu zu seinem Herrn stand. Mit einem tiefen Seufzer schlief er endlich ein.

Als er erwachte, war auch der Gedanke der Nacht mit ihm lebendig geworden. Nachdenklich saß er beim Kaffeetisch, und ganz heimlich beobachtete er sein Kind. Ihr Anblick tat ihm heute weh.

Da erhob er sich schnell, um in die Fabrik zu gehen. Er mußte mit Gustav Wiskotten sprechen.

Gustav Wiskotten war jetzt schon des Morgens um sechs in der Fabrik zu finden. Wenn die ersten Spaten und Spitzhacken erklangen, die den Grund aufwühlten, und kreischend die ersten Schiebkarren über die Bretterstege gedrückt wurden, kam er aus dem Haus und begab sich an die Wupper. Der schwarze Fluß, der sich trüb und duftend über die eingebauten Wehre stürzte, erschien ihm wie eine mächtige, kraftstrotzende Lebensader. Er war sein Freund, sein Jugendgespiel und sein Kampfgenosse, und er nickte ihm zu. Dann stand er neben dem Schachtmeister, um mit ihm den Grund zu prüfen, verhandelte mit dem Bauführer wegen der notwendigen Betonierungsarbeiten, untersuchte die Zufuhren an Kalk, Sand und Kies auf ihre Güte und die ersten Sendungen Ziegelsteine. Zwischendurch schritt er durch Fabrik und Färberei, dort mit

Digitized by Google

den Bandwirkermeistern die eiligen Artikel besprechend, hier mit seinem Bruder Fritz am Färberbottich die Couleuren vergleichend. Zur Postzeit erschien er auf dem Privatkontor, las mit August die Korrespondenzen und vergewisserte sich durch einen scharfen Blick, daß Paul nicht über dem Hauptbuch träume, ließ sich von Wilhelm über das englische Geschäft unterrichten und begrüßte die Mutter unter ihren Haspelmädchen. In den Vesperpausen gönnte er sich zu seiner Erholung einen Gang durch den funkelnden Maschinenraum und den anstoßenden, immer vibrierenden Transmissionssaal. Wenn die Kolben ihm entgegensprangen und die breiten Riemen ihm entgegenzusausen schienen, lachte er behaglich in sich hinein. „Geduld, Geduld! Ihr sollt schon schwitzen!“ Und wieder stand er, unermüdlich, auf dem Bauland der dampfenden, speienden Färberei.

Werkmeister Kölsch war ihm wohl ein dutzendmal am Morgen begegnet. Aber jedesmal, wenn er den vielbeschäftigten Fabrikherrn sah, schien es ihm nicht angebracht, ihm den Sinn von der handgreiflichen Arbeit abzulenken. Erst als das Mittagssignal schrill durch die Fabrik pfiff und wie ein fern sich verziehendes Gewitter das Rollen und Sausen ringsumher abnahm, um in plötzliches Schweigen zu versinken, hielt er es an der Zeit.

Gustav Wiskotten wandte sich um, als er den Schritt des Werkmeisters hinter sich vernahm.

„Noch hier, Kölsch? Anna wird die Suppe anbrennen lassen, wenn Sie sich nicht sputen.“

„Ich möcht' noch was mit Ihnen besprechen, wenn Sie Zeit haben.“

„Und ob! Herrgott, schauen Sie mal die Buddelei! Da geht einem 's Herz auf in dem Dreck.“

„Herr Wiskotten, gestern nachmittag, wie ich nich zu Haus war, war der Pastor Schirrmacher bei meiner Anna.“

„Na nu? Doch nich auf Freiersfüßen? So 'n alter Junggesell!“

„Er kam auf anderleuts Freiersfüßen.“

„Wat Sie sagen! Wegen der Anna? Kölsch, geben Sie acht, da wird noch manche Leckerschnute kommen. Geben Sie Ihr Prachtmädel nicht unter Preis weg.“

„Der Preis, der geboten wird, scheint mir sogar en bißchen zu hoch.“

„Unsinn. Darauf soll ich Ihnen doch keine Antwort geben? Ich sag' nur: schad, dat ich schon verheiratet bin.“ Und er schlug dem Graubart derb auf die Schulter.

„Herr Wiskotten, der Pastor hat vorläufig nur so getan, als wenn er mal freundschaftlich auf den Busch klopfen wollt'. Aber er hat da einen Namen genannt, der — der —“

„Mir können Sie ihn doch sagen, Kölsch.“

Der Werkmeister richtete sich gerade auf und sah seinen jungen Herrn fest an: „Er sprach von Herrn August.“

Gustav Wiskotten antwortete keine Silbe. Es herrschte ein langes Schweigen zwischen den Männern. Dann sagte der Werkmeister mit einem Anflug von Bitterkeit: „Ich hätt' lieber gesehen, daß Sie lachten, Herr Wiskotten.“

„Kölsch! Sind Sie des Deubels! Ich sollt' Sie auslachen? Kölsch, wenn Sie nich so 'nen langen grauen Bart hätten, würd' ich sagen, Sie sollten sich wat schämen. Wer sind denn die Wiskottens, und wer sind die Kölsch? Ein Schlag! Un passen ineinander wie Hand in Hand. Kölsch, wenn ich vorhin sagte: schad', dat ich schon verheiratet bin, so war ein gewisser Ernst in dem Scherz. Wer die Anna kriegt — Deubel noch mal — der hat et große Los! Jetzt verstehen Sie wohl, weshalb ich nicht sofort antwortete.“

Kölsch reichte ihm die Hand. „Entschuldigen Sie, Herr Wiskotten.“

„Aber weil Sie sagten, der August! Un durch den Herrn Pastor ... Das is die Sache. So was macht man doch allein ab, wenn man sich sauber im Kollett fühlt. Kölsch, wir beide sind alte Freunde. Wir ziehen doch an demselben Strang und brauchen uns doch, weiß Gott, nix weiß zu machen. Also: der August als Geschäftsmann Nummer eins! Aber als Mensch — en kleiner Heimtücker — auf Filzsohlen. Ich möcht' ihn nich heiraten.“

„Die Anna auch nich.“

„Mann!“ rief Gustav Wiskotten überrascht. „Ja, wat wollen Sie denn? Dann is ja alles in schönster Ordnung! Hält mich der Kerl 'ne geschlagene Viertelstunde vom Mittagessen ab.“

„Nee, Herr Gustav, in Ordnung ist die Sache für mich nich. Ich bin nu mal mit den Wiskottens so verwachsen, un ich möcht' nich, daß — daß — durch die Geschichte mit der Anna — ein ander Verhältnis aufkäm'! Die Fabrik, die is wie ein Stück von mir.“

„Kölsch, da haben Sie ein wahres Wort gesprochen. Ohne Sie könnt' ich mir den Betrieb gar nich denken. Und den alten Spaß daran müssen Sie behalten. Ich werd' also die Sache sofort in die Hand nehmen. Entweder der August soll Farbe bekennen und das Mädel karessieren, bis er von ihm selber ja oder nein hört, oder er soll sich beim Buchbinder einen gemalten Engel kaufen. Recht so?“

„Recht so.“

„Mahlzeit, Herr Kölsch.“

„Mahlzeit, Herr Wiskotten.“

Gustav Wiskotten schritt, ohne erst in seiner Wohnung Bescheid zu sagen, über die Straße zum Haus seiner Eltern. Er traf sie, mit den Jungen zusammen, beim Mittagessen.

„Is wat passiert?“ fragte die Mutter erstaunt.

Digitized by Google

„Nee, ich möcht' nur mal eben den August sprechen."

„Ja? Was ist denn los?"

„Ich wart', bis du fertig bist. Dann gehen wir wohl in dein Zimmer."

„Geheimnisse hat et hier noch nie gegeben," sagte Frau Wiskotten. „Wir haben Gott sei Dank nix zu verstecken."

„Du kannst ja den August nachher fragen, was ich von ihm gewollt hab', Mutter."

„Dat wird ja immer netter. Hast du denn wat auf dem Gewissen, August?"

„Ach, Mutter, der Gustav macht sich wohl mal wieder wichtig. Ich hab' nichts mit ihm. Ich brauche kein andres Zimmer."

„Also, du willst nicht mit mir herüberkommen, August?"

„Du tust ja bald so, als ob es sich um eine Verschwörung handelte."

„Weiß ich nich. Kann sich ja finden. Wenn du also meinst, wir sind genügend unter uns, kann ich dich ja fragen, ob du gestern nachmittag Pastor Schirrmacher zu Anna Kölsch geschickt hast?"

„Geht das dich was an?"

„Aber sehr viel geht mich das an. Der Vater is unser Werkmeister."

„Hab' ich dich gefragt, als du dich um Emilie Scharwächter kümmertest?"

„Aha, da haben wir's ja. Emilie laß gefälligst aus dem Spiel. Das is ein Kapitel, das du damals noch gar nich verstehen konntest, weil du noch zu grün warst."

„Ich verbitte mir ...!" fuhr August Wiskotten auf. Sein blasses Gesicht war noch weißer geworden.

„Wenn du Schkandal machen willst, geh nach Haus und stör uns hier nich beim Mittagessen," bestimmte Frau Wiskotten, und auch der Alte mahnte: „Gustav — Gustav —!"

„Ich hab' ihn ja gleich gesagt, er soll mit mir in ein ander Zimmer gehen."

„Ich hab' nicht nötig, mich von dir unter vier Augen einem Verhör unterwerfen zu lassen."

„Ja, wenn dir dat so lieber is, mir soll's auch recht sein. Also, du willst Anna Kölsch heiraten?"

„Weiß ich nicht!"

„Dat weißt du nicht? Ja, weshalb schickst du denn den Pastor hin, um sie auszukundschaften?"

„Das sind meine Sachen!"

„Nee, August," sagte Frau Wiskotten energisch, „dat sind nu nich so ohne weiteres deine Sachen. Da hat der Gustav ganz recht. Wat man von einem anständigen Mädchen will, dat muß man wissen."

„Nun hör mal, August", lenkte Gustav Wiskotten ein, „wir wollen uns als Brüder nicht streiten. Aber weshalb bist du denn nicht selber zu Anna Kölsch gegangen? Weshalb denn nur den Mittelsmann?"

„Weil ich nicht wollte, daß die Sache gleich einen offiziellen Anstrich bekäme. Erst wollt' ich sehen, ob sich das Mädchen über die Aussicht so freute, daß ich meine Bedingungen stellen könnte."

„Donnerwetter! Bedingungen?"

„Jawohl: Bedingungen!"

„Darf man die hören?"

„Der alte Kölsch soll sich auf seine Renten zurückziehen. Ich kann doch keinen Schwiegervater haben, der unter mir Werkmeister ist."

„Bist du verrückt?" brüllte Gustav Wiskotten außer Fassung.

„Nein, ich bin nicht verrückt. Ich wünsche keine verlodderte Disziplin im Betrieb. Das sagt doch genug!"

„Aber seine Sparpfennige, was, die riechen nicht? O du Kirchenlicht! Das is ja zum Katholischwerden!"

„Red' nich so sündhaft," rief Frau Wiskotten zornig.

Wilhelm Wiskotten, der Engländer, strich nervös seine Bartkoteletts. Jetzt pochte er mit dem Siegelring auf den Tisch.

„Ich bitte mir etwas mehr Vornehmheit aus. Es ist ja unmöglich, einen gut erzogenen Menschen hierher zu bringen."

„Das sind nun Leute, die sich zum Offizierkorps zählen," schnarrte Fritz Wiskotten höhnisch.

Paul Wiskotten saß still. In Ewald wogte es, aber als Jüngster wagte er nicht, loszubrechen, denn er sah Gustav in höchster Gereiztheit.

„Ihr steht ihm wohl noch bei? Nur zu, nur zu! Wenn euch die lächerlichen Liebesgedanken des August über die Fabrik gehen, dann können wir ja in einem hin unsern gesunden Menschenverstand Bankrott erklären lassen. Die Anna Kölsch ist ein Patentmädel. Die würd' noch ganz andre glücklich machen können als den frommen August. Aber die kommt hier überhaupt nicht mehr in Betracht. Hier kommt nur noch Albert Kölsch in Betracht. Un solang der noch auf zwei Beinen herumkrauchen kann, bleibt der der Werkmeister von Wiskottens! Der ist mir so viel wert wie die halbe Fabrik, und die andre Hälfte, die andre, die bin ich mir wert, wenn's drauf ankommt. Verstanden!"

„Du hast hier nicht allein zu reden!"

„Stehst du allein im Handelsregister oder wir auch?"

„Arbeitst du allein, oder schuften wir nicht ebenso?"

„Jawohl! Tut ihr! Aber ihr habt das ganze Leben vor euch, aber mein Leben — meines? das ist nur die Fabrik!"

„Ich will auch über mein Leben verfügen können!" Ewald Wiskotten war aufgesprungen. Keiner der Erregten achtete auf ihn.

Digitized by Google

„Kurz und gut, August, du wirst deine Bedingungen fallen lassen."

„Ich bleib' dabei. Ich weiß, was ich meiner Stellung schuldig bin. Gerade um des lieben Friedens willen."

„Schön! Dann kann ich dir nur noch sagen, daß Anna Kölsch, wenn du nicht durch den Alten einen Druck ausüben läßt, dich auslachen wird. Und ich, ich werd' sorgen, daß ganz Barmen mitlacht."

August Wiskotten biß sich auf die Lippen. Einen Moment trat Stille ein. Und in diese Stille tönte aufgeregt die Stimme des Jüngsten: „Und ich tu auch nicht mehr mit! Ich will nicht Theologe werden! Jetzt sag' ich's gerad' heraus!"

„Wat will de Jung nich?" fragte schwerhörig Frau Wiskotten.

„Kein Theologe! Donnerwetter auch!"

Da saß dem Langaufgeschossenen die Hand der Mutter auf der Backe. Stürmisches Gelächter folgte. Schnell nahm Paul den Bruder beim Arm und zog den so plötzlich rabiat Gewordenen hinaus. Der Bann war gebrochen.

„Eigentlich," sagte die alte Frau knurrend, „sollt' man euch all so traktieren."

„Na, August," lachte Gustav, „dann nix für ungut. Die Mutter haut. Komm, gib die Hand. Wir haben mehr zu tun, als uns um en klein Mädchen zu zanken, die dich gar nich will. Mensch, sei stolz! Du hättst sie ja auch gar nich gebrauchen können, sie is ja viel zu fidel, un ihr Bruder Ernst, der Maler, der is so weltlich, dat er dich nur blamiert hätt'. Siehst du et ein? Na, Gott sei Lob un Dank. Endlich! War en schwer Stück Arbeit. Aber du wirst mir noch danken, daß du den Albert Kölsch hast statt der Anna Kölsch. Donnerkiel, ich hab' ja noch gar nich zu Mittag gegessen — — —"

„O je," sagte die Mutter, „die Emilie — —"

Mit lachendem Gruß polterte Gustav Wiskotten die Treppe hinunter.

In seinem Hause herrschte eine auffällige Ruhe. Er trat ins Kinderzimmer und fand es leer. Im Eßzimmer lag nur noch ein Gedeck auf dem Tisch. Er klingelte nach dem Mädchen. „Wo ist meine Frau?"

„Frau Wiskotten is in't Schlafzimmer gegangen."

„Und die Kinder?"

„Sind spielen."

„Sagen Sie meiner Frau, daß ich hier bin."

Es verstrichen einige Minuten, bis Emilie Wiskotten erschien. Sie trug einen Morgenrock, der nicht mehr neu war.

„Weshalb hast du mich rufen lassen?"

„Weshalb? Weil ich da bin. Ja, ja, ja, ich hab' mich verspätet. Entschuldige nur. Wenn man so ein Gesicht zu sehen kriegt, bleiben einem die Entschuldigungen in der Kehle stecken."

„Bemüh dich doch nicht. Ich weiß ja längst, daß deine Mutter vorgeht."

„Meine Mutter ist eine alte Frau, und eine Frau, die den ganzen Rummel zusammengehalten hat. Du darfst schon ruhig mit etwas mehr Respekt von ihr sprechen."

„Ach, jetzt bin ich auch noch schuld, daß es bei uns so ungemütlich ist. Jetzt dreht du alles wieder herum, nur um deine schlechte Laune an mir auszulassen."

„Ich drehe gar nichts herum und hab' auch keine schlechte Laune, sondern Hunger. Aber wenn du so weiter machst, wird die schlechte Laune kommen und der Hunger vergehen."

„Natürlich! Wenn du dich bei deiner Mutter gedrückert hast, bin ich gut genug, um es auszubaden. Jetzt mußt du warten, bis die Minna ein Beefsteak gebraten hat. Man kann nicht stundenlang das Essen warm halten."

„Uebertreib doch nicht immer so. Und den Morgenrock hättst du auch ausziehen können. Alte Kleider seh' ich bei den Fabrikmädchen genügend."

„Ich bin keine Prinzessin und weiß überhaupt bald nicht mehr, wem ich es recht mache. Ziehe ich im Haus ein gutes Kleid an, so krieg' ich eine Predigt von deiner Mutter: ‚Dat war doch früher nich so, als ich im Tal jung geworden bin, un ein Christenmensch soll nich hoffärtig sein' und so weiter; und geh' ich mit meinen paar Fähnchen sparsam um und trag' im Haus die alten Sachen bei der Arbeit auf, so kommst du und ziehst ein Gesicht, als ob ich eine Schlampliese sei."

„Emilie," sagte Gustav Wiskotten ruhig, „das muß ich dir überlassen. Aber ich meine, eine Frau sollte ihre Freude daran haben, in den paar Stunden, in denen ihr Mann daheim ist, so nett und schmuck zu sein, daß er darüber allen Geschäftsärger vergißt."

„Du bist aber nie zu Haus. Soll ich mich für mich selber putzen und mich im Staat aufs Sofa setzen?"

„Wenn ich nicht sehr Wichtiges gehabt hätte, hätt' ich dich nicht warten lassen."

„O ja, ich bin immer unwichtig, und deine Mutter ist immer wichtig. Ich hab's satt, immer hinter den Wiskottens herzurennen."

„Ich hatte mit August zu reden."

„Der war doch bis zwölf Uhr in der Fabrik, und um halb Drei konnt'st du ihn schon wieder auf dem Kontor treffen. In der Zwischenzeit wird die Fabrik doch nicht bankerott gehen."

„Es handelte sich nicht um die Fabrik, sondern um eine Privatangelegenheit."

„Mit deiner Frau konnt'st du die wohl nicht besprechen?"

„Himmelsakra, jetzt reißt mir aber auch die Geduld. Der August hat die Anna Kölsch heiraten wollen. Nu weißt du's."

Digitized by Google

„Wen —? Was —? Die Anna Kölsch —? Was hat denn die alberne Person sich an den August zu hängen?"

„Ist ihr nicht im Traum eingefallen. Der August hat sich an sie gehängt!"

„Och, das will die euch jetzt wohl weismachen? Ist wohl schon Zeit dazu?"

„Emilie!" — Gustav Wiskotten schlug auf den Tisch. — „Herrgott, was seid ihr Frauenzimmer für Geschöpfe! Keinen sauberen Faden laßt ihr an einer anderen, wenn's euch in euern verärgerten Kram paßt. Bevor ihr für eine andre Mitleid haben könnt, macht ihr euch lieber selber häßlich. Na ja, das hast du erreicht."

„Nun willst du mir das dumme Ding wohl noch als Muster aufstellen? Sie hat ja nun den August. Ich freu' mich ja."

„Nein, sie hat nicht den August. Sie will ihn nicht geschenkt! Wenn sie heiratet, will sie aus Liebe heiraten, um mit ihrem Mann vergnügt zu sein, nicht um Trauerpsalmen zu singen. Das hab' ich dem August klargemacht, deshalb bin ich drüben gewesen, deshalb hab' ich meine freie Zeit geopfert, damit die Fabrik nicht darunter leidet. So. Nun ist wohl alles klar."

„Das kannst du mir doch alles ruhiger sagen...," weinte Emilie Wiskotten.

„Ruhiger? Ja, hab' ich denn den Streit mit dir angefangen?"

„Ich vielleicht?" weinte sie heftiger. „Ich mach' doch alles falsch. Ich — ich — die Anna Kölsch, die ist gar nicht so dumm, daß sie nicht in die Wiskottens hinein will, die weiß weshalb — und ich — ich wollt' — ach Gott — ich wollt' — —"

„Emilie — —"

Aber sie rannte weinend hinaus. Er sah noch den Morgenrock — dann klappte die Tür zu.

Gustav Wiskotten drückte die Stirn gegen die Fensterscheibe. Er fühlte sich plötzlich müde. Allerlei weiche Bilder höhnten ihn. Dann wandte er sich rasch herum. Das Mädchen hatte das Beefsteak hereingetragen, und er schlang die Bissen hastig hinunter. Zehn Minuten darauf schritt er über den Fabrikhof.

Vor dem Maschinenhaus türmte sich ein Berg Asche. Dort spielten seine Kinder, schwarz wie die Mohren. Er rief sie zu sich her.

„Papa, Papa!" rief der Junge, „ich hab' dir was zu sagen."

„Wird 'ne nette Dummheit sein."

„Der Christian hat's gesagt. Dann is es keine Dummheit."

„Los! Was willst du?"

„Ich weiß jetzt, was ich werden will. Heizer will ich werden."

„Heizer? Auf einmal?"

„Der Christian hat gesagt, was Höheres gäb' es nich. Wenn er wollt', ständ' die Fabrik still. Er braucht' nur eine Schippe Kohlen nicht aufzuwerfen. Das hätt' er ganz allein in der Hand."

Aus dem Feuerraum tauchte das Zebragesicht des alten Christian.

„Dat Kroppzeug schnappt einem die Wort' vom Mund weg," meinte er stolz, als wär es sein Nachwuchs, und er spukte kräftig in die Hände, um die schwerbeladene Schaufel zu schwingen. Gustav Wiskotten nickte ihm zu, ließ die verwunderten Kinder stehen und ging nachdenklich den Weg zur Wupper.

„Wahrhaftig," sagte er vor sich hin, „so ein Heizer hat's gut . . ."

Die schwarze Wupper gurgelte vor ihm auf. „Tätig, tätig!"

„Ja," dachte er, die fängt an der Quelle auch ganz blank und vergnügt an, und eben hat sie Oberwasser, da muß sie auch schon Hammerwerke und Fabriken treiben. Na, was denn? Es kann nicht jeder Arbeitsbach ein strahlender Rhein werden."

Er ballte die Fäuste fest und ging mit steifem Nacken zu seinem Neubau. Bei der Färberei sah er Kölsch. Er rief ihm zwei Worte zu. „All right!" — —

V

Im Tal war es unruhig. Seit einigen Tagen waren die Wirtschaften überfüllter als sonst. Man sah unter den Arbeitern finstere und erhitzte Gesichter, und in den Fabrikräumen standen oft während der Arbeitszeit heftig gestikulierende Gruppen zusammen, die der Aufforderung der Werkmeister, auseinanderzugehen und die Hände zu rühren, nur widerwillig folgten. Man wußte, daß große Warenbestellungen aus London, Paris und Amerika eingelaufen seien, daß die Fabrikanten sich zu einer goldenen Ernte rüsteten, und man wollte auch seinen Teil an der reichen Konjunktur. Die Arbeiter formulierten ihre Forderungen. Höhere Löhne, verkürzte Arbeitszeit und ausgiebigere Bezahlung der Ueberstunden wurden verlangt. In einigen Betrieben Elberfelds kam es zu Arbeitseinstellungen, Betriebe in Barmen folgten. Streikluft lastete über dem Tal.

Ewald Wiskotten lief seit dem Tage, an dem die Hand der Mutter die Auseinandersetzung seiner Wünsche so rasch unterbrochen hatte, verstockt umher. Aber in ihm gärte es, und in seinem Kopfe arbeitete es fieberhaft. Es war, als ob die aufreizende Stimmung im Tal den Revolutionsprozeß in ihm beschleunigte. Dort, hinter den Bergzügen, breitete sich die niederrheinische Tiefebene. Dort lag Düsseldorf, die Stadt der Künste. Dort lachte die Freiheit.

Es war Mittag. Im Herzen der Stadt, auf dem alten Markt, sammelten sich Arbeitergruppen. Ruhig und ernst standen sie da, nur durch ihre Zahl demonstrierend. Ewald Wiskotten bemerkte

Digitized by Google

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München

Eingeschlafen

Nach dem Gemälde von Hermann Knopf (München)

Digitized by Google

ein junges Mädchen, das ohne Scheu den menschenerfüllten Platz durchquerte. Man rief ihr Scherzworte nach, man machte ihr, wie einer Dame, mit übertriebener Höflichkeit die Bahn frei. Sie achtete nicht auf das eine und nicht auf das andre und verfolgte ruhig ihren Weg. Der junge Mann eilte hastig auf sie zu und bot ihr den Arm. Das gab der Ansammlung Stoff zu Gelächter und einigen anzüglichen Redensarten.

„Aber Anna," sagte Ewald Wiskotten, „an solchen Tagen bleibt ein junges Mädchen zu Haus."

„Mir tun sie nix," antwortete sie.

„Aber wenn dich einer angefaßt hätte," beharrte er.

„Davon wär' ich auch nicht gestorben. Nur, daß der andre seine Ohrfeige weggehabt hätte."

„Das paßt sich aber nicht für ein Fräulein."

Sie zog ruhig ihren Arm aus dem seinen. „Hast du Furcht?"

„Bah!" machte er. „Ich wollt' nur, dich hätte einer angefaßt. Dann hätt'st du was erleben können."

„Hätt'st du dazwischen gehauen?"

„Und ob ich gehauen hätt'! Dich aber nachher extra."

„Mich — —?" Dann gab sie ihm die Hand. „Bist doch der brave Jung' geblieben."

„Wieso: geblieben? Hast du denn geglaubt, ich hätt' mich geändert?"

„Nein," lachte sie auf, „du trübst kein Wässerchen. Du hattest nur so arg viel für den Examen zu tun, weil du gar nicht mehr kamst, um — um dich nach Ernst zu erkundigen."

„Geht's ihm gut?" sagte er verlegen.

„Danke," erwiderte sie trocken. „Ich will gerad' nach Düsseldorf fahren, um nachzusehen."

„Grüß ihn von mir. Hörst du? Und sag ihm, ich käm' auch bald."

Er stieß es so schnell und heimlich hervor, daß sie ihn überrascht ansah. Seine lange Gestalt hatte sich gereckt, seine Augen flackerten in heißer Unruhe. Sein Knabengesicht, das sie so gern mochte, hatte einen fremden Zug.

„Du willst fort?" fragte sie hastig. „Und — nach Düsseldorf? . . . Dann kommst du nicht wieder."

„Freiwillig nicht! Ach, du, wie kann man nur an dieser schwarzen Wupper, unter diesen stumpfsinnigen Menschen leben, die von höherer Kultur ja keine Ahnung haben."

„Wir leben auch hier," sagte sie und beschleunigte ihren Schritt.

„Du, Anna, das ist auch der einzige Lichtblick, den ich gehabt hab'. Wenn ich zu euch in den Garten kam und balgte mich mit dir im Gras, oder wir saßen, wenn es kalt wurde, in der Küche bei deiner Mutter und sahen gierig zu, wenn sie uns Aepfel im Schlafrock briet. Das ist eine Ewigkeit her."

„Ein paar Jahr' ist's her. Red' doch nicht so albern, als ob du ein Greis wärst."

„Du," sagte er ärgerlich über ihren Ton, „ich bin nicht mehr auf der Schule."

„Nee," erwiderte sie, „man hat dich zu früh herausgelassen. Das hört man."

„Gott," sagte er mit dem Bemühen, obenhin zu reden, „du bist auch so eine waschechte Wuppertalerin. Das besagt alles."

„Und du? Du bist wohl im Himmel geboren? Und wenn du dich mit Luhns Kernseife wäschst, das Wupperwasser von der Taufe her kriegst du auch nicht herunter."

„Das werden wir ja sehen," meinte er hochfahrend. „Wenn meine liebe Familie glaubt, sie könnte mit mir machen, was sie wollte, dann irrt sie sich. Meinetwegen kann der August umsatteln und Theologe werden. Ich werd' Maler."

„Tu's nicht, Ewald," bat sie, und ihr Ton war ein ängstlicher.

„Ich werde ein großer Figurenmaler."

„Ernst meint, es reicht nicht aus."

„Euer Ernst! Der soll sich mit seiner Weisheit begraben lassen. Der bummelt doch nur."

„Aber er kann was!"

„Und ich will's euch schon zeigen! Und wenn ihr alle zusammen Zetermordio schreit. Ich hab' den Wiskottenschen Dickkopf."

„Ja," sagte sie, „den hast du."

Sie standen vor dem Barmer Bahnhof, und sie reichte ihm, ohne ihn anzusehen, die Hand zum Abschied. Aus ihrem Mädchenherzen waren ihr ein paar Kindertränen in die Augen gestiegen. Und sie empfand plötzlich mit rätselhaft schwerem Gefühl, daß es die letzten Kindertränen seien. Ihr fröhlicher Kindheitskumpan war er nun nicht mehr.

„Adieu, Ewald."

„Adieu, Anna."

Er sah ihr nach, wie sie schlank und jugendfrisch die Halle betrat. Eine Beklemmung kam über ihn. Nun wandte sie sich um. „Viel Glück," rief sie ihm zu und versuchte ein Lächeln. Da machte sich der große Mensch aus dem Staube. Er hätte heulen mögen wie ein Schulbub' und wußte nicht warum. — —

Am Nachmittag saß Gustav Wiskotten im Privatkontor seinem Bruder August gegenüber. Sie lasen die englische Post.

„Alle Achtung!" brummte Gustav und strich sich erfreut den Schnurrbart.

„Was meinst du?" fragte August und blickte von der Korrespondenz auf.

„Der Wilhelm versteht's. Ich muß ihm die englischen Bartkoteletten vergeben. Eben ist er drüben, und er geht mit den Inglischmen ins Zeug, daß ich vom Lesen der Orders schon Schwielen an die Hände kriege. Na, jetzt heißt's: Ueberstunden, Nachtschicht, daß die Heide wackelt."

Digitized by Google

„Wenn die Arbeiter nur mittun."

„Was — ? Du denkst doch nicht daran, daß unsre Kerls sich der Streikbande anschließen? Nee, mein Junge, da kennst du Buchholzen schlecht."

„Die Art Leute ist immer unzufrieden. Wo sie glauben, im Trüben fischen zu können, da tun sie es."

„Man soll eben dafür sorgen, daß nix Trübes da ist. Dann hört die Fischerei von selbst auf. Bei uns ist klar Gewässer."

„Wenn du dir nur nicht mit deinem klaren Gewässer die Augen klar waschen mußt."

Gustav Wiskotten erhob sich und öffnete die Tür zum großen Kontor. „Paul, gib mal die Lohnlisten her. Danke. Nun kannst du mal eben den Fritz aus dem Laboratorium rufen."

Als die Brüder das Privatkontor betraten, hatte er die Lohnlisten durchgesehen und sich Notizen gemacht.

„Hör mal einen Augenblick mit deiner Schreiberei auf, August. Setz dich, Fritz. Paul, du kannst auch bleiben.

„Um es kurz zu machen: Wir haben in der Textilbranche eine Hausse wie seit Jahren nicht. Und wie die Anzeichen lauten, wird sie sich noch ganz beträchtlich auswachsen. Unterdes wird auch der Neubau zum Betriebe herangezogen werden können. Einstweilen heißt es, mit Todesverachtung arbeiten, Tag und Nacht, damit wir mitkommen. Ich werde meinen Stammtischschoppen einstellen, August wird die Güte haben, sich von seinen Presbytern zu beurlauben, Fritz wird sein Reitpferd in Pension geben, und Paul wird das Dichten vertagen. Es hat also jeder auf sein Privatvergnügen Verzicht zu leisten, da es sich um den Mammon handelt. Unsre Arbeiter haben während der Zeit ebenfalls auf ihr Privatvergnügen Verzicht zu leisten, und damit sie ebenso wissen, daß es sich um den Mammon handelt, schlage ich vor, die Löhne wie die Ueberstundengelder um zehn Prozent zu erhöhen. Seid ihr einverstanden?"

„Um zehn Prozent gleich?" meinte August mißbilligend.

„Ja, mein Jung', an einer alten Hose zu Weihnachten wird ihnen nix gelegen sein."

„Könnten wir nicht erst mal ihre Forderungen abwarten?" riet Fritz. „Vielleicht machen sie's billiger."

„Forderungen? Was für Forderungen? Wer hat denn von mir was zu fordern? Das wäre eine nette Wirtschaft, wenn ich meine Leute so bungern ließ', daß sie was zu fordern hätten. Ich bin nicht nur ihr Arbeitgeber, ich bin auch ihr Versorger. Und das wissen sie. Und so soll's bleiben. Wenn wir verdienen, sollen auch sie verdienen. Den Deubel auch, wie wollt' man sonst verlangen können, daß sie Pol halten, wenn mal schlechte Jahre kommen? Und freiwillig muß man's den Leuten geben. Damit sie allezeit das Vertrauen behalten. Dann gibt's auch keine Streiks."

„Zehn Prozent!" — — wiederholte August Wiskotten kopfschüttelnd.

„Du wirst auch zehn Prozent Kirchensteuer mehr zahlen müssen, wenn dein Einkommen steigt."

Fritz und Paul lachten, und August hielt es für richtig, wenn auch griesgrämig, einzustimmen.

„Also ihr seid einverstanden?" Gustav Wiskotten blickte von einem zum andern. „Schön. Dann will ich's gleich unter die Lohnliste setzen. So: meine Unterschrift. Bitte, August, du zeichnest wohl gegen. Danke. Bei Feierabend soll es den Leuten in allen Fabrikräumen vorgelesen werden. Ich werde Kölsch Order geben, damit er sorgt, daß sie zusammenbleiben. Und nu: mit Gott für König und Vaterland an die Gewehre!"

Es klopfte.

„Herein!"

Kölsch stand auf der Schwelle. „Kann ich Sie sprechen, Herr Wiskotten?"

„Was machen Sie denn für ein belämmert Gesicht? Wo brennt's?"

„In der Färberei, Herr Wiskotten." Der Werkmeister war eingetreten und hatte die Tür hinter sich ins Schloß gezogen. Die Wiskottens sprangen auf.

„In der Färberei? Was heißt das — ?"

„Kaum, daß der Herr Fritz heraus war, legte der Polacke, der Wiszkowski, die Transmission still, weil er reden wollte."

„Himmelherrgott!" brauste Gustav Wiskotten auf. „Finger an meine Transmission?"

„Weiter, weiter, Kölsch!"

„Ich hörte sofort, daß da was nicht in Ordnung war, und lief hin. Der Polacke forderte gerade die Färber auf, die Arbeit einzustellen, um dadurch auf die Herren einen Druck auszuüben. Jetzt wär' gerad' die rechte Zeit. Heute nachmittag legten sämtliche Färber in Barmen die Arbeit nieder. Wer nicht mittäte, hätte kein Solidaritätsgefühl, und wer zu solchen Zeiten kein Solidaritätsgefühl hätte, sei ein Verräter und ein Schuft."

„Haben Sie dem Halunken nicht sofort sein Arbeitsbuch zugestellt?" schrie Gustav Wiskotten.

„Im selben Moment, Herr Wiskotten."

„Und was war dann?"

„Die Färber protestierten und verlangten die Zurücknahme oder auf der Stelle ebenfalls ausgezahlt zu werden."

Gustav Wiskotten stopfte sich die geballten Fäuste vor den Mund. Seine Stirn lief dunkelrot an, die Augen quollen ihm, und sein Gesicht verzerrte sich.

„Herr Wiskotten! Ruhe! Sie müssen sich

Digitized by Google

beruhigen! Geben Sie ein Glas Wasser her, Herr Paul!"

Gustav Wiskotten schlug dem Bruder das Glas Wasser aus der Hand, daß es gegen die Wand flog. „Laßt die Albernheiten! Ich bin doch kein Frauenzimmer, das Zustände kriegt?!" Er ging ein paarmal im Zimmer auf und ab. „Ich kann's mir gar nicht denken. Gerad' die Färber, gerad' die alten Leute . . ."

„Sie sind aufgewiegelt, Herr Wiskotten. Das liegt in der Luft und macht wie betrunken."

„Gerad' die Färber — —"

August Wiskotten ging bleich und gefaßt zur Tür. Gustav vertrat ihm den Weg. „Wo willst du hin?"

„Ich will ihnen ins Gewissen reden, ich will, wenn es sein muß, ihnen mit der Bibel an den Kopf."

„Damit sie dich auslachen und du ein für allemal deine Autorität verlierst! Nee, mein Junge, auf die Autorität kommt jetzt alles an. Jetzt helfen keine Bibelsprüche, jetzt hilft nur das Einsetzen der persönlichen Ueberlegenheit. Und nun bin ich ganz ruhig. Ich danke dir, August, hast es gut gemeint, aber das, was jetzt folgt, ist mein Geschäft. Bleibt ihr da, damit die Geschichte nicht zu wichtig aussieht. Kommen Sie, Kölsch."

„Wir müssen uns beeilen," sagte draußen der Werkmeister, „damit der Funke von der Färberei nicht auf die Bandwirkereien und Haspelstuben überspringt.

„Keine Angst. Da sitzt die Mutter."

Ohne Erregung und übermäßige Eile zu verraten, schritt Gustav Wiskotten über den Fabrikhof. An den Fenstern zeigten sich die neugierig starrenden Gesichter der Fabrikmädchen. Erschreckt fuhren die Köpfe zurück, als der Fabrikherr stehen blieb und mit erkünsteltem Staunen sie betrachtete. Aus dem Heizraum tauchte Christian auf.

„Soll ich mit, Herr Gustav?"

„Halt 's Maul und heiz deine Kessel."

Gustav Wiskotten klinkte die Tür zur Färberei auf und trat ein. Kölsch folgte und klinkte wieder zu.

Es war sonntäglich still in dem weiten Raum. Kein Schnauben des Dampfes, kein Klappern der Färberknüppel über den Bottichen. Nur eine dünne weiße Dampfschicht schwebte wie eine Spinnwebe durch die Halle und lag wie ein feiner Schleier über den Gesichtern der Männer, die feiernd an den Wänden standen, daß sie blaß und unruhig erschienen.

Gustav Wiskotten ließ seinen Blick in die Runde gehen. Auf jedem einzelnen blieb er eine Sekunde lang haften.

„Wer hat hier Feierabend geboten?" fragte er.

Keine Antwort.

„Also: Wenn hier nicht Feierabend geboten ist, weshalb arbeitet ihr nicht?"

Verlegenes Schweigen. Dann rief eine Stimme: „Weil wir nicht wollen!"

Wiskotten blickte rasch hin. Es war der Polacke, der Rädelsführer.

„Wenn ihr nicht wollt, so ist das eure Sache," sagte er kalt. „Aber meine Sache ist, dafür zu sorgen, daß mir die Partien in den Bädern nicht verderben. Das ist eine Pflichtvergessenheit, die ich euch nicht zugetraut hätte. Eure Arbeitskraft gehört euch, aber die Ware gehört mir und ist euch nur anvertraut. Und ich würd' doch lieber verrecken, als einen Vertrauensbruch begehen."

Einer der Färber trat vor. Seine Stimme war ganz belegt vor innerer Aufregung.

„Herr Wiskotten, das würden wir auch. Anvertraut Gut ist heilig. Die letzte Partie ist vor einer halben Stunde herausgenommen und hängt auf den Stöcken."

„Und was soll jetzt damit geschehen? Sollen die Heinzelmännchen kommen und schlagen und wringen?"

Der Mann zuckte die Achsel, warf einen hilfesuchenden Blick hinter sich und trat zurück.

„Also mit einem Wort: Ihr wollt nicht mehr arbeiten. Und den Grund? Den darf ich doch wohl erfahren?"

Ein Räuspern unter den Leuten, ein Ansetzen zum Sprechen, und wieder Schweigen.

„Ja, bin ich euch nicht mal wert, den Grund von euch zu erfahren? Oder soll ich etwa annehmen, ihr habt gar keinen . . ."

„Wir haben schon einen Grund, Herr Wiskotten."

„Aber wohl nicht den Mut, ihn zu nennen?"

„Auch den, Herr Wiskotten."

„Na, dann laßt mal den Barthelmes vortreten. Der hat doch sonst immer ein gut geschmiert Maul gehabt, wenn es Bierreden galt. Nu soll er seine Kunst beweisen."

Ein verstohlenes Lachen ging durch die Reihe der Leute. Dann schob man einen älteren Färber vor, mit vom Schwaden der Färberei gelichtetem Haar und hängendem Schnauzbart. Er protestierte, aber man schob ihn vorwärts: „Red', Barthelmes, du kannst et."

„Ich hör' zu, Barthelmes."

„Herr Wiskotten, et is — wie gesagt, et is wegen die vielen Aufträge, die doch nu mal da sind."

„Wir haben auch früher nicht gefaulenzt. Wenn nix zu tun gewesen wär', wärt ihr auch nicht hier."

„Dat stimmt, Herr Wiskotten, dat stimmt wie et Amen in de Kirche. Aber nu is mehr zu tun."

„Gott sei Dank! Und dafür macht ihr Ueberstunden und verdient um so mehr. Stimmt das auch?"

„Nu wat dann?" schrie Barthelmes seinen Kameraden zu. „Hab' ich euch dat nich akkurat so gesagt?"

Digitized by Google

„Ja, wenn ihr das einseht," meinte Gustav Wiskotten verwundert, „weshalb arbeitet ihr denn nicht?"

Der Pole Wiszczkowski trat vor.

„Weil wir uns nicht mehr dumm machen lassen, Herr Wiskotten. Daß wir mit Ueberstunden verdienen, wissen wir selber. Aber daß wir in guten Zeiten Anrecht haben, mehr zu verdienen als in schlechten, und daß die Fabrikanten nicht allein den Profit einzustecken haben, das wissen wir nun auch."

Gustav Wiskotten sah den Mann fest an.

„Hab' ich Sie gefragt, Wiszczkowski? Oder hat irgendein Mensch Sie zum Reden aufgefordert? Warten Sie ab, bis die Reihe an Sie kommt. Ich werd' Sie schon nicht vergessen."

„Ich kann hier reden wie jedermann."

Gustav Wiskotten ging dicht an ihn heran und sah ihm in die Augen. Dann drehte er ihm den Rücken zu.

„Barthelmes!" rief er.

„Ja, Herr Wiskotten?"

„Denken Sie mal gefälligst nach. Für die andern, die Sie zum Sprecher ernannt haben, mit. Mit wieviel Lohn haben Sie angefangen? Und wieviel Lohn beziehen Sie jetzt? Nun —? Ist nicht in einem fort gesteigert worden, seitdem es mit der Fabrik und der Färberei vorwärts geht? Ist es auch nur ein einziges Mal dagewesen, daß ihr die Wiskottens um Zulage habt trietzen müssen? Oder sind die Lohnaufbesserungen immer von selber erfolgt? Wie —? Ja, es sind gute Zeiten gekommen, und die sollen, weiß Gott, nach Kräften ausgenutzt werden. Aber glaubt ihr denn, die guten Zeiten wären mit nix und wieder nix auszunutzen, und es schneite einem Brei in den Mund, wenn man ihn nur weit genug aufriß? Da! Schaut mal durch die Fenster! Da wird eine neue Färberei, da werden neue Fabrikräume gebaut. Da stecken wir das Geld hinein, damit es Zinsen trägt für uns und für euch. Jawohl, für euch ebenso. Denn wenn wir jetzt das Geld nicht riskierten, um durch ausgedehnteren Betrieb leistungsfähiger zu sein, würd' uns die Konkurrenz Hals über Kopp an die Wand drücken. Das sind die Vorarbeiten für die gute Zeit. Wieviel wir nachher auf die hohe Kante legen können, das richtet sich jetzt nach unsrer Arbeit. Ob wir anpacken oder ob wir nur in die Hände spucken. Ist einer unter euch, der sagen kann, die Wiskottens hätten sich ihren Mitarbeitern gegenüber je lumpen lassen? Ist einer da, der Angst hat und Vorschuß möcht'? Dann nur heraus mit der Sprache. Es ist ein Aufwaschen."

Barthelmes hatte sich unruhig rückwärts bewegt. Es war ein erregtes Raunen unter den Leuten. Dann schob man den Mann von neuem vor. Diesmal zeigte er ein sicheres Auftreten.

„Herr Wiskotten," sagte er ehrlich, „dat mit den vielen Aufträgen un den höheren Löhnen deswegen, überhaupt dat, wat ich da vorhin vorgebracht hab', dat war natürlich en hanebüchenen Unsinn. Wir sind immer zufrieden gewesen und sind auch jetzt zufrieden. Dat Zeugnis müssen wir Ihnen ausstellen. Wir waren nur ganz benebelt, als der Wiszczkowski uns vorhin vorrechnete, wat für ein Geldspiel nu über Barmen käm', un dat wir et Fingerlecken hätten. Und dann — Herr Wiskotten — dat Solidaritätsgefühl, dat muß doch nu mal sein."

Gustav Wiskotten nahm die Lohnliste vor, die er mitgebracht hatte.

„Ich dank' Ihnen, Barthelmes, für das gute Zeugnis. Und damit ihr alle hört, daß wir euer Vertrauen wohl auch ein klein bißchen verdienen, möcht' ich mitteilen, daß wir, bevor ihr die Arbeit niederlegtet, also aus freien Stücken, sämtliche Löhne und Ueberstundengelder um zehn Prozent erhöht hatten. Hier, Barthelmes, sie können hineinsehen. Da steht der Vermerk, von der Firma unterschrieben, in der Lohnliste."

Barthelmes wehrte ab. „Herr Wiskotten," stammelte er, „Donnerkiel, Sie müssen uns für 'ne nette Schwefelbande halten. Zehn Prozent!" Er wandte sich zu seinen Kameraden. „Aus freien Stücken . . . O verdeck, ek wöll, ek wär' im Musloch . . ."

Wiszczkowski konnte nicht länger an sich halten.

„Seid ihr alte Weiber?" schrie er wütend. „Dann küßt doch dem Herrn die Hand und bedankt euch für gnädige Straf'! Oder seid ihr zielbewußte Männer! Hier handelt es sich nicht um uns, hier handelt es sich um die allgemeine Bewegung, um die Regelung der Machtfrage, um das Solidaritätsgefühl!"

„Wiszczkowski," rief Gustav Wiskotten hart, „Sie haben hier nix mehr zu suchen. Sie sind entlassen."

„Was Sie nicht sagen, Herr Wiskotten! Wir entlassen uns selber, wir alle, und wir kommen erst wieder, wenn von sämtlichen Färbereien des Wuppertals der neue Lohntarif angenommen ist. Ohne Maßregelungen! Die gibt's nicht mehr."

„Wiszczkowski, verfügen Sie sich unverzüglich an die Kasse und lassen Sie sich Ihren Lohn auszahlen."

„Hat Zeit, Herr Wiskotten, wir geben alle zusammen. Die schönen Worte von ‚freiwilligen' Lohnerhöhungen verfangen jetzt nicht mehr."

Gustav Wiskotten wurde totenblaß. In seiner breiten Brust arbeitete es, daß es ihm den Atem benahm.

„Wa—as? Will mich der Halunke zum Lügner machen? Raus!" donnerte er, „raus, oder ek schmiet deck rut, dat du Hals un Beene breeken sollst!"

Der Mann rührte sich nicht von seinem Platz.

Digitized by Google

„Kölsch! Tür auf!“

Der Färber grinste über das ganze Gesicht.

Da verlor Gustav Wiskotten die Besinnung. Mit einem Sprung war er vor und packte mit einem Griff den vierschrötigen Gegner bei der Kehle und mit dem andern beim Hosengurt. Seine Brust keuchte, die Adern liefen ihm wie blutrote Stricke über die Stirn. Es war ein furchtbares, lautloses Ringen um das Fußbreit Boden, auf dem man stand. Dem Polen traten die Augen aus dem Kopf, in seine Mundwinkel lief Schaum, er stemmte sich mit wilder Kraft gegen den Angreifer und versuchte, ihm die Handgelenke zu zerbrechen.

„Zurück!“ schrie Kölsch, als die Färber Miene machten, die Ringenden auseinanderzureißen. Wie der Waffenmeister seines Herrn stand er neben ihm, jetzt wirklich ein graubärtiger Hagen. Er wußte, was es galt. Daß es hier um die Autorität des Herrn ging.

Gustav Wiskotten schloß die Augen. Einen Moment lockerte er seinen Griff, als sei er ermüdet. Der Gegner machte eine aufatmende, triumphierende Bewegung. Mit losbrechender Wildheit stieß Gustav Wiskotten zu, warf den Ueberrumpelten mit Ungestüm aus seinem Kreis, packte den nicht mehr Standhaltenden fester, daß die Füße des Gegners den Boden verloren, und warf ihn mit Anspannung aller Kräfte durch die offene Tür, daß der Körper des Mannes in dem vorgelagerten Aschenberg dumpf aufschlug.

Gustav Wiskotten drehte sich um. Sein Aussehen war schrecklich. Alle Muskeln seines Gesichts arbeiteten. Vom Schweiß verklebt, hing ihm das Haar in die Augen. Er nahm sein Taschentuch heraus, wischte sich die Stirn und rieb die Hände ab. Draußen liefen ein paar Arbeiter herbei, um dem Gestürzten aufzuhelfen. Aber der schwarze Christian stand neben ihm mit der Schüppe.

„Dat keiner den gottverdammten Kerl anpackt! De kann gar nich besser liegen . . .“

Und plötzlich begann in der Färberei Gustav Wiskotten zu lachen. Er stützte die Arme in die keuchenden Seiten und lachte mit stoßendem Atem, immer heftiger, immer schallender. Da gab es für die Färber kein Zurückhalten mehr. Sie drängten vor, sie streckten die Hände aus, ihre Augen leuchteten, ihre Gesichter lachten. „Herr Wiskotten — Donnerkiel, Herr Gustav!“ Einer machte dem andern vor, wie der Polack geflogen wär'. „Ju — hupp!“ Und inmitten des Tumults schrie der Färber Barthelmes: „Unser Herr Gustav Wiskotten, und der soll leben: Vivat hoch! Und zum zweiten Male: Vivat hoch! Und zum dritten Male: Vivat hoch!“ Das brauste durch die offene Tür über den Fabrikhof und drang in alle Räume, und im Privatkontor lachte den Brüdern das Herz im Leib.

„So,“ sagte Gustav Wiskotten, „nun wären wir ja unter uns. Da werden wir uns auch wegen der Solidarität schnell verständigen. Barthelmes, wie lange sind Sie jetzt hier?“

„Werden im Mai fünfundzwanzig Jahre, Herr Wiskotten.“

„Und der Friedrich? Und der Karl Schlieper?“

„Ebenso lang.“

„Seht ihr! Und dann kommen ein paar mit zwanzig Jahren, und ein Dutzend zählen fast alle. Als meine Eltern anfingen, da war schon der Stamm von euch vorhanden, und ebenso in der Garnerei und Wirkerei. Keiner fehlt, oder der Tod hat ihn abgerufen. Dafür sind neue wackere Männer angetreten, die sich bald mit uns eins fühlten. In guten und schlechten Zeiten haben wir zusammengestanden; wenn ein faules Jahr kam, wir haben es getragen und euch nicht darunter leiden lassen, und wenn dann wieder ein gesegnetes Jahr kam, habt ihr gesorgt, daß der Segen auch hereinkam und das alte Manko gedeckt wurde. So ist einer hier für den andern eingestanden, wir haben uns ineinander eingelebt wie eine Familie, und der Vater und die Mutter waren auch euch Vater und Mutter. In der Fabrik und bei euch zu Haus. Ob's da eine fröhliche Taufe galt oder ein ernstes Begräbnis, wir haben uns zusammen gefreut und haben zusammen getrauert. Und — haben zusammen gearbeitet! Ja, ist das Solidarität, oder ist das keine? Oder ist das Solidarität, wenn ihr plötzlich auf die alte treue Freundschaft pfeift und lauft mit dem großen Haufen, den ihr gar nicht kennt und der euch gar nix angeht, nur weil ein paar Schreier und Tagediebe das für die neueste Mode erklären? Ihr wißt, bei mir kann jeder eine Politik haben oder eine Religion, wie er will. Ich respektiere jede ehrliche Gesinnung, ob rot oder schwarz oder blau. Aber über das alles hinaus gibt es noch etwas Höheres: das ist die Politik der gemeinsamen Arbeit und des gemeinsamen Vertrauens! Das ist die wahrhaftige Solidarität! Und es war einmal ein Stolz, daß nicht nur wir sagten: wir sind Wiskottens, sondern daß auch ihr sagtet: Wir sind die Wiskottenschen!“

„Wird auch so bleiben, Herr Gustav!“

„Wir wissen, wat richtige Solidarität ist, und die Unsern zu Haus auch!“

„Nu lassen Sie mal dat Schimpfen, Herr Gustav!“

„Platz da! Riemen auf!“

Der Triebriemen flog über die Transmissionsscheibe, ein Hebeldruck, und sauchend und sausend, zischend, dampfend und klappernd wirkte der Geist der Arbeit durch den Raum, als wäre eine Pause gar nicht gewesen. Die Farbbäder kochten und brodelten, die Färberknüppel ratterten im Takt auf den Bottichrändern, und an den Pfosten war ein klatschendes Schlagen und Recken. Man tat,

Digitized by Google

als hätte man die Anwesenheit des Fabrikherrn vergessen, als wäre die Arbeit so dringend, daß man ihm beim besten Willen nicht mehr Red' und Antwort stehen könnt'. Neben Gustav Wiskotten ließ ein Mann ein gebrauchtes Bad aus der Kufe laufen, daß dem Ahnungslosen die Brühe über die Stiefel spritzte. „Achtung," sagte der Mann, als es zu spät war, kurz angebunden, und hantierte weiter. Und dicker weißer Schwaden verschlang langsam wieder das ganze Bild.

„War's recht so?" fragte Gustav Wiskotten seinen Stabschef draußen.

Der graubärtige Werkmeister sah ihn mit leuchtenden Augen an.

„Hätt's nich besser machen können, Herr Wiskotten."

„Der Polack hat sich verkrümelt," schrie der chwarze Christian aus seiner glühenden Hölle. Bis auf das Gequetschte ganz heil, nur der osenboden futsch!" —

„Schwere Zeiten im Tal, Kölsch. Wenn die onkurrenz nicht vorgesorgt hat, wird sie ihr atzen haben."

„Wer leistungsfähig bleibt, hat gewonnen. n morgen an muß Nachtschicht heran."

„Ich verlass' mich auf Sie, Kölsch. Da darf Muskel geschont werden."

„Nu gehen uns die Streikversammlungen der ber und Wuppertaler Farbarbeiter nix an. werden die Zeit ausnutzen."

Gustav Wiskotten ging aufs Privatkontor. war ganz Kaufmann. Die Brüder schüttelten die Hand.

Haben schon gehört! Hast reinen Tisch ht —"

r unterbrach sie: „Laßt das bis nachher. haben zu tun. Wir werden vielleicht die n sein, die noch den Betrieb aufrecht- können. Also nu den Schlachtplan!"

saßen zusammen, berieten und rechneten. ißen Köpfen. Dann kam die Mutter.

at war dat vorhin für en Gedöhns?"

r Polack is aus der Färberei heraus- ," erwiderte Gustav kurz. „Machte sich und predigte den Streik."

t? Wo is der donnerwettersche Kerl?"

eits erledigt, Mutter. Läßt sich die ken. Hinten, weißt du. Und nu hör tter, wir wollten dich gerade rufen lassen. gen an is Nachtschicht. Kölsch wird r Haspelstuben alles mit dir besprechen. wohl, dat die Leute während der Nacht nwärmer kriegen."

milie kann mir wohl eure Minna leihen?"

tverständlich. Schick nur gleich hin, geh eben selbst. Das tut der Emilie sie mitberaten darf."

r zehn Uhr abends, als Gustav Wis- Fabrik verließ. Jetzt erst kam die Aufregung über das Erlebte nachträglich über ihn. Die mußte er auslaufen. Und er schritt durch die Straßen, kreuz und quer.

Die Stadt war lebendig wie an einem Sonntag. Aus allen Kneipen scholl Lärm und Wortgefecht. Vor den Wirtshaustüren standen bleich und abwartend die Frauen der Streikenden. Hin und wieder schuf sich eine Resolute Bahn und holte aus dem Schwarm der Feiernden den Gatten hervor. Dann brachen selbst die von eigner Angst gequälten Weiber in ein tobendes Gelächter aus.

„Gib ihm en Lutsch in den Mund, Hulda!"

„Achtung, Stufe!"

Und das Gelächter ebbte ab, und wieder herrschte unter den fröstelnden Frauen beklommene Stille.

Beim Wirt Oweram Schulte war das Gedränge am stärksten. Hier hielten die Rittershauser Färber Streikversammlungen ab. Schulte hatte den Saal hergegeben. „Aber keinen Radau. Sonst dreh' ich et Licht ab." Er selbst stand hemdärmelig in der Nähe der Rednertribüne und sorgte für Ordnung. Gustav Wiskotten geriet ins Gedränge und ließ sich in den Saal schieben. Ein Redner stellte fest, daß alle Betriebe am Nachmittag die Arbeit niedergelegt hätten, mit Ausnahme des Wiskottenschen.

„Bande!" schrie eine heisere Stimme.

Abraham Schulte hob sich verdächtig auf den Zehenspitzen.

„Ruhe!" riefen ein paar andre. „Weitersprechen!"

Der Redner sprach über die soziale Frage und die Lösung, die sie alle erstreben müßten. Er sprach ruhig und sachlich. Er verwies auf die Wuppertaler Farbenfabriken und die Großbetriebe in der Färbereibranche, auf die hohen Einnahmen und die geringen Löhne. Er stellte fest, wie viele Familien gezwungen wären, mit Kind und Kegel in einer Stube und in einer Küche zu hausen. Er rief die Pastoren des Tals auf, ihre soziale Fürsorge und ihre Sittlichkeitsbestrebungen werktätiger dort einzusetzen, wo die Wurzel des Uebels wäre, statt mit den Fabrikanten im Presbyterium zu sitzen, bis sie auf dem andern Ohr taub seien. Er verlangte gründliche Remedur, kein Flickwerk, und eine durchgreifende Besserung sei nur zu erzielen durch das solidarische Vorgehen der Gesamtheit.

„Hört, Hört!"

„Wo sind die Wiskottenschen?"

„Ich beantrage, den Wiskottenschen die Verachtung der Versammlung —"

„Hast du das Wort?" rief der Wirt Oweram und zog die Augenbrauen hoch.

„— die Verachtung der Versammlung —"

„Du kanns wohl nich hören? Ob du das Wort hast?!"

Digitized by Google

„Nee, aber —“

„Dann wart'st du gefälligst, bis du an die Reih' kömmst. Et wird nur von der Tribüne aus gesprochen.“

Auf der Tribüne erschien die verwitterte Gestalt des Färbers Barthelmes. Vereinzelte Pfiffe ertönten; Ruhegebote.

„Ich wollt' euch nur eins sagen. In meinem Namen und im Namen meiner Kameraden. Wir sind keine Streikbrecher. Weshalb nich? Weil wir gar keinen Streik brauchen.“

„Verräter! Hund!“

Oweram Schulte patrouillierte den Saal ab.

„Wenn de Schreihals noch ens dat Muhl oppdöht — —! Hier is gleiches Recht für alle. Aber auf de Tribüne und ordnungsgemäß. Un wer sin Bier betahlt!“

„Und weshalb brauchen wir keinen Streik, wir bei Wiskottens? Weil wir uns über nix zu beklagen haben, weil die Firma uns seit fünfundzwanzig Jahren als anständige Menschen und Mitarbeiter behandelt, weil sie immer treu zu uns und unsern Familien gehalten hat, und da soll doch Gott den Deubel frikassieren, wenn wir dat durch Unanständigkeit und Gemeinerei beantworten wollten. Solidarität is, wenn man eine Familie bildet. Die Wiskottens und wir tun dat seit alters her. Dat is die einzig richtige Auffassung von die Sache. En Jammer is, dat nich alle Fabrikanten so sind wie die Wiskottens. Dat sehen wir ein. Und weil wir dat einsehen, werden wir unsre kämpfenden Genossen aus den andern Fabriken von unserm Wochenlohn unterstützen. Unsre Ehre gehört den Wiskottens, unser Geld euch!“

„Judasgroschen, Judasgroschen!“ brüllte eine Stimme.

Nun hatte Oweram Schulte ihn erspäht. „Aha, der Polack, der Herr Wiszczkowski! Hast du et Wort?“

„Nee!“

„Woß du et Muhl hollen?“

„Nee!“

„Na, Jöngsken, dann kumm ens mit. Du paßt nich in die feine Gesellschaft.“

Er packte ihn, wie er ein Bierfaß zu schroten pflegte, und drückte ihn durch die Menge. Man wollte zugreifen, aber der stiernackige Wirt wehrte. „Loten Sie man, de versteht dat Herumfliegen ut dem Effeff. Hopplah — —!“

Der Pole sauste die Stiege hinab und fuhr zwischen die draußen Harrenden. Da erwachte der Volkshumor.

„Donnerkiel, du häs et aber eilig!“

„Platz — da mot ens eener ganz rasch die soziale Frage lösen!“

„Dat is en zerstreuten Professer, de hät sinne Buxe vergehten.“

„Scham dek wat, hie sinn Fraulütt!“ — —

An diesem Abend kam Gustav Wiskotten spät in der Nacht heim. Seine Färber hatten ihn nicht losgelassen. Und er hatte nach alter patriarchalischer Sitte unter ihnen gesessen, wie einst sein Vater unter ihnen gesessen hatte.

VI

Der Riese, der den Talkessel mit seinen massigen Gliedern füllte, litt an Fieberschauern. Der Südwind, der die letzten Spuren des Schnees mit schmeichlerischem Atem auf den Höhen eingesogen hatte, die Märzsonne, die so jung und buhlerisch zu küssen verstand, erregte sein Blut. Abenteueregedanken, wie sie die Vorfrühlingstage bringen mit ihrem Sehnen und Drängen, lagen ihm im Blut, Wagemut, Freiheitslieder . . .

Das arbeitende Volk fühlte den kommenden Lenz wie einen Mahner. Die Wälder riefen ihm zu: Tausend braune Knospen haben wir durch den Winter gebracht. Nicht, damit sie in der Kapsel bleiben. Damit sie aufspringen und die in ihnen wohnende Naturkraft beweisen. Ist euer Vertrauen auf Grünen und Blühen geringer als das der Bäume im Walde? Und die junge Sonne lachte hinter ihnen her: Ihr vergeßt die Zeit. Wacht auf! Es wird nur einmal Frühling im Jahr! —

Sie wollten auch ihren Teil am Frühling. Die wärmende Sonne sollte nicht nur für die Bevorzugten scheinen, die auch im Winter nicht froren. Sie zogen sich ihr Feiertagswams an und rückten die Mütze aufs Ohr: „Her mit der Sonne!“

In langen Reihen zogen sie über die schmalen Trottoirs die Wupper entlang, wortkarg, mit großen Augen, ungewohnt der Freiheit mitten in der Woche. Sie blickten um sich, als kennten sie ihr eignes Tal nicht wieder. Fiel ein Scherzwort, so lachten auch die Fernerstehenden, ohne es verstanden zu haben. Die innere Erregung wollte einen Ausgang. An den Arbeitsstätten traten Stockungen ein. Man wußte, drinnen wurde verhandelt, um neue Lebensbedingungen, um neue Sonne. Schwer atmeten die Männer, und ihre Augen wurden starrer, als zwängen sie sich, durch die undurchdringlichen Mauern zu sehen. Dann zogen die Trupps weiter, zu andern Arbeitsstätten. Und hier wie dort dieselbe stummheischende Kundgebung. In einigen Wirtshäusern wurde ein Trunk genommen. Der löste Herz und Zunge. Forderungen wurden diskutiert, Löhne, Arbeitszeit und Feierabend. Verwünschungen mischten sich mit Beschwichtigungen, Phantastereien der Jungen mit der nüchternen Magenpolitik der Familienväter.

„Hauptsache, dat Mutter Groschen kriegt.“

„Hauptsache, dat von jetzt an die Partei mitzureden hat.“

„Die Partei? Ich hab' sechs hungrige Blagen

Digitized by Google

Ein Liebesmahl

Nach dem Gemälde von Wilhelm Löwith (Berlin)

Digitized by Google

Digitized by Google

zu Haus. Die sind Partei und die reden auch mit, kann ich dir sagen."

Und die Sonne stieg und füllte das Tal mit Lenzgedanken, Hoffnungen, Erwartungen ...

Am Nachmittag litt es Ewald Wiskotten nicht mehr daheim. Sein junges Blut war angestreckt von der treibenden Unruhe, welche die Luft schwängerte und durch alle Poren drang. Er hatte in seinen Schülerzeichnungen gewühlt und eine Mappe angefüllt. Nun fuhr er, die Mappe an sich gepreßt, mit der Straßenbahn nach Elberfeld. Er wollte zum Maler Weert. Der sollte ihm die Wege weisen in die Freiheit, in der er selbst einmal gewandelt war.

Die Enttäuschung, die sich ihm beim Betreten des Malerateliers bot, überwand er schnell. Das zottelhaarige Dienstmädchen, das ihm die Tür geöffnet hatte, hatte ihn ohne weiteres ins Allerheiligste eintreten lassen. Zwischen altem, wertlosem Gerümpel, schreienden Teppichfetzen und altem Gewaffe, einem Sammelsurium von Gegenständen, die den Besucher verwirren und gleichsam seinen Bourgeoisgeist in die künstlerische Sphäre hinüberziehen sollten, stand eine Staffelei mit einer lebensgroßen Kopie von van Dycks jugendschöner Marchesa Spinola, dem Wunderwerk des Meisters an Vornehmheit der Farbengebung, an Eleganz der Bewegung, an süßem, liebevollem Leben ... Und neben diesem Bildnis, das zu fragen scheint: Ist die Schöpfung köstlicher oder das Geschöpf? lag auf einem Rundsofa, der gebogenen Linie des Möbels sich anschmiegend, der Maler Weert schlafend. Scharf zogen die Schnarchtöne durch das Atelier ...

„Guten Tag, Herr Weert," sagte Ewald Wiskotten laut.

Ein Zucken ging durch den Körper. „Wie? Was? Bitte, einen Moment, ich denke gerade über was nach — einen — exquisiten — Farbenton — — Ja! So geht's!" Er sprang auf, fuhr sich durchs Haar und erkannte seinen Besucher.

„Sie sind's — —?" machte er gedehnt, und es klang ein Grollen über die Störung durch seine Worte. „Was führt Sie denn her, junger Mann? Wenn Sie zum Photographen wollten, bitte drei Häuser weiter, links."

„Entschuldigen Sie, Herr Weert, daß ich Sie in Ihrem Nachmittagsschlaf störte ..."

„Was, Schlaf! Ich schlafe des Nachts, und dann noch sehr unvollkommen. Auf dem Sofa komponier' ich."

„Darf ich Sie ein paar Minuten belästigen?"

„Nun setzen Sie die Worte schon richtiger. Also bitte, belästigen Sie mich." Er strich seinen Heckerbart und funkelte den jungen Mann aus geröteten Augen an.

„Herr Weert, ich hatte am Sonntag vor acht Tagen das Vergnügen, mit Ihnen über Kunst zu reden."

„Das Vergnügen —? Außerdem rede ich nicht über Kunst."

Aber Ewald Wiskotten hatte sich vorgenommen, sich nicht abspeisen zu lassen. „Herr Weert, ich habe von klein auf solchen Respekt vor Ihrem Namen gehabt, daß ich niemand wüßte, der mir besser raten könnte. Ich möchte zur Akademie, ich möchte Maler werden, ich möchte malen lernen wie Sie ..."

Da lachte der Maler schneidend auf.

„Wie ich? Wie ich —? Ja, haben Sie vielleicht heute morgen meinen Frühschoppen getrunken? Ich ein Maler!"

„Herr Weert," stammelte der junge Mensch, „ein ganz klein wenig versteh' ich auch von Bildern. Wer das da gemalt hat, diese wunderbare Dame in Schwarz auf Schwarz, der ist bei Gott ein Maler!"

„Ist er auch, mein Junge, ist er auch! Gewiß ist der van Dyck ein Maler, und was für einer!" Er brach ab und ging an das Bild heran. Und nach einer Weile stummen Schauens fuhr er mit schwerfälliger Hand liebkosend über die Leinwand ...

„Herr Weert — —?"

„Was, mein Junge ..."

„Das haben Sie doch gemalt?"

„Gewiß. Das hier hab' ich einmal gemalt. Nach dem Original des großen van Dyck. Und hab's nicht schlecht getroffen ... Ja, damals. Als ich noch durch die Lande zog und glaubte, meine Jugend sei mein Talent. Da hatt' ich noch die Courage, selbst einem van Dyck ins Handwerk pfuschen zu wollen. Dies Bild und die Zeiten! Das ist nun alles, was ich mir daraus gerettet habe ..."

„Aber es ist ein Schatz!"

„Und ob es mein Schatz ist! Wenn ich es nicht hätte, könnte ich Wände streichen. So aber ist es mein Köder, meine Leimrute! Gibt es ein lieblicheres Frauenzimmer auf der Welt und ein graziöseres dazu, als diese italienische Marchesa, die längst die Würmer gefressen haben? Heraus mit der Sprache! Nein, das gibt es nicht. Und nun denken Sie, der Herrgott hat eine Sonntagslaune und läßt eine der Spitzenkordelnlitzendamen des Wuppertals die Tür drei Häuser weiter links beim Photographen verfehlen und in meine Kunststube hereinschneien. Ja, glauben Sie denn, die ging' mir wieder von der Schwelle, wenn sie den Liebreiz da gesehen hat? ‚O, Herr Weert, so müssen Sie mich auch malen! In dieser Stellung und in diesen Farben! Nein, die Augen, die mein Männchen machen wird!' Und ich male aus jeder robusten Truthenne die süße Taube van Dycks, in dieser Stellung, in diesen Farben, und glaub's unbesehen, was für Augen das Männchen machen wird. Mein Schatz ist eine Kopie, und ihr Besitzer — wie sagten Sie doch? — ein Maler!"

Digitized by Google

„Herr Weert — wenn ich so eine Kopie fertig brächte!"

„Wollen Sie sich lustig machen, Sie Sohn der schwarzen Wupper? Daß ich mehr als die Anstreichergilde hierorts kann, weiß ich selber! Aber das Wuppertal, dies von allen Musen dreimal bekreuzigte Wuppertal! Ich hatt' es nur zweimal bekreuzigt, und dann trieb mich der Ehrgeiz, mich satt essen zu wollen, heim. Was glauben Sie, daß mich dieser Schmerbauch gekostet hat? He, Sie Grünling? Meine Kunst hat er mich gekostet, meine Kunst!"

„Aber Sie sind doch der gesuchteste Maler in Elberfeld und Barmen . . ."

„Weil sich sonst kein Dummer finden läßt, weil die andern ihr Gehirnschmalz frühzeitig genug über die Berge in Sicherheit gebracht haben! Deshalb bin ich der gesuchteste. Und weil ich Helena in jedem Weibe sehe, die süße Taube van Dycks in jeder menschlichen Ausgeburt der Textilbranche! Deshalb! Deshalb! Und denken Sie nur nicht, ich hätte die alten Meister nutzlos studiert. Ah, die verstanden sich auf die prachtstrotzenden Kostüme. Ich arrangiere bei festlichen Gelegenheiten lebende Bilder nach alten Meistern. Die modernen sind für unsre Damen zu ordinär. Vergessen Sie das bei Ihrem Studium nicht! Denn wenn Sie später einmal ins Wuppertal heimzukehren gedenken, stellen Sie auch lebende Bilder."

„Darf ich Ihnen jetzt," fragte Ewald Wiskotten dringend, „meine Zeichnungen zeigen?"

Der Maler stutzte.

„Und das genügt Ihnen alles noch nicht? Na, denn in Gottes Namen. Daß ich ein Volksverführer sei, kann mir jetzt mein schlimmster Feind nicht nachsagen."

Er nahm die Mappe, breitete sie auf einen Tisch und blieb blätternd vor ihr stehen. Ewald Wiskotten litt Todespein. Und doch hätte er diese Pein verlängern mögen. Das Blättern ging ihm zu schnell.

„Sie haben da — eine Zeichnung — überschlagen, Herr Weert . . ."

„Freu dich, mein Jung."

Da schwieg er.

Ein paar Minuten darauf klappte der Maler die Mappe zu, schnürte sie umständlich wieder zusammen und gab sie dem gespannt Harrenden zurück. „Nicht übel."

„Sie — finden auch, daß ich Talent habe —?"

„Wir wollen uns, wenn wir unter vier Augen sind, die großen Worte abgewöhnen. Talent! Der van Dyck hatte Talent und sein Meister, der Rubens, und der alte Dürer. Und der Rembrandt war ein Genie. Ich sprech' von den Germanen. Wir, mein Junge, wollen zufrieden sein, wenn uns ein gutmütiger Mensch einen Maler nennt."

„Dazu also reicht's? Wirklich?"

„Wer behauptet das? Ich hab' kein Sterbenswort davon gesagt. Ich hab' nur gesagt: nicht übel!"

„Bitte, Herr Weert, sprechen Sie doch nicht so in Orakeln . . ."

„Soll ich denn noch deutlicher werden? Ich mein' also: für den Hausgebrauch ist das alles mögliche. Es liegt Schmiß drin, Erfindungsgabe, Kompositionstalent. Man merkt, Sie sind aus der Textilbranche. So ein Spitzenwurf, so eine Applikation in Ornamenten und Figuren — ganz apart. Das würde der feinste Modekupfer."

„Sie wollen mich zum Narren halten, Herr Weert."

„Ich wär' der größte Narr, wenn ich es tät'. Na: frisch drauf los."

„Ah — —! Bilder malen — —"

„Ach was! Modekupfer!"

„Herr Weert, nun verspotten Sie mich nicht mehr. Sie machen sich ja auch über sich selbst lustig, da tut's nicht weh. Ist ja doch anders gemeint —"

„Anders gemeint? Respekt vor meinen Worten, Herr Kollege!"

„Frisch drauf los!' haben Sie soeben gesagt. Frisch drauf los!' Das werd' ich nicht vergessen. Nun hab' ich den Mut."

„Menschenkind, kommen Sie zu sich!"

„Nun bin ich zu mir gekommen, Herr Weert, und ich werd' schon dafür sorgen, daß jetzt auch die andern zu sich kommen, die zu Haus. Jetzt geht's nach Düsseldorf! Ich weiß, was ich will."

„Das scheint mir doch nicht so ganz der Fall zu sein. Hören Sie mal — wie? — Donnerwetter, schreien Sie nicht so! Hier werden keine patriotischen Feste gefeiert, Sie verrückter Hurrarufer. Ach Gott, dem Jüngling ist von Menschen nicht mehr zu helfen. Da müssen schon Natur und Zeit heran."

„Herr Weert, es weht Lenzluft im Tal. Die Arbeiter marschieren durch die Straßen und verlangen ihren Anteil an der Sonne!"

„Und wenn es regnet? Dann hat's ihnen in die Suppe geregnet."

„Nein, nein! Ich nehm's für ein gutes Omen. Ich marschier' auch. Ich marschier' aus dem rauchigschwarzen Wuppertal in die sonnengoldene Künstlerfreiheit!"

„Aha!" sagte der Maler und packte ihn beim Westenknopf. „Da hätten wir ja endlich des Pudels Kern. Und da schreiben die Zeitungen: die Welt schritte vor. Künstlerfreiheit! Mensch, hätten Sie doch ‚Arbeit' gesagt! Nun habe ich die trostreiche Aussicht, Sie in einigen Jahren im Wuppertal als Saufkumpan begrüßen zu können."

„Herr Weert, scherzen Sie jetzt nicht. Mir ist es so ernst mit der Künstlerfreiheit. Erzählen Sie mir von der Ihren. Ich hab' Ihnen ja nun doch Ihre Zeit gestohlen."

„Warten Sie mal," knurrte der Maler und

Digitized by Google

ging an den Tisch, „ich werde Ihnen eine bessere Adresse geben."

Er beschrieb einen Zettel, faltete ihn und überreichte ihn mit tiefer Verbeugung dem Jungen. „Bitte vor der Haustüre zu lesen. Adieu!"

„Herr Weert —"

„Schön. Sie wollen also noch ein Abschiedswort. Eine Lebensweisheit sozusagen. Nun, so öffnen Sie die Ohren. ‚Man wird nur durch Erfahrung klug. Most muß Wein werden, das ist trotz allem seine Bestimmung, süß oder sauer. Und jeder Revolutionär wird demgemäß einmal ein Bürger. Wenn er nur das richtige Alter hat.'"

„Sagen Sie mir lieber was von der Freiheit selbst."

„Die zweite Lebensweisheit: Wer aus der Freiheit kommt, wer sie sah, redet nicht davon. Wer davon redet, sah sie nicht."

„Und weshalb redet der nicht davon, der sie sah?"

„Weil er vielleicht etwas Ueberirdisches oder Unterirdisches zu sehen bekommen hat. Vielleicht ein fasernacktes Engelchen oder — eine Medusе. Leben Sie wohl, leben Sie, wenn möglich, für immer wohl!"

Als Ewald Wiskotten, stark ernüchtert von dem sonderbaren Abschied, gegangen war, stand der Maler noch lange vor dem Bilde der Marchesa Spinola. „Still," sagte er, „erzähl mir nicht, daß ich was gekonnt hab'. Ich weiß, daß ich ein Lump bin. Genie ist Fleiß . . ."

Draußen nahm Ewald Wiskotten den Zettel vor. „Herr Dichtermeister Korten," las er. — — Der sollte ihm den Weg in die Freiheit zeigen? Er sah den hageren Greis im langen abgeschabten Gehrock vor sich, mit der Begeisterung in den kindlichen Zügen. Er hörte ihn berichten von den großen Zeiten des Welteroberers Napoleon, und die flammenden Lieder klangen ihm im Ohr. Wie dieser Greis den Materialisten Weert beschämte! Und mit der Hast der Jugend, die da glaubt, was sie wünscht, warf er verächtlich den Maler zu den nörgelnden Philistern und machte sich auf den Weg zu dem greisen Idealisten.

Ein altes, zittriges Mütterchen öffnete ihm, mit guten ängstlichen Augen.

„Wir trinken gerade Kaffee. Wenn Sie eintreten wollen?"

Am Tisch des bescheidenen Stübchens, dessen Wände mit Stahlstichen und gerahmten Diplomen bedeckt waren, saß der alte Dichter und schlürfte aus einer großen Untertasse den Nachmittagstrank.

„Ah — mein junger Freund! Willkommen in meinem Tuskulum! Mutter, dies hier ist ein junger Herr Wiskotten, der Bruder des begabten Paul Wiskotten und wie er ein kunstverständiger junger Mann."

Die alte Frau sah ängstlich auf den Gast und räumte alsdann schnell das Kaffeegeschirr zusammen.

„Meine Zeltgenossin", meinte der Greis und rieb sich fröhlich die Hände, „ist ein treffliches Weib, und wenn sie den Sinn für die Kunst hätte, wäre sie vollkommen."

Nun kam die alte Frau näher.

„Ach, Herr Wiskotten," klagte sie, „wenn Sie dem Mann doch das Dichten abgewöhnen könnten. Er is ein so guter Mensch, aber darin is er wie ein Kind. Un aus den Kinderjahren is er doch nu allmählich heraus."

„O du Kleingläubige," rief der Greis, „wer die Jugend verliert, verliert sich selbst. Möchtest du einen alten Mann?"

„So is er nu," klagte das kleine Mütterchen dem Besucher, „un is doch auch schon gut und gern seine Achtzig."

„Mulier taceat in ecclesia.' steht im Korinther; ‚das Weib schweige in der Kirche'. Wo von Kunst gesprochen wird, ist Gottesdienst, Mutter. Und unser Gast brennt darauf, sein Gebet zu verrichten."

„Ich geh' ja schon, Mann, ich geh' ja schon." Und während sie mit dem beladenen Tablett an dem Besucher vorüberhastete, warf sie dem jungen Mann einen hilfesuchenden Blick zu. „Immer die geschwollenen Redensarten. Un die soll nu unsereins nur so verstehen."

„Ein treffliches Weib," wiederholte der Alte händereibend und warf ihr einen zärtlichen Blick nach. „So, und nun nehmen Sie einmal Platz. Sitzen Sie gemütlich? Eine Zigarre? Hm, ja, eine Pfeife darf ich Ihnen wohl nicht anbieten? Die Zigarren nämlich — Schiller würde sagen: ‚Leer gebrannt ist die Stätte'. Und ich sag's ihm nach. Sie nehmen wirklich eine Pfeife? Halt, hier ist ein Fidibus. Eine Pfeife mit einem Schwefelholz anzünden, hieße: den Fisch mit dem Messer essen. Und nun wollen wir plaudern. Was für Zeiten! Was für Zeiten!"

„Die Arbeiter ziehen in Sonntagskleidern über die Straßen."

„Ja, ja, ja, das ist unser Verdienst! Anno 48 in Blusen, heute in Sonntagskleidern! Wir haben mit unserm Blut die harte Erde gedüngt, damit endlich die Blumen sprießen konnten."

„War es so arg im Wuppertal?"

„Arg und doch wundervoll. Wundervoll für den Dichter, der den Herzschlag seines Volks belauscht. Aus der Gewissensnot heraus wuchs bei uns die Bewegung. Man soll dem Volk die Religion nicht antasten. Und man drängte ihm eine neue Agenda auf. Da besannen sich die Leute, von innen gestoßen, was ihnen von außen an Erfüllungen allerhöchster Versprechungen nicht gekommen sei. Und nun stellte das Volk seine Forderungen, es präsentierte die Rechnung. Es wurde zur bewaffneten Macht, es schuf, als im

Digitized by Google

März 48 in Berlin die Freiheitsglocken läuteten und der König vor den gefallenen Volkskämpfern den Hut zog — Sie kennen doch Freiligraths Siegeslied ‚Die Toten an die Lebendigen'? ‚Die Kugel mitten in der Brust, die Stirne breit gespalten'? — ja, da schuf es die Bürgerwehr. Und als dann die Nationalversammlung in Frankfurt am Main aufgelöst wurde und die kläglichen Verfassungen herauskamen, da sprang man im Jahre 49 aufs neue in die Wehre, in Baden, in der Pfalz. Und als bei uns die Landwehr mobil gemacht werden sollte, da weigerte sie sich einzurücken, bevor nicht die Grundrechte des deutschen Volks gewährleistet seien, und als man nun Militär von Düsseldorf sandte, Infanterie, Artillerie und Ulanen, da brach der Barrikadenkampf los in Elberfeld. „Freiheit, die ich meine . . .'"

„Ach, Herr Korten, das muß doll gewesen sein."

Der Greis erhob sich begeistert und nahm die Pfeife aus dem Mund. „Hören Sie, hören Sie!

Auf, deutsches Volk, du stark Geschlecht,
Es schlug die große Stunde,
Steh auf und sei nicht länger Knecht,
Mit Kraft und Mut streb' für dein Recht
Im heil'gen Völkerbunde!
Der schwarz-rot-goldenen Fahne nach!
Zu Sieg und Heil aus Druck und Schmach!
Wir zittern nicht vor Bajonetten!
Die Freiheit, die Freiheit,
Die Freiheit bricht die Ketten!"

„Ha, die Freiheit!" wiederholte Ewald Wiskotten mit leuchtenden Augen. „Und dann? — —"

„Und dann riß man das Pflaster auf, und aus den Fenstern des Oberbürgermeisterhauses warf man die Möbel auf die Straße zum Barrikadenbau, und den Oberbürgermeister von Carnap wollte man an die Laterne hängen . . ."

„Das hätte nun unserm Gustav nicht passieren dürfen," warf der Zuhörer etwas skeptisch ein.

„Gustav? Wer ist Gustav? Das souveräne Volk war alles! An der Spitze der feurige Rechtsanwalt Hoechster und der volkstümliche Doktor Bracht. Da lohten die Fackeln, da krachten die Salven. Für die Freiheit, für die Freiheit!" Er ließ sich erregt auf seinem Platze nieder. „Denkst du daran, mein tapferer Lagienka — —? Ach diese Polenlieder! Das war Poesie."

„Jetzt sind wir an der Reihe!" rief Ewald Wiskotten und nestelte hastig seine Mappe los.

„Sie werden sehen, Herr Wiskotten, man wird den Arbeitern ihre Forderungen bewilligen. Das heilige Blut ist damals nicht umsonst geflossen. Nun blühen die Blumen daraus hervor, und die Sonne ist für alle da."

„Auch für mich," trumpfte der Junge auf, „ich will in die Künstlerfreiheit, ich will nach Düsseldorf auf die Akademie."

„O du lieber Gott," sagte der Greis andächtig . . . „Sie Glücklicher!"

„Wollen Sie meine Zeichnungen sehen?"

„Wenn ich — darum bitten darf?"

Die Mappe lag ausgebreitet auf dem Tisch. Ein weißer und ein brauner Kopf beugten sich darüber. Aber es war nur ein Herzschlag . . .

„Wie schön — wie wunderbar schön!"

„Gefällt's Ihnen?"

„Wie kann man sprechen, wenn man so genießt . . . Nein, bitte! Noch nicht umblättern. Ich sehe so was so selten. Die Handschrift eines werdenden Großen. O Herr Wiskotten, die Alten wußten, weshalb sie den Göttern Hekatomben opferten."

Ewald Wiskotten kannte keine abwehrende Scham. Seine wunschkräftige Jugend verlangte ihr Recht. Der vom Alter vergessene Phantast erschien ihm wie ein verständnisvoller, mit ihm über die Menge hinausragender Genosse.

„Und diese Fabrikstudie?"

„Herrgott, Herrgott, ich bin selber ein alter Lagerist. Fünfzig Jahre meines Lebens habe ich in der Fabrik gesessen, vom Lehrling an, und ich darf mir wohl ein Urteil zusprechen. Und ich sage, was der alte Simon im Tempel sagte: ‚Herr, nun läßest du deinen Diener in Frieden fahren!' Wie ist es möglich, das wiederzugeben."

„Und hier habe ich Stoffe gezeichnet und in Wasserfarben untermalt. Mit ganz reichen Besatzmustern. Nur zum Spaß. Ich wollte doch mal sehen, ob ich nicht mehr Erfindungsgabe hätte als unsre Musterzeichner in der Fabrik."

„Groß — artig! Darauf würde Paris, wie ich es kenne, hunderttausend Stück Nouveautés bestellen."

„Kennen Sie Paris, Herr Korten?"

„Paris? Das heißt: aus den Lagerbüchern. Die Firma, der ich fünfzig Jahre gedient habe, arbeitete in der Hauptsache für Paris. Da lernt man den Geschmack kennen und aus dem Geschmack das ganze Volk."

„Wenn ich ein paar Jahr' in Düsseldorf gewesen bin, werde ich nach Paris gehen."

„Ach ja, nach Paris! Mit seinen berauschenden Traditionen! Sie wissen doch, auf dem Montmartre, da liegt der Heinrich Heine begraben — —."

„Ich will zu den Lebendigen, Herr Korten!"

„Und darin haben Sie recht. Wir sind ein Volk der Denker und der Dichter. Jeder muß seiner Zeit Genüge tun. Dann werden auch wir unsterblich."

„Waren Sie weit herum in der Welt?"

„Weit? Was heißt heute weit? Ich war zweimal im Siebengebirge, auf dem sagenumwobenen Drachenfels am Rhein, und einmal bin ich bis Antwerpen gewesen — bis Antwerpen, als der große flämische Dichter Hendrik Conscience sein Jubiläum feierte und ich ihm in plattdeutscher Rede die Grüße der Wuppertaler Dichter überbrachte. Denn in unserm Tal herrscht das flämische Blut seit den spanischen Erfolgekriegen. Da siedelten sich die um ihres evangelischen

Digitized by Google

Glaubens willen Verfolgten hier an und brachten uns mit dem Geheimnis der Seidenweberei und Spitzenfabrikation die Industrie ins Tal. Ja, ja, da war ich sogar im Ausland."

„Und alle die Diplome, Herr Korten! Was sind Sie im Leben geehrt worden!"

Der Greis lächelte.

„Zu viel vielleicht. Zu viel für meine bescheidenen Kräfte. Aber es macht mich doch stolz und glücklich. Diese Diplome, die bilden sozusagen mein Führungsattest. Daß ich mein Pfund nicht vergraben habe. Daß ich im Dienst der Musen gearbeitet habe. Statt irdischer Schätze winkt uns der Lorbeer. Sehen Sie, Herr Wiskotten, die Menschen im Tal halten uns Dichter für höhere Wesen. Wenn sie einen Prolog oder ein Festgedicht wünschen, wagen sie nicht, gemeines Geld dafür anzubieten. Ich halte das für einen sehr feinen Zug, obwohl meine treffliche Frau ihr Lebenlang anders darüber gedacht hat. Und statt des Geldes verleihen sie die höchste Ehre, die sie zu vergeben haben, die Würde der Ehrenmitgliedschaft ihrer Vereine. Es gibt wohl keinen Verein im Wuppertal, der mich nicht so hoch geehrt hätte."

Ewald Wiskotten erhob sich. „Ich will jetzt gehen."

„Ja, mein lieber junger Freund: in die Freiheit! Mein Los wollte es, daß ich an die Scholle gebunden war. Aber gerade darum empfinde ich um so stärker, was es heißt: in die Freiheit zu ziehen! Gehen Sie, eilen Sie! Und vergessen Sie uns nicht, die wir nur von der Freiheit träumen."

Mit heißem Kopf stand Ewald Wiskotten auf der Straße. „Gehen Sie, eilen Sie!" klang in seinem Ohr, jubelte in seinem Herzen, beflügelte seine Schritte. Der Abend sank über das Tal. Wie Flammenzeichen lohten die heimischen Höhen. Er deutete sich die Zeichen auf seine Weise. Wer ihnen jetzt eine andre Deutung gegeben hätte, er hätte ihn niedergeschlagen. —

So fuhr er heim durch die Schwesterstädte, die mit den Stimmen einer erregten Menge gefüllt waren, und in ihm selber war es laut und kampfbereit wie um ihn her. Erhitzt trotz des kühlen Märzabends betrat er das elterliche Haus.

„Wo hast du dich denn nur den ganzen Tag herumgetrieben?" fragte Frau Wiskotten ärgerlich, nahm die Brille ab, die sie beim Lesen trug, und schob Zeitung und Petroleumlampe auf die Mitte des Tisches. „Zwei Stunden hat der Pastor hier gesessen. Wer ihn sitzen ließ, warst du."

„Ich hatt' ihn doch nicht eingeladen."

„Du brauchst gar keinen frechen Mund zu haben. Wenn der Pastor Schirrmacher uns seinen Rat schenkt, so kannst du dich bedanken."

„Was versteht denn ein Pastor von meinen Angelegenheiten?"

„Vatter, ich glaub', de Jung' is doll. Hast du gehört? Wat en Pastor von seinen Angelegenheiten verstänt'! Wo bist du gewesen? Hast du wat getrunken?"

„Was ich getrunken hab', kennst du ja doch nicht."

„En größer Lob konnt'st du deiner Mutter nich sagen. Dat hatt'st du wohl kaum bezweckt."

„Ach, ich mein' doch keinen Schnaps oder Bier, ich mein' ja Begeisterung."

„Wat sagt de Jung', Vatter?"

„Be—geisterung."

„Begeisterung? Wir haben doch heut nich Sedan? Et is wirklich höchste Zeit, dat du von de Straße wegkommst. In vierzehn Tagen gehst du nach Halle."

„Nach — Halle? Was soll ich denn in Halle, Mutter?"

„Der Pastor hat gesagt, für dich und dein Studium wär' Halle am besten."

„Nun laß mich doch endlich mit dem Pastor zufrieden. Was hat der sich denn überhaupt einzumischen? Der sollte doch heute Wichtigeres zu tun haben, als gerad' bei den Fabrikanten herumzusitzen."

„Weißt du, wat du bist? Du bist en ganz unverschämter Bengel! Un so wat will nu Geistlicher werden!"

„Will ich ja auch gar nicht."

„Wat willst du nich —?" Frau Wiskotten beugte sich vor. „Wat hat er gesagt, Vatter?"

„Er hat gesagt, er will mich."

„Ja, wat denn? Wat will er nich?" beharrte sie hartnäckig.

„Mutter, nun laß mich mal reden. Es handelt sich doch um mich. Ich weiß ja, du meinst es gut. Aber weshalb willst du mich denn zu einem Beruf zwingen, zu dem ich nicht die geringste Neigung hab'?"

„Weil dat so abgemacht is, un weil dat zu deinem Besten is un uns allen ein tröstlicher Gedanke. Deshalb."

„Deshalb? Wir sind doch keine Juden, daß einer geopfert wird, und auch nicht katholisch, daß ich ein Gelübde erfüllen sollt'."

„Gott verzeih' ihm die Sünde. So eine Lästerzunge."

„Wahrhaftig, Mutter, ich wollt' dich nicht beleidigen. Aber ich kann wirklich nicht Theologe werden. Sieh mal, ich fühl' ja gar nicht die Berufung dazu in mir. Und man soll doch nicht Pastor werden, wie man Schuster oder Schneider wird. Weshalb könnt'st du mich also zwingen wollen?"

„Weil dat so abgemacht is."

„Es ist aber nix abgemacht!" brauste der Junge auf. „Vatter, sag du doch. Hab' ich in letzter Zeit nicht immer erklärt: ich will nicht?"

Dem alten Wiskotten störte die Unterhaltung den Frieden. Begütigend blickte er vom einen

Digitized by Google

zum andern. „Wollen wir nich warten, bis der Gustav kommt?“

„Ich möcht' wissen, wat da der Gustav hereinzureden hat.“

„Oder der August, Mutter?“

„Auch nich der August. Et is schlimm genug, daß der Geist des Widerspruches so stark geworden ist. Er gehet umher wie ein brüllender Löwe und suchet, wen er verschlinge.“

„Laß ihn doch wenigstens sagen, Mutter, wat er werden möcht'.“

„Maler, Vater!“.

„Wat — —?“ klang es bedrohlich von den Lippen der alten Frau. „Wat is dat: Maler?“

„Ich will nach Düsseldorf, Mutter, auf die Akademie! Ich will Künstler werden!“

Frau Wiskotten tat, als ob sie nicht recht verstanden hätte. Aber ihre Hände zitterten auf der Tischplatte.

„Sag dat doch noch einmal.“

„Künstler, Mutter! Ich will Bilder malen, alles, was schön ist, die Menschen und Himmel und Erde.“

Frau Wiskotten bewegte die Lippen. Ihr Gesicht war grau geworden, und scharf gruben sich die Züge vom Mund zum Kinn.

„Du hast wohl — deinen Katechismus vergessen . . .“

„Mutter, nun hör doch mal zu . . .“

„Wie lautet das erste Gebot — —?“

„Ich weiß nicht, Mutter, und es hat doch auch hier nix zu tun.“

„Und Gott redete alle diese Worte: ‚Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen, weder des, das oben im Himmel, noch des, das unten auf Erden, oder des, das im Wasser unter der Erde ist.‘“

„Aber Mutter, das ist doch ganz was andres. Das ist doch ganz anders gemeint!“

„Dat is nix anders. Dat steht geschrieben! Un davon laß ich mir nich einen Buchstaben wegdeuteln.“

„Mutter, wir haben doch all die frommen Kirchenmaler gehabt!“

„Dat waren keine Reformierten.“

„Aber auch evangelische.“

„Wat sich heut' nich all evangelisch nennt! Ich mach' die Mod' nich mit. Wat geschrieben steht, dat steht geschrieben.“

„Mutter, so laß dich doch belehren!“

„Wat? Ich soll mich von meinem eignen Kinde belehren lassen? Hast du auch das vierte Gebot vergessen?“

Verzweifelt blickte der Junge um sich. Die Kehle schnürte sich ihm zu. Da sah er, daß die Mutter nach Brille und Zeitung griff.

„Und ich werd' d o ch Maler!“ schrie er durch die Stube.

„Ewald!“ rief der alte Wiskotten.

„Ich w e r d' Künstler! Jawohl! Und die Mutter soll's wissen!“

„Dann zieh doch gleich auf die Kirmes, oder geh unter die Komödianten!“ rief die alte Frau erzürnt und klappte mit der Hand auf den Tisch. „Dat is doch all ein Pack! Romanschmierer, Bilderschmierer, Theatermenschen, weißt du, wo die hingehören? In Deubels Pott! All' zusammen in Deubels Pott!“

„Unsre größten Geister — —“

„Tagediebe sind et!“

Noch einmal fuhr die Hand energisch auf die Tischplatte. Dann erhob sich Frau Wiskotten, um in die Küche zu gehen.

Der Junge reckte seine langaufgeschossene Gestalt.

„Mutter,“ sagte er und vertrat ihr den Weg, „ich werd' zum Winter zwanzig Jahre. Ich bin erwachsen genug, um über mich mitzubestimmen. Du machst dich einer Sünde schuldig, wenn du mir nicht hilfst.“

„Die werd' ich schon vor meinem Herrgott zu verantworten wissen. Dat laß meine Sorge sein.“

„Mutter, du willst mich nicht auf die Akademie schicken?“

„Eher wollt' ich dich im Armenhaus sehen.“

„Du willst mich nicht unterstützen?“

„Nich en Kastemännchen geb' ich her.“

„Und du, Vater?“

Der alte Wiskotten winkte ihm zu: Wart ab. Aber der Junge wollte nicht mehr abwarten.

„Ihr — werft mich also hinaus? Wie — wie einen Landstreicher? Denn ich geh', Mutter, ich geh!“

„Dein Bett is immer parat.“

Da ging der Junge mit zusammengebissenen Zähnen, das in ihm wütende Schluchzen erstickend, an der Mutter vorüber zur Tür hinaus. In dem Zimmer, das er mit seinem Bruder Paul teilte, packte er eine alte Handtasche. Dann vergewisserte er sich, daß er den Hundertmarkschein bei sich führte, den ihm der Vater nach bestandenem Abiturientenexamen heimlich zugesteckt hatte, zog den Mantel an, preßte den Hut fest und nahm Handtasche und Zeichenmappe.

Die Haustür schlug zu. Die Alten im Wohnzimmer sahen sich an.

„Mutter,“ sagte der alte Wiskotten, „wenn dem Jung' nur nix passiert . . .“ Er hatte feuchte Augen bekommen. „Hast du gehört, Mutter? Er is gegangen.“

„Vatter,“ sagte die alte Frau und faltete im Schoße die erregten Hände, „Vatter, wir sind in der Karwoche . . .“

VII

Eine Woche lang hatte der Streik die Wuppertaler Industrie gelähmt und sie gezwungen, mit großem Aufwand von Kosten und Zeit ihre

Digitized by Google

Garne in auswärtigen Fabriken herrichten zu lassen. Die Wiskottensche Fabrik hatte daraus ihren Nutzen geschlagen. Da sie allein leistungsfähig geblieben war und mit Tag- und Nachtschicht arbeitete, hatte sie den Löwenanteil der Aufträge, welche die Herbstsaison vorbereiteten, auf sich gezogen. Die Inhaber der Firma, selbst die Frauen der Familie, waren kaum zur Ruhe gekommen.

„Der Wilhelm versteht den Rummel," hatte Gustav Wiskotten zur Mutter geäußert. „Der muß den Engländern den Streikdeubel an die Wand gemalt haben, daß sie es wegen der Lieferungen mit der Angst kriegten. An dem ist ein Advokat zugrund gegangen."

„Ein Avkat? De Willem will nich sechsspännig in de Hölle fahren."

Seitdem der Jüngste das Haus verlassen hatte, war die alte Frau noch herber geworden.

Ostern war vorüber, und als die Woche zu Ende ging, dampften im Tal alle Schlote. In dicken Wolken wälzten sich die schwarzen Rauchmassen über die langgestreckten Häuserzeilen, und der Reisende, der vom Rhein kommend von der Sonnborner Brücke aus jäh unter sich und vor sich den Talkessel gewahrte, blickte hustend und schaudernd in den rauchenden Krater, in dem dreihunderttausend menschenähnliche Lebewesen existieren sollten. Unter Arbeitgebern und Arbeitnehmern war eine Einigung zustande gekommen. Beide Teile hatten eingesehen, daß ein Vorübergehenlassen der günstigen Geschäftskonjunktur hüben wie drüben dauernderen Schaden als Nutzen anrichten könne, und man war sich mit Forderungen und Gewährungen entgegengekommen. Die Feiertagsröckchen verschwanden im Schrank, ihre Besitzer hatten sich nachgerade im ewigen Sonntagsstaat zu langweilen begonnen, sie hatten Heimweh nach ihren luftigen Blusen, und das tägliche Spazierengehen gewährte ihnen bald schon nicht mehr den Reiz des kräftigen Regens aller Glieder auf den Arbeitsstellen. Als nach dem Osterfest der Himmel alle Schleusen öffnete und von morgens bis abends an der Arbeit war, die Spaziergänge in Brei zu verwandeln, als die Reste des alten Wochenlohns verzehrt waren und die Frauen lamentierten, daß die Streikunterstützungen nicht für einen sauern Häring langten, wenn sechse mitäßen, da wurde es den Feiernden ungemütlich in ihren vier Wänden, und sie sehnten sich heftiger nach ihren Meistern, nur um von Muttern loszukommen. So schloß man zu annehmbaren Bedingungen den Frieden, mit der Aussicht, die Paragraphen nach Abschluß einer guten Geschäftsbilanz freiwillig von den Arbeitgebern einer Revision unterzogen zu sehen.

Die Fabrikschlote rauchten, als wollten sie nachholen, was versäumt war.

Gustav Wiskotten sah es und lachte. Er hatte diesmal den Rahm abgeschöpft.

Sein Vorgehen hatte ihm unter den Fabrikanten des Tals wenig Freunde geschaffen. Neidische Blicke folgten ihm und gehässige Bemerkungen über sein geringes Zugehörigkeitsgefühl zur Kaste.

„Was heißt das: Kaste?" hatte er seiner Frau geantwortet, als sie ihm im Namen seines Schwiegervaters Vorhaltungen machte. „Für mich gibt's nur eine Kaste, und das sind die Wiskottens. Wenn's denen in der Fabrik gut geht, bin ich ganz zufrieden."

„Man merkt euch wirklich an, daß ihr von Bauern abstammt."

„Ach nee? Das merkst du heute erst?"

„Sonst würdest du dich zu deinesgleichen halten und nicht zu den Arbeitern."

„Du, die Arbeiter halten zu mir! Das ist ein Unterschied."

„Das sind so deine Spitzfindigkeiten. Wenn du nicht weiter gearbeitet hätt'st, hätten die andern Fabrikanten nicht klein beigegeben."

„Wenn sie vorzeitiger an die Arbeiter gedacht hätten, hätten sie das nicht nötig gehabt. Bei uns war Ordnung und Zufriedenheit. Sollte ich zur Belohnung für die alte Mannestreue Unordnung und Unzufriedenheit hervorrufen, nur weil die andern Herren einen Dickkopf aufsetzten, der sie nicht die Hand vor Augen sehen ließ? O nee, ich bin ganz zufrieden."

„Ich glaub', du freust dich noch darüber, daß die andern in der Patsche saßen?"

„Du' ich auch. Ganz gewaltig sogar. Schad', daß es nicht länger dauerte."

„Du solltst dich schämen, so was auszusprechen."

„Die zarte Scham kenn' ich nicht. Und die andern würden sie gegebenenfalls noch viel weniger kennen. Wenn man in der Tinte sitzt, kann man leicht den Märtyrer spielen. Ich habe eben den Mut, aus meinem Herzen keine Mördergrube zu machen."

„Als wenn du überhaupt ein Herz hättest..."

Er runzelte die Brauen und ging in die Fabrik. Auf dem Platze an der Wupper legte man die Grundmauern. Ein paar Minuten sah er zu. Dann nahm er erfrischt seine tägliche Arbeit auf. Um ihn her war werktätiges Leben, die Leute kannten keine Uebermüdung, zum ruhelosen Schlagen und Sausen der Bandstühle pfiffen sie ein Lied. Aus dem Arbeiterinnensaal kam ein Mädchen die Treppe herab gelaufen, übermütig jubilierend. Er breitete die Arme aus, und sie sprang hinein: „Du Radschläger," lachte er und hielt sie fest. Nun wurde sie nachträglich rot über ihre Keckheit, aber sie rührte sich nicht. „Du mollig Ding," sagte er, und dann ließ er sie plötzlich laufen.

Es war ihm etwas durch den Kopf gefahren, ein Neid auf das warme, liebeslustige Leben. Und nun blieb er den ganzen Tag über verstimmt.

Digitized by Google

Am Abend kam er wie zerschlagen nach Hause. Er dachte gründlich auszuschlafen. Fritz hatte die Nachtschicht übernommen.

„Guten Abend," sagte er, als er ins Zimmer trat, und warf die Mütze auf den nächsten Stuhl. „Sind die Kinder zu Bett?"

Emilie saß an ihrem Arbeitstischchen. Sie schaute gar nicht auf. Seine Frage beantwortete sie mit einem kurzen „Ja."

„Könntest wohl auch guten Abend sagen," und er setzte sich an den Abendtisch. „Wird gegessen?"

„Die Minna wird's dir gleich bringen."

„Mir —?"

„Ich hab' schon mit den Kindern gegessen."

„Ach so." Er spielte mit Messer und Gabel. Es fiel kein Wort mehr. Dann brachte das Mädchen das Essen, und schweigsam verzehrte Gustav Wiskotten seine Mahlzeit. Als er seine Serviette zusammengeknüllt hatte, ließ er müde die Arme sinken.

„Ich kann nicht mehr zu den Kindern hinein. Ich bin zu kaput. Ich leg' mich gleich hin."

Keine Antwort.

„Ist dir was, Emilie?"

„Durchaus nicht. Ich halt' es für ganz richtig, daß du nicht noch zu den Kindern hineingehst."

„Was soll das heißen?"

„Das werd' ich dir wohl nicht zu sagen brauchen."

„Keine Ahnung, worauf du nun wieder anspielst..."

„Weil dir das wohl alle Tage passiert."

„Was: — Das?"

Emilie Wiskotten hob den Kopf. In ihren verweinten Augen stritten Haß und Verachtung.

„Hätt'st sie ja gleich mitbringen können, die Person!"

„Was nun wieder für eine Person? Zum Donnerwetter auch!"

„Laß das Fluchen!" Sie schrie es heraus. Der Grimm übermannte sie. „Wenn hier einer zu fluchen hat, so bin ich es! Was hab' ich denn von meinem Leben? Aerger, Sorgen, Zurücksetzung, weiter nichts! Behandelt werd' ich, als ob ich das Gnadenbrot bekäm'..."

„Das ist nicht wahr!"

„Das ist wohl wahr! Nichts wird mit mir besprochen, alles mit der Mutter. Gerad' zur Magd gut genug werd' ich gehalten, jawohl, zur Magd, die fürs Essen zu sorgen hat und ihrem Schöpfer zu danken, wenn sie dich bei Tisch auf fünf Minuten sieht. Was weiß ich denn nach zehnjähriger Ehe mehr von dir, als wie du aussiehst? Nichts, gar nichts! Und wenn ich einmal etwas erfahr', ist es eine Niederträchtigkeit!"

„Du bist nicht bei Sinnen, Emilie."

„Da soll ein Mensch seine Sinne behalten! Wenn er so was hört! Lauert im Fabrikkorridor den Arbeiterinnen auf, um sie abzudrücken und abzuküssen, und will hier den Unschuldigen spielen. Pfui, pfui!"

Ueber Gustav Wiskottens Stirn zog sich eine flammende Röte. Er fühlte sich im Unrecht.

„Wer hat dir das erzählt?"

„Also du leugnest nicht einmal. Nicht einmal so viel wert bin ich dir, daß du zu leugnen versuchst. O Gott, wenn nicht die Kinder wären..."

„Nun beruhige dich zunächst mal. Ich hab' dich nur gefragt, wer dir das erzählt hat."

„Das kommt gar nicht darauf an, wer's erzählt hat."

„Darauf kommt es nun gerade sehr an, weil mehr als die halbe Geschichte gelogen ist."

„Auf einmal? Gelogen? Die Minna hat's doch mit ihren eignen Augen gesehen!"

„Die Minna —?"

„Jawohl, die Minna, als sie den Kaffee aufs Kontor tragen wollte. Da hat sie dich gesehen, wie du das Frauenzimmer umarmt hast. ‚Der Herr is gut aufgelegt,' hat sie gesagt und gegrinst. Ich hätt' sie dafür ins Gesicht schlagen können."

„Emilie, ist das wirklich so furchtbar, wenn ich mal gut aufgelegt bin?"

„O, mit andern, da wirst du's wohl immer sein. Ich werd' ja zu Haus gehalten. Ich erfahr's ja nicht."

„Ich hab' mit dem Mädel nichts gehabt, als nur einen Scherz, der kein Licht scheut. Ich hab' sie aufgefangen, als sie die Treppe hinuntergesprungen kam. Sonst nichts. Von Drücken und Küssen ist gar keine Rede."

„Das hatt'st du auch nicht nötig!"

„Nee, nötig hatt' ich das nich. Wenn ich nur zu arbeiten habe, daß mir der Schädel summt, und dafür mein Essen und Schlafen — was kann der Mensch mehr verlangen."

„Also hatt'st du dir doch was dabei gedacht!"

Gustav Wiskotten erhob sich. Er blickte über seine Frau hinweg in die Leere des Zimmers.

„Das ist schon möglich, Emilie."

„Ich will's jetzt wissen! Oder hast du nun doch den Mut verloren?"

„Ich hatte mir gedacht," sagte Gustav Wiskotten und ließ den Blick nicht von der Zimmerwand los, „wie schön es doch sein kann, jung zu sein, wie schön es doch sein kann, wenn einem ein junges Blut am Halse hängt, wie schön es doch sein kann, wenn einem ein liebes Geschöpf lachend und singend entgegenspringt und einem so mit seiner jungen tollen Liebe warm macht, daß man tagsüber bei der Arbeit statt zwei Fäuste sechzig Fäuste zum Schaffen spürt, nur um schneller heimzukommen. Wie schön es doch sein kann! Und wie manche Frauen so gar kein Talent dazu haben." — —

Digitized by Google

Da brach es aufs neue aus ihr hervor.

„Du willst alle Schuld auf mich wälzen? Nach allem, was gewesen ist? Du?"

„Laß, Emilie. Das haben wir nun häufig genug gehabt. Du bist, wie du bist. Daran ist nichts mehr zu ändern."

„Warum hast du mich denn geheiratet? Du willst mir doch nicht weismachen: deshalb, um mich zu erziehen?"

Gustav Wiskotten sah sie an. Es zuckte in seinem Gesicht.

„Wir waren beide blutjung damals. Von einer rechten Ehe, und wie sie sich auswächst, davon hatten wir keinen Begriff."

„Nur deshalb hast du mich geheiratet?" fragte sie mit offenem Hohn.

„Und weil du schön warst. Da sagte ich mir: ein schöner Mensch ist auch ein fröhlicher Mensch, und Fröhlichkeit macht zu guten Kameraden. In deiner Fröhlichkeit hatt' ich mich nun geirrt."

„Aber nicht in meinem Geld —?"

Er war auf den Angriff gefaßt gewesen.

„Ohne dein Geld," sagte er ruhig, als handelte es sich um längst bekannte Dinge, „hätte ich dich nicht heiraten können. Wir Wiskottens waren vor zehn Jahren noch nicht so gestellt, uns einen Luxus gestatten zu können, unter dem die Familie gelitten hätte. Das mag hart klingen. Aber es ist stahlfester Familiensinn. Und er hätte dir, wenn du als kluge Frau darüber nachgedacht hättest, auf der andern Seite schnell sagen können, daß ich mit diesem stahlfesten Familiensinn auch an meiner neugegründeten Familie hängen würde. Und daß es in deiner Hand liegen würde, das zu Harte weicher zu machen, als nun die Fabrik aufatmete, und ich mit ihr. Aber du hast nir Luxuriöses in dir gehabt, weder an Heiterkeit noch an Gefühlen. Durch ewiges Klagen und Zanken kannst du den Zusammenhang nich herstellen. Und mich hat nun die Fabrik und immer nur die Fabrik zu müd' dazu gemacht".

Emilie Wiskotten warf sich heftig weinend in ihren Stuhl.

„Ich wollt', ich wär' fort, ich wollt', ich hätt' die Kinder nicht, um hier heraus zu können, wie der Ewald. Ja, wie der Ewald! Der hat's euch wenigstens gezeigt, daß er sich nicht schurigeln läßt, daß er wer ist, der sich Beachtung verschafft! O Gott — —"

Gustav Wiskotten griff nach der Mütze.

„Wo willst du hin? Du hast doch gesagt, du willst dich zu Bett legen?"

„Ich hab' vergessen, in der Fabrik was anzuordnen. Da wird sich das Zubettlegen kaum lohnen."

Da stand sie neben ihm.

„Ist — die von — heute nachmittag — auch in der Fabrik?"

„Du solltest mir deine Eifersucht lieber anders zeigen. Gut' Nacht."

„Auf der Stelle würd' ich das Haus verlassen! Ohne noch einmal mich zu demütigen..."

„Gut' Nacht."

Er schritt schwerfällig über den Fabrikhof und schickte seinen Bruder Fritz, den er rauchend im Privatkontor fand, nach Hause.

„Mir ist eingefallen, ich hab' noch zu tun. Geh nur, da kommt's auf die paar Stunden mehr auch nicht an."

Als der alte Kölsch später hereinkam, um über eine Effektuierung zu reden, fand er seinen jungen Herrn, den Kopf aufgestützt, am leeren Schreibtisch. Auf eine Frage erhielt er keine Antwort. Da ging er hin und legte ihm die Hand auf die Schulter. Gustav Wiskotten sah auf, und ihre Blicke trafen sich. „Kölsch, man wird alt. Mir fehlt der Jungbrunnen." Der Alte drückte ihm kräftig die Schulter. Dann ging er leise hinaus und tat für seinen Herrn die Arbeit. Worte hatte er nicht. — —

Eine Woche darauf kam Wilhelm Wiskotten aus England zurück. Er traf früh am Vormittag ein und begab sich sofort ins elterliche Haus, um zunächst einmal gründlich von den Strapazen der Reise auszuschlafen. Als Gustav Wiskotten am Nachmittag von der Fabrik herüberkam, schlief er immer noch.

„Es is ihm zu gönnen, Mutter. Bei den Misters drüben bei der Hand zu sein, geht in die Beine."

„Du siehst nich gut aus, Gustav."

„Hab' ich so einen schlechten Witz gemacht?"

„Ich hab gar nich darauf gehört, weil ich dich angekuckt hab. Komm, trink 'ne Tasse Kaffee mit. Pastor Schirrmacher is auch da."

Gustav Wiskotten ließ sich bewegen. „Ich hab Vatter lang' nich guten Tag gesagt. Deshalb."

Der alte Wiskotten war sichtlich erfreut, seinen Aeltesten vor sich zu sehen. Er hielt die ihm hingestreckte Hand lange fest. „Kerl du, mach dich nich so rar. Keiner lacht mir so die Gicht aus den alten Knochen, wie du."

„Wie geht's, Vatter? Mußt nich bös sein, daß ich weggeblieben bin. Ich hab nix zum Lachen gewußt."

„Setz dich, Gustav. Mach heut mal Feierabend."

„Guten Tag, Herr Pastor. Entschuldigen Sie, daß ich Sie nicht gleich begrüßte."

„Guten Tag, mein lieber Gustav. Du hast ganz richtig die Reihe eingehalten. Ehret Vater und Mutter, auf daß es euch wohl gehe."

„Ich versuch's, Herr Pastor. Man tut, was man kann."

„Nun ist der Aerger mit dem Streik ja auch glücklich überwunden. Ich habe den Leuten am letzten Sonntag Quasimodogeniti eindringlich ins Gewissen gepredigt: Wehe dem, durch den Aergernis in die Welt kommt."

Digitized by Google

„War das das Evangelium des Tages?“

„Das Evangelium des Tages stand Johannes im zwanzigsten: Selig sind, die da nicht sehen und doch glauben.“

Gustav Wiskotten löffelte in seinem Kaffee. „Ja — das hätten die Leute wohl auch schwer verstanden.“

„Der ungläubige Thomas aus der Heilsgeschichte hat sich fortgepflanzt bis auf unsre Tage!“

„Der Heiland ließ ihn wenigstens fühlen, daß er es war. Ich muß auch sehen und fühlen, was ich glauben möchte.“

„Ja, dat Streiken is nu zu Ende,“ fiel Frau Wiskotten ein. Die Wendung, die das Gespräch nehmen wollte, paßte ihr nicht. „Nu werden Sie wohl alle Hände voll zu tun haben, Herr Pastor.“

„Zu tun gehabt haben, Mutter.“

„Deine Mutter, mein lieber Gustav, hatte ganz recht. Die Arbeit nimmt zu. Es kommen jetzt viele Leute, die ihr Unrecht einsehen und bei denen ich mit einem kernigen Sprüchlein nicht hinter dem Berge halte.“

„Auch Fabrikanten?“

Der Pastor sah ihn scharf an. Dann sagte er, jedes Wort betonend: „Seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat. Denn es ist keine Obrigkeit, wenn nicht von Gott.“

„Herr Pastor“ — Gustav Wiskotten spielte nervös mit seiner Tasse — „wir sind unter Erwachsenen. Aus der Bibel läßt sich alles beweisen. Aus unsern Taten weniger. Sie wissen, wie buchstabengläubig die Wiskottens sind, die Mutter, der August. Da können Sie mich als Thomas schon in den Kauf nehmen. Und sehen Sie, Herr Pastor, ich zweifle nun einmal an der alleinigen Wirkung der Predigten, die oben von der Kanzel kommen, wenn nicht vorher unten die Taten feste eingegriffen haben.“

„Sprich dich nur aus, mein Sohn.“

„Was is da viel zu sagen? Es ist nun mal Sitte im Tal, daß die Pastöre die Gemeindemitglieder besuchen. Ja, wo hört denn die Gemeinde auf? Mit denen, die zur Kirche kommen? Dann wär's doch nur ein Gegenseitigkeitsgeschäft. Ich denk' mir die Gemeinde viel größer, und die, die nicht zur Kirche kommen, brauchen den Pastor und den Freund oft viel nötiger. Die andern haben ihn ja so wie so jeden Sonntag in der Kirche.“

Pastor Schirrmacher klopfte ihm die Hand. „Das hast du gut gesagt. Das ist eine Ansicht, die nicht ohne weiteres zu verwerfen ist. Und handle ich etwa nicht nach deinen Wünschen?“

„Herr Pastor,“ erwiderte Gustav Wiskotten warm, „Sie machen eine Ausnahme, Sie sind einer von der alten Garde. Ich hab' nicht vergessen, daß Sie mir einmal in der Kinderlehre die Bibel an den Kopf geworfen haben, weil ich während der Auslegung der zehn Gebote mit den Mädchen in der andern Reihe stramm poussierte. Das hat mich dummen Jung' damals sehr zu Ihnen hingezogen, weil ich spürte, daß das werktätiges Christentum war. Nee, nee, Mutter, ich spotte nich. Das is mir heiliger Ernst. Und ich weiß auch, Herr Pastor, daß Sie Jahr für Jahr Ihr ganzes Gehalt hergeben, um Ihren Armen und Kranken aufzuhelfen. Und die werktätige Christenliebe macht Ihnen unter Ihren Amtsbrüdern so mancher nicht nach.“

„Du vergissest, daß ich keine Familie habe.“

„Bei den Geistlichen sollte eben der Begriff ‚Familie‘ ein ganz andrer sein, oder sie sollten nicht Geistliche werden. Das ist ein Beruf, der sich nicht mit Examen erreichen läßt, wie ein andrer. Dazu gehört unterschiedslose Menschenliebe und Selbstverleugnung. Ueber die Kirchgänger hinaus, bis zu der großen Gemeinde derer, die daheim bleiben, die gewöhnt sind, übersehen zu werden, und die den Glauben an den Herrgott nicht finden, weil man ihnen den Glauben an die Menschen nicht gibt. Herr Pastor, wenn Sie nicht ein alter Freund unsrer Familie wären, würde ich nicht so sprechen. Aber glauben Sie mir, in der Fabrik, da lernt man was. Da sieht man körperlich Elend und Gewissensnot oft auf einem Haufen. Die jüngeren Herren Pastöre im Tal sollten das mal von Grund auf kennen lernen. Nicht in den Presbytersitzungen oder bei Besuchen frommer Gemeindekinder, sondern in den kleinen Wohnungen, vom Keller bis zum Dach. Dann würden sie merken, daß es mit Wettern oder Säuseln von der Kanzel herab nicht allein getan ist. Wir Fabrikanten erziehen zur Arbeit, die Pastöre sollten zunächst zu Menschen erziehen. Engel werden wir von selber.“

Pastor Schirrmacher lächelte in sich hinein.

„Hab' ich dich wirklich in der Kinderlehre gehabt...?“ Er reichte ihm die Hand über den Tisch. „Dann will ich stolz auf meine Resultate sein, wenn ich ihnen in der Gestalt auch nur sporadisch begegnen möchte. Aber was du von der großen Gemeinde der Uebersehenen sagtest, mein lieber Sohn — darin wirst du wohl recht haben. Wenn man mehr nach den Hausnummern ginge und weniger nach den Namensschildern, brauchte man die sozialdemokratische Gefahr nicht an die Wand zu malen.“

„Wenn das Ihr Ernst ist, Herr Pastor, na, dann Pro... — Donnerwetter, ich trink' ja Kaffee!“

„Ich tu' auch in einem Glas Wein Bescheid. Was meinen Sie, Vater Wiskotten?“

„Das soll ein Wort sein, Herr Pastor. Mutter, gib mal Gläser. Nee, nee! Ich hab keine Gicht, ich tu' nur so.“

Frau Wiskotten brachte die Rotweingläser. Kopfschüttelnd war sie der Unterhaltung gefolgt. Jetzt glaubte sie für ihren Aeltesten eine Entschuldigung vorbringen zu müssen.

Digitized by Google

„Ich weiß gar nich, wie unser Gustav nur auf so wat kommt? Darüber hat er doch früher nich nachgedacht."

„Vielleicht, weil der Ewald fortgelaufen ist? Wie kommt der Mensch plötzlich auf Gedanken...?"

„Haben Sie von Ihrem Sohn aus Düsseldorf etwas gehört?" fragte Pastor Schirrmacher und führte sein Glas zum Munde. Er wollte den Alten Zeit lassen zu antworten. Frau Wiskotten aber saß mit hart zusammengepreßten Lippen und starrte mit dem Ausdruck der Schwerhörigen geradeaus in die Luft.

„Ich habe durch Kölsch von ihm gehört," antwortete Gustav Wiskotten für die Mutter. „Der Sohn unsers alten Werkmeisters ist ebenfalls in Düsseldorf auf der Akademie. Er hat geschrieben, daß Ewald angekommen sei und sich in der Volkerstraße bei einem Zinters eingemietet habe. Es ging ihm augenscheinlich gut."

„Also liegt zunächst zu Besorgnissen kein Grund vor?"

„Zu Besorgnissen? Der Jung' ist doch ein Wiskotten. Er soll sich nur die Hörner ablaufen, glattweg bis auf den Dickschädel. Wenn der ihm erst brummt, wird er schon zu Kreuze kriechen."

„Für die Theologie ist er nicht geboren," sagte Pastor Schirrmacher und wiegte den Kopf.

„Er kann ja trotzdem ein tüchtiger Kerl werden," lachte Gustav. „Schneid hat er. Das hat er bewiesen. Fragt sich nur, wie weit sie reicht."

„Du hast eine große Liebe für ihn."

„Ich lieb' jeden, der Schneid hat. Das ist nie schlecht Material. Außerdem: wir Brüder prügeln uns nur unter uns, sozusagen aus übergroßer Liebe. Nach außen hin wacht einer eifersüchtig für den andern."

„Nun siehst du, mein lieber Gustav," sagte der Pastor und erhob sich, „daß auch Besuche in Häusern mit Namensschildern zuweilen nicht ohne Nutzen sind. Ich wenigstens muß gestehen, daß ich den Nachmittag für mich gut angewandt habe. Sechs Uhr ist es geworden. Halten Sie sich weiter so rüstig, lieber Vater Wiskotten, und Gott erhalte Ihnen Ihren zufriedenen Sinn. Adieu, liebe Frau Wiskotten. Gustav, du besuchst mich wohl einmal zu einer langen Pfeife?"

„Jetzt werd' ich den Wilhelm aus den Federn jagen," sagte Gustav Wiskotten, als Pastor Schirrmacher gegangen war. „Der Kerl schläft wie ein Lord. Na, endlich!"

Wilhelm erschien, frisch rasiert, mit sorgsam gestutzten Bartkoteletten. Sein weiter Saccoanzug war nach streng englischem Schnitt.

„Ja, glaubst du denn," lachte ihm Gustav entgegen, „wir könnten die Fabrik still legen, um dich zu begrüßen?" Er schüttelte dem Bruder kräftig die Hand. „Tag, Wilhelm. Siehst aus, wie aus dem Ei gepellt. Staats wie Schüppenkönig. Aber dat macht nix, wenn nur 's Herz gut is. Alle Achtung, Wilhelm!"

„Guten Tag, Gustav." Er nickte den Eltern zu. „Gibt's bald was zu essen, Mutter?"

Frau Wiskotten staunte.

„Ja, Jüngesken," scherzte der alte Wiskotten, „wat willst du denn haben? Morgenkaffee? Zehnühren? Mittagessen oder Abendessen? Wenn't sein muß, fangen wir noch mal von vorne an."

„Alles zusammen, Vater, in Gestalt eines Beefsteaks."

„Mutter, er hat Bösfstück gesagt."

„Aber et is ja noch gar nich acht Uhr? Wat? Da kommen ja schon die Junges?"

August, Fritz und Paul Wiskotten stürmten die Treppe hinauf.

„Ist Wilhelm wach geworden? Guten Tag, Wilhelm! Tag, Jung! Tag, Inglischmen! Heil sei dem Tag," begann Fritz Wiskotten mit schmetternder Stimme, „der heute uns erschienen . . ." Und selbst Gustav fiel kräftig ein: „Widebum, widebum, widebum!"

Der alte Wiskotten strahlte vor Vergnügen. Die Mutter hielt sich die Ohren zu und eilte in die Küche, um dem Mädchen Auftrag zu geben, sofort die Beefsteaks zu braten. Dann saß die ganze Familie um den Tisch und ermunterte Wilhelm zum Reden.

„Aber de Jung' is ja noch ganz flau im Magen," wehrte die alte Frau.

Fritz schob ihm die Rotweinflasche in die Hand. „Trink aus dem Buddel. Satteltrunk — düdeldüdeldüdelüt! Fertig zur Attacke."

„Dat macht ihn doch betrunken!"

„Das zählt beim Dutzend nicht. Was, alter Whiskysohn? Oder putz'st du dir jetzt die Zähne mit Sodawasser?"

„Ich weiß nicht," sagte Wilhelm mit langsamem Tonfall, „daß ihr euch so absolut keine Lebensart angewöhnen könnt."

„Lebens—art? Mutter, dem Wilhelm is wirklich flau."

„Ich meine," fuhr Wilhelm Wiskotten fort, „man unterscheidet doch, ob man sich in einer guten Familie befindet oder in einem Wirtshaus."

„Mutter," sagte Gustav Wiskotten mit gedämpfter Stimme, „paß auf, du kriegst den Hosenbandorden."

„Wat fällt dir ein, so respektlos von deiner Mutter zu reden," verwies ihm ärgerlich die alte Frau.

„Doch, doch! Un Vatter wird Peer von England."

„Ich versteh' dat nich. Dat sind gewiß wieder gewöhnliche Redensarten."

Die Brüder lachten. Selbst August Wiskotten verzog den schmalen Mund. Dann aber klopfte er auf den Tisch.

„Wir sind doch nicht eine Stunde früher aus der Fabrik gekommen, um Witze zu machen,

Digitized by Google

sondern um in Ruhe Wilhelm anzuhören. Ihr könntet euch wirklich ernsthafter betragen. Hier handelt es sich ums Geschäft."

Da wurde es still am Tisch.

„Ich habe ja regelmäßig berichtet," begann der Heimgekehrte. „Zuerst gingen die Geschäfte wie immer. Unterbietungen von der Konkurrenz, langwierige Verhandlungen, Separatwünsche der Kunden, Aerger mit den Agenten. Dann kam Augusts Depesche, daß im Wuppertal abends der Streik ausbrechen würde, daß Gustav mit Aufwendung von Muskelkraft bei uns die Ordnung aufrecht erhalten hätte, und wir nun die einzigen seien, die prompt liefern könnten und das Doppelte durch Nachtschicht. Am andern Morgen nahm ich mir einen Wagen und fuhr sämtliche Kunden ab, den ganzen Tag über. Jedem einzelnen zeigt' ich die Depesche. Sie kannten die Nachricht schon aus den Morgenblättern und waren sehr besorgt, ob sie auch rechtzeitig ihre Lager assortieren könnten, um Preiskurants und Reisende hinauszuschicken. Na, nun spielte ich natürlich den Großartigen. Unsre Maschinen seien zwar schon über Gebühr in Anspruch genommen, aber um alten Kunden gefällig zu sein, würde ich auch noch ihre Aufträge entgegennehmen, wenn es sich nicht um Störung verursachende Kleinigkeiten, sondern um größere Abschlüsse handelte, und was der schönen Worte mehr waren. Am meisten imponierte den Engländern, daß bei uns allein Ordnung geschaffen sei. Wie ich ihnen erzählte, daß Gustav die Rädelsführer nur so mit den Köpfen aneinander gestoßen hätte, bis keiner sich mehr gemuckst — —"

„Aber so hat sich dat ja gar nich verhalten," bestritt Frau Wiskotten.

„Gewiß nicht. Aber ich hab's ihnen so erzählt."

„Dat war aber nich schön von dir, Willem."

„Ja, aber dann kamen die Orders, Mutter. Waren die auch nicht schön?"

„Die Orders, die waren gut."

„Das ist die Hauptsache. Die Londoner Agenten haben an ihre Wuppertaler Häuser telegraphiert, was der Draht hielt, aber als endlich Nachricht kam: ‚Streik beigelegt, alle Orders per sofort!' da hatte ich die Tasche voll."

„Prost, Wilhelm," sagte der alte Wiskotten und sonst nichts. Aber der Schluck schmeckte ihm.

„Bis zum Herbst wären wir nun gedeckt," meinte August Wiskotten nachdenklich. „Aber die neue Färberei wird es fressen."

„Arbeit wird sie fressen," lachte Gustav herausfordernd, „und dann — na, die Geschichte mit dem Dukatenmännchen — —"

„Wir müßten einen Massenartikel fabrizieren," sagte Wilhelm, „billig und schön, das bringt Geld."

„Billig und schön! Vorderhand ist das dein Vorschlag auch."

„Fritz schrieb mir doch von einem neuen Reitpferd, das er sich zur Herbstübung zulegen wollte. Da muß er doch wohl eine neue Idee haben, wie ich ihn kenne."

Die Brüder sahen auf Fritz Wiskotten, der aufgeregt seinen gepflegten Schnurrbart strich. Instinktiv empfanden sie, daß es hier nicht um einen Witz ging. Hier wurde von der Fabrik gesprochen. Und einen Augenblick war es, als ob das Schlagen der Bandstühle, das Sausen der Spulen und Schiffchen, das Zischen und Stoßen des Dampfes von fernher kommend den ganzen Raum erfüllte.

„Fritz!" sagte Gustav Wiskotten.

Der erhob sich und lief ein paarmal durchs Zimmer. Dann rückte er seinen Stuhl zwischen den Sessel des Vaters und den Stuhl des ältesten Bruders und griff in die Brusttasche.

„Heut bin ich fertig geworden. Mit den Vorarbeiten. Und zur Feier von Wilhelms Rückkehr wollt' ich's euch sagen. Sieh mal her, Vatter. Was ist das?"

Der alte Wiskotten prüfte die Garnsitze. „Baumwolle —"

„Und das hier?"

„Seide — nee, Donnerwetter, dat is ja auch Baumwolle. Nu bin ich ganz konfus. Is dat nu Seide oder Baumwolle."

„Es ist Baumwolle, Vatter."

Die Brüder saßen mit vorgestreckten Köpfen dicht zusammengerückt. Man hörte ihren schweren Atem. Dann stand August Wiskotten auf, ging zur Tür, drehte den Schlüssel herum und setzte sich wieder. Die Fitzen gingen von Hand zu Hand.

„Nu los, Fritz — —!"

„Ja, wenn sich das alte Färberauge vom Vatter sogar einen Moment täuschen ließ" — er atmete befreit auf — „dann scheint's ja geraten zu sein. Ich mach's also direkt im Farbbad. Auf Stückware läßt es sich ja nachher aufdrucken, das können andre auch. Aber bei Bändern, die fertig auf dem Stuhl gearbeitet werden, ließ sich das Verfahren nicht anwenden. Und jetzt? Da, seht mal her." Er nahm einen Bandabschnitt aus der Brieftasche. „Vorige Nacht auf dem Musterstuhl gemacht . . ."

Wieder prüfte der alte Wiskotten, und wieder ging der Bandabschnitt von Hand zu Hand.

„‚Jung', Jung', die Chemie!"

„Ach, Vatter, die paar Semester in Freiburg haben das nicht gemacht, das ist vererbt, das ist von dir!"

„Und von Mutter."

Die alte Frau hatte schweigend den Bandabschnitt zwischen den Fingern gerieben. Jetzt sah sie auf. „Gustav, dat du die neue Färberei so pressant baust, dat war dein bester Gedanke."

„Also du glaubst auch daran, Mutter?" rief Fritz.

Digitized by Google

„Et is der beste Artikel, den ich in dieser Art im Wuppertal gesehen hab'. Fragt sich nur, wie teuer?"

„Nicht teurer wie pure Baumwolle. Ein paar Pfennige Aufschlag. Es ist nur ein Kniff mit den Chemikalien, und ich hab' probiert und probiert, bis ich's heraus hatte."

Gustav Wiskotten erhob sich. „Komm, Fritz, wir wollen gleich mal aufs Laboratorium." Auch August hatte sich sofort erhoben. Seine blasse Stirn war gerötet. „Das mußt du uns zeigen."

„In die Fabrik? Jetzt noch mal? Nee, Kinder, jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert. Morgen früh."

„Mensch," rief Gustav Wiskotten und rüttelte ihn an der Schulter, „bist du denn so aus der Art geschlagen? Vorwärts!"

„Hast du denn nicht einen Funken von Geschäftsgeist?" donnerte August.

„Seid ihr verrückt?" schrie der junge Erfinder wütend.

„Jetzt geht's in die Fabrik!" befahl Gustav.

„Schreit doch nicht so," wehrte Wilhelm Wiskotten unangenehm berührt ab. „Wir sind doch in einer guten Familie."

„Was willst du eigentlich immer mit deiner guten Familie, lächerlicher Kerl?"

„Kurz und gut, es geht nicht," bestimmte Fritz. „Vor morgen früh nicht. Ich muß erst alles neu präparieren. Und dann kommt Vatter gleich mit."

„Ja, wenn du das heute abend nicht präparieren kannst — —" Dann aber ging die Enttäuschung in einen ehrlichen Freudenausbruch über: „Deubel noch mal! Himmelherrgottsakramenter du! Alter Schwede!" Und zu jedem Kosewort ein gleich kräftiger Schlag auf die Schulter des Gefeierten.

Die Magd rüttelte an der Tür. Sie brachte das Essen. „Ich halt' mit," rief Gustav, „Emilie is bei ihrem Vater." Und trotz der Aufregung wurden die Schüsseln bis auf den letzten Krumen geleert.

„Ihr eßt wie die Scheunendrescher," tadelte Wilhelm, „man muß sich fast schämen."

„Vor wem, Inglischmen?"

„Vor meiner Braut!"

„Wa — — Was? — —"

Mit einem Ruck waren die Stühle vom Tisch zurückgegangen.

„Intelligent seht ihr mich gerade nicht an."

„Du hast — eine Braut?" fragte Frau Wiskotten in strafendem Ton. Der alte Wiskotten rieb sich die Hände.

„Seit gestern. Ist das ein Verbrechen? Ich kündige euch also hiermit feierlich meine Verlobung mit Miß Mabel White an, Tochter des Herrn Charles White, unsers größten Londoner Kunden, und seiner Gemahlin Anna, geborene Winkelmann."

„O — — —!" Das klang höhnisch respektvoll.

„So wat sagt man doch zuerst seinen Eltern?"

„Tu' ich auch, Mutter. Miß White wird euch gefallen. Sie soll im Sommer zu euch kommen."

„Wat hab' ich denn von der Schwiegertochter? Ich kann doch kein Englisch sprechen."

„Ihre Mutter ist eine Deutsche, aus Remscheid. Miß White spricht sehr geläufig Deutsch."

Aber das Entscheidende blieb doch, daß der alte Herr der beste Londoner Kunde war. August wies darauf hin: „Da hat Wilhelm mal wieder einen Nagel eingeschlagen." — — Der Hohn kroch zurück, der Respekt wogte auf. Die Gratulation wurde stürmisch. Bis gegen elf Uhr mußte Wilhelm von seiner Braut berichten, daß sie groß, schlank, elegant und die beste Reiterin im Hyde-Park sei. Gustav Wiskotten hatte stumm zugehört. Er sah die lebenssprühende Schwägerin vor sich, mit all dem fremden Reiz, der für den Mann den Ausgleich zum Alltag bedeutet. Wie ein fressender Neid kam es über ihn. Da erhob er sich schnell, jagte die Irrlichter zum Teufel und zwinkerte den Brüdern zu.

Die verstanden ihn und erhoben sich ebenfalls.

„Wo wollt ihr denn noch hin? Et is Zeit zu Bett."

„Wir wollen Gustav noch nach Hause bringen. Der ist abends so kurzsichtig."

Sie zogen über die stillen Straßen zur Wirtschaft von Abram Schulte, laut lachend und schwadronierend, als seien sie die Herren des nächtlichen Barmens. Der Zweitjüngste dachte an den Jüngsten. „Schad', daß Ewald nicht dabei ist."

„Hast du Nachricht von ihm?"

„Er hat das Geld, das ich ihm geschickt hab', zurückgehen lassen."

„Stolz lieb' ich den Spanier! 'n Abend, Oweram!"

„Wen Gott zwiebeln will, dem schickt er zum Angebinde die Wiskottens. Meine Herren, könnten Sie nicht mal einen andern glücklich machen?"

„Bier her!"

„Laßt den Falstaff reden! Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden."

„Spiele weiter mit die Locken, angenehmer junger Mann. Bier!"

„Hat sie Rasse, Wilhelm?"

„Die Mabel? Die tanzt dich tot und lebendig, Gustav."

August stieß ihn in die Seite. „Träum nicht, Gustav." Da sah er sich wirr um, packte sein Glas und begann lärmend zu singen.

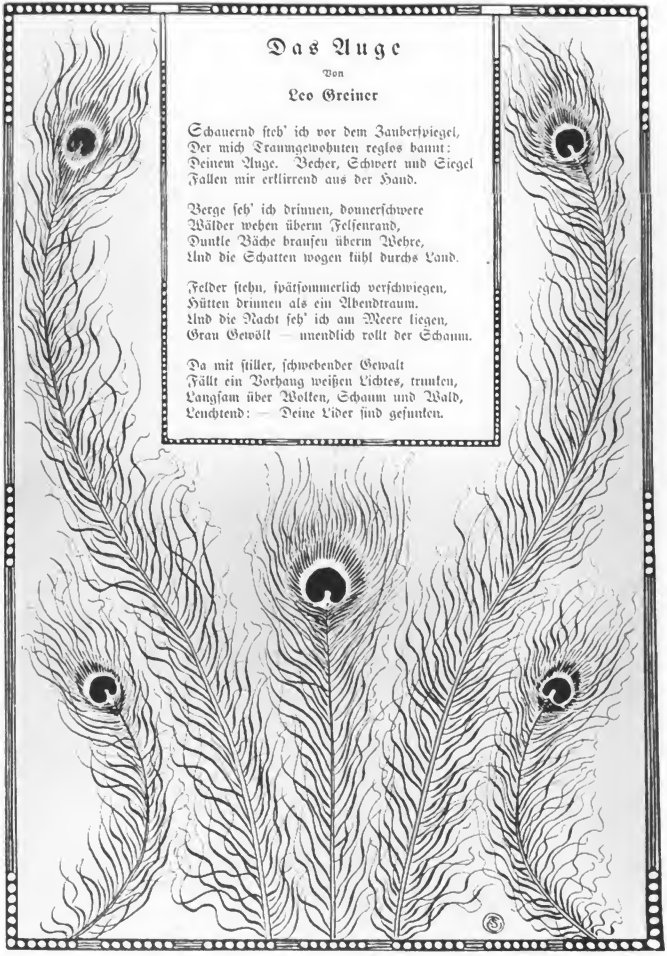
„An der Gartentü—a—ür
Hat mein Mädchen mi—a—ir
Sanft die Hand gedrückt."

Und schwelgend, gefühlsselig und ausgelassen fiel der Chor ein, und sang es wieder und wieder:

„O wie ward mir da—o—a,
Als mir das gescha—o—ah,
Als mein Mädchen mi—a—ir
Sanft die Hand gedrückt — — ..."

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google



Das Auge

Von

Leo Greiner

Schauernd ſteh' ich vor dem Zauberſpiegel,
Der mich Traumgewohnten reglos bannt;
Deinem Auge. Becher, Schwert und Siegel
Fallen mir erklirrend aus der Hand.

Berge ſeh' ich drinnen, donnerſchwere
Wälder wehen überm Felſenrand,
Dunkle Bäche brauſen überm Wehre,
Und die Schatten wogen kühl durchs Land.

Felder ſtehn, ſpätſommerlich verſchwiegen,
Hütten drinnen als ein Abendtraum.
Und die Nacht ſeh' ich am Meere liegen,
Grau Gewölk — unendlich rollt der Schaum.

Da mit ſtiller, ſchwebender Gewalt
Fällt ein Vorhang weißen Lichtes, trunken,
Langſam über Wolken, Schaum und Wald,
Leuchtend: — Deine Lider ſind geſunken.

Digitized by Google

Fallende Sterne

Von

Otto Falb

Der menſchliche Verſtand iſt von den graueſten Zeiten her gewöhnt geweſen, in den Bahnen der am Himmel wandelnden Geſtirne ein Sinnbild der ewigen Unveränderlichkeit und Beharrlichkeit gegenüber dem ruheloſen Wechſel der Dinge auf Erden zu ſehen. Gleichwohl haben ihn einzelne Beobachtungen überzeugt, daß auch in jenen Regionen Veränderungen vor ſich gehen, die das ruhige Gleichgewicht erſchüttern.

Manch ſinnendes Auge, das ſich in ſtiller Nacht zum dunkeln Himmelszelt emporrichtete, ſah, wie ſich plötzlich vom düſteren Hintergrund eines der dort funkelnden Geſtirne loslöſte und ſich ſcheinbar zur Erde herniederſenkte. Und ehe noch von irgendwelchen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen zur Erforſchung dieſes Phänomens die Rede ſein konnte, hatten ſich im Geiſte des Volkes mythiſche Vorſtellungen daran geknüpft, die oft von tiefem poetiſchen Gefühl durchdrungen waren. Sage und Dichtung ſind es geweſen, die jene fallenden Geſtirne zu dem Schickſal des Menſchen in geheimnisvolle Beziehung gebracht haben.

Die litauiſche Volksſage berichtet, daß bei der Geburt eines Kindes Werpeja, die Spinnerin, deſſen Schickſalsfaden am Himmel ſpinnt, und daß jeder dieſer Fäden in einem Stern endigt. Stirbt nun der Menſch, ſo reißt der Faden, und der Stern ſenkt ſich als verlöſchender Lichtpunkt zur Erde nieder.

Der indiſche Mythos bringt die Sternſchnuppen in Zuſammenhang mit der Lehre von der Seelenwanderung. Die Seelen der verſtorbenen Heroen und Heiligen glänzen als Geſtirne ſo lange am Himmel, als es die Fülle der auf Erden betätigten Frömmigkeit geſtattet. Iſt dieſe erſchöpft, dann fallen ſie als Sternſchnuppen zur Erde nieder, um neuen Prüfungen entgegenzugehen. Die Bewohner der Geſellſchaftsinſeln glauben, daß die Sterne die Geiſter der Verſtorbenen ſeien. Ein fallender Stern ſei ein Geiſt auf der Flucht vor einem böſen Gotte und fliehe zur Erde zurück, weil er dort Hilfe in der Liebe ſeiner Nachkommen erwarte. In den Märchen von Tauſend und eine Nacht findet ſich häufig erwähnt, daß ein Moslem, der von einem böſen Geiſt angegriffen wird, nur den Namen Allahs auszuſprechen brauche, dann falle ein feuriger Pfeil vom Himmel hernieder und vernichte den ſchlimmen Dämon. Auch die Tatſache, daß in manchen Nächten des Jahres eine größere Anzahl Sternſchnuppen ſichtbar wird, iſt von der Sage mit poetiſchem Schimmer umkleidet worden. So iſt beiſpielsweiſe in Theſſalien am Berge Pelion die Anſicht verbreitet, daß ſich in der Nacht vom 18. Auguſt, an welchem Tage die Griechen die Verklärung Chriſti feiern, der Himmel öffne und zahlreiche Lichter ſichtbar würden. Dieſe Vorſtellung von dem Durchglänzen des Lichtes aus andern, himmliſchen Regionen findet ſich übrigens auch bei Theophraſt, welcher der Anſicht iſt, die Milchſtraße ſei „die Fuge der beiden Hemiſphären, durch die das obere Licht ſchimmere". Aehnliche Anſichten vertraten Derham und Huygens. In Irland iſt unter den Bauern eine Tradition allgemein, die von den feurigen Tränen erzählt, die der heilige Laurentius alljährlich an ſeinem Feſte, dem 10. Auguſt, weine.

Solche an Sternſchnuppen reichere Nächte ſind in den einzelnen Monaten des Jahres folgende: der 1. bis 3. Januar; der 19. bis 23. April; der 26. bis 29. Juli; der 9. bis 13. Auguſt; der 19. bis 25. Oktober; der 13. bis 14. November; der 27. bis 29. November; der 6. bis 13. Dezember.

Wenden wir uns nunmehr zu den Vermutungen über die phyſiſche Beſchaffenheit dieſer Naturerſcheinungen.

Die griechiſchen Philoſophen hielten die Sternſchnuppen für Erzeugniſſe der irdiſchen Atmoſphäre und waren der Meinung, daß ſie die Richtung des Windes anzeigten. So ſagt z. B. Aratus in ſeinem Werke „Phänomena":

„Wenn durch düſtere Nacht auch funkelnde Stern' hinſchicken,
Häufigen Flugs, und hinten ein ſchimmernder Streif lang nachzieht;
Sei du gefaßt, daß eben desſelbigen Weges herannahen
Kühlungen ..."

Auch der Naturforſcher Plinius ſieht in zahlreich erſcheinenden Sternſchnuppen Vorzeichen des Windes.

Die Anſicht, daß die Sternſchnuppen wahrſcheinlich irdiſchen Verhältniſſen ihren Urſprung verdankten, wurde ſehr lange verfochten, und erſt das vorige Jahrhundert hat befriedigende Erklärungen über dies Thema gebracht. Die früheren Forſchungen knüpften hauptſächlich an den Umſtand an, daß bisweilen ſogenannte Meteorſteine auf die Erde niedergefallen waren. Ein ſolcher Stein iſt beiſpielsweiſe der in der Kaaba zu Mekka aufbewahrte heilige ſchwarze Stein. Beobachter eines ſolchen Ereigniſſes erzählen gewöhnlich, daß ſie am Himmel eine Feuerkugel erſcheinen ſahen, die unter heftiger Detonation zerplatzte und in einzelnen Stücken zur Erde herabfiel. Das Erſcheinen derartiger Feuermeteore iſt übrigens durchaus nicht ſo ſelten, wie man gewöhnlich annimmt. Nach der Anſicht des Direktors der k. k. Wiener Sternwarte, Profeſſor Weiß, kann man im Gegenteil behaupten, daß mindeſtens jede dritte oder vierte Nacht ein ſchönes Feuermeteor über Deutſchland hinwegzieht. Die Anſichten über die Natur dieſer Phänomene gingen ebenfalls weit auseinander. Während ſchon Diogenes von Apollonia die Meinung vertrat, daß zugleich mit den ſichtbaren Sternen ſich auch unſichtbare durch den Weltenraum bewegten und gelegentlich auf die Erde herabſtürzen könnten — demnach an einem kosmiſchen Urſprung der Meteore feſthielt —, iſt man im Mittelalter doch mehr der Anſicht des Ariſtoteles gefolgt, deſſen Schriften ja die Baſis der damaligen Naturwiſſenſchaft aus-

Digitized by Google

machten. Dieser Philosoph aber nahm an, daß sie einfach Steine seien, die zufällig von heftigen Winden in die Höhe getrieben worden wären.

Noch am Ende des 18. Jahrhunderts waren einige Gelehrte geneigt, das Vorkommen von Meteorsteinfällen überhaupt ins Fabelreich zu verweisen, und Klapproth (1803) trug Bedenken, die Analyse eines Meteorsteins zu veröffentlichen, „weil dadurch ein gelehrter Streit entstehen könnte, da man noch zu sehr geneigt sei, das Faktum für ein Märchen zu halten". Erst der am 26. April 1803 sich ereignende berühmte Steinfall von l'Aigle (Departement de l'Orne) trug dazu bei, die Ansicht vom kosmischen Ursprung der Meteore zur herrschenden zu erheben. Das eigentliche Rätsel der Meteoriten war freilich damit noch immer nicht gelöst. Hebel berichtet in seinen „Erzählungen des rheinischen Hausfreundes" über einen Steinregen des Jahres 1808 und sagt daselbst wörtlich: „Was es aber mit solchen Steinen, die vom Himmel fallen, für eine Bewandtnis habe, daraus machen die Gelehrten ein Geheimnis, und wenn man sie fragt, so sagen sie, sie wissen es nicht."

Eine der hauptsächlichst verfochtenen Ansichten war diejenige, daß diese Steine Auswürflinge der Mondvulkane seien, eine Meinung, der beispielsweise Goethe folgt, wenn er im zweiten Teil seines „Faust" den Homunkulus sagen läßt:

„Ich spürt' ein ungeheures Prallen.
Der Fels war aus dem Mond gefallen."

Diese in Deutschland namentlich von Olbers verteidigte Ansicht hat sich aber ebenfalls nicht lange halten können.

Hatte man nunmehr die Meteorsteine als kosmische Produkte aufgefaßt, so bestand der nächste Schritt darin, daß man auch den Ursprung der Sternschnuppen in den Weltenraum verlegte. Bahnbrechend für diese Untersuchungen ist das 1872 von dem Mailänder Astronomen Schiaparelli verfaßte Werk „Entwurf einer astronomischen Theorie der Sternschnuppen" geworden. In diesem wird nachgewiesen, daß zwischen den Kometen und den periodisch wiederkehrenden Sternschnuppen (Meteorströmen) ein enger Zusammenhang bestehe. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß die Bahnen der Meteoriten in unserm Sonnensystem von gleicher Art wie die Kometenbahnen sind, d. h. parabolische Bahnen oder langgestreckte Ellipsen, deren Ebenen oft bedeutend von der Ebene der Erdbahn abweichen. Der Hauptsatz der in dem Werke Schiaparellis vertretenen Ansichten gipfelt darin, daß die Meteorströme das Produkt der Auflösung eines Kometen sind, und daß diese Auflösung dann eintritt, wenn sich die Anziehungskräfte der Gestirne in unserm Sonnensystem auf die Masse des Kometen äußern und die darin herrschende Anziehung der inneren Teilchen des Kernes übertreffen. Es kann in diesem Falle die Anziehung der Sonne oder die eines Planeten stärker sein als die gegenseitige der Kernteilchen, auch können beide Einflüsse kombiniert auf den Kometen einwirken. Es ist übrigens eigentümlich, daß Schiaparellis sehr klare Auseinandersetzungen mehrfach mißverstanden worden sind. Man behauptete nämlich, er sei der Meinung, die Meteorströme seien die verloren gegangenen Reste der Kometenschweife. Das ist falsch. Schiaparelli hat vielmehr in seinem Werke ausdrücklich darauf hingewiesen, daß man die Materie der Kometenschweife und die der Meteorströme nicht als identisch auffassen dürfe. Denn wenn sich die Schweifmaterie vom Kometenkerne getrennt habe, so entferne sie sich reißend schnell in den Weltenraum und könne daher nicht zu stabilen Bildungen, wie dies die Meteorströme seien, Anlaß geben.

An dieser Anschauung hält Professor Schiaparelli noch heute fest. Er äußerte sich dem Verfasser dieses Aufsatzes gegenüber in bezug auf diesen Punkt erst kürzlich folgendermaßen:

„Noch heute bin ich der Ansicht, daß Schweifbildung der Kometen und Entstehung der Meteorströme Vorgänge verschiedener Natur sind. Die Entstehung des Schweifes selbst beweist, daß die Bahn der Schweifteilchen nicht dieselbe sein kann wie die Bahn des Kometenkopfes, mit der doch immer die Meteorbahnen verglichen werden. Höchstens könnte man zugeben, daß dieselben Kräfte, welche die Hüllen des Kopfes anschwellen lassen, auch dazu beitragen, die Meteorkörperchen außerhalb der Anziehungssphäre des Kerns zu bringen, wodurch erst die Meteorströme entstehen können."

Letztere Ansicht deckt sich mit einer Vermutung, die bereits Littrow in seinem „Kalender für alle Stände" 1868, S. 107 ausgesprochen hat.

Schiaparellis Ansichten sind übrigens in einigen Punkten von Professor Dr. E. Weiß, dem Direktor der k. k. Sternwarte zu Wien, modifiziert worden. Die Ansichten, die dieser bekannte Astronom auf eine Anfrage des Verfassers hin über den Zusammenhang zwischen Sternschnuppen und Kometen äußerte, sind kurz folgende:

Professor Weiß stellt sich einen Kometen nicht als einen aus einem kompakten, soliden Kerne bestehenden Körper vor, sondern als einen, der wie unsre Wolken aus einem riesigen Schwarme von kleinen isolierten Körperchen besteht, die allerdings durch den Schwarm so weit zusammengehalten werden, daß sie eine gemeinsame Bahn um die Sonne beschreiben. Diese isolierten Körperchen sind nun umgeben und eingehüllt in Gase wie in eine Atmosphäre. Kommt nun ein solcher Körper in die Sonnennähe, so wird durch elektrische Repulsivkräfte einerseits der Zusammenhang der isolierten Körperchen gelockert, anderseits auch die Gashülle, die leichter beweglich ist, in weite Fernen zerstreut. Diese Gashülle, und nicht die isolierten Körperchen, sind es, die wir als Schweif sehen: den Schweif selbst stellt sich Professor Weiß wohl als Teil des Kometen, aber als einen gasförmigen vor, der demgemäß, falls die Erde auf ihrer Bahn durch ihn hindurchgeht, zu Sternschnuppenfällen keine Veranlassung geben kann. Letzteres tun nur die festen Körperchen, die sich aber — wenigens bei dem ersten Rückkehren des Kometen — nie so weit (wie die Schweifteilchen) entfernen. Die Zerstreuung wird erst bei jeder Rückkehr stärker und geht unter Umständen, wenn sie einmal energisch begonnen hat, so rasch vor sich, daß die Sternschnuppenfälle sehr schnell an Intensität abnehmen.

Für diese Ansicht sprechen zunächst die Leoniden. (Es ist dies der Sternschnuppenschwarm vom 13. bis 14. November.) Der dichte Schwarm derselben kann

Digitized by Google

Das Kreuz von Dreizehnlinden bei Schloß Corvey an der Weser
Nach dem Gemälde von Franz Hoffmann-Fallersleben (Berlin)

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

keine sehr große Ausdehnung gehabt haben, weil die allerdings starken Störungen seitens des Jupiter ihn bei seinem letzten Umlaufe ganz aus unserm Gesichtskreise entfernten. Der erwartete Sternschnuppenfall der Leoniden am 15. November 1899 blieb aus. Ein zweites Beispiel bilden die Bieliden, die, nachdem die Zerstörung des Kometen 1842 begonnen und 1855 fortgesetzt worden war, in den Jahren 1872, 1885 und 1892 als intensive Schauer die Erde kreuzten, seitdem aber schon fast zum Unkenntlichwerden zerstreut worden sind.

Wie aus dem vorhergehenden erhellt, ist es also auch nach der Ansicht des Professors Weiß unmöglich, daß die Sternschnuppen die verloren gegangenen Reste eines Kometenschweifes sind. Bestätigt wird diese Ansicht in einem Werke Professor Kleins (Kosmologische Briefe für Gebildete), in dem es wörtlich heißt: „Auch die Kometenschweife können mit der Auflösung der Kometen in Meteorströme nicht in Zusammenhang gebracht werden." Ob zwischen den Sternschnuppen und Feuerkugeln ein engerer Zusammenhang besteht und sie sich, wie man früher anzunehmen geneigt war, nur in ihren Größenverhältnissen unterscheiden, ist noch sehr streitig. Mit Rücksicht darauf, daß bei einigen Meteoriten eine hyperbolische Geschwindigkeit beobachtet worden ist, neigt Schiaparelli dazu, für diese Himmelskörper einen stellaren Ursprung anzunehmen. Und zwar ist damit nicht etwa der Ausgang aus extrasolaren Fixsternegebieten, sondern die Entstehung aus den Fixsternkörpern selbst gemeint. Da nun der stellare Ursprung mit dem kometarischen unvereinbar ist, zwischen Sternschnuppen und Kometen aber, wie oben gezeigt, ein Zusammenhang besteht, so spricht die Vermutung gegen die Identität der Meteore (stellaren Ursprungs) und der Sternschnuppen (kometaren Ursprungs).

Aphorismen

Von

G. Bieler

Jeder möchte glücklich sein
Hier auf Erden,
Und wie wen'ge greifen drein,
Um's zu werden.

•

Die Rose trinkt den Sonnenschein,
Doch nur um neuen Duft zu spenden,
So muß dein irdisch Trachten sein:
Gib, was du nimmst aus Gottes Händen.

•

Geweinte Tränen trocknen.

•

Allzu nah gesehen ist selbst die Rose nur ein roter Fleck.

•

Der gute Wille verbricht zuweilen ebensoviel Schlimmes wie die böse Tat.

Gedanke ist ein Diamant.
Er läßt sich zwar nicht färben,
Doch durch die ungeschickte Hand
Des Fassenden verderben.

•

Der Maulwurf war ans Licht geraten
Und irrte hilflos durchs Gestein;
„Warum verdunkelst," sprach er klagend,
„Du mir den Weg, o Sonnenschein?"

•

Charakter haben will geübt sein.

•

Der Kuß ist die feine Grenze zwischen himmlischer und irdischer Liebe.

•

Wer sich von Herzen vergnügen will, der muß von Herzen zu arbeiten wissen.

Das Kreuz von Dreizehnlinden bei Schloß Corvey an der Weser

(Zu dem vorangehenden Bilde von Franz Hoffmann-Fallersleben)

Auf den Boden von F. W. Webers bekanntem Epos „Dreizehnlinden", in den Bereich des altberühmten Klosters Corvey versetzt uns das eindrucksvolle Bild, in dem der Maler eine der ersten Anregungen, die seine Jugend aus der umgebenden Natur empfing, festgehalten hat. August Hoffmann von Fallersleben, der treffliche Gelehrte und Dichter, war von 1860 bis zu seinem Tode Bibliothekar auf Schloß Corvey, und so hat sein Sohn, der Landschaftsmaler Franz Hoffmann, schon als Knabe oft das mächtige Kreuz unter den ehrwürdigen Linden angestaunt, die nach der Sage von Ludwig dem Frommen gepflanzt sein sollen. Noch jetzt wird alljährlich einmal auf diesem schönen, das Gemüt andachtsvoll stimmenden Fleckchen Erde Gottesdienst gehalten: am 15. Juni, dem Tage des Schutzpatrons von Corvey, des heiligen Vitus, versammelt hier eine feierliche Messe die katholische Bevölkerung der Gegend. Wie ernst und erhebend ein solcher Gottesdienst im Freien, unter der grünen Wölbung der uralten Bäume, zwischen denen das sommerliche, von der lieblichen Weser durchzogene Land hereinglänzt, auf jeden Teilnehmer wirken muß, das läßt uns auch Hoffmanns Bild ahnen, auf dem um die Linden und das Kreuz das nicht minder feierliche Schweigen der Einsamkeit ruht.

Digitized by Google

Tor von zwei Bronzehunden bewachte Eingang

Beſuch in einem japaniſchen Privathauſe

Von

Eduard Curuel

(Hierzu fünf Spezialzeichnungen des Verfaſſers für „Ueber Land und Meer“)

Ich war ſchon lange darauf begierig geweſen, das Innere eines richtigen japaniſchen Hauſes kennen zu lernen, das heißt eines Hauſes der beſten Klaſſe, wie es von den reichen Japanern bewohnt wird, und dieſer Wunſch ging mir endlich in Erfüllung, da ein wohlhabender Curiohändler, einer der reichſten in Japan, mich einlud, ſeine „Jinka“ in Jokohama aufzuſuchen.

Es war ein ſchöner heller Novembermorgen, als ich zu Fuß mein Hotel verließ, um Mr. Okawaya — ſo nannte er ſich auf ſeiner Viſitenkarte — meine Aufwartung zu machen. Während ich meinen Weg verfolgte, bot ſich mir ein prächtiger Anblick des Hafens dar, ein Bild voll Farbe und Leben. Der große deutſche Poſtdampfer „Prinzeſſin Alice“ lag in ſchimmerndem Weiß an der Mole, und die Reede war erfüllt von geſchäftigen kleinen Schleppern und gewaltigen ſchwarzen Dampfern aus allen Teilen der Welt.

An dem Zollgebäude vorüber gelangte ich bald in das japaniſche Viertel mit ſeinem engen Straßengewirr und ſeinen kleinen Läden, und ich begann Umſchau nach dem Hauſe zu halten. Wie man mir ſagte, lag es in einer Parallelſtraße zu der, die ich verfolgte, und vor ſeiner Türe ſollten ſich zwei koreaniſche Hunde aus Bronze befinden.

Richtig, da waren ſie, die „Komainu“! Ich war anfangs wirklich etwas erſchrocken, denn von dem grellen Sonnenlichte übergoſſen ſaßen dieſe Ungetüme drohend auf ihren Sockeln da, eines zu jeder Seite des Eingangstors, und ſchnitten ſo grimme und grauſige Geſichter, daß es faſt ausſah, als wollten ſie ſich auf mich ſtürzen, falls ich es wagen ſollte, zwiſchen ihnen hindurch ins Haus zu ſchreiten.

Einer hielt zwiſchen ſeinen fürchterlichen Zähnen eine bronzene Schnur, die an einer Kugel befeſtigt war, und auf dieſe hatte er eine ſeiner Pranken gelegt, als ob er jeden zerreißen wolle, der es wagen würde, daran zu rühren; der andre auf der entgegengeſetzten Seite ſaß einfach da mit fürchterlichem Geſichtsausdruck, Reihen ſcharfer Zähne entblößend, während ihm zur Seite ein verkleinertes Abbild ſeiner ſelbſt es gerade ſo machte. Die Schwänze dieſer Ungeheuer ragten hinter ihnen hoch in die Höhe, fürchterlich in mehrfachen Windungen aufgerollt.

Als ich daſtand, dieſe hölliſchen Gebilde betrachtend, und mich eben dazu ermannen wollte, zwiſchen ihnen durchzuſchreiten, öffnete ſich das Eingangstor, und es kam eine kleine „Musme“ zum Vorſchein. Sie war recht hübſch, mit hochroten Backen, Stumpfnäschen, zierlichem Mündchen und Schlitzäuglein. Ihr Kimono beſtand aus einfachem taubengrauen Stoff und wurde von einem Obi aus rotem und goldenem Brokat zuſammengehalten.

Als ſie meiner anſichtig wurde, machte ſie eine ehrfurchtsvolle Verbeugung und ſagte lächelnd

Digitized by Google

„Oahio“ (willkommen). Augenscheinlich wurde ich erwartet, und ich dachte schon, es wäre die Tochter des Hauses. Es stellte sich indes heraus, daß sie nur die „Nesan“ (das Hausmädchen) war, und zwischen den fürchterlichen bronzenen Wächtern am Eingangstor hindurch folgte ich ihr durch einen reizenden japanischen Garten nach dem Hause.

Das Haus war ein niedriges, nur ein Stockwerk hohes Bauwerk mit einem sehr hohen geschweiften schwarzen Ziegeldach, das viel zu schwer für den schwachen Unterbau zu sein schien und aussah, als ob es ihn erdrücken wolle.

Eine Veranda aus tadellos sauberem, geglättetem Holz umgab das Haus, dann kamen verschiebbare Rahmengestelle aus weißem Holz, die mit weißem Papier ausgespannt waren und dem Hause als Wände, Fenster und Türen dienten. Die „Nesan“ bat mich höflich, auf der Veranda Platz zu nehmen, mir ein Kissen dazu zurecht rückend, während sie selbst zu ihrem „Herrn“ gehen wolle, um ihm meine Ankunft anzumelden.

Der Garten war wirklich ein Wunderwerk japanischer Kunst. Nahm er auch nur wenig Raum ein, so kam einem das doch kaum zum Bewußtsein wegen der überaus geschickten Art, in der die Zwergbäumchen und kleinen Felsen, Ruinen und Brücken angeordnet waren. Man hatte den Eindruck, als befinde man sich in einem ganz großen Garten oder kleinen Park, oder als bewege man sich als Riese in einer ganz anders gearteten Welt mit vollkommen andern Größenverhältnissen. Kunstvoll versteckt in einer Masse dichten Blattwerkes lag ein kleiner See mit Goldfischen da, deren Schuppen aufleuchteten, wenn ein Sonnenstrahl darüber hin huschte. Ein großer grüner Springbrunnen aus Bronze hatte die Gestalt einer Urne, um die sich ein grimmiger japanischer Drache wand, mit vorgestrecktem Halse, als ob er aus ihr trinken wolle. Mächtige bronzene Lotosblumen, bronzene Laternen, hohe „Toros“ (Steinlaternen) und verschiedene bronzene Störche mit wunderlich verdrehtem Halse schmückten den Park.

Der Boden war mit großen unregelmäßigen weißen Steinplatten belegt, die den Weg markierten, auf dem man zu dem „Flusse“, zu den Brücken, zu dem Springbrunnen, zu den Laternen und zu den Lotosblumen zu gehen hatte. Die Bäume schienen wirklich sehr alt zu sein, ihre Stämme und Zweige waren gedehnt und verzerrt, als hätten sie schon manchen Sturm erlebt.

„Oahio!“ Mein Wirt erschien durch eine der Schiebetüren. Er ging in Strümpfen, war aber

Auf der Veranda

Digitized by Google

ſonſt ganz auf europäiſche Weiſe gekleidet; nur hingen und ſchlotterten die Kleider ihm um den Leib, als ſeien ſie nicht für ihn gemacht, was ihm unwillkürlich ein komiſches Ausſehen verlieh. Eine ſehr zuvorkommende Verbeugung, und ich war eingeladen, in das Haus einzutreten; die appetitliche, pausbackige Neſan entledigte mich meiner Schuhe, und ich folgte meinem Wirte, auf den Strümpfen wie er, in ſein Heim. Das erſte Gemach, das wir betraten, hatte etwa fünf Meter im Geviert; der Boden war mit ſauberen weißen Strohmatten belegt, auf denen es ſich ſehr angenehm ging. Drei Seiten des Zimmers beſtanden aus weiter nichts als den einfachen weißen Schojis und verſchiebbaren Feldern aus Goldpapier, die in reizender Weiſe mit weißen Chryſanthemen bemalt waren. Die vierte Wand wurde durch glänzend ſchwarzlackierte Langſtäbe in zwei Teile geteilt, und es war der Boden vor ihr etwas erhöht, ſo daß er eine Art Tritt bildete. An der einen Wandhälfte hing ein ſehr großes Kakamono, ſchwarze und weiße Störche darſtellend, eine prächtige Arbeit Utemaros, während auf der leichten Bodenerhöhung ein kleines porzellanenes „Amainu“ ſtand, ein höchſt drolliges, hundeartiges Tier mit weitgeöffnetem, wie zum Lachen verzogenem Munde. Die andre Hälfte der Wand enthielt ein ſehr kunſtvoll gearbeitetes, ſchwarz- und goldlackiertes Schränkchen mit drei Schiebetüren und darunter zwei ſchwarzlackierte Wandbretter; auf dem Boden ſtand eine mit friſchen gelben Chryſanthemen gefüllte Bronzevaſe. Außer drei langen in Weiß und Gold gehaltenen Bildern über den Schiebetüren bildete dies die geſamte Zimmereinrichtung. Einfach bis zum äußerſten! Man hatte den Eindruck, das Zimmer ſei überhaupt noch nicht eingerichtet — kein Tiſch, kein Stuhl, nichts von den tauſend und einer Kleinigkeit, die bei uns die „ſtilvolle“ Zimmereinrichtung ausmachen! Ruhig, ernſt, erleſen, geſchmackvoll — ein Raffinement, wie wir es in Europa uns kaum träumen laſſen!

Die Papiertüren wurden zurückgeſchoben, und ich betrat das nächſte Zimmer. Dieſes ſah beinahe ebenſo aus wie das vorige, nur daß in die Wände ſchmale, glänzend weiße und wunderbar geglättete Holzſtreifen eingelaſſen waren, durch die von außen das Licht hereinfiel. In der Mitte ſtand auf dem Boden ein großes kupfernes „Hibachi“, ein mit glühenden Kohlen gefülltes Becken, wie alle Japaner es zur Heizung ihrer Häuſer verwenden. Dicht dabei ſaß eine ſchlanke „Musme“ mit einem allerliebſten pausbackigen Geſichtchen und dem

Die feierliche Zeremonie des Teemachens

Digitized by Google

Plauderstündchen mit der Tochter des Hauses

schönsten Rabenhaar, das, den Eindruck einer schwarzlackierten Holzschnitzerei machend, in vielfachen Windungen äußerst kunstvoll aufgebaut war und von einem tadellos weißen Chrysanthemum überragt wurde. Sie trug ein taubengraues Kimono und einen goldbrokatenen Obi und war emsig mit einem kleinen Bäumchen beschäftigt, das sie in eine Bronzevase setzen wollte. Mein Wirt stellte mich ihr vor, es war seine Tochter „O Hiro San". „Fräulein Weiß-wie-Schnee!" Ja, „Hiro" bedeutet Reinheit und Weiße des Schnees, und gerade so sah sie aus. Daher die edle Blume in ihrem Haar.

Fräulein Schneeweißchen machte eine tiefe Verbeugung, wobei ihre Stirne den Boden berührte. In der Tat, höchst würdevoll und gemessen!

Ich versuchte es, mich auf den Boden neben sie niederzulassen, um ihre Arbeit zu bewundern, der sie mit großem Eifer oblag, und sie erklärte mir, daß sie drei Jahre lang bei einem Blumenkünstler Unterricht genommen habe, um die schwierige Kunst zu erlernen! Dieses Kindchen (sie war siebzehn Jahre alt, sah aber erst wie vierzehn aus)! Es hielt schwer, sich vorzustellen, daß sie irgend etwas mit Ernst betreiben könne, und nun gar ein dreijähriges Studium, um zu lernen, wie man Blumen zu ordnen hat, und doch ist dies eine Geschicklichkeit, über die in Japan jede Dame verfügen muß.

Wie würde sie wohl lachen, wenn sie sähe, wie wir in Europa Blumensträuße wie Grasbüschel in eine Manschette aus Spitzenpapier zusammenpferchen oder wie wir Blumen in Vasen stecken, ohne auch nur im geringsten an Harmonie oder Wirkung zu denken! In Japan wird jedes Blatt, jeder Staubfaden, jede Stengelbiegung einer Blume beachtet, ebenso wie die Zusammenstellung und die Farbenwirkung.

Als O Hiro San ihre Arbeit beendet hatte, fragte sie mich lächelnd, ob „meiner Gnaden" ein „gnädiges" Schälchen Tee gefällig sei. Und nun sah ich zum erstenmal die berühmte „Teezeremonie". Jeden Tag bekam O Hiro San zwei Stunden lang Unterricht in der Kunst der Teezeremonie, und ich ließ mir sagen, daß man zwei Jahre brauche, um sie sich anzueignen. Es ist das die zweite Fertigkeit, die in Japan für eine junge Dame unerläßlich ist. Die dritte besteht in dem Spielen des „Koto", eines langen Instrumentes von harfenähnlichem Tone, und die vierte in dem Gehorsam gegen den zukünftigen Gatten! (Möchten einige unsrer einheimischen Fräuleins sich das doch zu Herzen nehmen!) Die Zeremonie begann also:

Die „Nesan" brachte ein eisernes „Hibachi" mit glühenden Kohlen herein, es wurde ein eiserner Kessel auf das Feuer gestellt, und dann kam eine Bronzebüchse mit gepulvertem Tee, der wie grüner „poudre de riz" aussah, eine mit blauen Störchen bemalte Porzellanschale, ein kleines, aus zerfplissenem Bambus hergestelltes Gerät, das wie ein Eierquirl aussah, und ein kleines, rundes hölzernes Schöpfgefäß mit sehr langem, dünnem Stiel. Dieses Schöpfgefäß wurde in einem bestimmten Winkel auf den eisernen Kessel gelegt.

Die Teezeremonie ist eine sehr förmliche Sache, und, soviel ich ausfindig machen konnte, bestand die Kunst hauptsächlich in den automatischen Bewegungen der Wirtin beim Bereiten und Servieren des Tees. Mir wurde mein Platz rechts neben dem „Hibachi" angewiesen, und ich mußte meine Hände mit fest geschlossenen Fingern auf meine Schenkel legen, als ich auf meinen Hacken wie ein weißer Buddha dasaß. Nun trat O Hiro San ein und durchmaß langsam in gerader Linie das Gemach

Digitized by Google

bis zur entgegengesetzten Seite des Hibachi, ließ sich in jäher Wendung auf die Hacken nieder und bewegte sich auf das Feuer zu, wo sie niederkniete und mir eine tiefe Verbeugung machte.

Mit einer langsamen und einstudierten Bewegung der Hände öffnete sie die Bronzebüchse, tat etwas von dem Teepulver in die Schale, setzte den Deckel wieder auf die Büchse und schöpfte dann mit dem langgestielten Schöpfer etwas heißes Wasser in die Schale; nachdem sie nun den Schöpfer wieder genau in seine vorige Lage zurückgebracht, nahm sie den Bambusquirl und quirlte mit ihm das Wasser und den Tee durcheinander, bis eine grüne Paste daraus entstand. Darauf trat der Schöpfer wieder in Tätigkeit, es wurde diesmal die Schale mit Wasser gefüllt, und der „gnädige Herr Tee" war fertig.

Wieder eine tiefe Verbeugung! Die Schale in beide Hände mit steif ausgestreckten Fingern nehmend, setzte sie sie auf ein zierlich lackiertes Tablettchen, ergriff darauf dieses mit beiden Händen und bot es mir mit steif und starr ausgestreckten Armen dar. Ich machte es beim Entgegennehmen des Tees genau so, erfaßte die Schale mit beiden Händen und aneinandergelegten ausgestreckten Fingern, brachte sie langsam an meine Lippen und trank den Tee auf einen Zug aus. Darauf setzte ich das Gefäß auf das mir entgegengehaltene zierliche Tablettchen und machte eine tiefe Verbeugung. Ihr folgte eine gleiche von seiten O Hiro Sans. Sie stellte dann automatisch die Schale beiseite und begann ein neues Gebräu für meinen Wirt. Das war die Teezeremonie. Es mag dabei noch manche feine Bewegung vorgekommen sein, die ich in meiner Unwissenheit übersah, doch wurde mir eines nicht klar, wie man zur Erlernung der Teezeremonie, anmutig und korrekt wie sie ist, mindestens zwei Jahre gebrauchen muß!

Nach dem Tee saßen O Hiro San und ich auf der Veranda in dem schönen Herbstsonnenscheine beieinander, die besten Freunde der Welt, während ich ihr von den fernen Ländern Europas und Amerikas erzählte.

Sie zeigte mir, seelenvergnügt wie ein Kind, ihren Garten, erklärte mir die Bedeutung der Bronzen, Laternen und grimmigen Drachen und erwies sich als eine ganz vorzügliche Wirtin. Diese kleine Musme mit dem weißen Chrysanthemum im Rabenhaar und den karmingefärbten Lippen — ich fürchte, ich war manchmal nahe daran, mein Herz an sie zu verlieren. Doch hat eine japanische Musme auch etwas wie ein Herz?

Ein Tete-a-tete im Garten

Digitized by Google

Das Nilpferd, wenn es „recht freundlich“ sein will

Auf der photographischen Jagd im Berliner Zoologischen Garten

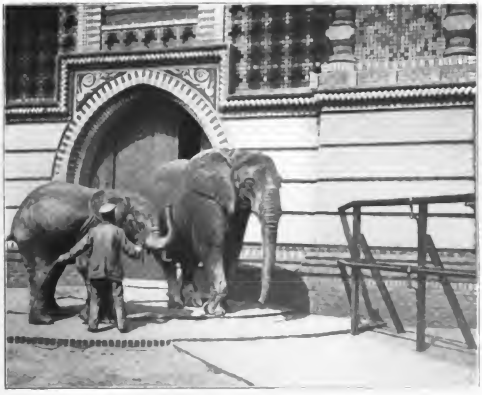
Von

Dr. M. Wilhelm Meyer

(Hierzu zehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers)

Bist du, lieber Leser, vielleicht selbst Amateurphotograph? Natürlich, wer auch nur so ein bißchen was ist, muß knipsen können. Das ist ja so leicht. Wenn der Film zu Ende ist, besorgt dann der Lieferant des Apparates das übrige.

Hast du auch schon einmal kleine Kinder photographiert? Das ist nämlich ein Kunststück: „Nun paß mal auf, hier kommt gleich ein Vogel heraus, wenn ich den Kasten aufmache, nun guck mal ganz still hierher. Aber nicht mit den Beinen so zappeln. Und lachen mußt du, es kommt doch gleich der Vogel. Ja, aber nicht so lachen. Wenn du den Mund so weit aufreißt, fliegt doch gleich der Vogel hinein. Willst du ein Stück Schokolade? Hier! Aber nein, jetzt darfst du es noch nicht essen, sonst machst du dir das Mündchen schmutzig. Nein, sag' ich; jetzt aber ganz artig, sonst — na, nun weine doch nicht gleich —“ So geht's eine Viertelstunde nach der andern, bis man sich aus Verzweiflung doch entschließt, loszulegen, und natürlich eine ganz verfehlte oder höchstens eine nichtssagende,



Die Elefanten nehmen eine ernste Miene an

Digitized by Google

konventionell aufgefaßte Aufnahme entsteht. Das alles aber ist ein wahres Kinderspiel gegenüber den Schwierigkeiten bei der Aufnahme von Tieren im Zoologischen Garten. Ich will zu Nutz und Frommen andrer Freunde der edeln Lichtbildkunst hier meine Erfahrungen zum besten geben.

Nachdem ich von Herrn Direktor Heck vom Berliner „Zoo" in liebenswürdigster Weise die Erlaubnis erhalten hatte, in dem weiten Revier des wundervollen Gartens photographische Streifzüge zu machen, wurde ich zunächst einmal durch den Assistenten des Gartens, Herrn Dr. Heinroth, den hervorragendsten Pensionären desselben vorgestellt, insbesondere natürlich dem König der Tiere, dessen Porträt ich hier beigebe. Wißmann ist sein vulgärer Name. Aber der hohe Herr hat mich acht Tage jedesmal mehrere Stunden antichambrieren lassen, bis er sich bequemte, mir zu „sitzen".

Den ersten Schritt der Annäherung, das heißt das Uebersteigen der Barriere, welche die gewöhnlichen Sterblichen von dem eigentlichen Käfig trennt, tat ich, offen gestanden, zuerst mit etwas pochendem Herzen. Ich kannte den Herrn doch noch gar nicht und wußte nicht, ob er überhaupt Lust hatte, mich zu seinen Intimen zu rechnen, die sich ihm ungestraft so weit nähern dürfen. In der Tat maß er mich mit einem herablassend fragenden Blick: „Was hat das Menschlein hier zu suchen? Ich kenne es nicht. Nun —" und er wandte mir den Rücken — „es wird wohl wieder so ein Maler oder Bildhauer sein, die stören mich nicht weiter."

Ich aber mußte eine viel größere Annäherung wagen. Ich wollte doch die Eisenstäbe des Gitters nicht mit auf das Bild bekommen, mußte also das Objektiv zwischen die Stäbe hindurch in den Käfig halten. Selbstverständlich sind nur Momentaufnahmen aus freier Hand möglich. Man muß sicher und ruhig zielen. Das mag nun auf der Jagd nicht schwer sein, wo man doch immerhin meist einige Zehner von Schritten von solchem Tier entfernt ist und man sich auf einen zweiten Schuß oder die Jagdkameraden verlassen kann. Im Falle der vorliegenden Aufnahme aber mußte ich meinem Freunde auf anderthalb Meter Entfernung ins Auge schauen, und wenn dieses schöne Auge hier auf dem Bilde nachträglich auch einen recht treuherzigen Eindruck macht und man auch weiß, daß der hohe Herr bei einem plötzlichen Launenwechsel mich nicht gleich in tausend kleine Stücke reißen kann, so wäre es mir doch nicht angenehm gewesen, wenn er auch nur ein einziges, ganz kleines Stück von mir sich zum Andenken einverleibt hätte. Das aber konnte im Handumdrehen, wollte sagen, im Tatzenumdrehen geschehen. Die Zeit der Annäherung, das heißt der Gefahr, durch möglichst schnelles Hantieren zu verkürzen, wäre das Falscheste, was man tun könnte. Durch plötzliche Bewegungen wird das Tier aufgeschreckt und ungemütlich. Man muß da vor ihm herumspazieren, als sei das ganz

Der Philosoph des Gartens

Giraffen, die fast niemals ganz auf die Platte kommen

Digitized by Google

etwas Selbstverständliches, ihn dabei aber natürlich immer genau beobachten. Scheint die Stellung günstig, so heißt es, die Kamera schnell, aber nicht mit nervöser Hast auf die geschätzte Entfernung einstellen (denn von einer Einstellung auf der Mattscheibe ist natürlich keine Rede), ans Gitter treten, zielen, abknipsen und sich ruhig wieder zurückziehen.

In den meisten Fällen ist die Aufnahme verpfuscht. Entweder hat man die Entfernung falsch geschätzt, oder das Tier hat sie im letzten Augenblick noch geändert, oder man hat nicht gut gezielt, so daß bloß der Schwanz auf dem Bilde ist, oder man hat keine ganz ruhige Hand gehabt, das Bild ist verwackelt, oder das Licht war nicht genügend, oder die Stellung war unschön, uninteressant, weil man doch schließlich nach stundenlangem Warten wenigstens etwas machen wollte, oder man hat sonst eine Dummheit vollführt, die man sonst niemals mehr begehen würde, man hat zum Beispiel die Kassette gar nicht aufgezogen, gerade wenn sich das Tier plötzlich in die wunderschönste Positur gesetzt hatte, die man jemals sah; kurz, unter einem Dutzend Aufnahmen von Freund Wißmann ist nur diese eine wirklich zur Zufriedenheit geglückt, während ich sonst in der freien Natur unter den schwierigsten Verhältnissen, auf Gletschertouren, bei Regenwetter und so weiter durchschnittlich nur einen Fehler unter zehn Aufnahmen zu verzeichnen habe.

Wapitihirsch, Siesta haltend

Ganz seltsam ist es mir mit meinem intimsten Freund im „Zoo", Erich, gegangen. Erich ist nämlich ein veritabler Königstiger, aber etwas aus der Art geschlagen. Es gibt wirklich gar kein liebenswürdigeres Tier im ganzen Garten als diesen Königstiger. Für gewöhnlich schläft er dahinten auf seiner Pritsche, wo es zu dunkel ist zum Photographieren. Der Wärter hatte Erbarmen mit mir, als ich bereits eine halbe Stunde gewartet hatte. Er stupfte den guten Erich mit der langen Stange.

Zebra in Positur

Der zahme Königstiger „Erich"

Digitized by Google

Aber der wußte ganz genau, daß das nur Spaß war, und ließ es sich eine Weile ganz ruhig gefallen. Schließlich nahm er es für eine Aufforderung, um seine übliche Liebkosung zu empfangen, stieg von seinem Thron herab und drängte sich ganz dicht ans Gitter, damit ihm der Wärter das Fell krauen konnte. Da war nun erst recht nichts zu den Spaß gehen. Aber ich wollte doch gern, daß er „recht freundlich", wie es beim Photographieren sein muß, in den Apparat sähe, und mußte deshalb die Aufmerksamkeit auf mich lenken. Ich tat es durch eine auffällige Bewegung hart am Gitter und hatte gerade noch Zeit abzuknipsen. Im nächsten Augenblick war er da und schlug gegen

Der König der Tiere, „Wißmann" genannt

machen. Es währte auch wieder Tage, bis ich ihn in rechte Schußweite bekam. Das Tier kannte mich bald und ersuchte mich immer, wenn ich über die Barriere geklettert war, um die krauende Freundschaftsbezeugung.

Vor dem Eisbären aber warnte mich der Wärter. Er ist viel schneller, als man es bei seinem schwerfälligen Aeußern meinen sollte, und kommt auf allerhand lustige Einfälle, die unsereinem leicht über die Stäbe, daß sie zitterten. Ich habe es aufgeben müssen, mich weiter mit ihm anzufreunden.

Dagegen ist so ein Nilpferd wieder ein recht liebes Tier. Es wird gar nicht nervös beim Photographieren. Ich konnte mich zwischen den Stäben durch in den Käfig zwängen, worin der Wärter ihm was Schönes zum „Pappen" zeigte. Da machte es denn gleich ein so freundliches Gesicht, wie es der Leser hier sieht.

Digitized by Google

Der Eisbär, ein gefährliches Objekt zum Photographieren

Und nun zu den klugen Elefanten. Die zu knipsen, ist leicht. Sie wissen, daß es sich um ernste Dinge handelt, und stellen sich mit Würde und philosophischer Ergebenheit zur Verfügung. Auch dieser kleine alte Herr aus dem Affengeschlecht ist ein echter Philosoph. Ueber welche tiefen Lebensfragen mochte er wohl in diesem Augenblick nachdenken? Weltverloren schaut sein Auge ins Weite. Er denkt an die schöne Heimat, wo es noch Sonne und Freiheit gibt.

Neue Schwierigkeiten bereiten die „zahmen" Tiere. Nähert man sich zum Beispiel dem Hirschgehege, so kommen die schönen Tiere sofort nahe ans Gitter und erwarten, daß man ihnen etwas gibt. Tut man dies, so gehen sie natürlich erst recht nicht fort, und man kann sie dann nicht ohne das Gitter davor abfassen. Diesen Wapitihirsch mit seinem wundervollen Geweih kann ich deshalb dem Leser nur mit dem Gitter vorstellen.

Man wünscht natürlich die Tiere in möglichst charakteristischer Stellung aufzufassen. Aber das ist leichter gesagt wie getan. Man muß zu den verschiedensten Kunstgriffen seine Zuflucht nehmen. Dem prachtvollen Wisent gibt hier über den Zaun hinweg der Wärter Grünzeug zu fressen. Das gab eine großartige Stellung. Der mächtige Vorderkörper weit vorgestreckt und hoch aufgerichtet wie zum Angriff: schnell abknipsen!

Mit den Giraffen hat es nun wieder die Schwierigkeit, daß die Tiere gar zu groß sind. Wollte man das Gitter vermeiden, indem man ganz nahe herangeht, so hätten die Tiere mit ihren langen Hälsen aus dem Bilde heraus geragt. Aber das Gitter geniert hier nicht viel.

Was für einen Vorteil aber die Kamera gewährt vor dem Griffel oder gar dem Pinsel, das mag dieses Zebra beweisen. Wie lange hätte wohl ein Zeichner gebraucht, um diese geradezu raffinierte Linienführung festzuhalten? Ich habe es in einer fünfzigstel Sekunde getan. Ist es nicht gerade so, als ob ein Schneider unserm afrikanischen Gaul aus einem gestreiften Stoffe einen Anzug zugeschnitten hätte, so daß die Stücke überall an den Stellen, wo die Körperform es nötig machte, richtig eingefügt und zusammengenäht wurden?

Ich habe noch viele andre Tiere im „Zoo" aufs Korn genommen. Das wurde schließlich eine Passion wie auf einer wirklichen Jagd. Und das Schöne bei diesem fröhlichen Jagen ist, daß es beiden Teilen gut bekommt, dem Jäger und seinem Wild.

Beim photographischen Sport fließt kein Blut. Ich meine, er ist der edelste von allen.

Wisent beim Frühstück

Digitized by Google

Hubert Netzer

Ein moderner Brunnenkünstler

Von

Georg Habich

(Mit dem Bildnis des Künstlers und sechs Abbildungen)

Unter den vielen Herrlichkeiten alter Kunst und Kultur, die das Bayrische Nationalmuseum in München birgt, entgeht auch dem aufmerksamen Besucher leicht ein Werk der neueren Kunst, das hier in der abgelegenen Stille einer Renaissancegartenanlage ein idyllisches Dasein führt. Von der sonnigen Terrasse, die Gabriel Seidls vollendetes Stilgefühl mit Skulpturen mancherlei Art so reich wie erlesen geschmückt hat, lockt an der dunkeln Schattenmauer eine in lustiger Bogenstellung aufgeführte Laube. Hier ist es auch in der Mittagsstunde, wenn die gelben Kieswege unter der italienischen Sonne Münchens das Auge blenden, kühl und dämmerig. Zwischen blühenden Oleandern rauscht ein Wasser, und über dem Rande des Brunnens, der sich in zwiefachem Becken erhebt, lehnt die schlanke Gestalt eines schönen Jünglings, der sein lockenumrahmtes Antlitz im dunkeln Wasserspiegel zu erblicken trachtet. Das ist ein Ort, von dem die Alten gesagt hätten, er sei den Nymphen und Charitinnen heilig. Und ein Abglanz antiker Schönheit liegt auch auf der bronzenen Gestalt des jungen Hirten, der zu schön ist, um gleich andern Sterblichen zu altern, und der dem alten Märchen nach darum hingerafft wird, der Waldblume vergleichbar, von der er seinen Namen hat, in der Blüte der Jugend. „Narkissos" nannten ihn die Hirten und Hirtinnen Arkadiens und wußten von seiner Liebe zu der holden Waldnymphe Echo ein traurig Stück.

Man steht von einem eignen Zauber gebannt vor diesem Werk, der stärker ist, als rein formale Vorzüge ihn der Plastik zu verleihen vermögen. Es ist der Hauch vom Geiste der alten Idyllendichter, den man hier zu spüren vermeint, und wer möchte sich aus so wundersamen Träumen durch verstandesmäßige Fragen nach Zweck und Mitteln der plastischen Kunst erwecken lassen. Ueberlassen wir die Frage, ob die zwanglos anmutige Anordnung der jugendschönen Glieder den höheren Forderungen nach dem architektonischen Charakter der Statuarplastik entspreche, und ob die unbefangengefällige Verbindung der Bronzefigur mit der Steinarchitektur des Brunnens „plastisch" gedacht sei oder nicht, getrost dem Kunstprofessor. Versuchen wir statt dessen lieber den Schöpfer des liebenswerten Bildwerkes kennen zu lernen: immer der sicherste Weg, auch in die Entstehungsbedingungen seiner Arbeit einzudringen.

Hubert Netzer, obwohl er heute bereits im vierzigsten Lebensjahre steht und auf eine ebenso vielfältige wie erfolgreiche Tätigkeit zurückblicken darf, gehört nicht zu den Vielgenannten der jüngeren Münchener Bildhauergeneration. Der Narziß-Brunnen, der auf der großen Glaspalastausstellung des Jahres 1897 Aufsehen erregte, bedeutete für Netzer den ersten Erfolg; das Werk ging in den Besitz des bayrischen Staates über. Aber erst vor einigen Jahren wurde der Name des Künstlers, der übrigens in einem engeren Kreise Münchener Künstler und Kunstfreunde längst die verdiente Hochschätzung genießt, wieder in der großen Oeffentlichkeit genannt, als der Kaiser an dem Narziß-Brunnen ein solches Wohlgefallen fand, daß die bayrische Staatsregierung nicht umhin konnte, einen Nachguß der Figur zu gestatten, der in den privaten Besitz des Kaisers überging.

Digitized by Google

Knabe mit Hahn. Lebensgroße Porträtstatue

Im Jahre 1865 in der alten Reichsstadt Isny im Algäu geboren, kam Netzer frühzeitig in die Lehre des trefflichen Mannheimer Bildhauers Hoffarth. Von diesem seinem ersten Lehrer, dem Schöpfer des großen Monumentalbrunnens in Mannheim, rührt die rein malerische, gänzlich auf dekorative Wirkungen ausgehende Auffassung seiner Erstlingsarbeiten her, und als er dann nach München kam, wo er in den Jahren 1890 bis 1893 auf der Akademie in der Schule Rümanns seine Lehrjahre beendigte, fand er auch hier die auf lebhafte Bewegung und reichen Schwung der Linien gerichteten plastischen Anschauungen des Neubarock, die der geniale Wagmüller so hinreißend vertreten hatte, noch in voller Geltung. Unter diesen Eindrücken entstand die prächtige Skizze zu einem König Karl-Olga-Denkmal für Stuttgart, von dem wir hier die Gruppe der Landesgöttin inmitten der beiden württembergischen Wappentiere in Abbildung wiedergeben. Das in Bronze gedachte Bildwerk sollte den massigen, nur mit den Reliefbildnissen des Königspaares geschmückten Sockel bekrönen. Der großartige Fluß der Linien, das starke Rauschen der Falten und die imposante Bewegung der Massen verfehlten ihren Eindruck nicht; man erkennt den ungeheuern Einfluß, den der bewegte Wiener Stil Makarts auf seine Zeit, sogar auf die starre Bildhauerei geübt hat. Aber auch die guten Geister der Münchener Kunst, die Manen des temperamentvollen Wagmüller, des phantasievollen Gedon haben bei der Entstehung dieses Reliefs gütig gelächelt. Netzers Entwurf erhielt bei der Konkurrenz den ersten Preis, und die Akademie der bildenden Künste zu München verlieh ihrem Schüler auf diese seine Arbeit hin die Große Medaille, aber als man in Stuttgart vernahm, daß es sich um einen Akademieschüler handle, trug man Bedenken, dem jungen Mann die Ausführung des Denkmals anzuvertrauen. Es blieb also bei dem Entwurf.

Netzer ist Zeit seines Lebens seine eignen Wege gegangen. Niemals hat er zur Fahne irgendeiner Partei geschworen, nie hat er auf die zeitweilig ausgegebene Parole gehört, alles, was nach Clique aussah, hat er mit Konsequenz gemieden. Es kann daher kaum wundernehmen, daß dem charaktervollen Künstler, trotz mannigfacher Anerkennung, ein seines Talentes würdiger großer öffentlicher Auftrag bis vor kurzem versagt geblieben war. Seltsam, wie sich in diesem Künstlerleben moralische Erfolge und praktische Mißerfolge kreuzen.

In einem Wettbewerb um zwei Gruppen für die plastische Ausschmückung des Landesgewerbemuseums in Stuttgart trug Netzer den zweiten Preis davon, dagegen gelang ihm der große Wurf in einer Konkurrenz um eine Kolossalgruppe für die Giebelbekrönung des neuen Universitätsgebäudes in Würzburg. Die für ein Steingebilde fast allzu kühn konzipierte Idee, „Prometheus, vom Himmel herab-

Bogenspannende Amazone

Digitized by Google

Kopf des Narziß

schwebend, bringt den Menschen das Licht", führte seinen Entwurf zum Siege, auch gegen den Widerspruch einiger konservativ gesinnter Männer, die statt dessen eine Darstellung der Ausgießung des heiligen Geistes in Vorschlag brachten, wie sie über dem Portal des alten Universitätsgebäudes angebracht war. Netzers gewaltiges, vielfiguriges Werk kam 1898 an seinem erhabenen Standort glücklich zur Aufstellung.

Narziß-Brunnen im neuen National-Museum zu München

Die letzten sieben Jahre bezeichnen bei unserm Künstler einen allmählichen Umschwung. Kündigte sich schon in dem fein umrissenen Haupte des „Narziß" eine strengere Auffassung der plastischen Form an, so sehen wir unsern Künstler in seinen nächstfolgenden Arbeiten sich mehr und mehr von den barocken Tendenzen der Wagmüllerschen Tradition entfernen und ruhigen statuarischen Motiven sich zuwenden, ohne indes von dem gesunden Sinn für die lebendige Form etwas einzubüßen. Ohne in Stilisierungskünste zu verfallen, strebt er nunmehr einem stilvollen Realismus zu, der sich vorzugsweise in der Bildung des nackten menschlichen Körpers, wie auch namentlich in mancherlei Tierbildungen bewährt. Gleichzeitig und damit Hand in Hand gehend beginnt eine klarere Ausgestaltung des architektonischen Elements in der Denkmalskunst.

Wohl jeder Besucher der Münchener Kunstausstellung 1900 erinnert sich des reizenden Orpheusbrunnens, den Netzer hier ausgestellt. Orpheus, als jugendschöner Knabe gedacht, ein Bruder des „Narziß", schreitet, die schön geschnitzte Leier im Arm, in tiefem Sinnen einher. Melodien durchströmen den rhythmisch bewegten Körper, und in der halb erhobenen Hand zuckt es, in die Saiten zu fallen. Die Figur steht auf erhöhtem Postament, während auf dem seitlich ansteigenden Rand des elliptisch geschwungenen Wasserbeckens — vielleicht ein wenig zufallsmäßig — zwei Tierfiguren, ein Panther und ein Reh, als dankbares Publikum des gottbegeisterten Sängers Platz gefunden haben. Leider ist das sympathische Werk nicht in seiner deutschen Heimat geblieben; es gelangte nach New York in Privatbesitz.

Bei uns zu Land gehört ja ein Zierbrunnen in privatem Auftrag, so naheliegend für Garten- oder

Digitized by Google

Der Orpheusbrunnen von Hubert Netzer in der Münchener Kunstausstellung 1900

Digitized by Google

Parkbesitzer der Wunsch sein sollte, ein von Künstlerhand gefaßtes und geschmücktes Wasserwerk zu besitzen, leider zu den seltensten Aufgaben für den Bildhauer. Und wie viel kostbare und poetische Künstlereinfälle für Brunnenschmuck zerfallen unbeachtet im Staube der Ateliers! Gab doch von jeher der murmelnde Quell, die rauschende Kaskade, die plätschernde Fontäne dem phantasievollen Bildhauer die dankbarsten Motive. Auch Hubert Netzer hat im Laufe der letzten Jahre so manchen köstlichen Entwurf als solchen stehen und vergehen lassen müssen, kleine Zierbrünnlein und große Monumentalbrunnen, besonders fein ein Rotkäppchen mit dem Wolfe, großartig in der Konzeption eine weitläufige Wasseranlage für eine Parklichtung mit zwei riesenhaften, zu den Seiten eines breit strömenden Wasserfalls gelagerten Flußgöttern. Ein dritter, nicht minder ansprechender Entwurf gelangte dagegen, dank der Munifizenz eines Berliner Privatmannes, zur Ausführung. Eine richtige liebenswürdige Großpapa-Idee war es, die der Künstler hier auszuführen hatte. Das kindliche Spiel seines hübschen Enkels wollte der Besteller im Bildwerk verewigt sehen. Netzer gewann mit Geschick der Aufgabe die plastische Seite ab. Unsre Abbildung zeigt den Kleinen porträtähnlich bei seiner Lieblingsbeschäftigung, wie er sich mit dem lieben Federvieh zu schaffen macht. Die hübsche Kinderfigur des futterstreuenden Knaben mit dem kleinen humoristischen Gockel zur Seite (in Bronze gegossen) steht erhöht auf einem originell ornamentierten Pfeiler inmitten eines runden — für alle Fälle — nicht zu tiefen Wasserbeckens. Ein Flor von Blumen umgibt das Bassin, und ringsum läuft eine niedere Steinbank, auf der zwei in Stein gehauene Bruthennen Platz gefunden haben.

Die liebenswürdige Auffassung der Knabenfigur läßt es fast bedauern, daß unser Künstler sich nicht häufiger auf dem dankbaren Gebiet des „Genre" versucht. Auch seine außerordentliche Begabung für die Tierbildung weist ihn darauf hin. Neuerdings übrigens hat Netzer in der Statuette einer bogenspannenden Amazone eine Kleinbronze geschaffen, die, was Feinheit der Silhouette und Straffheit der Form betrifft, nichts zu wünschen übrigläßt. — Gegenwärtig arbeitet der jüngst mit dem Professortitel ausgezeichnete Künstler an der Ausführung eines großen Brunnendenkmals, die „Nornen am Brunnen des Lebens", das in München auf einem öffentlichen Platz seine Aufstellung finden wird.

So sehen wir hier den Widerstreit der modernsten Bestrebungen in der deutschen Plastik: die Forderung nach architektonischer Observanz einerseits und anderseits den gebieterischen Ruf des alten Großmeisters der deutschen Kunst, in allem und vor allem nur der Natur zu folgen, mit jenem sicheren Takte in Einklang gebracht, den nur ein unbeirrbares künstlerisches Empfinden, niemals der wägende Verstand allein verleiht. Ein Künstler aber, der, wie Hubert Netzer, nur seinem eignen Gefühl folgt, wird durch den Wirrwarr der Tagesmeinungen und das Getriebe der Parteien auch fortan seinen Weg machen.

Entwurf zu einem König Karl-Olga-Denkmal für Stuttgart

Digitized by Google

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Früchte

Nach dem Gemälde von George von Hoeßlin (München)

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Malthusianische Alb

Von

Dr. Franz Oppenheimer

Dismal 'science (die trübselige Wissenschaft) nennt man seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts die Nationalökonomie. Sie trägt diesen Namen seit dem Aufkommen der Ideen des schottischen Geistlichen T. R. Malthus. Dieser, ein Abkömmling der klassischen Schule, bezeichnet den Punkt, wo die klassische oder naturrechtliche oder „liberale" Doktrin in ihrer Weltauffassung eine sehr entschiedene Biegung macht. Waren bis auf Malthus die sämtlichen Vertreter dieser Schule von einem geradezu glühenden Optimismus erfüllt gewesen; hatten sie nicht daran gezweifelt, daß die Ausführung ihrer Vorschläge zur Heilung der Gesellschaft die „Harmonie der Interessen", das allgemeine Glück und den allgemeinen Wohlstand bringen würde, so wandten sie sich jetzt zu einem ebenso entschiedenen und in der Tat höchst verzweifelten Pessimismus in bezug auf die Zukunft der Gesellschaft und namentlich in bezug auf das Schicksal der zahlreichsten Klasse, der Arbeiterschaft in Stadt und Land. Dieser Umschwung knüpft sich vor allem an den Namen und die Theorie Malthus'. Selbst Ricardo, in seiner ersten Periode noch Harmonist wie seine Lehrer, schwenkte in seinen letzten Lebensjahren zum Pessimismus ab und änderte sein Lehrgebäude entsprechend um, und zwar gleichfalls, indem er sich auf die Malthusische Theorie stützte und seinerseits noch einen uns hier nicht weiter interessierenden Beitrag zu der Grundlegung der dismal science lieferte, die später von Karl Marx zum Mittelpunkt seiner Lehre ausgebildete Theorie von der Freisetzung des Arbeiters durch die Maschine.

Die Wucht der Malthusischen Lehre ist noch heute so groß, daß der kürzlich verstorbene Professor der Volkswirtschaftslehre an der Universität Berlin, Karl Reinhold, in einem sehr bekannt gewordenen Vortrage über „Gewinnbeteiligung, Gewerkschaft, Genossenschaft, drei Illusionen der heutigen Sozialpolitik" sagen konnte: „Wem es gelingt, mich von diesem Alb des Malthusianismus zu befreien, dem will ich die Hände küssen." Leider sei die Theorie unwiderleglich. Wäre sie es aber nicht, dann würde dem Pessimismus der Gesellschaftsauffassung seine wichtigste, ja seine einzige Stütze entrissen.

Betrachten wir uns nun diese „unwiderlegliche" Lehre etwas genauer! Gestützt auf ein namentlich von Franklin betontes Naturgesetz, wonach „alles Leben die Tendenz hat, über den für es vorhandenen Nahrungsspielraum hinauszuwachsen", stellt auch Malthus ein Gesetz der menschlichen Bevölkerung auf. Er behauptet, daß, wenn die Lebensmittel im arithmetischen Verhältnisse wachsen, dann die Zahl der zu ernährenden Personen im geometrischen zu wachsen strebe; das heißt, wenn die Masse der Lebensmittel wächst von 1 auf 2 auf 3 auf 4 u. s. w., so strebt die Zahl der davon zu ernährenden Personen zu wachsen von 2 auf 4 auf 8 auf 16 u. s. f. Nun ist es aber natürlich unmöglich, daß die faktisch vorhandene Zahl von Menschen über den für sie vorhandenen Nahrungsspielraum wirklich hinauswächst. Es würden also in jedem Zeitpunkt die Ueberflüssigen ausgejätet durch die Hemmungen des Bevölkerungszuwachses, die apokalyptischen Reiter, Krieg, Seuche und Hunger, und durch das die Population zurückhaltende Laster. Dieses Gesetz soll nach Malthus Geltung haben für alle denkbaren Völker, unter jeder denkbaren Verfassung und unter jedem denkbaren Klima in Vergangenheit, Gegenwart und jeglicher Zukunft. Nur ein Mittel gebe es, das mit dem Walten dieses Gesetzes unmittelbar verbundene Unglück zu lindern oder gar aufzuheben, nämlich eine ganz allgemeine „weise Selbstbeherrschung" in der Kindererzeugung, sei es durch sehr späte Heirat, sei es durch ein enthaltsames Leben in der Ehe, wenn die Zahl der Kinder erreicht ist, die der Familienvater gut emporzubringen imstande ist. An die sogenannten Neo-Malthusianischen Praktiken, gegen die später ein so heftiger Kampf entbrannt ist, hat Malthus noch nicht gedacht.

Malthus hat selber geringe Hoffnung, daß jemals ein Zustand erreicht werden könnte, in dem die ganze Menschheit zu solcher weiser Selbstbeschränkung sich emporgearbeitet haben würde. Und darum hält er auch für jede absehbare Zukunft Not und Elend, namentlich der Massen, die Ausjätung von Hunderttausenden durch Hunger, Schmutz und Krankheit für ein Naturgesetz, dem nicht zu entrinnen ist.

Diese Lehre wurde von der britischen Bourgeoisie mit Begeisterung aufgenommen. Es war die Zeit, in der die große moderne Industriebewegung ihre ersten gewaltigen Erfolge feierte. Diese gingen, wie bekannt, mit einer geradezu grauenhaften Ver-

Digitized by Google

wüstung der Volksmassen einher, die bei völlig ungenügenden Löhnen, zusammengepfercht in Quartieren, die jeder Hygiene Hohn sprachen, von frühester Jugend überarbeitet, ohne jeden gesetzlichen Schutz gegen überlange Arbeitszeit und widerhygienische Arbeitsbedingungen, des Vereinigungsrechtes entbehrend, zu Hunderttausenden dahinstarben. Der fürchterliche sittliche, intellektuelle und physische Niedergang der Nation war den Fabrikanten, die von diesem ungeheuern Umschwung die Vorteile genossen, ein ewiges drohendes Menetekel, zumal sich der Stand der Gesellschaft so weit wie nur denkbar von demjenigen Zustande entfernte, den ihre eignen theoretischen Vorkämpfer von dem Niederbruch der feudalen Verfassung prophezeit hatten. Jetzt war ihnen in Malthus ein Verteidiger entstanden, wie er wirksamer nicht gedacht werden konnte. Seine Lehre wälzte die ganze ungeheure Verantwortung für die Greuel von London, Manchester, Liverpool u. s. w., für die Hunderttausende geopferter Kinder, für die grauenhafte Sterblichkeit der Erwachsenen von den Schultern der Arbeitgeber auf die ungleich tragfähigeren Schultern der unverantwortlichen Natur. Was der aufstrebende Sozialismus ihrer Habgier, ihrer Hartherzigkeit, der schlechten Organisation des von ihnen beherrschten Gemeinwesens ins Schuldbuch schreiben wollte, das erschien von diesem Augenblick an als ehernes Naturgesetz, dessen Wirkung man nur mit achselzuckendem Mitleiden gegenüberstehen könnte; und wenn die Arbeiterschaft dringend oder drohend höhere Löhne und kürzere Arbeitszeit verlangte, so antwortete man ihr: „Ihr selbst seid schuld; ihr heiratet zu früh, ihr setzt mehr Kinder in die Welt, als mit den vorhandenen Nahrungsmitteln ernährt werden können; sie finden am Tische des Lebens kein Kuvert mehr für sich gedeckt und müssen den Speisesaal, d. h. diese Welt, verlassen. In euern eignen Händen liegt euer Schicksal." Das war zu bequem, als daß es nicht den Beifall aller Machthabenden hätte finden sollen, und so erklärt es sich, daß diese trübe Theorie ein volles Jahrhundert hindurch mit wachsendem Einfluß die gesamte nichtsozialistische Volkswirtschaftswissenschaft beherrschte.

Und dennoch ist sie außerordentlich schwach fundiert! Sie baut auf dem bekannten „Gesetz der sinkenden Erträge", auch genannt das „Gesetz der Produktion auf Land". Danach wächst bei Mehrverwendung von Arbeit oder Kapital auf eine gegebene Fläche landwirtschaftlichen Bodens der Ertrag zwar absolut, aber doch nicht im Verhältnis zu der Mehraufwendung. Wendet man dieses Gesetz, dessen Gültigkeit in der Tat nicht bezweifelt werden kann, auf die Verhältnisse eines wachsenden Volkes an, das ein landwirtschaftliches Areal von gegebener Größe und Bonität zu bebauen hat, so ergibt sich in der Tat scheinbar zwingend das Folgende: Wenn wir die Menge der Nahrungsmittelproduktion am Anfange und am Ende einer Epoche vergleichen, in der sich das Volk an Zahl verdoppelt oder vervierfacht oder sonst beliebig vervielfacht haben mag, so wird jetzt auf den Boden entsprechend doppelte oder vierfache oder vielfache Arbeit angewendet. Da diese Arbeit aber nach dem obengenannten Gesetz einen geringeren als der Mehraufwendung entsprechenden Ertrag liefert, so muß die auf den Kopf entfallende Nahrungsmittelmenge sinken. Es ist also für eine doppelt so starke Kopfzahl nur, sagen wir $^{15}/_{18}$ so viel Nahrung vorhanden wie am Anfang der Epoche, und so ist $^{3}/_{8}$ der Bevölkerung überschüssig und muß durch die positiven Hemmungen der Bevölkerungsvermehrung zerstört werden, damit die übrigen leben können.

Das klingt außerordentlich plausibel und ist dennoch falsch, denn

1. zeigt die Statistik, daß bei allen wachsenden Völkern die Zahl der Landbauer so gut wie gar nicht, dagegen die Zahl der Städter in enormer Progression zunimmt. Das beweist klar, daß die Ergiebigkeit der Ackerarbeit stärker gewachsen sein muß als die Bevölkerung; denn jetzt ernährt ja ein Bauer mit seinen Ueberschüssen mehr Gewerbetreibende als in der ersten Periode. Wäre das Malthusische Gesetz richtig, so müßte sich das Verhältnis gerade umgekehrt gestalten; es müßte, um die wachsende Bevölkerung ernähren zu können, ein immer größerer Prozentsatz sich der Nahrungsmittelerzeugung zuwenden, um dem Boden das allerwichtigste Bedürfnis, nämlich Nahrung, zu entringen. Und

2. ergibt jede uns bekannte Statistik, daß die Nahrungsmittelproduktion in der Tat überall viel stärker wächst als die Bevölkerung. In der Zeit zum Beispiel, in der Deutschlands Bevölkerung sich während des neunzehnten Jahrhunderts verdoppelt hat, ist die pflanzliche Nahrungsproduktion im Lande selbst auf mindestens das Vierfache gestiegen, so daß jetzt pro Kopf der Bevölkerung doppelt so viel Nahrungsmittel im Inlande hergestellt werden wie im Anfang des Jahrhunderts. Dasselbe gilt von allen gut verwalteten zivilisierten Ländern, und nur in Ländern der Halbkultur oder Barbarei wie Rußland oder Indien findet sich noch die „positive Hemmung" durch einen wirklichen Mangel an Nahrungsmitteln.

Wie ist es zu erklären, daß der so zwingend scheinende Schluß aus dem Gesetz der sinkenden Erträge, auf den Malthus seine pessimistische Lehre aufbaute, mit den Tatsachen in so krassem Widerstreit steht? Die Erklärung ist sehr einfach. Das Gesetz der sinkenden Erträge gilt ausdrücklich nur unter einer bestimmten Voraussetzung, nämlich nur dann, wenn die angewandte landwirtschaftliche Technik beide Male die gleiche ist. Wird eine vorgeschrittene Technik auf den Landbau angewendet, so kann bei Verwendung von gleicher Arbeit und gleichem Kapital der Ertrag enorm wachsen und kann entsprechend bei Verwendung von mehr Arbeit und mehr Kapital viel stärker wachsen, als der Mehraufwendung entspricht. Und hier liegt des Rätsels Lösung:

Wenn ein Volk wächst, so wächst es nicht nur an Zahl, sondern in ungleich stärkerem Verhältnis an Wissen, Erfahrung und den mechanischen Mitteln zur Beherrschung der Natur. Während sich zum Beispiel das deutsche Volk im neunzehnten Jahrhundert an Zahl verdoppelte, lernte es von der Dreifelderwirtschaft, die bekanntlich jedes Jahr ein volles Drittel des Kornlandes in die Brache legt, überzugehen zur Fruchtwechsel- und Industriewirtschaft, die jedes Jahr jedes Feld in ungleich intensiverer Weise ausnutzt; es erlernte gleichzeitig die Statik des Bodens, die dem Acker immer überreichlich ersetzt, was das

Digitized by Google

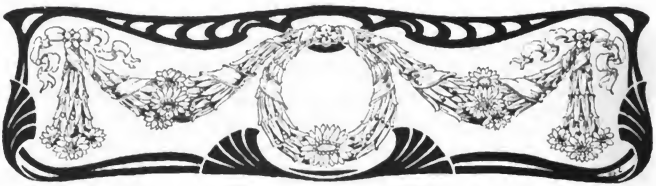
Pflanzenwachstum ihm an Pflanzennahrungsstoffen entzogen hat; es lernte die Elementarkraft in der Gestalt des Dampfes der Ackerwirtschaft dienstbar machen u. s. w. Durch alle diese Fortschritte, die sozusagen die landwirtschaftliche Geschicklichkeit viel mehr steigerten als die Kopfzahl des Volkes, ist es möglich gewesen, die Masse der Pflanzennahrungsmittel in Deutschland mehr als zu vervierfachen, während die Bevölkerung sich nur verdoppelte.

Dieser Fortschritt der Technik ist aber nicht etwa ein Zufall, sondern er hängt innerlich und notwendig mit der Bevölkerungsverdichtung selbst zusammen. Denn je dichter die Bevölkerung, um so größer der Markt; je größer der Markt, um so feiner die Arbeitsteilung, d. h. die Möglichkeit für Spezialisten, sich der Erzeugung eines einzigen differenzierten Produktes mit besonders angepaßten Werkzeugen ganz zu widmen; und je größer die Arbeitsteilung, die Spezialisierung der Produktion, um so größer ist das von dem einzelnen hergestellte Produkt, um so größer also auch das Gesamtprodukt der betreffenden Landwirtschaft, und um so größer daher auch das bei gleicher Verteilung auf den Kopf entfallende Quantum von Nutzgütern. Auf unsern Fall angewendet heißt das, wenn wir den germanischen Bauern der Völkerwanderungszeit mit einem heutigen bäuerlichen Landwirt vergleichen, daß der Bauer, der damals Krieger, Jäger, Hirt, Maurer, Weber, Schmied u. s. w. in einer Person sein mußte, heute seine ganze Zeit frei hat für die Herstellung der Nahrungsmittel, während ihm alle andern Lebensbedürfnisse von den andern Zweigen der Volkswirtschaft im Tausch geliefert werden. Natürlich hat er eine viel größere Erfahrung über den Ablauf des Wachstums der Zuchtpflanzen und -tiere sammeln können; und vor allen Dingen arbeitet er heute mit Werkzeugen von ungleich größerer Wirksamkeit. Der Weg der Entwicklung geht vom einfachen zugespitzten Grabstock, mit dem der Urbauer ein paar flache Furchen in den lockeren Sand zieht, empor bis zu dem von Elektrizität gezogenen Dampfpflug, der den schwersten Boden leichter wendet als jener den Sand; er geht von dem ausgehöhlten Stein, in dessen Mulde ein andrer von der Hand bewegter Stein das Korn zu grobem Mehl mahlte, zur Riesendampfwalzmühle, von dem Dreschschlitten der Araber und alten Israeliten zur Dampfdreschmaschine, vom Raubbau zur intensiven Düngerwirtschaft, zur Verwendung aller derjenigen Erfahrungen, die eigne wissenschaftliche Institute, auch sie nur ein Symptom der Arbeitsteilung bei größerer Volksdichtigkeit, zu Nutz und Frommen des Ackerbaues gesammelt haben. All dies hat die Technik des Landbaues so kolossal gehoben, daß trotz dem Gesetz der sinkenden Erträge die verfügbare Nahrungsmittelmenge pro Kopf der enorm wachsenden Bevölkerung sich nicht vermindert, sondern im Gegenteil äußerst stark vermehrt hat, daß Not und Armut entschieden abgenommen haben und die deutliche Tendenz zeigen, noch weiter abzunehmen.

Denn auch in Zukunft und bis auf absehbare Zeiten hinaus ist mit Sicherheit zu erwarten, daß dieser segensreiche Prozeß, der unsre Produktivkräfte stärker entfaltet als unsre Bedürfnisse, ungehemmt sich weiter durchsetzen wird. Täglich erschließen Dampfschiff und Eisenbahn neue Kornbreiten, täglich entdeckt die Wissenschaft neue Mittel, und täglich wächst in den schon besiedelten Ländern der Ertrag der Aecker erstaunlich. Ich habe in meinem 1900 erschienenen Buche über das Bevölkerungsgesetz des T. R. Malthus berechnet, daß bei Zugrundelegung der heutigen Höchsterträge der Nahrungsmittelproduktion nicht weniger als mindestens 200 Milliarden Menschen auf dieser Erde Platz haben würden, eine Zahl, die selbst dann erst in tausend Jahren erreicht werden könnte, wenn die ganze Menschheit im Tempo des heutigen Rußland oder Deutschland weiter wüchse. Aber das ist gar nicht anzunehmen. Im Gegenteil: es sinkt mit steigendem Wohlstande die Zahl der auf eine Familie kommenden Geburten in allen Ländern mit fast beängstigender Schnelligkeit. Auch in Deutschland. Und es ist eher zu befürchten, daß die heute kulturtragenden Völker von ärmeren und daher fruchtbareren Rassen einmal verdrängt werden, als daß ein Mangel an Nahrungsmitteln sie dezimieren müßte. Jedenfalls hat unsre Zeit durchaus keine Veranlassung, sich über Dinge aufzuregen, die selbst unter den ungünstigsten denkbaren Verhältnissen in endloser Zukunft vor uns liegen!

Der Malthusianische Alb braucht uns also keine schlimmen Sorgen mehr zu machen. Die Armut, die wir um uns sehen, beruht nicht auf einem Naturgesetz und ist nicht unabweisbar, sondern sie beruht auf einer mangelhaften und abänderungsfähigen Organisation der menschlichen Gesellschaft, die sich vor unsern Augen, langsam allerdings aber doch unverkennbar ummodelt mit dem Ergebnis, auch das Leben der Aermeren heiterer und erträglicher zu gestalten und die schlimmsten Schicksalsschläge von ihnen fernzuhalten. Wenn derselbe Fortschritt, den z. B. die englische Arbeiterschaft im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts durchgemacht hat, in gleicher Richtung in England und der übrigen Welt auch durch die folgenden Jahrhunderte andauern wird, dann wird die Volkswirtschaftslehre der Zukunft den Namen der dismal science bald genug verloren haben.

Digitized by Google



Der Simplontunnel

Von

W. Hörskel

(Mit elf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Endlich ist der mit so großer Spannung seit geraumer Zeit erwartete Durchschlag erfolgt, die haarscharfen Berechnungen der Ingenieure haben bis auf das genaueste gestimmt, und mitten im Herzen der Alpenberge sind die von Norden und Süden in das Gestein gebohrten Stollen aufeinandergetroffen. Freilich sind sich die Arbeiter von Nord und Süd nicht jubelnd tief innen im dunkeln Schoß der heiligen Erde in die Arme gesunken, nachdem das letzte trennende Felsstück bezwungen, und Prinz Roland Bonaparte hat auf die Erfüllung seines im „Figaro“ ausgesprochenen Wunsches verzichten müssen, als Enkel des Erbauers der Simplonstraße mehrere tausend Meter unter den verschneiten Alpengipfeln dem Fall der letzten Felsenschranke beizuwohnen und dem Bergmann die Hand zu drücken, der als erster sie ihm durch die von der Mine gelegte Bresche hindurch entgegenstrecken würde. Denn auf der Nordseite, von wo aus man schon längst den Scheitelpunkt überschritten hatte, mußte wegen des Hervorbrechens heißen Wassers bereits am 18. Mai 1904 die Arbeit eingestellt werden. Zur Sicherheit hatte man schon vorher eine eiserne, wasserdicht abschließende Tür in den Stollen — wie auch in den Parallelstollen, von dem noch eingehend die Rede sein wird — eingebaut, die mit dem Einbruch des Wassers geschlossen wurde, so daß nun der Raum zwischen ihr und der letzten Arbeitsstelle mit heißem Wasser ausgefüllt war. So fiel der Südseite die Aufgabe zu, die damals noch ungebohrte Strecke von 821 Metern allein zu bewältigen.

Es ist für viele ein schweres Rätsel, wie es möglich ist, in einem solch engen Tunnel in der dunkeln Tiefe eines ungeheuern Bergstocks von Nord und Süd her eines schönen Tages auf ein Zentimeterchen genau zusammenzutreffen; dem Techniker dagegen bereitet diese Frage bei dem heutigen Stande der Meßkunde keine Kopfschmerzen. Man weiß die beiden Endpunkte des Tunnels und stellt nun seine Richtung auf Grund einer sehr genauen Triangulation über die Berge hinüber fest. Der in der Hauptstrecke schnurgerade Simplontunnel geht der Anschlußlinien wegen mit einer Kurve aus den Portalen, hat aber auf beiden Seiten in geradliniger Fortsetzung noch einen zweiten Ausgang aus dem Berge heraus. Dieser Stollen heißt der Richtungsstollen; außen in seiner Achse befindet sich auf beiden Seiten des Bergstocks ein Observatorium, von dem aus die auf die eben geschilderte Weise festgestellte Tunnelrichtung regelmäßig kontrolliert wird. Mit diesen Richtungskontrollen sind Höhen- und Längenmessungen verbunden; durch erstere wird festgestellt, ob die vorgeschriebene Steigung des Tunnels eingehalten ist, durch letztere, ob die täglichen Messungen des Stollenvortriebs richtig sind. Zu diesen Längenmessungen benutzt man ganz gleichmäßige Meßlatten, die nicht aneinander, sondern, um jede Ungenauigkeit infolge kleiner Verschiebungen zu vermeiden, in ganz gleichmäßigen Zwischenräumen voreinander gelegt werden. Gemessen werden nun einfach die Zwischenräume, und nachdem man mit Sicherheit die wirkliche Länge des Stollens ermittelt hat, legt man die definitiven Fixpunkte für die späteren Messungen fest. Auf diese Weise müssen die von zwei Seiten begonnenen Stollen unbedingt in einen zusammenlaufen.

Der Simplontunnel ist der längste aller bisherigen Tunnels, er ist 19770 Meter, also nahezu 20 Kilometer, $2^{2}/_{3}$ deutsche Meilen lang; der Gotthardtunnel nicht ganz 15 Kilometer, 2 deutsche Meilen; der Mont-Cenis-Tunnel etwa $12^{1}/_{2}$ Kilometer, $1^{2}/_{3}$ deutsche Meilen. Dieser erhebliche Längenunterschied kommt daher, daß der Simplontunnel um 450 Meter tiefer liegt als der Gotthard- und 600 Meter tiefer als der Mont-Cenis-Tunnel. Sein Nordportal liegt 687 Meter über dem Meere, sein Südportal 634 Meter. Er steigt vom Norden mit $^{2}/_{100}$ bis zum Scheitelpunkt (705 Meter) und senkt sich mit $^{7}/_{100}$ dem Südausgang zu. Er durchbricht zwischen Brig im Rhonetal, der heutigen Endstation der Jura-Simplon-Bahn, und dem italienischen Dörfchen Iselle im Diveriatal den Bergstock des Monte Leone (3561 Meter), des Wasenhorns (3255 Meter) und des Furgenbaum-

Digitized by Google

Phot. A. Krenn, Zürich

Von der Simplonbahn: Partie beim großen Kehrtunnel von Varzo

1. Ausfahrt aus dem Trasqueratunnel; 2. Einfahrt in den vier Kilometer langen Kehrtunnel; 3. Ausfahrt

Digitized by Google

horns (2991 Meter) an der Basis, wodurch der Tunnel zwar länger werden mußte, die Anlage steiler Zufahrtsstrecken aber vermieden worden ist.

Der Unterschied gegenüber den bisherigen Alpentunnels besteht darin, daß man nicht einen zweigleisigen, sondern gleichzeitig zwei eingleisige Parallel-tunnels durchbrach, die 17 Meter voneinander entfernt und in Abständen von je 200 Metern miteinander durch Querstollen verbunden sind. Von ihnen wird zunächst nur der eine völlig ausgebaut, während der zweite erst dann für den Betrieb hergerichtet werden soll, wenn der Verkehr es erfordert; vorläufig ist er nur als Parallelstollen zum Haupttunnel durchgeschlagen, heißt aber schon jetzt Tunnel II. Es ist mit ihm wie mit dem Ei des Kolumbus: so einfach und selbstverständlich seine Anlage erscheint, so war doch bisher noch niemand auf diesen Gedanken gekommen, der sich glänzend bewährt hat und für den Bau großer Tunnels von epochemachender Bedeutung sein wird. Durch den Parallelstollen allein konnte die erforderliche frische Luft und Kühle den Arbeitsstellen zugeführt, konnte ferner die in einem so engen Raume äußerst wichtige Transportfrage und ebenso die Ableitung des angeschlagenen Wassers vereinfacht werden, und die Baugesellschaft Brandt, Brandau & Co. ist an die Ausführung dieses langen Basistunnels mit so hoher Gebirgsüberlagerung und dadurch bedingter hoher Temperatur erst herangetreten, nachdem sie mit ihrem Parallelstollen das schwierige Problem der Lufterneuerung gelöst hatte.

Bis zum Frühling 1902 genügte der bloße Luftzug, um eine Temperatur von 25° herzustellen. Als dann aber auf der Nordseite die Temperatur über das erwartete Maximum von 42° auf 55° stieg, nahm man die Kühlung mittels kalten Wassers zu Hilfe, das, in den Tunnel hineingepumpt und an geeigneter Stelle zerstäubt, die Lufttemperatur auf höchstens 27° herabdrückte. Dieser Lüftung und Kühlung sowie der Reinlichkeit im Tunnel schreibt man es zu, daß die „Gotthardkrankheit", die Wurmkrankheit, die auch im Ruhrgebiet jetzt so viel von sich reden macht, die Bergleute im Simplon verschont hat.

Von großer Bedeutung für den Gesundheitsstand der Bergleute waren auch die Bade- und Kleidertrocknungseinrichtungen. Bei dem dreimaligen Schichtwechsel um 6, um 2 und um 10 Uhr — die Arbeitszeit betrug ausschließlich der Ein- und Ausfahrt acht Stunden — wurde von den Einfahrenden der gewöhnliche Anzug mit den — während ihrer Ruhezeit in der mit Zentralheizung versehenen, gut ventilierten Halle getrockneten — Tunnelkleidern vertauscht und von den Ausfahrenden die letzteren wiederum mit dem gewöhnlichen Anzug, wodurch namentlich während des langen Alpenwinters mancher Erkrankung der erhitzt in nassem Zeug aus dem Tunnel Kommenden vorgebeugt worden ist.

Phot. Calzolari & Zecarro, Mailand

Wasserabfluß aus dem Richtungsstollen

Digitized by Google

Phot. Ruggeri, Domodossola

Gewinnung der Wassertratte für den Bau des Tunnels an der Südseite

Soweit sie nicht wasserfrei waren, nahmen die Ausfahrenden auch ein Tuschenbad. An den Baderaum stieß eine große mechanische Waschanstalt, und von weiteren Wohlfahrtseinrichtungen seien noch die Lebensmittelmagazine und Hospitäler erwähnt. Noch bei keinem Tunnelbau sind so vorzügliche Maßnahmen zum Schutze der Gesundheit der Arbeiter getroffen worden.

Doch wenden wir uns nun der Betrachtung der Arbeit selbst zu. Ein eingleisiger Tunnel ist bekanntlich etwa 6 Meter hoch und 5 Meter breit. Man höhlt ihn aber nicht sofort in seinem ganzen Umfange aus, sondern begnügt sich zunächst mit dem „Stollen", einer Oeffnung, die gerade hoch genug ist, „daß Menschen darin aufrecht gehen, und breit genug, daß Rollwagen darin verkehren können". Man setzt diesen Stollen entweder oben an oder unten, je nachdem man einen „Firststollen" oder einen „Sohlstollen" vorzieht. Ersteres geschah beim Gotthard, letzteres beim Simplon. Hergestellt wurde dieser Sohlstollen mit der hydraulischen Gesteinsbohrmaschine System Brandt, die sich die drei harten Zähne ihres Stahlbohrers in dem Gestein kurz- und kleinbeißt, so daß es dem Zahnarzt in der Reparaturwerkstätte nie an Arbeit fehlt. In hartem Gestein brauchte man im Simplontunnel 120 bis 150 solcher Bohrer für eine „Attacke". Für eine solche werden in einem Profil von 6 Quadratmetern 12 bis 16 Löcher von 90 Millimetern Durchmesser und 1,20 Metern Tiefe gebohrt, und zwar von drei bis vier solcher Bohrmaschinen, die auf einer Spannsäule befestigt sind. Diese wird durch Wasserdruck an die Seitenwand des Stollens gepreßt; als Unterlage dient der auf dem Gleise stehende Bohrwagen, der, wenn es zur Sprengung kommt, mit großer Anstrengung zurückgefahren und in Sicherheit gebracht wird. Man kann den Maschinen jede gewünschte Lage geben. Ein Teil des sie antreibenden, in Röhren durch den Tunnel geleiteten Wassers kann in das Bohrloch hineingussiert werden, aus dem es zwischen den Stahlzähnen hindurch abfließt und dabei einige der herausgebrochenen Steinteile mitnimmt und zugleich den durch die Drehung unter starkem Druck erhitzten Bohrer abkühlt. Bei jeder Attacke legt man mit etwa 30 Kilogramm Tynamit 1 bis 1½ Meter Gestein zu Boden, und sechsmal kann man wohl täglich zur Attacke vorrücken.

Ist der Rauch verflogen, so geht es mit ausgedehnter Teilung der Arbeit an die „Schutterung", die Wegschaffung des durch die Sprengschüsse niedergelegten Materials aus dem engen Raume. Mineure zerschlagen es, Schlepper laden es auf Bleche, andre Arbeiter reinigen die Schienen vom Gestein, andre fahren Wagen heran, die nach ihrer Beladung zunächst eine Strecke weit einzeln durch ein Pferd, sobald sie aber zu einem Zuge rangiert sind, durch eine Luftlokomotive nach der Tunnelstation befördert

Digitized by Google

Phot. Calzolari & Ferrario

Wassereinbruch in den Paralleltunnel

werden, wo eine Dampflokomotive den Weitertransport auf die Halde übernimmt. Beim Simplon geschah die Entladung mechanisch mittels eines elektrischen Kranes. Die Luftlokomotiven haben als Luftreservoir ein Bündel von Mannesmann-Röhren — das die Frauen der deutschen Ingenieure ganz treffend „Wurstkessel“ getauft haben —, sie drängen sich auch durch die engsten Stellen der Arbeitsstrecke und haben den Vorteil, daß sie dort die Luft nicht durch Rauchgase verderben. Folgen wir dem „Wurstkessel“ vom Vorort durch die 1 bis 1½ Kilometer lange Baustrecke bis zur Tunnelstation am Ende der fertigen Abteilung des Tunnels, so sehen wir wie zunächst die Ausweitungsarbeiten des Sohlstollens, sodann der hölzerne Einbau und dahinter die Ausmauerung vorgenommen wird. Entsprechend diesen drei Arbeitsstellen — dem Vortrieb, dem Vollausbruch und der Ausmauerung — werden nun die Züge außerhalb des Tunnels zusammengestellt, und zwar aus Wagen von gleicher Spurweite (80 Zentimetern), aber verschiedener, den Bedürfnissen der einzelnen Arbeitsstellen angepaßter Konstruktion: voran die leeren länglichen Vorortwagen, sodann breitere mit Lärchen- und Kieferuholz für den Einbau, und zuletzt solche mit Steinen, Kalk u. s. w. für die Ausmauerung. Durch ein zweites Gleise auf der Tunnelstation und durch die Schräg- und den Parallelstollen war es möglich, jeden Wagen ohne Störung der übrigen Arbeitsstrecken schnell an sein Ziel zu befördern. Auf jeder Seite des Tunnels waren etwa 300 Transportwagen im Dienst, und der tägliche Wagenverkehr betrug nach Herrn Sulzers Angabe 510 bis 560 einfahrende und ebensoviele ausfahrende Wagen, und das in dem engen Schlauche eines eingleisigen Tunnels! Natürlich liefen die Züge nach einem genau geregelten Fahrplan ein und aus. Der Transport der Arbeiter geschah durch besondere Züge.

Das zur Erzeugung der für den Bahnbetrieb, die Ventilation, die Bohrung erforderlichen Kraft dienende Wasser wurde in 4 Kilometer Entfernung von den Tunnelportalen im Norden der Rhone, im Süden der Diveria entnommen.

Auf der Nordseite betrug vom Beginn der mechanischen Bohrung im November 1898 bis zum Erreichen der Mitte im September 1903 der durchschnittliche tägliche Fortschritt 5,52 Meter. Auf der Südseite war er infolge der angetroffenen horizontalen Schichtung des vielfach widerspenstigen Gesteins geringer; in hartem Gestein kam man oft nur 4 Meter vorwärts, im günstigsten dagegen einmal in einer Woche 63 Meter. Leider fand man wider alles Erwarten recht ungünstige geologische Verhältnisse, und so war die Fertigstellung des Tunnels in der uns Auge gefaßten Frist von 5½ Jahren ein Ding der Unmöglichkeit. Statt auf den verkündigten Monte-Leone-Gneis, in den nur eine Kalkschicht hinuntergehen sollte — worauf man die Hoffnung gebaut hatte, daß kein Wasser auftreten

Phot. Calzolari & Ferrario

Transport von Materialien zur Arbeitsstelle

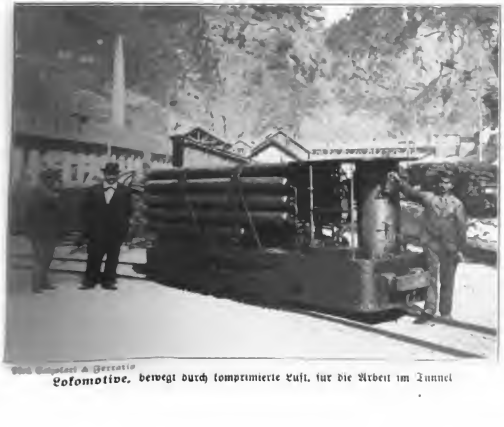
Digitized by Google

würde —, stieß man auf viel Kalk mit gewaltigen Mengen kalten und, was noch weit schlimmer war, auch heißen Wassers. Brachte es für den Fortgang der Arbeiten auf der Südseite schon einen Verlust von acht Monaten, als nach einem Fortschritt von 4 Kilometern eine bis auf 950 Liter in der Sekunde ansteigende Menge kalten Wassers einbrach, so gelang es doch, diese abzudämmen und durch den Parallelstollen abzuleiten. Dieses Wasser fließt noch heute etwa in der gleichen Stärke. Auf diese unangenehme Ueberraschung folgte auf der Südseite in weichem Kalkglimmerschiefer eine „Druckstelle", eine Strecke schwellenden Gebirges von 44 Metern Länge, in der man jeden Zoll mühsam erobern mußte, und deren Bezwingung durch einen starken eisernen Einbau, einen wahren Eisenpanzer, ein halbes Jahr erforderte, was, wie Herr Sulzer-Ziegler ausführt, einem täglichen Fortschritt von 25 Zentimetern entspricht, während 5 Meter per Tag gemacht werden sollten. „Nachdem wir mit dem Stollen durchwaren," setzt er hinzu, „war der Ausbau dieser Druckstelle eine außerordentliche Aufgabe. Sohlengewölbe von 2 Metern, Widerlager von 1,80 Metern und Gewölbe von 1,60 Metern haben wir eingebaut und zwei Jahre gebraucht, um diese Stelle zu sichern." Man hatte dafür zu sorgen, daß auch nicht ein einziger Kubikmeter Gebirge nachkommen könne.

Auf der Nordseite waren die Arbeiten ungestörter fortgegangen, da man dort günstigeres Gestein fand, ja man hatte schon vor dem in Aussicht genommenen Termin die Mitte erreicht, den Scheitelpunkt lange überstiegen, die italienische Grenze überschritten, bei welcher Gelegenheit ein Telegramm an den König von Italien abgesandt wurde, man bohrte sich wacker vorwärts und gedachte im Mai 1904 durchschlagen zu können, als im Dezember 1903 die Einbrüche vieler heißer Quellen diese Hoffnung zerstörten. Nach unbeschreiblichen Mühen konnte am 20. März 1904 die Arbeit wieder aufgenommen werden, und man hatte sich nunmehr bereits den August als Durchschlagstermin herausgerechnet, als der eingangs erwähnte Einbruch 46° heißen Wassers den Stollenvortrieb von Norden aus bei Stat. 10381 Meter völlig zum Stillstand brachte und zum Schließen der Damuntüren nötigte, damit man wenigstens mit dem Vollausbruch und der Ausmauerung fortfahren konnte.

Phot. Calzolari & Ferrario

Gesteinbohrmaschine in Tätigkeit



Phot. Calzolari & Ferrario

Lokomotive, bewegt durch komprimierte Luft, für die Arbeit im Tunnel

Auf der Südseite hoffte man nun, die noch restierende Strecke von 821 Metern bis zum 15. Oktober zu durchbohren, da trat am 6. September — nur 280 Meter vom Ziel! — in einem sehr stark drückenden Kalkglimmerschiefer plötzlich aus einem Bohrloch ein 46° heißer Wasserstrahl, und bald hatte man eine Bescherung von 90 Litern in der Sekunde. Die

Digitized by Google

Phot. Calzolari & Ferrario

Entzündung der Sprengminen

Arbeitsstrecke wurde auf einen unerträglichen Wärmegrad angeheizt. Die Temperatur mußte um etwa 20° heruntergebracht werden, zu welchem Zweck man einerseits durch den Parallelstollen sämtliche verfügbaren kalten Wasser nach der Einbruchstelle leitete und ausgedehnte Kühlrohre mit Spritzen anbrachte, anderseits aber das heiße Wasser mittels gemauerten Kanals abführte.

Es ist nicht leicht, sich ein anschauliches Bild von der Schwierigkeit der Arbeit „vor Ort" zu machen, als ausreichende Kühlmittel erst langsam herangeschafft werden mußten. Die noch in vielen starken Güssen von der First herabkommenden Wasser wurden nach und nach abgefangen und an den Seitenwänden zur Sohle geleitet; zuvor aber galt es, den Stollen sehr stark mit Holzeinbau zu armieren, und es gehörte ein gewisser Heroismus von seiten der Bergleute dazu, unter solchen Verhältnissen zu arbeiten. Infolgedessen waren die Arbeitsschichten nur noch vierstündig, jede Schicht aber war in zwei Partien geteilt, die abwechselnd je 20 Minuten arbeiteten. — Die Baugesellschaft Brandt, Brandau & Co. hat schließlich alle Schwierigkeiten besiegt. Herr Brandt starb bereits im Herbst 1899, er stammte aus Hamburg; Herr Brandau, aus Kassel gebürtig, hat seinen Wohnsitz in Zselle genommen. Mit ihnen bildeten die Schweizer Firmen Locher & Co. in Zürich, Gebrüder Sulzer und die Nationalbank in Winterthur die Baugesellschaft, und den Herren jener Firmen fällt ebenfalls ein großes Verdienst am glücklichen Gelingen des großen Unternehmens zu. Herrn Brandau, der gleich Herrn Ingenieur Hans Olshausen meine Studien über den Tunnel in liebenswürdigster Weise förderte, spreche ich hiermit meinen herzlichsten Dank aus.

Die Ingenieure waren auf der Nordseite teils Deutsche, teils Schweizer, auf der Südseite zur Hälfte Deutsche, zur Hälfte Italiener, die sowohl im dienstlichen Verhältnis wie im Familienverkehr in völliger Harmonie lebten. Es war für sie ein Kasino und am rechten Tiveria-Ufer unter Birken ein Törfchen aus zweistöckigen Holzhäusern — „casette" — errichtet, das den sich leicht einprägenden, in seiner Entstehung allerdings noch nicht erklärten Namen „Nante" erhielt.

Die Arbeiterschaft war durchweg italienisch, ihre Zahl wechselte je nach dem Gange des Vortriebs und betrug allein an der Südseite 1500 bis 2500. Von der Baugesellschaft wurde eine Anzahl von Arbeiterwohnungen errichtet, für die große Menge jedoch waren von Privatunternehmern, die von einem Tunnelbau zum andern ziehen, und deren Geschäftsbetrieb ich in dieser Zeitschrift in dem Artikel über den Col-di-Tenda-Tunnel vor einigen Jahren schilderte, leichte, zum großen Teil mit Kalk und Binsen verputzte, zweistöckige Holzbaracken aufgestellt und in diesen kleinen Kasernen gewöhnlich an je zwei Mann ein Bett vermietet. So entstand an der Südseite ein neues Dorf mit Schenken und Läden und dem wohltönenden Namen Balmalonesca. Auf der Nordseite dagegen wohnte der größte Teil der Arbeiterschaft in Naters, und die italienischen Zugvögel werden, wenn die Hütten in Balmalonesca abgebrochen werden, auch aus dem Herzen des deutschen Oberwallis fortziehen; dieses aber wird

Phot. Calzolari & Ferrario

Nach der Explosion einer Sprengmine

Digitized by Google

OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

durch den Simplondurchstich der ihm drohenden Gefahr, dem Deutschtum verloren zu gehen, kaum stärker als bisher ausgesetzt sein, weil es durch die geplante direkte Bahn von Bern nach dem Simplon mit dem deutschen Sprachgebiet wiederum in direkte Verbindung gebracht werden wird.

Von Italien aus wurde bekanntlich eine Zufahrtsstrecke von Arona am Lago Maggiore über Domodossola nach Iselle gebaut, und man wird bald von Paris nach Mailand durch den Simplon in nur 15 Stunden gelangen, während man durch den Gotthard etwa 18 braucht, und die Westschweiz hat dann die lange ersehnte Bahnverbindung mit Italien.

Oberingenieur Hugo von Kager (rechts) und Bauleiter Hermann Häußler (links), die Leiter des Tunnelbaus auf der Nordseite, in ihrem Arbeitsanzug

Und nun zum Schluß der Kostenpunkt. Als Entschädigung wurden ursprünglich 47½ Millionen Franken und 7 Millionen für die Installationen, sowie weitere 15 Millionen für den Ausbau des Tunnel II, also insgesamt 69½ Millionen Franken festgesetzt. Später wurde der Termin der Vollendung vom 13. Mai 1904 auf den 30. April 1905 verlängert bei gleichzeitiger Herabsetzung der Prämie und Konventionalstrafe von 5000 auf 2000 Franken für jeden Tag der früheren oder späteren Beendigung der Arbeiten. Auch gestand die Schweiz beim Rückkauf der Jura-Simplon-Bahn für die infolge der Bändigung der Wassereinbrüche entstandenen Kosten eine Entschädigung von etwa 8 Millionen Franken zu. Der Simplondurchstich ist nur um ein geringes teurer als der des Mont Cenis (75 Millionen Franken) und verhältnismäßig billiger als der Gotthardtunnel; die Bauzeit aber war trotz des erheblichen Längenunterschiedes und der beträchtlicheren Schwierigkeiten bedeutend kürzer, denn der Gotthardtunnel wurde in neun, der Simplontunnel aber wird in kaum sieben Jahren gebaut.

Phot. [illegible] & Ferrario, Mailand

Die Bezwinger des Simplons von der Südseite: Herr Brandau mit seinen Ingenieuren und Beamten

1. K. Brandau; 2. K. Pressel; 3. H. Beißner; 4. P. Dencker; 5. E. Blothner; 6. H. Otten; 7. P. Karpf; 8. H. Olshausen

Digitized by Google

Das gnädige Fräulein

Humoreske

von

Teo von Torn

Mit ihrem rechten Vor- und Rufnamen hieß sie Alberta — Maria Elfride Alberta von Riffling. Wie man dazu gekommen war, den unkalendarischen Namen „Tolle“ davon herzuleiten, war weder aus der Rifflingschen Familienchronik festzustellen, noch hatte sich eine plausible Ueberlieferung erhalten.

Dieser Name mußte aus einer Zeit stammen, in der das Nesthäkchen des damaligen Oberstleutnants von Riffling noch die Neigung hatte, helle chinaseidene Tischdecken mit einer angelutschten Lakritzenstange zu bemalen oder rittlings die Treppengeländer herunterzusausen.

Das alles lag weit zurück. Aus dem pummeligen kleinen Unband mit den etwas gekrümmten Beinchen und der eigenwilligen Kikerikistimme war ein Backfisch geworden, der seine fünfzehn Lenze und das fußfreie Kleid mit Ernst und Würde trug. Trotzdem hieß sie immer noch Tolle — im Hause, in der Schule, überhaupt bei allen, die sie kannten.

Tolle Riffling drehte die ihr überreichte Karte unschlüssig in den Händen. Einen orientierenden Blick darauf zu werfen, hielt sie für überflüssig. Der junge Mensch mit den feierlichen blauen Augen und dem weißlichen Schnurrbartansatz oberhalb der Mundwinkel war ein Leutnant — eine Erscheinung also, die im Hause des Generals von Riffling den Reiz der Neuheit nicht hatte. Ob der nun Müller oder Kunze hieß, war ja egal.

„Wie gesagt, Papa ist nicht zu Hause.“

„Und die Frau Generalin?“

„Auch nicht. Es ist überhaupt niemand zu Hause. Bloß ich.“

„Das ist aber schade —“

Der Blonde zupfte befangen an seinem Bärtchen. Er machte den Eindruck, als wenn er die Abwesenheit der Herrschaften wirklich bedauere, was Tolle Riffling einigermaßen verwunderte. Meist waren die Leutnants, die aus irgendeinem Grunde sich bei ihrem Brigadier zu melden hatten, ganz froh, wenn sie nur ihre Karte abzugeben brauchten.

„Wünschen Sie Papa in einer dienstlichen Angelegenheit zu sprechen oder —“

„Wie man's nehmen will, gnädiges Fräulein; dienstlich, und in gewissem Sinne auch wieder privat.“

Einem jungen Mädchen, das trotz Einsegnung und langer Kleider immer noch „Tolle“ genannt wird, ist es nicht zu verdenken, wenn es sich durch ein gelegentliches „gnädiges Fräulein“ sympathisch berührt fühlt.

Die dunkelblaue Schleife die den Scheitel der kleinen Dame schmückte, neigte sich verbindlich. Mit einer hoheitsvollen Bewegung warf Tolle Riffling den Zopf von der Schulter auf den Rücken und gab die Tür frei.

„Bitte, tröten Sie näher — Papa kann jöden Augenblück nach Hause kommen.“

„Wenn Sie gütigst gestatten —“

„Jawohl, bitte.“

Der Leutnant nahm auf dem Stuhle Platz, auf den ihn die Kleine mit einer graziösen Geste verwiesen. Sie selbst setzte sich steif in einen Sessel. Die Karte hatte sie in der Nähe auf ein Tischchen gelegt. Alles gemessen und vornehm, wie sie's an Empfangstagen bei Mama gesehen und wie sich das für ein gnädiges Fräulein gehörte. Sie wußte zwar, daß ihr diese Haltung nicht recht lag und daß sie sie schwerlich würde durchführen können. Augenblicklich aber war ihr so, und sie pflegte in allen Dingen ihren momentanen Eingebungen zu folgen.

Die hohe Flöte im Ton gab sie jedoch schon gleich auf — bewußt und mit Absicht. Sie mußte einen spitzen Mund machen, um so distinguiert zu sprechen, und das kleidete sie nicht. Liese Brockdorf, die einen breiten Mund hatte und immer „Böhnchen“ vor sich hin sprach, wenn sie auf der

Digitized by Google

Straße Fähnrichen oder einem gewissen Oberprimaner begegnete, hätte das eher machen können. Tolle Riffling dagegen hatte rundliche — herzförmige! — Lippen; ein Ensemble, das an sich recht hübsch war, aber nicht übertrieben werden durfte. Sonst bekam sie eine Karpfenschnute, wie Papa zu sagen pflegte.

Äußerdem erschien es ihr unfreundlich, einen so ungewandten Menschen noch befangener zu machen.

Sie sprach also wieder ganz natürlich.

„Sind Sie schon lange hier?"

„Seit einer Stunde."

„Ach so — dann sind Sie gar nicht von hier?"

„Ich komme aus der Residenz, gnädiges Fräulein."

„Wie interessant! Da kennen Sie vielleicht Marie von Buschow, die vor einem halben Jahre mit ihren Eltern nach dort verzogen ist —"

„Habe leider nicht den Vorzug," erwiderte der Blonde, der jede Antwort mit einer kurzen Verbeugung begleitete. Wenn sie sprach, schauten die feierlichen blauen Augen groß und mit einer gespannten, fast ängstlichen Aufmerksamkeit. Antwortete er, so senkte er den Blick — entweder auf die Spitze seines Helms, den er zwischen Zeige- und Mittelfinger der schneeweiß behandschuhten Rechten balancierte, oder auf die Füße der kleinen Dame.

So absichtslos das geschah, war es Tolle Riffling doch genierlich. An dem einen Schuh war die Schleife nicht mehr ganz fest. Sie zog die Füße unter den Sessel und plauderte lebhafter.

„Wir werden jetzt auch öfter nach der Residenz kommen. Meine Schwester heiratet nämlich den Baron von Nehrkorn, Jägermeister des Herzogs. Kennen Sie Helmold von Nehrkorn?"

„O ja — sehr gut. Ich —"

Er stoppte errötend ab, da die Kleine ihm begeistert ins Wort fiel:

„Das ist reizend! Ein riesig netter Mensch, nicht wahr? Wir stehen uns famos miteinander. Für den lasse ich mir auch gern all den Trubel im Hause gefallen. Denn, wissen Sie, solche Hochzeitsvorbereitungen sind greulich. Wochenlang ist von nichts anderm die Rede, und alles dreht sich darum. Daß ich hier allein zu Hause sitze, hängt auch damit zusammen. Mama macht mit Eri und der Zofe Einkäufe. Heute wie alle Tage. Man denkt, man hat alles, und schließlich fehlt immer noch was. Das Mädchen ist mit der Waschfrau und den Burschen auf dem Hofe und hängt die Brautwäsche auf. Eine Unmenge, sage ich Ihnen. Fünf große Körbe. Ich habe vorhin einen sehr schönen Kranz geflochten, der dazugehängt werden soll — weil das Glück bringt. Als Sie kamen, wollte ich ihn gerade hinuntertragen."

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, wenn ich gestört habe —" stotterte der Leutnant, indem er Miene machte, sich zu erheben.

„Ach nein. Bleiben Sie, bitte, sitzen. Sie dürfen nur nicht so auf meine Hände sehen — die sind von dem Flechten nicht ganz sauber." Sie legte die Visitenkarte, mit der sie während der Unterhaltung gespielt hatte, auf den Tisch und verschränkte die Finger. „Ja. Was wollte ich doch noch sagen — ganz recht: dem armen Papa geht's noch schlimmer. Seit heute früh ist er zu jedem Zuge auf der Bahn. Der Prinz ist angemeldet. Prinz Flieder. Er soll die Glückwünsche des Herzogs überbringen. Da er auch mit dem Dreiuhrzug nicht gekommen ist, sind Mama und Eri einkaufen gegangen. Papa läuft aber noch unentwegt zur Bahn. Ist eigentlich eine furchtbare Unvernünftigkeit vom Hof. Man schreibt doch wenigstens Bescheid: mit dem und dem Zuge komme ich. — Vielleicht stellen Sie Ihren Helm unter den Stuhl, Herr Leutnant."

Die blitzblanke militärische Kopfbedeckung war den Händen des Blonden entfallen und ziemlich weit über den Teppich getrudelt. Nachdem der Leutnant den Helm gegriffen, stellte er ihn gehorsam an die bezeichnete Stelle. Das Knabengesicht hatte sich gerötet und die feierlichen blauen Augen blickten geradezu verstört.

Tolle Riffling bemühte sich mit feinem Takt, ihm durch besondere Munterkeit über sein Mißgeschick hinwegzuhelfen.

„Aber das ist so mit den hohen Herrschaften," zwitscherte sie leichthin. „Selbst ihre Güte und Liebenswürdigkeit ist immer ein bißchen überkandidelt. Auf den Prinzen bin ich nun ganz besonders neugierig. Er soll unglaublich schüchtern sein, auf alles Gedichte machen und eine geradezu verdrehte Vorliebe für Flieder haben. Daher Prinz Flieder. Unser roter Salon nebenan ist ganz unter Flieder gesetzt. Das hat einen Haufen Geld gekostet und duftet zum Umfallen. Wenn er nun heute nicht kommt, ist die ganze Ovation hin. Da Sie in der Residenz leben, kennen Sie den Prinzen natürlich."

Der Leutnant klappte in einer zustimmenden Verbeugung vornüber. In seiner brennenden Befangenheit achtete er jedoch nicht des Helms, der unter dem Stuhle stand. Die nach hinten scharrenden Füße setzten ihn abermals in Bewegung. Und da der Blonde sich eilig erhob, um ihm nachzulaufen, warf er auch den Stuhl um.

Tolle Riffling lachte hell auf. Gleich darauf tat ihr das leid. Der Aermste machte eine zu unglückliche Figur. Er schien Neigung zu haben, sich zu verabschieden — und das wäre ihr sonst auch ganz recht gewesen. Die Eltern kamen immer noch nicht, und die Nachmittagssonne warf ihre letzten schrägen Strahlen durch die Stores. In den Ecken des Zimmers lauerte bereits die Dämmerung. Mit einem solchen Abgang aber konnte sie den Menschen unmöglich entlassen. Das erlaubte ihr gutes Herz nicht. Sie lud ihn also freundlich ein, wieder Platz zu nehmen — eine Aufforderung, welcher der Blonde denn auch zögernd folgte.

Tolle Riffling wußte jedoch nicht gleich, womit sie den Gast weiter unterhalten sollte.

Es entstand eine gräßliche Pause. Die Pause wurde immer länger und machte schließlich auch die kleine Dame befangen. Sie wechselte ihre Stellung im Sessel und zog das Tischchen heran. Sie tastete nach ihrer Kopfschleife, räusperte sich in die hohle Hand und sah nach dem Fenster, wobei sie einen langen Hals machte. Es kam ihr zum Bewußtsein, daß es doch wohl nicht richtig gewesen war, einen fremden Herrn allein zu empfangen — und diese Erkenntnis beunruhigte sie. Besonders, da es schon dämmerte. Immer mehr und mehr. Erna Pohlmann, die nur knapp ein Jahr älter war, hatte einmal erzählt, wie ihr in einer ähnlichen Situation eine Liebeserklärung gemacht

Digitized by Google

worden sei, ganz unversehens und aus heiler Haut. Tolle Riffling streifte den Blonden mit einem Seitenblick voller Sorge und Mißtrauen, und ein eisiger Schreck kroch ihr den Rücken hinauf.

In den feierlichen blauen Augen flammte etwas wie ein Entschluß. Er fuhr mit dem Zeigefinger an der Innenseite seines Uniformkragens entlang, als wenn er sich Luft machen wollte. Dann räusperte auch er sich und sagte: „Mein gnädiges Fräulein, ich bitte um die Erlaubnis, eine Erklärung —"

Weiter kam er nicht. Tolle Riffling hatte einen Bleistift ergriffen, dessen Spitze eilig abgeleckt und zeichnete angelegentlich auf der Rückseite der Visitenkarte. Dabei fragte sie, ohne aufzusehen:

„Können Sie Bilderrätsel lösen, Herr Leutnant?"

„Ich weiß nicht, gnädiges Fräulein — habe mich noch nicht recht darin versucht."

„Aber ganz was Leichtes werden Sie doch 'raus kriegen. Passen Sie mal auf: erst ein kleines c und darüber ein großes W. Was ist das?"

Der Leutnant rutschte auf seinem Stuhle hin und her und machte den verunglückten Versuch eines Lächelns.

„Nun, das ist doch ganz einfach!" rief sie mit forcierter Lustigkeit. „Das bedeutet Hühnerauge!"

„Hühnerauge — hm — ganz recht —"

„Na ja — ein großes Weh auf dem kleinen Zeh!"

„Ausgezeichnet. Sehr drollig."

„Nicht wahr? Da will ich Ihnen gleich noch eins aufgeben. Das ist aber schon schwieriger. Ein alter maulfaulер Oberförster kommt an seinen Stammtisch, und zwar gegen die Gewohnheit ohne seinen Teckel. Nach dem Verbleib von Männe befragt, zeichnet er folgendes auf den Tisch: Ein großes W — so! Und in diesem W die Initialen N II, F J. und E VII., was so viel bedeutet wie Nikolaus der Zweite, Franz Josef und Eduard der Siebente. Was bedeutet das?"

Der Leutnant zog die blonden Brauen hoch und scheuerte ratlos seine Knie mit beiden Händen.

„Das wissen Sie auch nicht?"

„Ich muß gestehen —"

„Damit ist ganz klar ausgedrückt, was dem Teckel gefehlt hat: die Potentaten im W. Richtig ausgesprochen: die Poken taten ihm „weh! — Stimmt's?"

„Das ist köstlich!"

Und dabei glückte ihm wirklich ein Lächeln.

„Jetzt werde ich Ihnen noch in je drei Zügen ein lustiges und ein trauriges Schwein zeichnen."

Alsbald hielt sie ihm die Karte hin. Er warf einen höflich interessierten Blick darauf und verbeugte sich anerkennend. Das traurige Schwein schien aber seine Stimmung übel beeinflußt zu haben. Die blauen Augen waren wieder ernst und feierlich.

„Da Ihre verehrten Eltern immer noch nicht kommen, gnädiges Fräulein, kann ich nicht umhin —"

„Sind Sie musikalisch, Herr Leutnant?" fragte Tolle Riffling, indem sie vom Fenster, aus dem sie ängstlich einige Sekunden gespäht hatte, zum Flügel ging.

„Nur wenig."

„Aber den Flohwalzer können Sie doch begleiten — den kann ich nämlich mit der Nase spielen, was gar nicht so leicht ist."

„Wenn Sie befehlen, will ich die Begleitung gern versuchen," bemerkte der Leutnant resigniert.

Als er sich aber erhob, wehrte Tolle Riffling mit beiden Händen ab.

„Nein, nein! Lassen Sie nur! Ein andermal. Vielleicht haben wir bald wieder das Vergnügen. Mir fällt eben ein — es wird doch Zeit, daß ich den Kranz herunterbringe. Ich wollte meine Schwester bei ihrer Heimkehr damit überraschen. Sie können ja mit 'runterkommen, nicht wahr? Es ist draußen viel netter wie im dumpfen Zimmer, und die Wäscheausstattung meiner Schwester ist tatsächlich eine Sehenswürdigkeit. Einen Augenblick entschuldigen Sie nur, ich werde den Kranz gleich holen!"

Der Blonde schien jeden Widerstand aufgegeben zu haben. Zum stillen Gaudium der bei der Wäsche tätigen Bedienung war er behilflich, den glückbringenden Kranz an einer der höchsten Stützen anzubringen. Zur Belohnung wurde er dann von Tolle Riffling durch die langen Reihen flatternder Batistes geführt und seine Bewunderung auf eine besonders schöne Stickerei oder kostbare Spitze gelenkt.

Alle Sorge und Befangenheit war von Tolle Riffling gewichen. Sie freute sich des famosen Einfalls, durch den sie den Gast aus dem Zimmer gelockt, und wußte es auch so einzurichten, daß er nicht wieder mit nach oben kam, sondern sich auf dem Hofe verabschiedete.

Tolle Riffling war wieder einmal außerordentlich mit sich zufrieden.

Eine knappe Stunde später jedoch fühlte sie ihre Zuversicht bedeutend erschüttert. Papa hatte im Kasino erfahren, daß der Prinz mittels Automobils eingetroffen sei, sich nur umgezogen habe und alsbald fortgegangen sei, um dem Herrn General seinen Besuch zu machen. Darauf war Papa atemlos angestürmt und hatte die Visitenkarte gefunden. Auf der einen Seite stand „Prinz Erich Woldemar", auf der andern Seite befanden sich unterschiedliche Kritzeleien, sowie ein lustiges und ein trauriges Schweinchen . . .

Ins Gebet genommen, schwur Tolle Stein und Bein, den Prinzen hervorragend gut aufgenommen und vortrefflich unterhalten zu haben. Er wäre denn auch so aufgekratzt gewesen, daß er ihr geholfen habe, den Kranz anzubringen — für den sich Eri übrigens noch nicht einmal bedankt habe. Die Ausstattung hätte ihm auch sehr gut gefallen.

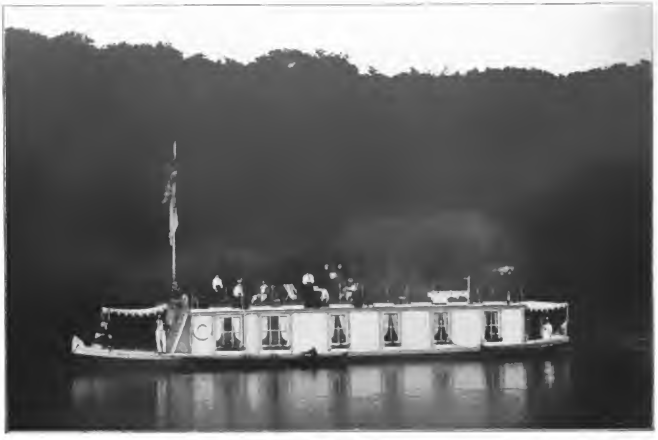
Während Mama in eine wohltätige Ohnmacht fiel, raste Papa davon — wahrscheinlich, um den hohen Herrn noch zu greifen. Er hat ihn nicht mehr erwischt. Tolle Riffling aber sah sich glänzend rehabilitiert durch ein wunderschönes Gedicht, das sie noch an demselben Abend erhielt, nebst einem kostbaren Strauß weißen Flieders.

Digitized by Google

Verſtimmt

Nach einer Zeichnung von F. V. Doubek (München)

Digitized by Google



Hausboot an einem idealen Ankerplatz auf der oberen Themse

Das Leben auf den englischen Hausbooten

Von

Karl von Dahlen

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Wer, um dem Lärm und Trubel der Londoner City zu entgehen, auf einem flinken Boot die Themse aufwärts fährt oder auf dem turmhohen Verdeck einer Mailcoach sich von vier kräftigen Pferden dem Getümmel entführen läßt, erlebt eine der angenehmsten Sensationen, die das schöne Inselland, das leider allzuwenig von deutschen Reisenden aufgesucht wird, überhaupt zu bieten vermag. Kaum liegt die größte Weltstadt hinter ihm, die in ihrem rauchgeschwärzten Gewande wie keine andre das Zeichen immerwährender Arbeit zur Schau trägt, noch greift sie mit langen Reihen völlig uniformer Häuschen, die stets nur für eine Familie berechnet sind, wie mit dürren Armen in das freie Feld hinaus, da wandelt sich schon mit einem Schlage die ganze Landschaft. Noch klingt uns das dumpfe Tosen des großstädtischen Verkehrs im Ohre, und plötzlich breitet sich ein Garten vor uns aus, der nichts von Arbeit weiß, der nur zum ruhigen Genuß, zum behaglichen Ausleben einlädt. Die Natur feiert dort einen immerwährenden Sonntag, kaum hier und dort ein Kornfeld oder umgebrochener Acker, leichte Hügelwellen, vom saftigsten Grün überzogen, soweit das Auge reicht, dazwischen Bauminseln oder einzelne Riesen, die sich in ihrer Einsamkeit kräftig und trotzig entwickeln konnten zu Individualitäten ihrer Art. Der Weg wird von Landhäusern eingefaßt, alle von dichtem Efeu umsponnen oder von den blauen Blütenglocken der Glyzinien fast verdeckt, Gärten und Parks folgen einander in ununterbrochener Reihe, und in großen Gehegen tummeln sich Pferde, Rinder, Kaninchen in köstlicher Freiheit. Und inmitten dieser Herrlichkeit das Silberband der Themse. Auch hier wieder der gleiche schroffe Wechsel! Wie düster das Bild zwischen Greenwich und Tower-Bridge, eingeengt von Speichern und Magazinen, dräuend überragt von Riesenkranen, die größte Handelsstraße der Welt. Und ein paar Stunden aufwärts das liebliche Wiesenflüßchen, das sich in mannigfachen Windungen durchs Land schlängelt, von Weiden umstanden und klar und rein, um Himmel und Landschaft widerzuspiegeln.

Wer zum erstenmal den blinkenden Wasserspiegel der oberen Themse grüßt, wird wohl mit einigermaßen erstauntem Auge die ungefügen Boote

Digitized by Google

gemustert haben, die, halb Haus, halb Schiff, wie weiland die Arche Noah die Ufer umsäumen. Im Herbst und Winter liegen sie wie verschlafen mit geschlossenen Läden und Türen in sicherem Hafen, aber sobald der Frühling ins Land einzieht, kleiden sie sich in ein gar liebliches Gewand. Helle Farben schmücken die Wände, die Fenster erhalten bunte Vorhänge und Blumen, überall Blumen! Das macht ihren Anblick erst freundlich und einladend zum Besuch. Die Hausboote sind ungemein charakteristisch für das ganze englische Gesellschaftsleben. Der stolze Eigenwille des Engländers, der den Wahrspruch: „My house is my castle“ auch in der Sommerfrische nicht aufgibt, der allein für sich mit Frau und Kind und natürlich auch der entsprechenden Dienerschaft ganz unabhängig von jedermann seine Muße genießen will, konnte nichts Besseres ersinnen, als diese schwimmenden Villen, die den Genuß der herrlichen Landschaft in gleicher Weise ermöglichen wie alle Arten des Wassersports, und vor allen Dingen Ruhe bieten, diese köstliche Ruhe, nach der der Großstädter solch Verlangen trägt. Im allgemeinen sind es nur Leute der besseren Stände, die sich den Luxus eines Hausbootes gestatten können, denn obwohl man keinen Grund und Boden zu erwerben braucht — ein Kontrakt mit den Besitzern der Uferstrecke, wo man das Boot für den Sommer verankern will, genügt —, ist auch ein schwimmender Sommersitz nicht gerade billig. Allerdings gibt es auch hier Unterschiede, und manche recht bescheidene Nußschale hat ihr Plätzchen neben einem schwimmenden Palast, aber die englische Geselligkeit, die weniger auf Titel, Rang, Würden und Reichtum sieht als auf gute Erziehung und gesellschaftliche Form, findet schnell die Brücke von einem zum andern, und bald bildet sich ein lebhafter Verkehr auf der Flußstraße, und Besuche gehen hinüber und herüber.

Laden wir uns selbst einmal auf einem Hausboote zu Gast, um das Leben auf dem Wasser aus nächster Nähe beobachten zu können. Unser Freund, mit dem wir so manchen Lunch in der Guildhall-Tavern inmitten des Trubels der City eingenommen, hat sich irgendwo auf der Themse vor Anker gelegt. Vielleicht nicht weit von Richmond, in den waldigen Buchten von Hampton Court, oder dort, wo der mächtige Rundturm von Windsor von seinem beherrschenden Hügel zwölf Grafschaften überschaut, oder bei Eton, Henley, oder kurz irgendwo, denn schön ist's überall! In der Mittagsstunde des Samstag brechen wir auf — der Engländer ist gnädig: schon in der Mittagszeit werden die Geschäfte geschlossen, um den Angestellten zu ermöglichen, den ganzen Sonntag auf dem Lande in aller Ruhe zu verbringen, und gar viele entfliehen schon am Freitag der Stadt —, nach kurzer Fahrt stehen wir am Ufer des Flusses. An einer Insel mitten im Strom liegt das Hausboot vor Anker. Wir rufen hinüber, und bald wird es drüben lebendig. Unser Wirt auf dem Verdeck läßt die unvermeidliche Zeitung falten, steigt in das kleine Beiboot, das den Verkehr mit dem festen Lande vermittelt, und kommt mit flinken Ruderschlägen auf uns zu. Noch ein schneller Blick auf die Kleidung, denn korrekt muß man in jedem englischen Hause erscheinen, auch wenn es auf dem Wasser

Der Salon auf einem Hausboot

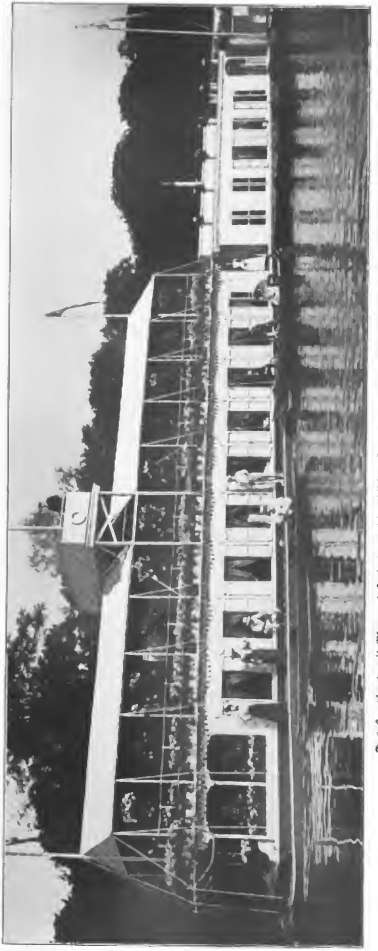
Digitized by Google

Hausboot mit überdachtem Verdeck und Tender für Küche und Dienerschaftszimmer

schwimmt. Nun, der helle Sportsanzug genügt und die braunen Stiefel, und das bequeme Dinerjackett und die unvermeidlichen Lackschuhe birgt dies suit-case in meiner Hand. Der Frack ist zu Hause geblieben. Gott sei Dank! Mit herzlichem Willkommen werden wir an der Hausthüre oder besser gesagt am Fallreep empfangen. Ein Rundgang durch das schwimmende Heim ist natürlich das erste. Der Vorplatz, mit ein paar Blumentöpfen und zwei, drei bequemen Lehnstühlen ausgestattet, ist eine Art Veranda, auf der man auch bei schlechterem Wetter behaglich die frische Luft genießen kann, wenn Regen und Wind den Aufenthalt auf dem Oberdeck ungemütlich machen. Dann empfängt uns der Salon — drawing-room —, nicht ganz so groß wie in den Häusern am Grosvenor Square oder Park Lane, aber nicht weniger behaglich und mit dem gleichen Geschmack eingerichtet, der die englischen Einrichtungen überhaupt auszeichnet. Dahinter liegen die Schlafräume, klein und eng, wie eben Schiffskabinen sind, aber sie genügen vollkommen, denn die Hausbootbewohner sind Frühaufsteher und halten sich meistens in frischer Luft auf. Köchin und Diener haben ihr Reich für sich. Die Wirtschaftsräumlichkeiten befinden sich nämlich auf einem Tender, der nur lose mit dem Hausboot verbunden ist. So ist auch dafür Sorge getragen, daß das behagliche Stilleben der Familie durch keinerlei Geräusche der Wirtschaft gestört wird. Nach kurzer Toilette versammelt uns das Diner auf dem Oberdeck, das in seinem bunten Blumenschmuck, von einem großen Sonnensegel überdacht, einen idealen luftigen dining-room abgibt. Frei schweift der Blick von hier über die Wasserfläche, in der gerade die sinkende Sonne sich spiegelt, bis hinüber zu den waldigen Ufern und den weiten grünen Flächen der Landschaft. Wer noch weitere Ausschau halten will, muß den kleinen Balkon erklimmen, der das Oberdeck überragt und von wo sich die Bewohner durch verabredete Signale mit ihren Freunden am Lande verständigen. Nach Tisch empfängt uns eine behagliche Ruhe beim Whisky und Soda. Allmählich belebt sich der Fluß mit Booten aller Art, helle Damentoiletten, duftige Schleier beleben das anmutige Bild, das die Sonne mit ihren letzten Strahlen vergoldet. Dann kommt leise die Nacht, nachdem der Neuankömmling noch kurz die Neuigkeiten aus der Hauptstadt berichtet, sucht man frühzeitig das Lager auf. Das Fenster

Digitized by Google

bleibt weit offen, ungehindert streicht die kühle Luft durch die kleine Kabine, und das gleichmäßige leise Rauschen des Flusses singt uns bald in tiefen Schlaf. Am andern Morgen schlüpfen wir zunächst in den Badeanzug, ein kühner Sprung über Bord, und lustig schwimmen wir in dem kühlen Wasser, von dem sich die Morgennebel erst langsam lösen. In einer geschützten Bucht tummeln sich auch die Töchter unsers Wirtes, und ihr fröhliches Lachen schallt zu uns herüber. Das englische Frühstück ist bekanntlich überreichlich, aber wie mundet es der ganzen Gesellschaft, als sie sich nach dem Bade wieder zusammengefunden. Der Vormittag ist zunächst ganz der Ruhe gewidmet — die Damen gehen in die nahe Dorfkirche, und die Herren vertiefen sich auf dem Oberdeck in die wenigen Sonntagszeitungen. Nachher rudern uns die Damen eine Strecke flußabwärts, wo unter alten Buchen ein herrlicher Picknickplatz liegt. In England steht noch nicht auf jedem schönen Fleck Erde ein Wirtshaus, man muß die Vorräte mitnehmen, und so ist denn unser Boot auch schwer beladen mit allerlei schönen Sachen. So vergeht der Nachmittag in herrlichem Nichtstun, das nur von einem harmlosen Spiel, aber keiner Sportsübung unterbrochen wird. Zum Dinner stellen sich nach und nach eine ganze Anzahl Gäste ein; auf dem Hausboot herrscht unbeschränkte Gastfreundschaft, und ein kleines Boot nach dem andern bringt Freunde und Nachbarn von der großen Flußstraße heran. Nur ungern trennen wir uns von der lieblichen Wohnung auf dem Wasser, als die Abfahrtszeit des letzten Abendzuges herannaht. Eine Stunde später umfängt uns wieder das Häusermeer der Riesenstadt. Nur ein Ereignis bringt Abwechslung in dies angenehme Gleichmaß der Tage. Wenn im August die großen Regatten stattfinden, dann erscheinen kleine Schlepper und bugsieren die Hausboote nach Henley, wo sie sich prangend im Blumenschmuck zu einem imposanten Straßenzuge zusammenstellen und allen Freunden ihre gastlichen Pforten öffnen, damit sie das interessanteste sportliche Ereignis des Jahres aus nächster Nähe anschauen können. An diesem Tage herrscht natürlich ein besonders lustiges Leben und Treiben in diesem schwimmenden Heim, denn kein Glied der Bekanntschaft pflegt bei der traditionellen Vorliebe des ganzen englischen Volkes für den Sport, solchen Ereignis fernzubleiben, und die englische Gastfreundschaft zeigt sich von ihrer besten Seite.



Ein Hausboot, mit Blumen dekoriert, um die üblichen Sonntagsgäste aus der Hauptstadt zu empfangen

Eine Einſiedelei auf einem Nebenfluß der Themſe

Vor Tag

Wenn der Mond aus bleicher Dämm'rung blickt,
Silbern über Nacht und Morgen ſchwimmt,
Und dein Herz, ſo wunderbar erquickt,
Jede Offenbarung in ſich nimmt —

Wenn vom Düſter nun die Welt ſich löſt,
Fühlſt du, wie es lichter wird dem Blinden —
Und Natur, ſie hat dein Herz erlöſt:
Nur in ihr wirſt du den Frieden finden.

Karl Werckmeiſter.

Die Straße der Hausboote bei Henley am Tage der großen Regatta

Digitized by Google

Roſenblüte

Von

Adelheid Stier

Ein kleines Dorf hoch auf dem Paſſe liegt,
Das ſeine Häuſer, ſchief und wetterbraun,
Schutzſuchend an die Felſenlehne ſchmiegt.

Lang iſt und einſam hier die Winternacht,
Der Lenz kommt ſpät und gibt mit karger Hand,
Doch warm und ſchön der kurze Sommer lacht.

Die Matten rings ein Kranz von lichtem Grün,
Die ſchmalen Gärtlein ſtehn in buntem Flor, —
Es freut ſich jung und alt: die Roſen blühn!

Die erſten Roſen! Spät erſt im Auguſt,
Vor des Kuraten Haus am Lattenzaun,
Erblühen ſie, dem ganzen Dorf zur Luſt.

Der zweite Roſenſtrauch beim Lammwirt dann
Trägt gleiche Blumen, froſtig, bläulichrot,
Doch ſtaunt die ganze Kinderſchar ihn an.

Des Herrn Kuraten Roſen jedes Jahr,
Sie geben einen vollen, duft'gen Kranz
Ums Bild der Gnadenreichen am Altar.

Die ſind geweiht! — Doch die beim Lammwirt ſtehn,
Auf die hat, ſcheint's, das ganze Dorf ein Recht,
Und jeder bricht ſie im Vorübergehn.

Der Bub' bringt eine Roſe ſeinem Schatz,
Und lächelnd gibt das ält'ſte Mütterlein
Ihr auf dem Meßbuch einen Ehrenplatz.

Doch legt man einen Toten in den Schrein
In dieſen Tagen, ſo gehören ihm
Die Roſen alle in das Grab hinein.

Und wie Verklärung liegt es auf dem Leid
Der Trauernden. Es war ein ſchöner Tod,
So heißt's noch lang', er ſtarb zur Roſenzeit.

Digitized by Google

Farbe und Farbenharmonie

Eine äſthetiſche Plauderei für Damen

Von

I. Bürkner

Immer deutlicher zeigt ſich in den Beſtrebungen der „angewandten“ Kunſt, jener Kunſt, die alle Dinge des täglichen Gebrauchs, alle Gegenſtände unſrer Umgebung, alle Räume unſers Hauſes, im Prunkpalaſt des Börſenfürſten wie im beſcheidenen bürgerlichen Heim, mit künſtleriſcher Zier verſchönt, und nicht zum wenigſten in jenen Dingen, die Frauenhände fertigen, ſowohl an Handarbeiten als auch an Bekleidungsſtücken, die lebhafte Freude an der Farbe, die freilich die großen Epochen der Kunſt im höchſten Maße beſaßen, die uns aber in der Mitte des vorigen Jahrhunderts faſt völlig verloren gegangen ſchien. In leuchtenden Farben ſtrahlen jetzt hundert Gegenſtände, die man ſich noch vor kurzer Friſt nur in ganz matter, diskreter Tönung vorſtellen konnte. Die in ſtumpfen grauen, lehmfarbenen, bräunlichen Tönen gehaltenen Tapeten ſind blauen, grünen, roten gewichen. Farbige Möbel ſind hochmodern und ſchaffen ſich immer mehr Eingang. Lebhaft getönte Kiſſen, Decken, Teppiche bilden bunte Farbenflecke in unſern Zimmern. Vor die Fenſter zieht man mit Vorliebe ſonnengelbe Stores, die dann das ganze Gemach in warmes, goldenes Licht tauchen. Und jede Frau, die in ihrer Kleidung einen künſtleriſchen Geſchmack zeigen will, wie es ja augenblicklich zum guten Ton gehört, verſucht dies zunächſt durch eine beſonders aparte Zuſammenſtellung der Farben, durch ſtarke Kontraſte oder durch feinſt ausgeklügelte Farbenharmonie. Die Mode hat ſich dieſer künſtleriſchen Strömung anbequemt. Sie bevorzugt bunte Stickereien als Garnitur, ſie bringt ſehr bunte Hüte, Bänder und Kleinigkeiten aller Art, die an ſich faſt ein Nichts ſind, aber den Zweck haben, farbig zu wirken. Auf dieſe Weiſe werden wundervolle Effekte erzielt. Man ſchreckt auch nicht zurück vor ſehr kühnen Farbenzuſammenſtellungen, die noch vor kurzen Jahren als völlig unmöglich gegolten hätten. Das alte Sprüchlein: „Grün und rot iſt Bauernmod“ hat längſt keine Gültigkeit mehr, gerade „grün und rot“ iſt heute eine bevorzugte Zuſammenſtellung bei der Innendekoration des Hauſes, der „Innenkunſt“, wie Grün und Blau, Grün und Lila, Lila und Blau Modefarben für die Toilette der eleganten Frau ſind. Und ſo feiern Farbe und Farbenfreudigkeit täglich höhere Triumphe, und wir können wohl damit zufrieden ſein, daß in das Grau des Alltags, in die bis vor kurzem allein geſtattete Nüchternheit unbeſtimmter Töne oder die Ueberflutung mit einer einzigen Farbennuance — wie beiſpielsweiſe in den Zimmereinrichtungen — ein farbenfrohes Bunt gebracht wird.

Aber wir haben oder hatten uns zu ſehr der Farbe entwöhnt. So erſcheint unſerm Auge und Empfinden manches fremd, ungewohnt und ſogar unharmoniſch, im ſchlechten Sinne bunt und ſchreiend, was es in Wirklichkeit nicht iſt, — oder wir machen ſelbſt in der Wahl und Zuſammenſtellung der Farben ſtarke Verſtöße, weil unſer Farbenſinn zu wenig gebildet und geübt iſt. Auch kann ſich ſelbſt der, der ein feines natürliches Gefühl für Farbenharmonie beſitzt, ſehr oft gar nicht Rechenſchaft darüber geben, warum dieſe und jene Farbenſtellung harmoniſch iſt, er empfindet es eben nur. Und doch wird es immer notwendiger, ganz bewußt unſre Sinne für Farbenharmonie zu bilden, weil wir gar zu oft nicht nur äſthetiſch, ſondern auch rein praktiſch das fehlende Verſtändnis dafür bitter vermiſſen müſſen. Gerade an die Frau treten im praktiſchen Leben jetzt öfter als je die Anforderungen an dies Verſtändnis heran, und Verſtöße dagegen fallen im wahrſten Sinne des Wortes peinlich ins Auge.

So bleibt nichts andres übrig: die Frau muß ihren Farbenſinn wecken und ausbilden, ſonſt iſt ſie auf den des Möbelhändlers und Dekorateurs, des Tapezierers und Verkäufers von Luxus- und Gebrauchsgeräten, des Schneiders und der Modiſtin angewieſen. Und daß ſich die erſteren noch immer auf ſehr ausgetretenen Pfaden bewegen, die letzteren ſich ſklaviſch der Mode unterwerfen und nur in ſehr ſeltenen Fällen eignen ſein entwickelten Farbenſinn beſitzen, das erfährt jede Frau, die ihnen die Wahl überläßt, oft genug zum eignen Schaden — abgeſehen davon, daß überall, wo eine Frau mit feinem Farbenſinn ſelbſt wählt, jeder Gegenſtand das perſönliche Gepräge erhält, das man als die feinſte Blüte des modernen Geſchmacks erkennt und fordert.

Der Farbenſinn iſt den meiſten Menſchen — natürlich in verſchiedenem Grade — angeboren. Es gibt ja auch einzelne, denen er völlig zu fehlen ſcheint — oft nur ſcheint —, weil ſie aus Gleichgültigkeit gar nicht ſo weit denken, ſich um irgendwelche Farbe zu kümmern.

Im allgemeinen kann man ſagen, daß der Durchſchnitt der Frauen mehr Farbenſinn beſitzt als das männliche Geſchlecht. In den meiſten Fällen vermeidet ſchon die Frau, der es an Farbenſinn mangelt, inſtinktiv alle lebhaften Farbentöne, kleidet ſich in indifferentes Grau, Braun oder Schwarz und umgeht auch in ihrer Häuslichkeit nach Möglichkeit jede Gelegenheit, ſtarke Farben zu verwenden. Da dies aber gegenwärtig kaum noch möglich iſt, und in Zukunft noch weniger möglich ſein wird, müſſen auch ſolche Frauen ſich der Ergründung des Geheimniſſes der Farbenharmonie ein wenig befleißen, um ſo mehr, als gerade der Farbenſinn außerordentlich gefördert werden kann.

Digitized by Google

Diese Förderung erreicht man für unsern Zweck am besten durch praktische Beobachtungen. Theoretisches Studium nutzt hier am wenigsten, selbst die einfachsten Grundsätze der Farbenlehre können uns da kaum von Vorteil sein. Jeder weiß, daß es sogenannte komplementäre Farben gibt, die „zueinander passen". Komplementäre Farben — es würde viel zu weit führen, das „Warum" des „Zusammenpassens" zu erläutern — sind bekanntlich Grün und Rot, Gelb und Violett, Blau und Orange. Wenn man nun aber daraus schließen wollte, daß jedes Grün und Rot, jedes Gelb und Violett, jedes Blau und Orange zusammenstimmen, und demnach seine Farbenwahl treffen wollte, so würde man zu geradezu fürchterlichen Resultaten gelangen. Denn von den Hunderten von Schattierungen, deren jede einzelne Farbe fähig ist, passen immer nur ganz bestimmte zu den ebenso bestimmten einer andern Schattierung. Da hilft uns am besten und schönsten das Studium der Natur. Betrachten wir einmal Grün und Rot, die Komplementärfarben. Ein bläuliches Rot, ein hartes Grün, wie schlecht stimmt das auf der Palette zusammen, wie schreiend würde es wirken, als Tapete und Vorhang zusammengebracht, als Möbelbezug und Teppich, als Grundstoff und Verzierung eines Kleides. Und nun betrachten wir einmal eine Mohnblume. Da ist die Kornmohnblume. Sie hat das ganz feurige Rot der Blume, das helle, strahlende Grün des Blattes. Wie prächtig stimmen diese beiden Farben zusammen. Je bläulicher oder heller aber das Rot der Mohnblume sich in den Gartenmohnarten färbt, je mehr verfärbt sich auch das Grün des Blattes, bis zuletzt die ganz hellbläulichroten Blüten förmlich blaugraue Blätter erhalten.

Das ist der Fingerzeig für uns, den wir an allen Gewächsen weiterverfolgen können. Die ersten Blumen des Jahres sind farblos, weiß. Zu diesen weißen Blüten sind die Blätter stets maigrün, ganz zart und hell. Die weiße Pflaumen- und Kirschblüte hat in ihrer Fülle nur Raum für wenig grüne Blattspitzchen. Die kräftig rosa angehauchte Apfelblüte erscheint zugleich mit etwas lebhafter grünen Blättern. Die nun folgenden gelben Blüten — Goldregen, Löwenzahn — haben gelblichgrünes Laub mitbekommen, das tiefblaue Veilchen lugt aus kräftiger getönten Blättern hervor. Blaue Blumen, deren es überhaupt wenige gibt, sprießen immer aus sehr dunkelm Blattwerk.

Man liebte es eine Zeitlang, Grün und Blau — für Blusen beispielsweise — zusammenzustellen. Nun, das tiefe, reine Blau der Kornblume und das stumpfe Grün ihres Blattes passen prächtig zueinander, wie das zarte Himmelblau des Vergißmeinnicht zu seinem silbergrünen Blatt. So kann man die Naturbeobachtungen ins Unendliche ausdehnen, sie werden uns nie irreführen. Lebhaft gelbe Blumen haben meist dunkel orangefarbene, bis ins Bräunliche sich verdunkelnde Kelche, und welch schöne Zusammenstellung bildet das letzthin so so hochmoderne Braun mit Orange und Gelb. Niemals aber wird man in der Natur einen braunen oder orangefarbenen Kelch an einer blauen Blume erblicken, noch einen blauen an einer orangefarbenen oder gelben. Schon daraus kann man mit Sicherheit schließen, daß die Zusammenstellung von Braun und Blau, wie sie für diesen Winter auf Hüten gewagt ward, unharmonisch sein muß. Und in der Tat, es kann kaum etwas Häßlicheres geben, und das farbenfreudige Auge muß sich entsetzt von dieser Zusammenstellung abwenden, während ein brauner Hut mit orangegelb schattierten Blüten sehr vornehm und harmonisch wirken kann.

Aber es gibt Farben, zarte, blasse Töne und brennende, glutende, die wir in der Natur nicht finden — wendet man ein.

Nur der findet sie nicht, der seine Augen dafür nicht öffnet. Wie oft hört man in Kunstausstellungen, vor Bildern das mit verblüffender Sicherheit ausgesprochene Wort, „solche Farben gibt's ja nicht, das ist ja der reinste Farbenkasten," — und der Sprecher — oder leider meist die Sprecherin — glaubt damit den Maler einer vernichtenden Kritik unterzogen und die eigne Weisheit ins beste Licht gestellt zu haben.

Mutter Natur ist unsre beste Lehrmeisterin; man muß nur die Augen öffnen und sich auch etwas Mühe geben, zu sehen. Es erfordert dann nur ein wenig Nachdenken, ein wenig logische Schlußfolgerungen, um aus dem in der Natur Geschauten die Nutzanwendung zu machen, es für unsre Zwecke ins Praktische umzusetzen. Wir wollen etwa Fenstervorhänge, Möbelbezüge für unser Zimmer. Die Farbe der Tapete ist grün. Gut, zunächst ist da die Komplementärfarbe von Grün: Rot. Die Tapete ist gegeben oder wir haben sie ausgesucht. Nun handelt es sich um das Rot. Wenn wir unsre Naturstudien über Grün und Rot gemacht haben, dann machen wir ein sehr belehrendes kleines Experiment. Zu der grünen Tapete betrachten wir ein Dutzend verschiedene Rot, rote Papierschnitzel, die wir uns in der Papierhandlung verschaffen. Dann werden wir bald das vermeintlich richtige Rot herausfinden. Und von diesem Rot kaufen wir uns einen Bogen, heften ihn in gutes Licht neben die Tapete und lassen ihn dort einige Stunden, indem wir den Effekt zuweilen betrachten. Gut ist's, farbenkundige Dritte zuzuziehen, wenn man sich selbst nicht recht traut. Da kommt man zu überraschenden Resultaten. Oft wird eine zweite, eine dritte, eine vierte Farbe nötig sein. „Ein langweiliges Experiment," sagt da ein Ungeduldiger. „Wozu so viel Umstände? Man nimmt einfach eine Tapetenprobe mit ins Geschäft und sucht dazu den Stoff aus. Dazu braucht man höchstens eine Stunde."

Gewiß, das geht schneller. Aber wenn nachher Ueberzug und Behänge fix und fertig sind, dann ist sehr oft der Effekt nicht so ganz der gewünschte. Leise oder laut gesteht man sich, daß man sich's eigentlich „ganz anders gedacht hat", und recht oft steht man betrübt vor der teuern Anschaffung, an der man sich nun sein ganzes Leben lang erfreuen soll, während man sich am ersten Tage schon müde daran gesehen hat. Nachher stumpft man sich ja wohl gegen den unangenehmen Gesamteindruck ab, aber man weiß doch sehr wohl, daß es hätte schöner sein können, und ärgert sich noch Jahre hindurch, und jedesmal von neuem, wenn man irgendwo etwas Schöneres sieht. Noch viel gefährlicher wird die Sache, wenn man mit drei oder vier Farben

Digitized by Google

zu rechnen hat. Dann wird man faſt ſtets bei einer ſchnellen definitiven Wahl mehr oder weniger ſchwere Fehler machen, die oft den ganzen beabſichtigten Effekt zerſtören.

Ein Teppich kann in den allerſeltenſten Fällen nur nach der Beſichtigung im Geſchäft oder gar nach einem fingergroßen Muſterchen der zu dem Teppich in Frage kommenden Möbelſtoffe gekauft werden. Er muß unbedingt „auf Umtauſch“ genommen werden, muß in dem Raum, für den er beſtimmt iſt, „Probe liegen“. Schon das Licht im Verkaufslokal iſt ein andres, läßt den Teppich anders wirken. Wie oft paſſiert es uns, daß ein eingekaufter Gegenſtand bei Beſichtigung zu Hauſe eine ganz andre Färbung zu haben ſcheint. In den großen modernen Geſchäftslokalitäten mit Oberlicht wirkt jede Farbe ſtärker, reiner, kräftiger als in unſern Zimmern, die Seitenlicht haben. Dort kann man alſo ſehr wohl etwa Straßenkleider, Hüte, kurz alles, was für das Freie beſtimmt iſt, wählen, viel weniger aber unſern Teppich, der im Zimmer liegen ſoll. Und die großen Farbenflecke der Möbelbezüge und Behänge wirken natürlich mit ganz anderm Effekt als das kleine Muſter. Eine Ausnahme machen hier vielleicht die orientaliſchen Teppiche, die eigentlich nur im Hauptton zu den ſonſtigen Bezügen ſtimmen müſſen.

Daß Rot eine Farbe iſt, die viel Licht einſaugt, wiſſen vielleicht nicht alle Leſerinnen. Ein rot tapeziertes, rot möbliertes Zimmer braucht ſtets ſehr viel Licht, ganz beſonders künſtliches Licht, um hell zu erſcheinen. Blau iſt eine ſogenannte „kalte“ Farbe, beſonders in den ſtumpfen Nuancen; ein blau tapeziertes Zimmer braucht deshalb viel bunte Töne als Auffriſchung, und eine blaue Garnitur wird ſtets etwas Kühles, Feierliches behalten, während die grüne Farbe im Gegenſatz zu Blau gemütlich, wohnlich macht. Gelb iſt die Farbe des ſteifen Prunkes, ein gelb tapeziertes oder möbliertes Zimmer kann niemals behaglich und wohnlich ſein. Alle Zwiſchenfarben müſſen natürlich ganz beſonders ſorgfältig gewählt werden. Mit ihnen erzielt man die feinſten Wirkungen — aber auch die ſchlimmſten.

Am unmittelbarſten wirkt die Farbe natürlich in der Frauenkleidung, und hier geſchehen die auffälligſten, fühlbarſten Verſtöße. Die Modefarbe dieſes Winters war Braun. Eine Modelaune, und zwar eine äußerſt gefährliche! Denn mit Ausnahme des ganz dunkeln Kaffeebraun iſt es die gefährlichſte Farbe für alle Frauen mit nicht ſehr friſcher und reiner Haut. Beſonders alle ſtark ins Rötliche oder ins Gelbliche ſpielenden braunen Nuancen „kleiden“ ganz abſcheulich. Vielfach herrſcht die Meinung, daß Braun die Blondinen und Brünetten beſonders pikant kleide, deren Haarfarbe ſtark ins Rötliche ſpielt. Und in der Tat, eine Dame mit rotbloudem Haar in braunem Kleid iſt ein eigenartiger Anblick. Aber darum ſteht den „Roten“ doch ein ſchönes Blau oder Weiß oder Schwarz tauſendmal beſſer als das Braun, und Rotblonde mit ſchlechter Hautfarbe dürfen niemals Braun tragen.

Um das Unkleidſame des Braun abzuſchwächen, garniert man es „zu Geſicht“ viel mit andern Farben. Nun iſt Orange, das zu gewiſſen Braun ſehr ſchön geht, nur eine Farbe für Brünetten mit ſehr reiner, klarer Haut, ebenſo wie Grün ſowohl zu Braun als auch zum Hautton ſehr ſorgfältig gewählt werden muß, wenn es nicht einen harten Kontraſt bilden ſoll. Blau zu Braun und Rot zu Braun ſind Verirrungen, die ſich keine nicht ganz farbenblinde Frau zuſchulden kommen laſſen wird.

Die Frage: welche Farben kleiden am beſten? läßt ſich eigentlich nur von Fall zu Fall beantworten. So gilt blaſſes Blau als die bevorzugte Farbe der Blondinen. Aber für gewiſſe brünette Frauen gibt es gar keine vorteilhaftere Farbe als das matte, zarte Blau. Weiß, das farbloſe, ſoll ebenfalls Blondinen immer kleiden. Aber etwas derb gefärbte Blondinen ſehen in Weiß oft geradezu erſchreckend „farbig“ aus, während Schwarz für ſie ſehr günſtig iſt. Jede violette Farbe läßt die Haut gelb erſcheinen, während Gelb und Orange ſie bleichen und daher für ſehr lebhaft gefärbte Brünetten ſehr vorteilhaft ſein können. Alle ſchmutzigen, matten Miſchfarben, alle Mittelröne ſind gefährlich, ganz beſonders die ſo ſehr beliebten grauen und lehmfarbenen, die die ſchönſte Haut matt und farblos erſcheinen laſſen. Dagegen iſt das reine Taubengrau und ein zartes Maisgelb ſehr kleidſam für viele Frauen.

Auch hier heißt es wieder: Probieren geht über Studieren. Wer ſich ohne weiteres ein braunes Kleid kaufen wollte, nur weil es „modern“ iſt, wird ſich ſehr oft über die Unkleidſamkeit der „modernen“ Farbe zu tröſten haben; irgendeine Farbe zu wählen, bloß weil ſie Blondinen oder Brünetten gut ſtehen ſoll, iſt töricht. Haarfarbe, größere oder geringere Friſche der Haut, Augenfarbe, alles ſpricht da ein gewichtiges Wörtchen mit.

Und die Hüte! —

Sie allein gäben Stoff zu einem ganzen Kapitel. Aber das würde zu weit führen. Nur wenn man manchmal die Farbenzier oder vielmehr Unzier der modernen Hüte betrachtet, bei deren Zuſammenſtellung anſcheinend völlig farbenblinde Modiſtinnen wahre Orgien der Farbe veranſtaltet haben, fragt man ſich verwundert, wie es kommt, nicht daß ſolche Hüte gemacht, ſondern daß ſie getragen werden. Nun, es kommt daher, daß die Käuferinnen eben auch „farbenblind“ waren.

Will die Frau mit ihrer Zeit und deren Anforderungen fortſchreiten — und welche Frau wollte das nicht? —, ſo muß ſie ihren Farbenſinn wecken, ſchärfen und verfeinern. Und wenn es der ſchönſte Ruhm einer Frau iſt, daß man ſie „harmoniſch“ nennt, ſo kann es gewiß nicht gleichgültig ſein, ob auch ihre Umgebung und ihr Aeußeres dieſe Harmonie zum Ausdruck bringen. Ein liebevolles Betrachten der Natur, ein offenes Auge für das, was ſie jeden lehrt, der ſich belehren laſſen will, und ein verſtändnisvolles Anwenden dieſer Naturbetrachtung in äſthetiſchen und praktiſchen Dingen wird ihr dazu eine verläßliche Hilfe ſein.

Digitized by Google

Gang durch die Felder

Nach dem Gemälde von Otto H. Engel (Berlin)

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Zielübungen der Infanterierekruten im Kasernenhof

Das Schießen in der deutschen Armee

Von

Heinz Radebert

(Mit sechs Abbildungen nach Aufnahmen von Hofphotograph O. Tellgmann in Eschwege)

Schießen und Treffen ist zweierlei, das weiß jeder, der einmal eine Flinte in der Hand gehabt hat, heißt es doch schon in dem bekannten Volkslied zum Trost für die zurückbleibende Geliebte: „Auguste, was birgst du so bang dein Gesicht, eine jede Kugel, die trifft ja nicht.“ Und in der Tat ist statistisch festgestellt, daß im Feldzuge 1870/71 etwa jede tausendste Kugel erst ein Treffer gewesen ist. Ob dies Verhältnis bei der Vervollkommnung der Feuerwaffen, die in dem jetzigen Krieg in Ostasien angewandt werden, das gleiche geblieben, bleibt abzuwarten. Im allgemeinen aber wird, obwohl die Ausbildung im Schießen gegen früher eine weit intensivere geworden ist, in Zukunft die Munitionsvergeudung wohl noch größer sein.

Bei dem Einfachsten anfangend, beginnt der Unterricht schon gleich nach der Einstellung der Rekruten. Am festgelegten Gewehr oder Geschütz werden ihnen die Begriffe des Zielens klargemacht, wie unsre Bilder es zeigen. Allmählich schreitet der Ausbildungsgang fort, bis eines Tages mit dem Schießen selbst begonnen wird, zunächst allerdings nur mit Platzpatronen. Da merken dann die jungen Vaterlandsverteidiger, daß das Gewehr wirklich nicht nach hinten losgeht, und daß trotz Knall und Rauch der Schütze heil und ganz bleibt. Und wenn es dann zum erstenmal auf den Scheibenstand geht, welch erhebender Moment für den Infanteristen! Denn wenn auch die Haupttätigkeit im Felde im Marschieren bestehen wird, Gefechte aber verhältnismäßig selten sein werden, so sind die Vorübungen für erstere doch weit beliebter als das Kilometerschlucken, besonders wenn die Sonne ihre sengenden Strahlen aus dem wolkenlosen Himmel herabsendet. Da ist es doch ganz anders auf dem Scheibenstand. Mag der Weg auch etwas weit und schattenlos sein, so bummelt man doch langsam herauf, und oben empfängt einen der kühle Schatten alter Bäume. Denn wo es nur irgendmöglich war, hat die Militärverwaltung Waldparzellen zu Scheibenständen eingerichtet, und wo es diese nicht gab, da zauberte das militärische Machtgebot eben solche hervor.

Auf dem Scheibenstand angekommen, ruhen sich die Mannschaften aus, bei schlechtem Wetter treten sie unter Schutzdächer oder Zelte. Bald aber knallt es auf allen Ständen. Aller Anfang ist schwer, das merkt auch der Rekrut bald, besonders wenn freihändig geschossen wird. Das Gewehr braucht gar nicht einmal „wie ein Lämmerschwanz in der Luft herumzupendeln“, wie ein bekannter militärischer Vergleich lautet; ist die Mündung auch nur etwas von dem Zielpunkt entfernt, schwupp, sitzt der Schuß auch schon unten oder oben am Scheibenrand. Und nun gar erst, wenn der Schütze muckt, d. h. beim Schießen zusammenfährt, oder die Augen schließt, oder durchreißt, anstatt langsam abzukrümmen, oder was es an Schießverbrechen

Digitized by Google

Prüfungsschießen im Gelände

sonst noch gibt, dann ist sicher ein Loch in die Natur geschossen, und der „lange Heinrich", die Markierstange, mit welcher der Sitz der Schüsse auf der Scheibe angezeigt wird, gibt durch höhnisches Winken seine Schadenfreude zu erkennen. Daß man einmal vorbeischießt, ist menschlich; wem wäre das noch nicht passiert, und besonders dann, wenn man es recht gut machen wollte? Aber wenn dies mit gewisser Regelmäßigkeit bei denselben Leuten wiederkehrt, dann kann es den Kompagniechef zur Verzweiflung bringen. Alle Erziehungs- und Beruhigungsmittel werden angewandt, der Delinquent erhält täglich besondere Ziel- und Schießstunden, der Sonntagsurlaub wird ihm abgeschlagen, damit

Auf dem Scheibenstand: Scheibenwechsel

Digitized by Google

Scharfschießen der Feldartillerie im Gelände

seine Nerven nicht unnütz erregt werden, auf dem Scheibenstand muß er unverwandt ins Grüne sehen, um seine Augen zu schonen, er erhält Wasser zu trinken, um sich zu beruhigen, er muß seine Arme ins Wasser halten, um die Pulse zu verlangsamen, kurz, es geschieht alles, um ein einigermaßen gutes Ergebnis zu erzielen, und es hilft auch — bis zum nächstenmal.

Daß solche Nachzügler den ganzen Dienstbetrieb aufhalten, liegt auf der Hand, denn für sie müssen jedesmal besondere Scheiben aufgestellt werden, wodurch viel Zeit verloren geht. Hat die Kompagnie

Richtunterricht der Feldartilleristen

Digitized by Google

die sogenannten Vorübungen erledigt, so geht es zu den Hauptübungen weiter, welche die eigentlichen Vorbereitungen für das Schießen im Kriege bilden. Da erkennt der Neuling gar bald, daß die Ziele doch recht klein sind und daß es ordentlich zielen heißt, um die sich kaum abhebenden Figurenscheiben zu treffen und die immer schwerer werdenden Bedingungen zu erfüllen. Und dann geht es hinaus zu den gefechtsmäßigen Schießen, in den kleinsten Abteilungen, den Gruppen, beginnend, bis zum Schießen der Kompagnie vor dem Brigadekommandeur. Das ist für jeden Kompagniechef ein bedeutungsvoller Tag, denn ein schlechtes Ergebnis ist gar häufig der Anfang vom Ende der militärischen Laufbahn.

Wenn die Infanterie schon mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, ihre Gefechtsschießen im Gelände zu erledigen, besonders wenn Truppenübungsplätze nicht zur Verfügung stehen, so muß die Feldartillerie wegen der großen Tragweite ihrer Geschosse ihr Scharfschießen in der Hauptsache auf den großen Schießplätzen erledigen. Die Aufgaben, die hier gestellt werden können, leiden aber alle daran, daß sie mit mehr oder weniger großer Regelmäßigkeit wiederkehren müssen, so daß ein alter Batteriechef schon von vornherein weiß, daß die Kavallerie nur hinter der Waldecke hervorbrechen und die Artillerie nur hinter der gegenüberliegenden Bergkuppe auftauchen kann. Aus diesen Gründen versucht die Militärverwaltung, während der Geländeübungen der Artillerie Gelegenheit zu geben, in ganz unbekanntem Gelände Scharfschießen abzuhalten.

Bei dem Schießen der Feldartillerie erhalten außer den Batteriechefs auch die Batterieoffiziere Gelegenheit, die Batterie zu führen, weil man von dem ganz richtigen Grundsatz ausgeht, daß sie im Kriege gar bald in die Lage kommen können, für den gefallenen oder verwundeten Batteriechef einzutreten. Bei den Fußtruppen ist dies nicht der Fall, weil verhältnismäßig nur wenig Patronen zur Verfügung stehen, so daß der Hauptmann seine Friedenskompagnie nur selbst ein- oder höchstens zweimal im Feuer führen kann. Ein weiterer Nachteil gegenüber der Feldartillerie, die mit derselben Anzahl von Geschützen in den Krieg zieht, mit der im Frieden geübt wird, ist der, daß die Kompagniechefs bei der Infanterie nur sehr selten Gelegenheit haben, kriegsstarke Verbände beim Scharfschießen zu kommandieren. Auch hier ist wieder Geldmangel die Ursache des Unterlassens solcher wichtigen Uebungen. Noch mehr Geld verschlingen natürlich die Schießen von gemischten Waffen. Aber gerade diese Uebungen sind für die Führer wie für die Mannschaften äußerst lehrreich, da sie so ziemlich das einzige Mittel sind, Auswüchse in der Friedensausbildung zu beseitigen.

Da ist es dann ein eigentümliches Gefühl, wenn die Geschosse surrend über einen wegschwirren, man duckt sich unwillkürlich, trotzdem die meisten wissen, daß, wenn dieses Geräusch an unser Ohr kommt, das Geschoß schon längst bei uns vorbeigeflogen, also unschädlich ist.

Apropos, Kugeln! Die gibt es heute als Geschosse kaum mehr, nur zur Füllung von Schrapnells dienen sie noch. Sonst sind es alles Langgeschosse mit möglichst hohem spezifischem Gewicht und großer Härte. Auch das Blei hat zum großen Teil ausgespielt. Nur unsre Infanteriegeschosse haben einen Hartbleikern, der mit einem Nickelstahlmantel versehen ist. Sonst dient der Stahl hauptsächlich als Material für die Geschosse, die wir in die Hauptklassen der Granaten, unter denen es verschiedene Arten wie Panzer- und Sprenggranaten gibt, und Schrapnells einteilen.

Eine abgeprotzte Feldhaubitzenbatterie

Digitized by Google

I

Eine nach der andern wurde mit Abschminken und Umziehen fertig in der Ballettgarderobe, kaum daß dabei gesprochen wurde. Man war todmüde, selbst die ganz jungen Dinger, denen der Schnabel sonst nie stillstand, öffneten ihn nur zu einem tiefen Gähnen oder zu einer kurzen schnoddrigen Bemerkung: „— so 'ne Schinderei — drei Umzüge — es ist ein Viertel zwölf! Na, gute Nacht. Gute Nacht, Fräulein Stohlmann!"

Dies letztere ein wenig lauter nach dem ersten Putztisch hin, der durch Kretonne-Portieren, die an einer Stange liefen, von den andern abgesondert war.

„Gute Nacht, lieb's Kind," kam es hinter den Gardinen her, jedesmal, sobald wieder eine den Saal verließ.

Es wurde zusehends leerer und dämmriger, die Garderobenfrau drehte immer wieder eine elektrische Birne, die nicht mehr gebraucht wurde, aus und suchte in mechanischer Hast diejenigen Garderobenstücke und Perücken zusammen, die dem „Fundus" zugehörten.

„Kann ich noch etwas helfen, Fräulein Stohlmann?"

„Tank' schön, liebe Neumann, ich bin gleich fertig."

„Gott, das gießt draußen," sagte eine kleine Tänzerin, die schon fertig zum Fortgehen war, „und ich habe keine Gummilatschen!"

„Nimm dir 'ne Droschke —"

„Auch noch, von die Lumpengage!"

„Du, ich habe mit Leipzig abgeschlossen, hundertundsechzig Mark —"

„Trude, lüg nicht so hahnebüchen!"

„Mein Ehrenwort! 'Nacht, Fräulein Stohlmann!"

„Gute Nacht, liebe Kinder!"

Die Stimmen der beiden Mädchen verhallen im Korridor.

Es war jetzt fast ganz still in dem großen Haus, das drei Stunden lang die Tonfluten des Orchesters durchrauscht hatten. Man hörte nur noch ein letztes Ziehen und Rücken vom Bühnenraum her und das Strömen des Regens, den der Wind bald schwächer bald stärker gegen die Fensterscheiben drückte.

Die Neumann wußte: jetzt, wo keine der jungen Ballettdamen mehr im Saal war, durfte sie die Kretonnegardine heben und in Fräulein Stohlmanns Garderobe aufräumen. Sie lachte nicht wie die jungen Dinger über die etwas komplizierte Toilette der alternden Ballettmeisterin, sie hatte selbst das Reißen im Kopf und fand es sehr richtig, daß Fräulein Stohlmann ihr eignes mehr als spärliches Haar, das unter der dichten Perücke feucht geworden, einfach mit einer fest anliegenden Kappe von bräunlichem Tuch — in der Farbe ihres Haares — bedeckte. Wenn die Stohlmann ihre Stirnlockentoupetchen daran festgesteckt und über das Ganze eine duftige Abendkopfhülle geworfen hatte, sah kein Mensch etwas davon. Es war ein „gut hergerichteter Kopf", und Fräulein Stohlmann brauchte nicht zu frieren unter ihrem „Käppi", wie sie sich scherzend ausdrückte. Die Ballettdamen drückten sich anders aus, sie sagten „Nachtmütze". Sie hatten eines Tages das arme Mützchen gefunden, an dem schon die Stirnlocken hingen, und es jubelnd durch die Garderobe getragen.

An diesen Augenblick dachte Irene Stohlmann nicht gern zurück. Zwar — gelacht hatte sie, als sie in die Situation hineinplatzte, und hatte etwas von empfindlichen Kopfnerven gemurmelt. Aber als sich die Gardine hinter ihr schloß, war das Lächeln von ihrem Gesicht wie weggewischt, und ihre langen Zähne knirschten aufeinander. Sie fühlte einen ohnmächtigen Haß gegen das Dutzend junger Dinger da um sie her, das schon wieder plauderte und plapperte, nachdem es soeben — nur gerade zum Spaß — das heimliche Martyrium eines Menschen ans Licht gezerrt hatte, das Martyrium des Alterns. Ueber solch kleine Scherze geht die Jugend rasch zur Tagesordnung über.

Jugend!

An jenem Tage würde Irene Stohlmann ihre Seele dem Teufel verschrieben haben, wenn er ihr die Jugend zurückgegeben hätte.

Aber es gibt ja keine Teufel dieser Art mehr.

— — — — — — —

Die Ballettmeisterin war „hergericht't" für den Heimweg. Eine Schicht Vaseline, eine Schicht Puder, ein Schleierchen, weiß mit schwarzen Punkten, rotblonde Stirnlöckchen, und ein weißes Spitzentuch anscheinend lässig darüber geworfen — gar kein übler Anblick, da von ihr selbst so gut wie nichts mehr zu sehen war.

Mit ihren federnden Schritten durcheilte sie den Bühnenraum, den nur ein paar Sicherheitslampen noch spärlich erhellten, und stieg die Treppen hinab

Digitized by Google

mit andern dunkeln Gestalten, die aus den verschiedenen Garderoben kamen. Chormitglieder, Damen und Herren, Statisten, Arbeiter, Requisiteure, Friseure, Garderobiers und andre; der ganze große, vielgestaltige menschliche Apparat, der zu einer Theatervorstellung nötig war.

Am Ausgang staute sich der Strom der Nachzügler. Jeder der Herren zündete sich schnell die ersehnte Zigarette an; jede der Damen sagte: „Mein Gott, so ein Wetter!“

Die Stohlmann nickte und grüßte nach allen Seiten. Sie begnügte sich selten mit einem einfachen „gute Nacht“, sondern gab meistens noch eine kleine freundliche Bemerkung drein, die sie mit einem Lachen begleitete, dessen Anlaß nicht immer recht ersichtlich war.

Sie hatte jene etwas demonstrative Liebenswürdigkeit mancher nuschöner Menschen, die sich bewußt sind, stets erst werben zu müssen um das, was andern leicht von selbst zufällt: ein wenig Wohlgefallen, ein wenig Beliebtheit.

Daß die Kollegen und Kolleginnen von ihr sagten: „die Stohlmann ist eine nette Person“ — das hatte sie mit tausend freundlichen Worten erreicht, mit einem ewigen verbindlichen Lächeln, das ihre Haut im Laufe der Jahre verknittert gemacht hatte wie ein Stück Mousseline, das zu lange gekräuselt gewesen, um je wieder glatt werden zu können. —

Es regnete warmes Wasser. Was da auf die Schirme trommelte, war solch ein fröhlicher Frühlingsguß, bei dem die Menschen lächeln und die Sträucher über Nacht grün werden. Die Luft so weich und warm, schwül beinahe, ein köstliches Bad für die Lungen.

Fräulein Stohlmann ging den Weg entlang, den sie nun drei Winter hindurch allabendlich zurückgelegt hatte, immer im Laufschritt, mit fest zusammengenommenem Mantel und klappernden Zähnen. Sie fror eigentlich stets.

Heute sog sie die linde Frühlingsluft ein mit tiefen Atemzügen. Sie war nicht so erschöpft wie sonst, sie hatte sich geschont für das große Ballett, mit dem morgen die Saison ihren Abschluß finden sollte. Nicht nur die Saison, ihre Laufbahn als Tänzerin überhaupt.

Wieder ging ihr dieser freudige Schreck durchs Herz, wie immer, wenn sie heute mit ihren Gedanken an diesen Punkt gelangte. Und das war unzählig oft geschehen. Aber sie wurde nicht müde sich zu sonnen in der Vorstellung dessen, was sie erreicht hatte, und ging immer wieder erinnernd den Weg zurück durch die letzten Monate, durch die letzten Jahre, und beim Heute angelangt, fuhr sie zusammen, wie vor einer köstlichen Ueberraschung, die ihr jedesmal wieder neu war.

Alles, was sie heimlich gelitten, was sie still getragen, was sie sich selbst kaum eingestanden — jetzt kostete sie es bewußt von neuem durch. Es tat nicht mehr weh, denn es war vorüber, es ging sie nichts mehr an. Aber das Licht strahlt um so heller, wenn man in den Schatten geblickt, und darum sah sie gern zurück.

II

Sie sah sich in ihrer Garderobe am Schminktisch sitzen unter der brutalen Helle der Glühbirnen; allabendlich vor die Aufgabe gestellt, ein reizvolles Etwas herzustellen aus ihrer eignen Person. Da gab es Tage, an denen sie in stiller Verzweiflung die Hasenpfote mit dem Wangenrot sinken ließ. Das Material, das die Kosmetik stellte, war schließlich nichts als Farbe, und damit ließ sich auf diesem kleinen, mageren Gesicht kaum noch etwas schaffen. Es war eigentlich gar kein Terrain dafür da: Berg und Tal und Falten und Fältchen, weiter nichts, keine Flächen, keine Rundungen. Und die unglückseligen Schlüsselbeinknochen, die immer noch tiefe Schatten auf den Hals warfen, trotz der verschwenderischen Mengen von Fettschminke und Reispuder, die sie in die Höhlungen packte; und die Arme, von denen die Jahre das bißchen Fülle, das einst dagewesen sein mochte, genommen hatten, Lot für Lot, bis nichts mehr übrigblieb als ein paar Knochen, die sich durch die Haut zu bohren schienen!

Ja, sie wußte es: an dieser Magerkeit war ihre Karriere gescheitert. Ueber das völlige Fehlen aller weiblichen Reize hatte selbst ihr Spitzentanz nicht hinweghelfen können; ihr Spitzentanz, mit dem sie glatt alle ihre Kolleginnen schlug.

Ein fremder Ballettmeister hatte einmal gesagt: „Das macht Ihnen die Tell'Era nicht nach!“ Dieser Ausspruch, ja das Wort „Spitzentanz“ überhaupt war eine Art Zufluchtstätte für ihre Gedanken. Hier lag ihre Kunst, ihr Ehrgeiz, ja ihr bißchen Glück.

Sie war überzeugt, daß sie eine große Karriere gemacht hätte, wenn — ja, wenn eben diese fatale Ueberschlanheit nicht gewesen wäre. All die orientalischen Pasten und englischen Malzbiere, für die sie fast ein Viertel ihrer Gage geopfert, hatten rein gar nichts geholfen.

Ein Mittel gab es vielleicht: Nicht mehr tanzen müssen, eine Pause machen, eine lange Pause; ein halbes Jahr vielleicht, oder ein ganzes die abgerackerten Glieder ruhen lassen — aber davon konnte keine Rede sein. Sie mußte verdienen.

Sie mußte, solange sie noch ein Engagement fand. Die Agenten wurden ohnehin schon so lau —

Manchmal packte sie eine dumpfe Angst vor der Zukunft. Ihre Ansprüche waren mit jeder Saison geringer geworden, die Engagements immer kleiner. Sie befand sich auf absteigender Linie, wo es kämpfen hieß um das bißchen Existenz.

Und sie war recht müde. Seit vierunddreißig Jahren tanzte sie nun, wenn man die Ballettschule mitrechnete.

Mit dieser Saison ging wieder ein Engagement zu Ende. Ein neues war noch nicht gefunden; sie fürchtete sich, keins mehr zu bekommen, sie fürchtete aber auch, eins abzuschließen, von neuem ihre Koffer zu packen, sich loszureißen und wieder einzuleben, wie schon so viele, viele Male.

Sie dachte daran, Tanzunterricht zu geben und jungen Damen und Herren aus der Gesellschaft den „Lustigen Ehemann“ einzustudieren. Vielleicht; man würde ja sehen. Es fehlte ihr an Kraft, Entschlüsse zu fassen.

Nur eins war stark in ihr: die nagende Sehnsucht, ein Plätzchen zu finden auf dieser großen Erde, wo sie bescheiden existieren konnte, in hohen, geschlossenen Kleidern, mit langen Aermeln; nichts Ausgeschnitteues mehr, das all' ihre körperliche Dürftigkeit erbarmungslosen Blicken preisgab.

Digitized by Google

Das dachte sie sich köstlich.

Und so kam's ganz allmählich, daß sie nicht mehr die jungen Mädchen beneidete um ihre runden Schultern und den üppigen Haarwuchs. Der jahrelange ermattende Kampf um das Jungscheinen hatte sie dieser flüchtigen, rasch enteilenden Jugend herzlich müde gemacht.

Es waren kleine Bürgerfrauen, denen sie oft mit heimlichem Neide nachsah; Frauen ihres Alters, denen es nicht im Traum einfiel, sich ihrer dünnen Haare und ihrer vergilbten Haut zu schämen, die ihre Reizlosigkeit mit einer Art gemütlicher Gelassenheit zur Schau trugen, als sei es ihr gutes Recht, nicht mehr hübsch zu sein, als wüßten sie genau, daß der kleine Kreis Menschen, denen sie zugehörten, sie liebhatte, wie sie da waren; und daß diese Liebe nicht nur stärker war als der Zahn der Zeit, sondern seine Spuren einfach nicht sah.

Das waren die Glücklichen, die ein warmes Plätzchen erwischt hatten in diesem kalten Leben.

— — — — — — — — — —

Und eines Tages wurde ein solches Plätzchen frei, in ihrer nächsten Nähe.

Im letzten Dezember war's gewesen, da stand ein Sarg auf der engen Diele zwischen dem kleinen Buchbinderladen und dem Stübchen, das Irene Stohlmann als Mieterin bewohnte.

Man trug die Hausfrau von ihrem warmen Plätzchen am Ofen fort auf den verschneiten Friedhof. Der Witwer weinte, und Fräulein Stohlmann weinte, ehrliche Tränen, die einer guten Frau nachgesandt wurden. Aber als Irene am Abend des gleichen Tages die schrecklich unkleidsame schwarze Bluse auszog, wurde sie sich bewußt, daß da im Grunde ihrer Seele eine leise Hoffnung aufkeimte, die sie selbst sündhaft und pietätlos nannte.

Noch ein paar Tage, und ihre lauen Gewissensbisse hörten auf. Sie wußte, was sie wollte. Sie wollte den freigewordenen Platz einnehmen, wollte die kleine Wohnung, in der sie nun schon den dritten Winter lebte, nicht mehr verlassen, ihre Bühnengarderobe verkaufen, die Reifekörbe auf den Boden stellen; sie wollte Frau Buchbindermeister Zehmicke werden. —

Es war nicht leicht, auch das wußte sie. Ein kleiner Handwerksmeister entschließt sich nicht so ohne weiteres, „eine vom Ballett“ zu heiraten. Es handelte sich also darum, daß ihr „Ich will“ stärker blieb als sein „Ich will nicht“.

Sie überdachte ihren Feldzugsplan und stellte fest, daß bei diesem Fünfziger, der die Welt so mißtrauisch über seine Brille hinweg ansah, mit Liebe einfach nichts zu wollen war. Sie mußte Qualitäten ins Treffen führen: bürgerliche, hausfrauliche, geschäftliche.

Daß er sie in den drei Jahren als eine honette, fleißige und sparsame Person kennen gelernt, daß seine Frau ihr beinahe Freundin gewesen, das gab immerhin eine gute Grundlage, auf der sich weiterbauen ließ.

Und sie baute. Rastlos, ohne zu ermüden, ohne sich entmutigen zu lassen durch das lähmende Phlegma, mit dem dieser Mann sie ansah, über die Brille hinweg, oder unter ihr, je nachdem er sie gerade auf der Stirn oder der Nasenspitze trug.

Ganz allmählich merkte er überhaupt erst, daß „das Freilein“ es war, die mit der Aufwärterin verhandelte, rechtzeitig eine Waschfrau bestellte, die den Küchenzettel machte, und dergleichen Dinge.

Auch fand er jeden Sonntag morgen seine frische Wäsche: Hemd, Vorhemd, Klappkragen und „das“ Taschentuch auf seiner Kommode vor; und am Montag lag eine sauber geplättete blaue Schürze in seiner Werkstatt. Von dem Kranz auf Riekchens Grab und dem geputzten Bäumchen am Christabend gar nicht zu reden.

Dieser Christabend brachte Fräulein Stohlmann entschieden einen guten Schritt vorwärts.

Sie hatte eine kleine Photographie der Verstorbenen vergrößern lassen: Frau Riekchen im guten schwarzen Kleid mit gebranntem Wellenscheitel, in der Rechten eine Rose, die linke Hand auf eine Balustrade gestützt. Der Witwer war gerührt, über das Porträt seiner guten Alten sowohl wie über den nobeln Rahmen, Nußbaumleiste mit verkröpften Ecken, den er allein auf mindestens fünf Mark fünfzig taxierte.

Seinen Dank wies Irene bescheiden zurück. Sie hielt seine Hand, an deren Nägelrändern sie noch Reste des angetrockneten Kleisters fühlte, lange in ihrer schmalen Rechten, sprach von „unsrer lieben Verstorbenen“ — sie drückte sich immer sehr gewählt aus — und ließ ein paar Tränen unabgewischt die Wangen herablaufen.

Die Situation war wirklich sehr hübsch gewesen, sagte sie sich befriedigt, als sie eine Stunde später schlafen ging und das Resümee des Abends zog.

Sie konnte die verschiedenen guten Eindrücke, die sie gemacht, an den Fingern herzählen. Herz und Gemüt hatte sie bewiesen, auch Noblesse, und schließlich noch das Wesentlichste: Sittsamkeit. Denn bevor man sich gute Nacht wünschte, hatte sie noch gefragt, ob sie nun ausziehen müsse am Ersten, da doch die Hausfrau fehle.

„Ausziehen — wieso?“ Herr Zehmicke hielt mit dem Kauen einer Pfefernuß inne, und Fräulein Stohlmann senkte verschämt den Kopf: „Nun, ich dachte, wegen der Leute,“ sagte sie leise.

Darauf laute Herr Zehmicke seine Pfeffernuß zu Ende, schluckte sie und sagte bedächtig:

„Nee, wissen Se, das haben Se nich netig. Jeder im Hause und in der Nachbarschaft kennt Ihnen nun lange genug und weeß, daß Se 'ne anständige Person sind. Ich habe die Fixjig aufm Buckel, und Sie sind wohl ooch nich mehr weit dervon. Also von wägen meiner bleiben Se, wo Se sind.“

Fräulein Stohlmann hatte natürlich gar keine andre Antwort erwartet — abgesehen von der Anspielung auf ihr Alter, die ein kleiner, ganz kleiner Mißton war — nur fragen hatte sie wollen. Es war eine geradezu klassische Gelegenheit, zu beweisen, daß man etwas auf seine Reputation zu halten gewöhnt war, daß man Anstandsfragen gegenüber genau so streng bürgerlich empfand wie andre Leute, die nicht vom Ballett sind.

Wie sie den Kopf gesenkt hatte, die Arme schlaff herabhängend — sie machte es unwillkürlich noch einmal vor dem Spiegel — eine tadellose Pose. Erst als sie sich genügend daran satt gesehen, legte sie froh lächelnd ihr Toupetchen in die Waschtischschublade.

— — — — — — — — — —

Digitized by Google

Fräulein Stohlmann konnte sich nicht verhehlen, daß sie doch recht langsam vorwärts kam; an dem Stumpfsinn des unwoberen Mannes scheiterten feinere Aufmerksamkeiten total. Sie mußte energischer vorgehen, mußte mehr tun als bisher und, was sie tat, offenkundiger in Szene setzen, stärker unterstreichen; überhaupt mit etwas gröberen Mitteln arbeiten.

Von nun an ließ sie sich finden am Plättbrett, bei den häuslichen Erörterungen mit der Aufwärterin und im Laden. Sie ereiferte sich bis zu Tränen, als die Person einmal dem Hausherrn angebrannte Erbsen auf den Tisch gebracht hatte. Der arme, gute Herr Jehmicke! Ja, wenn die ewigen Vormittagsproben nicht wären! Sie wollte kochen, daß er seine Freude haben würde. Ueberhaupt: nichts Reizvolleres als Arbeit in der Häuslichkeit, sorgen dürfen, verwöhnen dürfen! „Ach ja! Mir ist es nicht beschieden."

Wieder bahnten sich zwei klare Tränen den Weg durch die Puderschicht auf ihren Wangen.

Da ertönte die Ladenklingel, sie flog auf, ehe der Meister sich erheben konnte. „Lassen Sie mich! Sie müssen jetzt ein wenig ruhen; und ich weiß schon ziemlich Bescheid mit allem!"

Ein Dienstmädchen wünschte ein paar Ansichtskarten.

„Sehr gern, da hab' ich eine ganz reizende Auswahl. Bitt' schön! — Nicht wahr? wer die Wahl hat, hat die Qual!"

Das Mädchen nahm eine Karte nach der andern bedächtig in ihre roten Finger. „Glaube, Liebe, Hoffnung" war schön, „Abschied" und „Wiederkehr" waren noch schöner, und eine andre, auf der sich ein Liebespaar unter blühenden Zweigen befand, die war doch am allerschönsten. Sie kaufte acht Stück anstatt der vier, die sie gewollt hatte, und Fräulein Stohlmann sagte bei jeder einzelnen: „Ganz reizend, nicht wahr? Man sieht, daß Sie Geschmack haben." Sie lachte hinter jedem ihrer eignen Worte, bis die Käuferin geschmeichelt mitgrinste, sie fragte, ob kein Bedarf an Briefbogen, Tinte und dergleichen dasei, schwatzte ihr einen Kalender für vierzig Pfennige auf und empfahl dringend eine außergewöhnlich billige Küchenspitze „zum Abwaschen".

„Also sonst liegt heute nichts vor? Adieu, lieb's Fräulein, beehren Sie uns bald wieder!" —

Es war da ein Guckfensterchen zwischen Ladenstube und Laden, gerade groß genug für Herrn Jehmickes Gesicht. Und dieses Gesicht sah erstaunt aus, derartig erstaunt, daß es fast ein wenig dümmlich wirkte.

So war in seinem Laden noch nie verkauft worden. Er selbst fühlte sich nur in seiner Werkstatt wohl; sein Riekchen hatte auch nur schlecht und recht gegeben, was verlangt wurde, und war froh gewesen, wenn sie wieder mit dem Strickzeug in ihrem Lehnstuhl sitzen konnte.

Daß dies auch anders sein könne, hatte er gar nicht gewußt. Nun war eine große Verwunderung in ihm. „Die macht aus vierzig Pfenn'g eens zwanzig!" brummte er vor sich hin. Und wie ihr das alles anstand! So fix die Leiter 'rauf und 'runter, und das Getue mit der Käuferin — die war ganz weg gewesen und kaufte immer drauf los. Er wäre nie darauf gekommen, einer Kundin zu sagen: „Man sieht, daß Sie Geschmack haben!" und Riekchen auch nicht. Und dann, wie gebildet das klang: „Liegt sonst noch etwas vor?" Riekchen hatte immer gesagt: „Sonst noch was?" Es war ja dasselbe, klang aber bei weitem nicht so fein. Eine verfluchte Person, diese Stohlmann. Nett sah sie auch aus mit der kleinen weißen Schürze; gar nicht nach Ballett, so hausfraulich — —

Herr Jehmicke setzte plötzlich die Pfeife ab und starrte vor sich hin. Es kam ihm da von ungefähr ein Gedanke angeflogen, eine Vorstellung, bei der ihm der Mund offen stehen blieb.

„Nee, nee, Jehmicke," sagte er nach einer Weile zu sich selbst, „nee, nee!"

— — — — — — — — — —

Es war keine Täuschung: die Ladenklingel bimmelte jetzt erheblich öfter als sonst, die Tageskasse war größer als je zuvor. Es hatte sich herumgesprochen in der Nachbarschaft, daß bei Jehmicke die Stohlmann vom Ballett des Stadttheaters verkaufe, wenigstens in den Nachmittagsstunden; und die Gelegenheit, eine Tänzerin so in der Nähe zu sehen, mit ihr zu sprechen, ließ man sich nicht entgehen.

Die jungen Mädchen starrten sie an, merkten sich, wie eigentümlich lässig und doch schick sie ihre Gürtel und Krawatten geschlungen trug, und sagten dann: „Ich habe Sie neulich im Theater bewundert," was Fräulein Stohlmann mit einem bescheidenen Lächeln halb ablehnte, halb akzeptierte.

Die kleinen Bürgerfrauen des Viertels gewann sie ohne weiteres durch die verbindliche Liebenswürdigkeit ihres Wesens, durch das halbverschluckte „'nä Frau" und vor allem durch die Erzählung, daß es zwar eigentlich gegen die Etikette gehe, nach dem Tode der Hausfrau noch hier zu wohnen, daß sie es aber nicht übers Herz gebracht habe, den verwaisten Haushand, das Geschäft und den einsamen Mann kaltblütig zu verlassen.

Diese kleine Rede an den Mann oder vielmehr an die Frau zu bringen, wurde sie nicht müde; und als sie sie etwa achtzehnmal — natürlich feuchten Auges — heruntergeschnurrt hatte, mit ihrem allerliebsten Dialekt (eine Art Wienerisch, sie hatte 'mal eine Saison in Wien getanzt), glaubten nicht nur die Damen der engeren und weiteren Nachbarschaft an die völlige Uneigennützigkeit ihres Tuns, sondern auch sie selbst.

Noch mehr glaubte sie. Sie glaubte sogar, den alten Jehmicke liebzuhaben.

Weil ihre Augen stets voll heimlicher Spannung an seinen Zügen hingen, weil unter diesem kahlen Schädel der Gedanke reifen sollte, den sie ersehnte, weil sie von diesen Lippen die Frage erwartete, auf die sie ein „Ja, ja, ja!" schon lange in Bereitschaft hatte — darum ward er ihr etwas, ein Besonderes, ein Mensch, herausgehoben aus der übrigen Menschheit. All' ihre Gedanken drehten sich um ihn. Das große Glück, das sie von ihm erhoffte, floß ihr mit seiner Person zusammen.

Seine Eigentümlichkeiten waren ihr wichtig, seine Interessensphäre machte sie zu der ihren.

Seit dreißig Jahren hatte es in ihrem Kopf nicht viel andre Begriffe gegeben, als: Direktion, Kontrakt, Engagement, Gage und Kündigung. Jetzt

Digitized by Google

traten ihr andre nahe: Kriegerverein, Kohlenpreise, Antisemitismus, Nährkraft der Hülsenfrüchte und ähnliches; politische und soziale Themata, die Welt eines Mannes, dieses Mannes; wie er sie aus seiner kleinen Ladenstube heraus ansah, so sah auch sie sie an, ohne weiteres.

Eigenes Sehen, oder gar Kritik hatte sie verlernt. Sie erinnerte sich kaum noch, daß seine verkleisterten Fingernägel, sein geringer Wäscheverbrauch und sein nur am Sonnabend rasiertes Gesicht ihr, die wie alle Theaterleute an sorgsame Körperpflege gewöhnt war, zu Anfang starkes ästhetisches Unbehagen verursacht hatten. Auch sein „Mir" und „Mich", das er nicht immer der deutschen Grammatik gemäß anwandte, störte sie nicht mehr, so wenig wie sein sächsischer Dialekt.

Er sollte eines Tages fragen, ob sie ihn heiraten wolle. Ob er das mit „mir" oder „mich" tat, war ihr gleichgültig. Ihr Ja würde ein Jubelaut sein.

— — — — — — — — — — —

Inzwischen klebte Herr Zehmicke seine Blocks, druckte mit seiner kleinen Presse Familiennachrichten und Visitenkarten und band Bücher ein.

Er wußte gar nicht, daß er einem Menschenkind etwas Besonderes, daß er ihm Schicksal sei.

Nur, daß ihm seinerseits manchmal so eigne Gedanken kamen. Besonders, wenn er abends die Ladenkasse zählte, dann flog ein pfiffiger Zug über sein Gesicht. „Die macht aus vierzig Pfenn'g eens zwanzig —" hatte er sich damals gesagt. Das war das Dreifache; o, Herr Zehmicke rechnete ausgezeichnet.

Was alle Fürsorge, alle Aufmerksamkeiten Fräulein Stohlmanns bei diesem Mann nicht erreicht hatten, das brachten die erhöhten Einnahmen fertig: er dachte nach über sie.

Schade, im April ging sie fort. Die Kasse würde wieder klein sein, wie früher. Er würde das nicht fertig bringen, wenn er auch die elegante Redewendung: „Liegt sonst noch etwas vor?" längst angenommen hatte. Aber im übrigen, dies Lächeln und Scharwenzeln, dies Anpreisen und Schmeicheln, das lag ihm einmal nicht, das war Frauenzimmersache; und auch da bringt's noch nicht jede fertig.

Es war wirklich dumm, daß sie Mitte April wegging.

„Haben Se schon 'ne neie Stelle?" fragte er eines Tages so ganz beiläufig.

„Stelle — wieso? Ach, Sie meinen Engagement!" lachte Irene. Dann senkte sie den Kopf. „Noch nicht; ich konnte mich immer noch nicht entschließen — es wird mir schwer, hier fortzugehen, mein kleines Heim zu verlassen. Aber natürlich, einmal muß es ja sein. Ich werde irgendeinen Kontrakt unterzeichnen, gleichviel wohin —"

Er antwortete nichts. Keinen Laut. In das Schweigen tickte aufdringlich die Wanduhr.

Sagte er nicht etwas? Nein, er blieb still.

Irene seufzte auf. „Vielleicht auch werde ich in irgendeiner größeren Stadt Tanzunterricht geben. Ich habe Empfehlungen, mache Besuch in einigen besseren Familien — dabei fällt mir ein: meine Visitenkarten sind alle. Wollen Sie mir, bitte, hundert Stück machen?"

Herr Zehmicke nickte gelassen.

— — — — — — — — — — —

Die Wochen gingen, es änderte sich nichts nach außen hin. Höchstens, daß Fräulein Stohlmann noch ein wenig elender aussah. Das Mittagsschläfchen nach den anstrengenden Proben fehlte ihr. Und dazu stieg manchmal eine dunkle Sorge in ihr auf. Sie hatte alles auf diese eine Karte gesetzt, und der Mann blieb gelassen wie am ersten Tage. Keine Spur von Fortschritt.

Das mit den Visitenkarten war ein Trick von ihr gewesen. Ob er sie ihr wirklich drucken würde? Hundertmal ihren Mädchennamen, ein Quantum, auf Jahre hinaus ausreichend? Dann — ja, dann würde sie Bescheid wissen. Sie vibrierte, wenn sie nach Haus kam und ihr Zimmer betrat, ob nicht ein kleines Kästchen dort stand, und atmete auf, wenn sie es nicht fand. —

Als der März zu Ende ging, passierte es Herrn Zehmicke häufig, daß ihm seine Pfeife ausging, weil er vergaß, daran zu ziehen. In seinem Hirn wälzten sich Betrachtungen, zu denen er alles, was an Fähigkeiten in ihm war, aufbieten mußte. Auch blickte er Fräulein Stohlmann zuweilen lange nach, wenn sie es nicht bemerken konnte: dabei konstatierte er, daß sie ganz anders aussah als Riekchen. Mehr wie eine Dame, das mußte er zugeben.

Dieser fünfzehnte April wurde ihm eine recht ärgerliche Vorstellung. Es wäre ihm lieber, wenn alles bliebe, wie es war: aber das ging ja nicht. Es sei denn, daß er —

„Nee, Zehmicke, nee, nee!"

Eine vom Ballett! Aber alles was recht ist: 'ne honette Person. Das sagte ihm selbst die Nachbarschaft unaufgefordert. Noch beim letzten Stat hatte sich Bäcker Mertens anerkennend über sie geäußert — er war wegen Rechnungsformularen im Laden gewesen — und dann hinzugefügt: „Na, wie wär's denn, Zehmicke?"

„Sind Se verrückt, Mertens?"

„Ach, sind Se nich komisch! Wieder heiraten müssen Se ja doch mal, un 'ne gute Geschäftsfrau is bares Geld für unsereenen. Is's nich so?"

„Da is nischt gägen zu sagen, aber ich denke noch nich an so was."

Inzwischen mußte er immer an „so was" denken, je mehr die Zeit verstrich. Jedenfalls nahm er von diesem Gespräch einen äußerst angenehmen Eindruck mit heim. Es war doch nicht zu unterschätzen, daß man es nicht komisch finden würde. Zu denken, daß auch nur einer über ihn lachen könnte — unerträglich! Er besaß hierin die Ueberempfindlichkeit eines selbst ganz humorlosen Menschen.

Eine vom Ballett — ja. Aber auch eine, die jeden Einkauf in seinem Laden in die Höhe schraubte, verdoppelte, verdreifachte. Und das lief ihm am Fünfzehnten davon!

Er wurde sehr unruhig, je näher dieser Fünfzehnte herankam. Er schlief schlecht des Nachts vor lauter Gedanken. Er fühlte sich einem großen Entschlusse zurückgedrängt, so daß ihm der Kopf rauchte von all der ungewohnten Hirntätigkeit.

Wenn er sich ausmalte, wie das alles sein würde, so fand er die Vorstellung, sich von dieser Frau verpflegen und verwöhnen zu lassen, gar nicht so uneben. Sie würde Eduard zu ihm sagen. Und er Irene. I—re—ne. Hier stockte seine Phantasie. Etwas in ihm bäumte sich gegen diesen

Digitized by Google

sonderbaren Frauennamen, der so völlig außerhalb seiner Sphäre lag.

Man konnte wohl sagen: „Riekchen, was kochste heute?“ oder: „Näh mer mal 'n Knopp an.“ Aber die gleichen Sätze mit „Irene“ — er probierte sie — unmöglich. Seine Zunge stolperte geradezu dabei. Keine, aber auch gar keine, der in einer Jehmischen Ehe möglichen Redewendungen schien ihm auf „Irene“ anwendbar. Das war recht ärgerlich.

Warum mußte sie gerad' Irene heißen? —

Am nächsten Morgen — es war der Tag vor Saisonschluß — strich er um Fräulein Stohlmann herum, die im Begriff stand, zur Probe zu gehen. Er wollte sie etwas fragen, aber so oft er den Mund auftat, fehlte ihm der Schneid, und er sagte gedehnt: „Mir kriegen Rägen,“ oder ähnliches, was er gar nicht hatte sagen wollen. Er gab sich endlich einen Ruck.

„Ibrigens, was ich immer schon mal fragen wollte — ehem — wie kommen Se eigentlich zu dem verrickten Namen Irene?“

Fräulein Stohlmann ließ die Türklinke, die sie schon in der Hand hielt, los.

„Wie ich dazu komme —“ sie sprach langsam; es dauerte ein paar Sekunden, bis ihr weiblicher Instinkt den Ursachen seiner Frage auf die Spur gekommen war. „Das ist sehr einfach. Theatername, weiter nichts; den legte ich mir zu, als ich zum Ballett ging, weil ich ihn hübscher fand als meinen eignen Namen. Wie so eine dumme Göre mal ist, nicht wahr?“

„Un wie heeßen Se richtig?“

„Marie. Die Eltern riefen mich immer Mariechen. Ach, ich möchte, es sagte noch einmal wieder jemand Mariechen zu mir!“

Mit einer großen gerundeten Armbewegung legte sie beide Handrücken an die Stirn und ließ die Pose wirken, eine halbe Minute lang. Schade, daß Herr Jehmicke ihr gerade in diesem Moment den Rücken wandte, weil er den Feuerhaken ergriffen hatte, um den Ofen zu versorgen. Irene ließ die Arme sinken. Dann beugte sie sich plötzlich vor, ihre Augen leuchteten auf —

„Also: Freilein Mariechen“, klang es vom Ofen her, „sehn Se, der Wunsch is rasch erfüllt, was?“ Ein wenig verlegen lachte er aber doch hinterdrein.

Fräulein Stohlmann schlug kindlich in die Hände. „O wie traut das klingt, zu lieb sind Sie, Herr Jehmicke! Aber auf meine Karten dürfen Sie natürlich nicht Mariechen drucken. Wann krieg' ich denn die?“

„Die Visitenkarten? No, eilt es denn so sehre?“ Er kratzte plau- und ziellos im Ofen herum.

„Das gerade nicht —“

„Nu äben. Neilich hab' ich für Freilein Mertens hundert Stick gemacht; keene viere hat se dervon verbraucht, nu heirat't se und kann die andern in den Ofen stecken. Wenn Sie das nu ooch so gnige?“ Er richtete sich schwerfällig auf und versetzte seiner Hausgenossin einen kleinen scherzhaften Puff mit dem Ellenbogen.

„Mir — ach du mein Gott!“ Sie mußte sich setzen, es brauste ihr im Kopf; sie konnte in sein breites Lachen, unter dem er seine Verlegenheit zu verbergen suchte, nicht mit einstimmen, sie, die sonst lachte hinter jedem Wort. Ihre todernsten Augen suchten die seinen.

„No, nischt for ungut. Ich meene, Spaß muß sin, was? Nee, nu weint se gar! Aber Freilein sind Se doch bloß stille —“

Aber das ging so schnell nicht. Es war, als ob eine ungeheure Spannung sich löste. Die fieberhafte Aufspannung der Nerven während der letzten Wochen und Monate, das Hangen und Bangen, das stetige eiserne Wollen hatten all ihre Kräfte verbraucht. Sie klappte zusammen in dem Augenblick, wo sie sich am Ziel sah. Ganz nahe daran wenigstens. Dieser Scherz von diesem Manne — sie wußte, was das bedeutete. Es überwältigte sie. Was das kleine Taschentuch mit den roten Kanten auffangte, waren Glückstränen.

„Sind Se doch friedlich, Freilein! Was weinen Se denn nu man? Hab' ich Ihnen beleidigt? Nee, na also. Hören Se doch bloß auf!“

„Gleich, ja, gleich. Es ist nur, weil — ach Gott, man ist so einsam und heimatlos — und das kam mir so recht zum Bewußtsein, als Sie so — scherzten. Nicht wahr, wer sollte mich wohl —“

„Nanu, warum denn niche? Das kann mer nie wissen.“ Er zwinkerte. „Gottlob, da lacht se wieder. Kenne sich eener mit de Frauensleite aus. Aber nu missen Se weg, de Probe fängt an, fix, fix!“

Irene Stohlmann hatte sich wiedergefunden. Sie streckte ihm mit großartiger Bewegung beide Hände entgegen, wandte den Kopf schämig zur Seite und sagte halb flüsternd: „Herr Jehmicke, Sie sind gut — o, so gut.“ Dann schritt sie mit gesenktem Kopf langsam zur Tür.

Sie ließ den Partner dieser Szene ein wenig verdutzt zurück. Es war ihm ganz wirbelig im Kopf. Die Art, wie sie die Situation beherrschte, die Worte, die sie fand, ihre Mienen und Gebärden, dies ganze ihr unbewußt zur Natur gewordene Theaterrequisit alter Schule — dies alles empfand er, ohne recht zu wissen, ob angenehm oder unangenehm, als etwas Eigenartiges. Das war eine fremde Atmosphäre, wie er sie nie geatmet, das war — er suchte nach einem Ausdruck — richtig, das war poetisch. So nannte er alles, was da aufing, wo sein Begriffsvermögen aufhörte, soweit es eine Frau anging. Er pflegte das Wort sonst als einen Vorwurf auszusprechen. Sein Riekchen hatte ihn nie verdient, nein, wahrhaftig nicht.

Sonderbar, in dieser Stunde war ihm, als sei ihm die Verstorbene etwas schuldig geblieben.

Er begriff sich selbst nicht recht; nur so merkwürdig weich war ihm um sein altes Herz herum, dessen Vorhandensein er sonst nie spürte, als wären all die heißen Frauentränen darauf gefallen, die das kleine Tuch kaum auffangen konnte. Da lag es ja noch, sie hatte es vergessen. Seine groben Finger faßten es vorsichtig an und hingen es zum Trocknen über den blechernen Ofenschirm mit der Gletscherlandschaft.

Es sah fast zärtlich aus.

„Mariechen heeßt se,“ murmelte er zufrieden, und dann putzte er sich die Brille.

An diesem Tage ging Irene Stohlmann wie auf Flügeln; ihr sonst so festgenageltes Lächeln

Digitized by Google

sah anders aus: wie durchleuchtet von innen. Die Ballettdamen hatten es gut bei ihr, sie zankte nicht einmal, machte ihnen unermüdlich die Posen vor, repetierte ohne Anschnauzer, und wenn zwei plauderten, sagte sie mild: „Aber Kinder, gebt's acht, wir wollen doch morgen zum Saisonschluß tadellos abschneiden."

Die jungen Mädchen in den kattunenen Proberöckchen sahen ihre Meisterin erstaunt an. Froh sah sie aus, geradezu glücklich — „dabei hat sie noch kein Engagement," sagte eine kleine Schwarze.

„Nanu?"

„Was ich dir sage. Kann einem ja leid tun; aber sag mal selbst: so 'ne alte, klapprige Schraube."

Und die beiden jungen Augenpaare ruhten kritisch auf den Zügen der Balletmeisterin. Das fahle Zwielicht — eine dürftige Tageshelle und vom Klavier her die Glühbirnen — war so ungünstig wie möglich für ein alterndes, welkes Gesicht.

Die kleine Schwarze lächelte in sich hinein, sie wußte, daß sie mit ihren neunzehn Jahren keine Beleuchtung der Welt zu scheuen hatte. Und übermorgen ging's nach Berlin, Sommerengagement, Metropoltheater. Berlin — Sommer — Jugend — Zukunft — ach! Sie verschränkte die Arme hinter dem Kopf und schloß halb die Augen. „Arme Stohlmann! Wenn man denkt, daß man auch einmal so — ach, noch sind die Tage der Rosen!"

Fräulein Stohlmann sah Menschen und Dinge an mit einem stummen Lebewohl auf den Lippen. Dieser Probensaal, in dem sie drei Jahre lang gewirkt, der breite Rücken des kleinen Kapellmeisters am Flügel, das große Fenster, das eine Tür war und den Blick auf die eisernen Feuerleitern draußen freigab, das Häuflein junger, biegsamer Gestalten um sich herum, von allem nahm sie Abschied im stillen für immer. Einen Abschied, aus Weinen und Lachen gemischt, wie eine junge Braut, die aus dem Elternhaus scheidet, die allerlei Liebes verläßt, um Lieberes dafür einzutauschen; die noch einmal verweilt vor all den leblosen Dingen, zwischen denen sie bisher achtlos ihr Leben gelebt; und nun, da es ans Scheiden geht, streicheln ihre Hände noch einmal zärtlich über eine Tischplatte, eine Schrankecke, und es tut ein bißchen weh, das Losreißen, aber das Hierbleiben würde noch viel weher tun.

Denn diese Welt ist nicht mehr die ihre, schon hat sie sich innerlich losgelöst und begreift nicht mehr recht, wie sie es hier hat so lange aushalten können. Sie begreift die nicht, die es fernerhin müssen, die andern, die zurückbleiben.

Sie sah die jungen Tänzerinnen an. Ja, noch waren sie jung, wie sie selbst einst, und hatten doch alle den Dornenweg noch vor sich, den sie nun zurückgelegt hatte: älter werden, reizloser werden, müde werden; dabei lächeln und tanzen und tanzen und lächeln. Arme Dinger!

Morgen müssen sie ihre Koffer packen, reisen, in einer fremden Stadt ankommen, wo keine begrüßende Hand sich ihnen entgegenstreckt; jener abscheuliche Zustand des Entwurzeltseins, bis ein Unterkommen gefunden für Mensch und Bagage: irgendein öder, zu kleiner Ramm, der nicht recht warm werden will, eine feilschende Wirtin mit kaltem, mißtrauischem Gesicht — auch diese kleinen Leidensstationen am Wege der alleinstehenden Frau liegen nun hinter ihr für immer.

Zwar: einmal noch muß sie ihre notwendigsten Sachen zusammenpacken und ein Stübchen suchen für kurze Zeit — ein paar hundert Mark hat sie dank ihrer altjüngferlichen Sparsamkeit zusammengescharrt — es schickt sich nicht, daß sie als Braut in seinem Hause bleibt.

Aber das schreckt sie durchaus nicht; sie hat das Gesicht der Wirtin nicht zu scheuen, weil sie nicht als Tänzerin kommt, sondern als die zukünftige Frau eines geachteten Bürgers, mit dem goldenen Ring am Finger der linken Hand.

Ein stolzes Wohlgefühl durchströmte sie. Seit sie das Vaterhaus verließ — es war eine Kellerwohnung im Osten Berlins gewesen — hatte sie nicht mehr gewußt, wie es tut, einer Familie anzugehören, sich im Schutze eines Mannes zu wissen, der mit seinem bürgerlichen Namen, den er ihr gab, für sie einstand, sie schützte und schirmte.

Das hatte der kleine Schneider im Osten Berlins getan, bis ihm der Tod die Nadel aus der fleißigen Hand nahm, gerade als aus seinem Mariechen eine Irene geworden war.

Sie wollte wieder Mariechen heißen, nie mehr Irene. Diesen Namen, den sie sich einst in kindischer Sucht nach „etwas Höherem" angehängt, wollte sie abstreifen wie die kurzen Röckchen; er paßte nicht für die Bürgersfrau am eignen Herd, die sie nun bald sein würde.

Sie hatte es erreicht, so gut wie erreicht. Und sie fühlte, daß es so und nicht anders hatte kommen müssen. Ein Mißlingen würde sie zerbrochen haben.

*

Das Corps de Ballet trat zur Seite, jede der Damen hochatmend und erhitzt; man hörte ein paar Minuten lang nichts als die schweren Atemzüge von einem Dutzend ausgepumpter Lungen. Dann setzte die Musik von neuem ein. Die Meisterin probierte ihre Solonummer für morgen.

„Das wird also mein letzter Tanz sein morgen abend," sagte sie sich. Wieder ein Abschied, der von ihrem Ureigensten, von ihrem Beruf, ihrer „Kunst". Ach, schön war's doch manchmal gewesen! Und schön sollte es das letztemal sein.

Die prickelnde Musik floß ihr wie Feuer ins Blut; wie ein Rausch kam es über sie. Sie fühlte ihren eignen Körper nicht mehr; von den schmeichelnden Walzerklängen getragen, glitt sie dahin, als seien die Gesetze der Schwere für sie aufgehoben; kaum wußte sie, was sie eigentlich tanzte, sie dachte nicht mehr, sie folgte den zwingenden Rhythmen der Töne, mit denen sie sich wie verschmolzen fühlte; ein Wesen, das in der Luft mehr zu Hause ist als am Boden, losgelöst von der Materie, wie gehoben von weichen, unsichtbaren Schwingen.

Eine bacchantische Lust kam über sie; sie wirbelte um sich selbst, bis von ihr nur noch ein rötlicher Kreis zu sehen war, den das fliegende verwaschene Röckchen in der Luft beschrieb, dann hielt sie plötzlich inne — regungslos; leise sank das flatternde Gewand an ihr herab, und genau mit dem veränderten Takt der Musik hob sie sich auf die Fußspitzen.

Die jungen Tänzerinnen, die an den Wänden herumlehnten und plauderten, waren eine nach der

Digitized by Google

andern still geworden. Die Meisterin tanzte „Spitzen“ — so oft sie das auch schon gesehen, das Fachinteresse an dieser technisch außergewöhnlichen Leistung wurde immer wieder rege.

Zwölf Augenpaare folgten intensiv den Bewegungen ihrer senkrecht gestellten Füße, die bald in schwebender Langsamkeit, bald in langen „trillernden“ Figuren den Boden berührten.

Man hörte kein Wort mehr sprechen, alles schaute; und manchmal blickten sich zwei erstaunt an. Immer noch „Spitzen“ und immer noch? Womöglich bis zum Schluß?

Ja, erst mit dem rauschenden Schlußakkord ließ sich die Meisterin auf die Sohlen nieder und endete mit der traditionellen Pose, kniend die Arme hinter dem Nacken verschränkt.

„Donnerwetter!“ sagte eine Stimme aus dem Kreis der Zuschauerinnen. Weiter nichts. Man macht sich keine Komplimente beim Theater. Aber die Stohlmann hatte den impulsiven Laut der Bewunderung gehört. Auch das noch! Manchmal strente das Schicksal doch noch goldene Tage aus.

Und während sie mit festgeschlossenem Munde nach Atem rang, gab sie sich dem starken Glücksgefühl über ihre Leistung hin.

Ja, sie konnte etwas! Das nannte man tanzen. Das war noch die alte gründliche Schule, die es ernstnahm mit dem Können, die positive Leistungen verlangte. Der junge Nachwuchs — der schminkte sich den Mund klein wie ein Zehnpfennigstück und meinte mit einer wildgetollten Frisur und ein paar hübschen Armbewegungen das Seinige getan zu haben. Ja, Kinder, so leicht geht das denn doch nicht. Können muß man was, können!

Es dauerte recht lange, bis sie ihren Atem wiedergefunden hatte; immer noch zitterten alle Glieder. Aber was tat das? Ein heißer Stolz durchpulste sie. Sie war etwas. Wahrhaftig, das hatte sie beinahe vergessen in den letzten Monaten. Um ein bescheidenes Plätzchen hatte sie geworben, demütig wie ein armes Bettelkind.

Jetzt wurde die Prima Ballerina in ihr wach. Ein solcher Erfolg auf der Probe, ungeschminkt und ungeschmückt — sie dachte sich das andre dazu, das Kostüm von zartrosa Seide mit grünem Miederchen, und das strahlende Licht, und die Beifallsfrendigkeit des Publikums bei der letzten Vorstellung — kein Zweifel, sie durfte auf einen glänzenden Abschluß rechnen.

Mit einer schönen Erinnerung für später würde sie ihre Laufbahn beenden; der letzte Applaus würde hineinklingen in das neue stille Leben, und Er würde in einer Zeitung lesen von ihren Triumphen.

Lesen? Nur lesen? Nein!

Ein plötzlicher Einfall fuhr ihr durch den Kopf. Dabei sein, dieses Glanzes Zeuge sein sollte er. Und sollte sich sagen: Dies alles verläßt sie um meinetwillen!

Sie begriff nicht, daß sie darauf nicht schon eher gekommen war. Nachdem sie ihn von all ihren Tugenden einer guten Hausfrau genügend überzeugt, sollte er nun aber auch wissen, wer eigentlich bisher seinen Kleister gekocht, seine Schürzen geglättet und seine Kaisertinte verkauft hatte. Das war sie sich selbst schuldig. Und außerdem würden damit ein paar schillernde Glanzlichterchen in das bodenlos hausbackene Bild ihrer Beziehungen zu ihm kommen. Danach verlangte ihre Seele instinktiv.

Einmal, ein einziges Mal nur sollte er die gefeierte Frau in ihr sehen! Und von diesem letzten Abend würde man plaudern können an stillen, langen Winterabenden, wenn es draußen so kalt war und drinnen so warm.

Ihre Phantasie verweilte mit Behagen bei dieser Vorstellung, die einem versteckten Rest von Romantik in ihr entsprach, vielleicht auch dem durch den Beruf erworbenen Bedürfnis nach schönen Posen und effektvollen Situationen.

Mußte das nicht sein, als wäre eine Fee beglückend in sein enges Erdenheim herabgestiegen?

So dachte sie. Sie war ja heute nicht das alternde Mädchen; sie war die Prima Ballerina, der ihr letzter Erfolg zu Kopfe gestiegen wie junger Wein; der das heiße Blut noch durch die Adern jagte vom Tanz.

*

Bevor sie das Theater verließ, sicherte sie sich ein Billett für morgen, zweiter Rang Vorderseite, ganz in der Mitte. Das war nicht zu nahe.

Ob Herr Jehmicke wohl ein Opernglas besaß? Sie hoffte: nein.

III

Herr Jehmicke hielt es für angemessen, sich anfangs gegen den Theaterbesuch zu sträuben. In der Trauerzeit? Was würden die Leute denken. Und überhaupt er in einem Theater, was sollte er da? Vor fünf Jahren war er einmal darin gewesen, als der Schwager aus Calbe a. S. ihn besucht hatte, der alljährlich vom Schlachtfest ein Zehnpfundpaket an Jehmickes sandte. Deswegen, meinte Riekchen, müsse man ihm auch einmal etwas bieten. An die fünf Mark vierzig für drei Billetts — ohne Garderobengeld — dachte er heute noch. Seitdem hatte ihn kein Theater mehr gesehen.

Aber schließlich widerstand er doch der Gratiskarte nicht. Er stieg in den guten schwarzen Rock, knüpfte einen frischen Kragen um — das Vorhemd vom letzten Sonntag schien ihm noch sauber — und steckte sich ein eingewickeltes Butterbrot in die Tasche. Das schlimmste war, daß er den Laden schon bald nach sieben schließen mußte; aber er brachte auch das fertig.

Sie hatte so inständig gebeten: „Mir zulieb, mein guter Herr Jehmicke!“ Und dann etwas leiser: „Heut tanze ich nur für Sie.“

Das war nun wieder eine von den Redewendungen Fräulein Stohlmanns, auf die Eduard Jehmicke sich um eine Antwort verlegen fand. Was in aller Welt sollte man darauf sagen? Aber er war keineswegs unangenehm davon berührt, und beschloß, sich sogar noch rasieren zu lassen, trotzdem es erst Donnerstag war. —

Nun saß er nach einigen Irrgängen auf seinem richtigen Platz, munterte besorgt die Nachbarschaft, soweit er sie übersehen konnte, ob sich nicht irgendein Bekannter darunter fand, der sich über diesen Theaterbesuch während der Trauerzeit hätte wundern können. Auf alle Fälle legte er sich eine kleine Rede zurecht: Billett geschenkt bekommen — erst durchaus nicht gewollt — aber schließlich: immer allein mit dem Kummer — Ablenkung, nicht wahr?

Digitized by Google

Große Pause. Nach dem Gemälde von Hans Koberstein (Berlin)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

So ähnlich. Er sagte es sich selbst einige Male vor, um im gegebenen Fall nicht zu stocken.

Er sah kein bekanntes Gesicht, auch nicht hinter sich, als er in der ersten Pause von neuem Umschau hielt.

Aber recht wohl fühlte er sich immer erst, wenn der Vorhang in die Höhe ging und der Zuschauerraum dunkel wurde.

Die große Oper, die dem Ballett vorausging, interessierte ihn nicht sonderlich. Es schien ihm widersinnig, daß die Leute alles das sangen, was sie zu sagen hatten. Und wenn nun wenigstens die Musik geschwiegen hätte! Aber nein, das fuhr mit Pauken und Trompeten dazwischen, so daß man kaum verstand, was eigentlich los war. Manche Leute hatten vorher im Textbuch gelesen; das waren die, die es gar nicht alle kriegen konnten, so 'n Ding kostete fünfzig Pfennig. So dumm!

Nachdem er sich zwei Akte lang angestrengt hatte, herauszubekommen, was auf der Bühne eigentlich vor sich ging, gab er es auf, sein Freibillett nach dieser Richtung hin gewissenhaft auszunutzen. Er bemühte seinen Geist nicht mehr, er schaute nur.

Fein waren sie angezogen, alle; diese Schleppkleider, diese Stickereien — mußte das Geld kosten! Und die Schmucksachen erst, das funkelte und blitzte und schimmerte; ob das echt war? I wo, keine Spur. Theatergold. Davon ließ er sich nicht imponieren.

Dazwischen glaubte er immer seine Ladenklingel zu hören, und sah im Geiste, wie ein Käufer nach vergeblichem Läuten zurücktrat und nach dem nächsten Papiergeschäft suchte. Schrader, schräg gegenüber. Der Gedanke trieb ihn fast in die Höhe. Er zog die Uhr: nach neun. Gott sei Dank. Jetzt hatte auch die Konkurrenz den Laden zugemacht.

Jetzt erst ward ihm wirklich wohl zumute. Manchmal mußte er sogar lächeln, es saß da ein dicker Mann neben ihm, der seiner Frau allerlei ulkige Bemerkungen über das Stück und die Darsteller halblaut zubrummte.

Dann wieder drängten sich die eignen Angelegenheiten in seine Gedanken. Sein Geschäft würde in guten Händen sein, wenn die zweite Frau erst hinter dem Tresen stand. Es kam ihm doch ganz wunderlich vor, daß diese Frau sich jetzt da jenseits der Rampen befand, daß er sie heute noch auf der Bühne sehen sollte. Das war beinahe wie in einem Roman. Nun, mit heute würde die Tanzerei ja ein Ende haben, und er bekam eine Geschäftsfrau, daß der Schrader platzen würde vor Neid. Ja, Mertens hatte ganz recht: 'ne gute Geschäftsfrau ist bares Geld. Und außerdem hatte er gesagt: eine sehr honette Person, und die andern Herren hatten sich ähnlich geäußert. Kein Mensch würde es komisch finden, wenn er sie heirate, sicher.

Ja, dann würde er also wohl morgen reden müssen; das war noch ein hartes Stück Arbeit, so ein Heiratsantrag. Mit Riechen damals vor fünfundzwanzig Jahren, das war wie von selbst gekommen: er „ging mit ihr", und als er ein kleines Geschäft anfangen konnte, wurde geheiratet. Einen eigentlichen Antrag hatte er nie gemacht.

Diesmal mußte es sein. Er sann nach, wie er wohl sprechen würde; er seufzte tief auf, leicht war's nicht. Er hatte das dunkle Gefühl, daß man so etwas mit „mein Fräulein" einleiten müsse, etwa so: „Mein Fräulein! Sie wissen, mir fehlt die Hausfrau. Nu hab' ich Ihnen schätzen gelernt —" hier unterbrach er sich. Nein, so war's nicht gut, es mußte anders kommen, nicht wie eine Bitte, mehr wie eine Gabe, das war vorteilhafter für später.

Er wischte sich mit dem Taschentuch die feuchte Stirn, es war ihm mächtig warm geworden. Der Nachbar mit seinen Bemerkungen störte ihn auch in seiner Denkarbeit. Wenn er schlafen ging nachher, wollte er sich das „Wie" mal gründlich überlegen, bis morgen hatte die Sache ja Zeit.

Unten rauschte das Finale des letzten Aktes, Held und Heldin lagen erschossen am Boden, der Vorhang fiel. Donnernder Applaus füllte das Haus.

Der dicke Nachbar klatschte, daß Herrn Jehmicke die Ohren gellten. „Nu sind sie alle dot," brummte er behaglich vor sich hin, halb zu seinem Nebenmann gewendet, „nee doch, da sind se schon wieder; 'n Abend, 'n Abend!" Er erwiderte die Verbeugungen der herausgeklatschten Künstler — „sein, fein. Na, nu is 't gut. Im Grunde bin ich froh, det de Singerei aus is."

„Ich auch," sagte Herr Jehmicke.

„Nich wahr? Scheene Musik, ja, wenn 't auch nich so is wie bei uns in Berlin, das kann man ja schließlich nich verlangen. Aber et is überhaupt 'n bisken ville, so fünf Akte lang. Hunger kriegt man. Luise, lang mal 'ne Stulle rüber."

Auch Herr Jehmicke holte sein Butterbrot heraus. Es war ihm angenehm, zu sehen, daß er nicht als einziger sich etwas mitgebracht hatte. Dann würde er wahrscheinlich auf seine Bemme verzichtet haben.

Appetit verspürte er ohnehin kaum; nur war ihm so sonderbar flau im Magen, wahrscheinlich von der Aufregung und Erwartung.

„Nu jiebt et 'n Ballett," meinte der Berliner, „da ha 'mer wat zu gucken." Er wischte gründlich erst sein Taschenmesser, dann seine Hände ab. „Wie heißt es gleich? „Frühlingsfeier" — er las es vom Zettel ab — „einstudiert und ausgeführt von der Ballettmeisterin Fräulein Irene Stohlmann, den Solotänzerinnen Fräulein Barmers, Schwarz — na, und so weiter. Von mir aus kann's losgehen."

Herrn Jehmicke wurde der Atem knapp. Er meinte, der Berliner müsse es ihm ansehen, daß diese Irene Stohlmann heute nur für ihn tanzen wolle. Wahrhaftig, beinahe hätte er es gewünscht. Er kam sich doch vor, als habe sie ihn mit diesem Wort aus all den Hunderten um ihn her herausgehoben und ein paar Stufen höher gesetzt.

Das erste Klingelzeichen. Alles, was in der Pause die Plätze verlassen, drängte wieder in den Saal. Der Berliner lehnte sich mit den Armen auf die Brüstung und sah auf das Schieben im Parkett herab.

„Wat meenen Se: vor jeden Kahlkopp da unten bloß eene Mark, dann brauchten mer 'n Monat lang nichts zu duhn, als die Daumen drehen."

Herr Jehmicke belachte zerstreut den Witz. Dann schrillte ihm das zweite Klingelzeichen in die Ohren, der Vorhang hob sich.

Er sah zunächst nichts einzelnes, nur eine verwirrende Fülle von gemalten und künstlichen Blumen

Digitized by Google

und Blüten, und dazwischen lebendige Mädchengestalten, eine Wolke duftiger Stoffe, weiße, rosa, gelbe und blaue Tüllwogen; dazu eine Fülle von strahlendem Licht und ein lautloses Gleiten und Tanzen miteinander, durcheinander, umeinander.

Die Stohlmann war nicht darunter.

„Fein, was?“ sagte der Nachbar, „lauter hibsche Mächens. Gib mal et Glas, Luise, die muß ick mal 'ranschrauben. Nee, un nu die Kinderkens! Lauter Veilchen. Du, die sind nich jrößer wie unsre Elsa, meinste nich? Un das Krubzeug tanzt wie die Jroßen. Luise, könnt'st du das? Na, nu knuff mir man nich gleich. Ich meine ja man. Bist mir so ooch lieber. So was is ja ganz hibsch zum Ansehen, aber heiraten — nich inne Hand, was?“

Der Nachbar, an den sich diese letzten Worte richteten, wendete den Kopf nicht zur Seite, er gab nur ein paar Töne von sich, die einer, der ein Lachen voraussetzte, wohl dafür halten konnte.

„Es sind übrigens heechst anständige Mädchen derbei,“ sagte Herr Jehmicke nach einer Weile leidlich energisch.

Der dicke Mann nickte. „Selbstverständlich, ick will keenem Menschen nich die Ehre abschneiden. Da wär' ick jrad' der letzte. Nich 'ne Fliege kann ick dotmachen. Was ick sagte, war bloß, daß es nich jut duht, wenn unsereens so was heirat't. Nann, wat kommt denn da for eene? Die tanzt Solo —“

„Das ist die Rose,“ erklärte seine Frau.

Sie war es, die Ballettmeisterin. Irene Stohlmann.

Herr Jehmicke bog sich plötzlich zurück, als müsse er sorgen, daß ihn niemand ansehen konnte. Das da in rosa Trikots, rosa Seidenröckchen und grünem Mieder — kaum hatte er sie erkannt. Mit halboffenem Munde starrte er nach der Bühne, wo sie umherwirbelte, die Arme in die Luft geworfen, ein bleibendes Lächeln auf den tiefrot geschminkten Lippen.

„Scheen is wat anneres,“ sagte nach einer Weile der Berliner, dessen Ehrgeiz als Witzbold bei diesem Objekt wieder rege wurde. „Dat is 'ne Jroßmama, sicher.“ Er sah nicht, daß sein Nebenmann die Lippen zusammenkniff.

Seine Frau kicherte leise: „Ach, Robert, hör auf —“

„Na, wat denn noch? Wenn die 'ne Rose is, dann bin ick 'ne Lilie, mindestens.“

Der eigne Witz erfreute ihn so, daß seine ganze dicke Gestalt wackelte vor ersticktem Lachen. Wie sagten die Kegelbrüder immer: „Ein versluchter Kerl biste, Robert.“ Er sah zur Seite, seine Frau lachte auch, so daß sie die zusammengewickelten Handschuhe vor den Mund pressen mußte; und der Herr zu seiner Linken? Der lachte nicht, guckte immer geradeaus. Trankruke das.

Ob er den nicht auch noch herumkriegte? Nun gerade. Er hatte auch seinen Ehrgeiz, er, der „versluchte Kerl“.

Unternehmend stützte er die Ellbogen auf die Brüstung, seine fleischigen Finger stützten das Kinn. Jetzt suchte er geradezu nach einem guten Einfall.

„Wat ick da mit bloßem Auge sehe, is immer uur 'n Rosakleidchen, Arme un Beene scheinen nich da zu sind. Gib mal et Glas, Luise. Doch, hat se, wenn ooch nur 'ne Anspielung auf so was. Det hat bloß Längenausdehnung: vier Streichhölzer, zwee lange und zwee ganz lauge. Donner, un nu hebt se sich ooch noch uff de Fußspitzen!“

„Du, das soll sehr schwer sein,“ warf die kleine Frau ein.

„Weeß ick nich. Ha'ch noch nich probiert. Nu sieht se noch länger un dürrer aus. Mächen, laß dir 'runter uff de Sohlen! Nee, se tut es nich. Na, denn man immer zu. Daß de mir nich etwa pfeifst, Luise! Alte Damen soll man achten un ehren!“

Ein ersticktes Kichern von rechts belohnte ihn, und auch von links kamen ein paar trockene Lachtöne. Die „Trankruke“ taute auf. Na, hatten die Kegelbrüder recht oder nicht?

Der Dicke sah seinen Nachbarn fröhlich an. „Spaß muß sind,“ meinte er gemütlich. „Aber sagen Sie mal selbst, trauten Sie sich uff den Beenen“ — er wies nach der Bühne — „spazieren zu jehen?“

Diesen „Schlager“ hatte er sich bis zuletzt aufgespart, und er konnte mit dem Effekt zufrieden sein. Jetzt prustete sogar die Reihe hinter ihm, seine Frau stopfte ihr Tuch in den Mund, und der Nebenmann stieß sogar einige Sekunden später abermals ein kurzes, ruckweises Lachen aus, über das der Witzbold mit einem freundlichen Seitenblick quittierte.

*

Zu Ende. Die Vorstellung, die Saison, der Applaus, das Hurrarufen — alles aus.

Und noch etwas, das die plumpen Hände des fremden Mannes, der keine Fliege totmachen konnte, zerpflückt hatten; nur so aus Versehen, weil er eben ein Spaßvogel war.

Diese Hände hoben jetzt behaglich das große Glas Pschorr zum Munde — es war im nächsten Bräu — denn der Abend hatte ihm Durst gemacht, und seine vergnügten Aeugelchen blinkten zu der Frau hinüber, als er das fast geleerte Seidel sinken ließ: „Guck mal, Luise, det war 'n scheener ‚Zug‘ von mir, was?“

*

In der Ballettgarderobe rang Irene Stohlmann nach Atem, ihre Glieder flogen. Sie hatte vom Kapital ihrer Kräfte gezehrt, nicht nur heute erst, das wußte sie.

Kaum daß sie sich umziehen konnte. Wie einen Renngaul hatte sie sich angespornt, auf ihrem Toilettentisch stand eine leere halbe Sektflasche, nun gab der ausgepumpte Körper nichts mehr her. Die Neumann zog ihr die Schnürschuhe an; die gute alte Person.

Plötzlich lag der heiße Kopf der Ballettmeisterin an der kühlen Wange der Garderobenfrau. „Neumännchen, das eben war mein letzter Tanz — ich — ich branch' nicht mehr — ich kann ja auch nicht mehr — pst — nicht fragen! Heute noch nicht. Sagen Sie mir Ihre Adresse, Neumännchen. Ach, bin ich glücklich!“

*

Eduard Jehmicke klappte den Rockkragen hoch, den Ueberzieher hatte er des Garderobengeldes wegen zu Haus gelassen. Nun war es wieder kalt geworden. Ein eisiger Wind wirbelte körnigen

Digitized by Google

Schnee an den Straßenecken zusammen. All das bißchen wohlige Wärme der letzten Tage war wie weggeblasen. Aprilwetter!

Er drückte sich eng an den Häusernauern entlang, als schämte er sich. Manchmal sah er sich um, ob nicht eine Frau im roten Abendmantel hinter ihm sei, die denselben Weg zu gehen hatte. Und dann beschleunigte er instinktiv seine Schritte.

Morgen würde sie abreisen; es war der Sechzehnte. Hoffentlich schon vormittags. Er konnte ja sagen, das Zimmer sei wieder vermietet, dann mußte sie ziehen. Es gab nicht den geringsten Grund, das noch hinauszuzögern.

Was geht sie ihn an? Sie ist die Mieterin, er der Vermieter, basta. Weiter nichts. Gott sei Dank.

Eine eisige Abwehr lag auf seinem Gesicht.

Wäre sie nur erst fort. Er mag sie nicht mehr sehen. Er kommt sich so dumm vor, lächerlich geradezu — er! Das bohrt in ihm wie mit Nadeln, erfüllt ihn mit einem rachsüchtigen Gefühl gegen — sie.

Die hatte ihn wohl dumm machen wollen mit ihrem Getue, aber da kam sie an den Unrechten. Er kniff die Lippen zusammen. Seinen Zorn löste eine kalte Kritik ab; wer war sie eigentlich? Wie war sie?

Was der rechnende Geschäftsmann in ihm übersehen, das sah der Mann jetzt und nichts andres mehr daneben: daß sie eine alte, reizlose Person war, die man komisch fand.

Gelacht hatten die Leute über sie.

Dieses Lachen blieb an ihr hängen wie etwas Unreines.

Das verzieh er ihr nicht. Damit war sie tot für ihn.

Fast laufend eilte er seinem Hause zu und verschwand in seinem Schlafzimmer. Aber einschlafen konnte er einstweilen nicht. Erst störten ihn leichte Tritte, er hörte genau, wie sie die fünf Stufen zu ihrem etwas höher liegenden Zimmer hinaufstieg. Und dann hatte er das dunkle Gefühl, er habe vor dem Schlafen noch etwas überlegen wollen — ach so, den Heiratsantrag!

Er verzog spöttisch die Lippen und legte sich auf die andre Seite.

„Mein Fräulein — glückliche Reise!“ würde er sagen.

•

Irene Stohlmann erwachte erst spät; sie hatte schlecht geschlafen, das Herz schlug ihr so heftig, daß sie das Pochen zu hören glaubte. Und dabei dachte sie immer: „Wie dumm, daß ich nicht schlafe, nun werde ich morgen recht elend aussehen! Gerade morgen!“

Der neue Tag lag grau über der Welt, mit schwerem Himmel, Schneefetzen an den Fensterrahmen und schwarzgranem Schmutz auf dem Straßenpflaster. Und das Tageslicht so dürftig, nicht viel mehr als ein fahler, farbloser Schein; wahrhaftig, man trante sich kaum vor den Spiegel zu treten. Aber sah wohl *eine* Frau heute gut aus bei *der* Beleuchtung? Sicher nicht!

Ob sie ein klein wenig „Tag-Rot“ nahm für die farblosen Wangen? Sie vermied das sonst zu Hause peinlich; aber schließlich — ein Atom nur — ein paar Tröpfchen mit Wasser verdünnt, lieber Gott, es war so wenig; es war eigentlich überhaupt nichts, und doch sah sie frischer aus.

Das Zimmer war eisig, ihre kalten Finger konnten kaum den Kamm halten. Eilig befestigte sie die Stirnlocken, schlüpfte in den roten Morgenrock, von dem sie sich etwas Widerschein für den Teint versprach, und öffnete das Fenster.

Der Wind riß ihr die beiden Flügel fast aus der Hand und sprühte ihr ein Gemengsel von Schnee und Regen ins Gesicht.

Wie unwirtlich war die Welt da draußen. Jetzt mußten die Kollegen packen und reisen; die armen heimatlosen Zugvögel! Viele von ihnen standen gewiß jetzt auf dem Bahnhof. Gab es etwas Gräßlicheres als diese halbdunkeln, vom Qualm geschwärzten Hallen, durch die der Wind pfiff, diese Stätte der Rast- und Ruhelosigkeit, mit ewig dröhnenden Zügen, eiligen, müden Menschen, Rufen, Klingeln, Hetzen, Drängen — sie schüttelte sich.

Und dann eilte sie die Stufen hinab nach der kleinen Ladenstube, wo in die eine Wand, die den Raum von der Werkstatt trennte, der Ofen eingelassen war, dies große, eiserne Ungetüm, dem die Glut die Backen rötete; und das alte Ledersofa, in dem die Nöte sich spiegelte, und der Lehnstuhl daneben mit den „Ohren“, der Sitz der Hausfrau, ein stets warmes Plätzchen, so recht geschaffen zum Ausruhen für alle Zeiten.

Einen Moment hielt sie an, ehe sie die Tür öffnete, sie mußte ein heimliches Lächeln unterdrücken: wie er's wohl sagen würde? Er war so unbeholfen mit der Rede. Nun, sie wollte ihm schon helfen, er sollte nicht lange zappeln. —

Das Stübchen war leer.

Aber so warm, fast überheizt; für sie gerade die richtige Temperatur. Behaglich streckte sie die Finger gegen den Ofen und rieb sie; in der Werkstatt nebenan hörte sie hantieren.

„Wo ist denn unser Meisterchen?“ rief sie schelmisch.

„'n Morgen,“ klang es zurück.

„Schon bei der Arbeit?“

„Na, wo denn sonst.“

„Aber zum Kaffeetrinken leisten Sie mir doch Gesellschaft, ja?“

„Nee, Freilein, ich hab' zu tun. De Kanne steht in der Rehre.“

Er geniert sich,' dachte Irene belustigt. Sie schlich auf den Fußspitzen hinüber, legte den Kopf auf die Seite und machte eine Schmollmiene. „Nun, und von gestern abend sagen Sie gar nichts? Sie waren schon schlafen gegangen, als ich nach Hause kam.“

„Tja, du lieber Gott, unsereens ist müde, wenn man tagsüber gearbet't hat.“

Es ging ihr dunkel durch den Sinn, wie müde sie erst gewesen war! Müde war keine Bezeichnung dafür: abgerackert, ausgepumpt bis zum letzten Atemzug. Aber das nennt der Bürger nicht Arbeit.

„Und hab' ich Ihnen denn gar nicht ein bißchen gefallen?“ Sie tändelte mit der Quaste ihres Kleides und sah ihn verschämt lächelnd an.

Seine Augen irrten zur Seite. „Nu freilich, warum denn nich? Ich danke ooch noch scheen fürs Freibillett. Ach, erlauben Se mal äben —“

Digitized by Google

„Bitte," sagte sie mechanisch. Sie lächelte nicht mehr; es ging etwas Erkältendes von ihm aus — sonderbar. Als sie zur Seite trat, um ihm Platz zu machen, stand sie vor dem großen Tisch und nahm zerstreut eines der weißen Blättchen auf, die die ganze Platte bedeckten. Dann ging es wie ein Ruck durch ihre Glieder.

Ihr eigner Name stand darauf gedruckt: Irene Stohlmann immer und immer wieder, eine ganze Ueberschwemmung von Irene Stohlmann, ein weißes, schier endloses Feld, das ihr unzählige Male ihren Namen entgegenschrie, diesen Namen, von dem sie sich innerlich losgelöst hatte, den sie abstreifen wollte wie die kurzen Röckchen, ein Name, der nach Tanzen klang, nach Weitertanzen immer, immer!

Nein, sie wollte nicht mehr. Sie konnte ja auch nicht mehr. Welch ein häßlicher, böser Traum!

Herr Jehmicke hatte eine kleine Pappschachtel aus dem Regal geholt und klopfte den Staub davon.

„No, is es so recht?"

Sie sah ihn an — oder auch durch ihn hindurch, so seltsam abwesend; und ihre Lippen bewegten sich — aber es wurde kein hörbares Wort daraus.

„Es ist prima Glacékarton," sagte der Mann. „Elfenbein. Hätten Se Weiß am Ende lieber gemocht? Da hätt' ich besser erscht fragen sollen. Aber mer nimmt jetzt viel das Gelbliche, gerade was die besseren Leute sind." Er sprach viel; er war froh, wenn ihm noch was zu sagen einfiel. Die da guckte so merkwürdig geradeaus.

„No, trocken sind se, ich kann sie einpacken. Hundert Stück. Da haben Se Vorrat auf Jahre, was?"

„Ja," sagte sie.

„Un selbstverständlich: da will ich nischt for haben. Se haben sich so nützlich gemacht bei mir."

Jetzt sah sie ihn an und sah ihn wirklich. Sie sah daneben all ihr heißes, dringliches Werben um diesen Menschen, ihr mühseliges Ringen um sein Wohlwollen; sie sah die vielen Stunden, in denen sie ihr Schlafbedürfnis niedergekämpft, um für ihn zu arbeiten, seine blauen Schürzen zu plätten, seine Hefte zu verkaufen, seine Kunden zu umschmeicheln, seine Kasse zu füllen.

Ihr Blut siedete, eine ohnmächtige Wut stieg ihr bis in die Kehle. Das Kind des Volkes regte sich in ihr, jener Instinkt, der sich dagegen bäumt, wehrlos zu leiden, der, wenn man ihm weh tut, um sich schlägt, gleichviel mit welchen Waffen, wenn sie nur treffen und verwunden.

Sich Luft schaffen, Luft! Diesem Menschen eine Flut von Schmähworten an den Kopf werfen; an diesen Kopf, in dessen träger Hirnschale das Wort hatte reifen sollen, das Ja, das ihr alles, was sie für den Rest ihres armen Lebens in Zittern und Zagen ersehnte, zur Wirklichkeit machte.

Nun war es ein Nein geworden.

Warum? Sie wußte es nicht. Sie würde es nie wissen. Nur daß dieses Nein unerschütterlich war, das ersah sie aus der eisigen, verbissenen Abwehr in den Mienen des Mannes. Daran würde alles abprallen. Sie mußte das Feld räumen; das wollte sie, ob ihre Zähne auch knirschten, als Dame tun. Sollte sie auch noch sein Hohngelächter hören? Nein; es war genug an der unendlichen Trostlosigkeit, die sie fast in die Knie drückte; das war ja kaum zu tragen, das war wie ein Sturz ins Bodenlose.

Sie schwieg; sie warf ihm kein Schmähwort an den Kopf. Aber dieser Kopf zog sich unter ihrem Blick in die Schultern zurück, als habe er sich zu ducken vor etwas, das über ihn hereinbrauste, unsichtbar und unhörbar. —

Es war ein Moment, an den Eduard Jehmicke später nicht gern zurückdachte. Immer kam damit ein starkes Unbehagen über ihn, und er mußte sich selbst lange Reden halten, Verteidigungsreden! Als ob er das überhaupt nötig hatte; ein Mann wie er! Konnte sein ärgster Feind — wenn er überhaupt einen hatte — ihm das geringste nachsagen? Nein. Und wenn sich eine verdrehte alte Schraube ohne sein Zutun etwas in den Kopf setzte, war er darum verpflichtet, sie zu heiraten? Nein. Nun, also.

Zwar — komisch sah sie in diesem Augenblick nicht aus, rein gar nicht, eher das Gegenteil. Fast könnte sie ihm leid tun. Bibbern ihm nicht die Finger, während er die Karten einpackt? Weiß Gott, der Mensch kann in Situationen kommen —

Aeh, zum Kuckuck, was geht's ihn an. Nun aber 'raus mit ihr und ihrer Bagage und ihrem Schickfal. Möglichst fix. Er hat's satt. Jeder muß selbst sehen, wie er mit seiner Sache fertig wird.

Er holt tief Atem. „Tja — ja!" Und dann nach einer Weile trocken: „Wann reisen Se?"

„Ich —?"

Die Bahnhofshalle, die rauchgeschwärzte, durch die der Wind pfeift und den Sprühregen hineinjagt —

„'s is bloß, weil der neie Zimmerherr zu gegen Abend einzieht; es is 'n Schreiber vom Rechtsanwalt Ermler, er gibt finfundzwanzig Mark, den Kaffee macht er sich selber."

— und das viele Handgepäck, die dröhnenden Züge, die drängenden Menschen —

„Mittags fahre ich," sagte sie mechanisch.

Er legt eine Karte nach der andern in das Kästchen, immer ein Blatt Seidenpapier dazwischen.

„So; wo machen Se denn hin?"

— und keine Hand, die sich begrüßend ihr entgegenstreckt —

„Wohin?" Ein Reflchen von Stolz flackert in ihr auf. Dieser Mensch soll sie nicht noch bemitleiden. „In mein neues Engagement, wohin denn sonst? Ich habe glänzend abgeschlossen. Nach — Berlin."

Ja, nach Berlin. So wird es wohl werden. Sie hat die dunkle Vorstellung, daß Menschen, die nicht wissen, wohin, schließlich nach Berlin fahren. Dieser Riesenschlund Berlin schluckt alles ein; täglich, stündlich ganze Ströme von Existenzen mit tödlicher Gleichgültigkeit.

Und eine von diesen wird sie sein.

Durchgerüttelt und erfroren von der langen Fahrt wird sie in eine Droschke steigen, und der behäbige Mann mit der gelben Tresse am Hut wird sie fragen:

„Wohin?"

Sie durchschritt die kleine, überheizte Ladenstube mit dem Lederfofa, in dem sich die roten Backen des Ofens spiegelten.

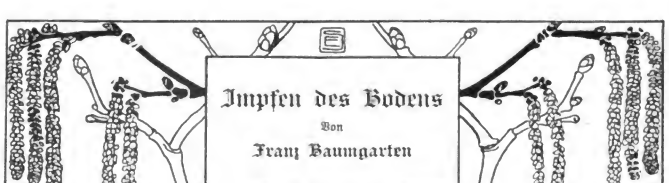
Einen schwachen Rest von Wärme nahmen ihre Kleider mit sich — des Bürgerhauses letztes Almosen.

Digitized by Google

Auf dem Kärntnerring in Wien

Nach einer Zeichnung von August Mandlick (Wien)

Digitized by Google



Impfen des Bodens

Von

Franz Baumgarten

Was würde ein Praktiker aus der guten alten Zeit, wie „Entspekter Bräsig“, dem das Buch „mit dem langen Titel“ stets als Popanz vor den Augen herumtanzte, wohl dazu gesagt haben, wenn ihm einer der studierten Oekonomiker mit dem Vorschlage gekommen wäre, seinen Ackerboden zu impfen? Uns modernen Menschen freilich ist der Gedanke des Impfens im Laufe der Zeiten ganz vertraut geworden. Wir haben durch Jenners Entdeckung einige der gefürchtetsten Krankheiten, wie Blattern, Diphtherie, Tollwut, Rinderpest und, hoffen wir, auch die Bubonenpest durch Impfen ziemlich ausgerottet oder wenigstens ihrer Verbreitung ein Ziel gesetzt. Und so wundern wir uns auch nicht, wenn man uns mit dem Vorschlage kommt, durch Impfen schlechtes Ackerland ertragsfähig zu machen, ja es zu zwingen, hundertfältige Frucht zu tragen. Um aber diese Entdeckung, die geeignet ist, den Ackerbau in ganz andre Bahnen zu lenken, zu verstehen, müssen wir uns erst einige bekannte Tatsachen aus dem Leben der Pflanzen ins Gedächtnis zurückrufen.

Eines der wichtigsten Nahrungsmittel der Pflanzen ist der Stickstoff, den sie vorwiegend aus dem Boden durch ihre Wurzeln in sich aufnehmen. Eine Reihe aufeinander folgender Getreideernten entziehen der Erde dieses Nahrungsmittel und machen den reichsten Acker ertragsunfähig und wertlos. Gute Landwirte verwenden deshalb Stall- und künstlichen Dünger, um dem Boden den ihm entzogenen wertvollen Stoff wieder zuzuführen. Wir holen jährlich aus Chile für viele Millionen Mark Salpeter, wir geben ebensoviel aus für Guano, Knochen- und Thomasmehl, um das Erdreich in ertragsfähiger Güte zu erhalten. Dabei umgibt uns ein unerschöpflicher Reichtum von Stickstoff in der Luft, die wir — gleich den Pflanzen — einatmen. Wenn wir die Atmosphäre anzapfen könnten, wir wären imstande, die ganze Erde zu düngen und in reiches Ackerland zu verwandeln. Was uns aber nicht gelingen will, das bringt die wohlweise Mutter Natur durch ein unscheinbares Lebewesen, durch einen der vielgefürchteten Bazillen zustande. Auf diesem der Natur abgelauschten Geheimnisse beruht die Entdeckung der Impfung des Bodens.

Schon seit undenklichen Zeiten wissen die Landwirte, daß nach Klee, Erbsen, Lupinen und andern Hülsenfrüchten eine bessere Getreideernte erzielt wird. Aus diesem Erfahrungssatze entstand die Lehre vom Fruchtwechsel. Die Ursache aber, weshalb gewisse Pflanzen den Boden bereichern, während andre ihn ärmer machen, blieb ein Geheimnis, bis ein deutscher Gelehrter vor einigen Jahren entdeckte, daß die genannten Pflanzen den für das Wachstum nötigen Stickstoff nicht aus dem Boden, sondern aus der Luft ziehen. Er entdeckte ferner, daß diese Pflanzen viel mehr Stickstoff aus der Luft absorbieren, als sie gebrauchen, und den Ueberschuß im Boden zurücklassen. Das heißt: Klee, Erbsen, Bohnen, Lupinen u. s. w. führen der Erde an Stickstoff wieder zu, was Weizen, Roggen, Hafer, Gerste, Mais ihr entzogen haben.

Wenn man eine gesunde Klee- oder Bohnenstaude ausreißt und die Wurzeln untersucht, erblickt man daran eine Anzahl runder Knötchen. Der erste Gedanke ist, daß die Pflanze krank oder von Insekten angestochen sei. Aber erstens besitzen alle leguminösen Pflanzen diese Knötchen, die in Größe von einem Nadelknopf bis zu einer Kartoffel variieren, und zweitens stellte die Wissenschaft fest, daß Pflanzen mit gut entwickelten Knötchen kräftig und gesund, dahingegen diejenigen ohne diesen Zierat klein und dürftig waren. Unter dem Mikroskop entdeckte man weiter, daß die Knötchen mit Millionen von Bakterien gefüllt sind, die unablässig Stickstoff aus der Luft anziehen und als Nahrung für die Pflanzen gebrauchen. Wo diese Bakterien im Boden fehlen, wachsen weder Hülsenfrüchte noch Klee; wo sie dagegen in großer Zahl vorhanden sind, kann unbedingt auf reiche Ernte gerechnet werden. Man kann die Knötchen mit Fabriken vergleichen, die den freien Stickstoff aus der Luft entnehmen und ihn zu Dünger für die Pflanzen verarbeiten.

Hiervon ausgehend, kam nun Professor Nobbe in Tharandt zu dem Schlusse, daß, wenn er diese Organismen dem Boden einverleibe, oder wenn er auf künstlichem Wege den Pflanzen die Kraft verleihen könne, diese Knötchen zu entwickeln, Hülsenfrüchte z. B. auf dem dürftigsten Boden gedeihen müßten. Mit vieler Mühe isolierte er die Stickstoff verbreitende Bakterie, es gelang ihm, sie zu züchten und sie als Nitragin auf den Markt zu bringen. Einige Landwirte, die es anwandten, erzielten reiche Ernten; sehr oft aber mißlang der Versuch, da es den Bazillen nicht gelingen wollte, Knötchen an den Wurzeln der Pflanzen zu erzeugen. Die mit so großen Hoffnungen begrüßte Entdeckung hielt nicht, was sie versprochen, und das Nitragin verschwand.

Und doch hat Professor Nobbe der Landwirtschaft, ja der ganzen Menschheit einen unermeßlichen Dienst geleistet. Er war der Wegweiser für

Digitized by Google

andre Gelehrte, die seine Idee weiter verfolgten und vervollkommneten. Dr. Georg T. Moore, Vorsteher des Laboratoriums für Physiologie der Pflanzen des Ackerbauministeriums zu Washington, ein Botaniker von Ruf, verfolgte Professor Nobbes Experimente mit Aufmerksamkeit und kam zu dem Schlusse, daß dieser die Bakterien in einer falschen Weise züchte, nämlich sie mit Stickstoff sozusagen übersättige. Wenn sie derartig übersättigt in den Boden verpflanzt werden, haben sie ihre Fähigkeit verloren, Stickstoff anzuziehen; sie sind zu träge geworden, danach zu suchen, verbrauchen den, den sie aus dem Laboratorium mitgebracht, und gehen zugrunde. Dr. Moore gab daher den von ihm gezüchteten Bakterien nur so viel Stickstoff, wie nötig war, sie am Leben zu erhalten, und überließ es ihnen, sich die ihnen nötige Nahrung selbst aus der Luft zu ziehen. Er reizte sozusagen ihren Appetit. Auf diese Weise gelang es ihm, Bakterienkolonien zu entwickeln, die fünf- bis zehnmal mehr Stickstoff verarbeitende Kraft besitzen als die ursprünglichen, und die, wenn in den Boden verpflanzt, mit Gier sich ihre Nahrung suchen. Mit diesen seinen Bakterien hat Dr. Moore es fertig gebracht, daß von ihm präparierter Samen selbst in Quarzsand, der vorher noch rotglühend gemacht worden war, um alle Nitrate darin zu vernichten, gesunde, kräftige Pflanzen hervorgebracht hat.

Nachdem auf diese Weise ein beständiger Bakterientyp erzeugt worden war, handelte es sich ferner darum, eine Methode zur Versendung der Bakterien zu erfinden. Die Versuche zeigten, daß letztere, wenn sie auf stickstofffreiem Boden gezogen und sorgfältig getrocknet worden sind, ihre Lebenskraft lange behalten und in Flüssigkeit vollkommen wieder aufleben. Dr. Moore verpflanzte also die Bakterien, trocknete sie und war nun bereit, sie bis ans Ende der Welt zu versenden. Ehe er damit begann, ließ er seine Entdeckung patentieren und übertrug sein Patent an das Ackerbauministerium der Vereinigten Staaten zum besten des amerikanischen Volkes. Das Ministerium hat bereits begonnen, die Bakterien an jeden amerikanischen Landwirt, der darum nachsucht, kostenfrei zu versenden.

Jedes Päckchen besteht aus drei Teilen. Der eine enthält ein Flöckchen Baumwolle mit Millionen von Bakterien, der andre die „Nahrung“ der letzteren, um dem Landwirt die Mittel an die Hand zu geben, die Bakterien zu vermehren, und der letzte phosphorsaures Ammoniak. Jedem Päckchen liegt folgende Instruktion bei:

„In einer Gallone reinen Wassers (wenn möglich Regenwasser) wird in einem reinen Eimer der Inhalt des mit Nr. 1 bezeichneten Päckchens (bestehend aus gemahlenem Zucker, Kaliphosphat und schwefelsaurer Magnesia) unter gelegentlichem Umrühren aufgelöst.

„Oeffne Päckchen Nr. 2 (enthaltend Bakterien) vorsichtig und lege das Baumwollflöckchen in die Lösung. Bedecke den Eimer mit Papier zum Schutze gegen Staub und stelle ihn 24 Stunden an einen warmen Platz. Erhitze die Lösung nicht, da sonst die Bakterien getötet würden. Die Wärme darf Blutwärme nicht übersteigen.“

„Zubereitung zur Saat: Nach 24 Stunden füge den Inhalt des Päckchens Nr. 3 (phosphorsaures Ammoniak) hinzu. Nach 20 Stunden wird die Lösung trübe werden und ist dann gebrauchsfertig.

„Nimm nun gerade so viel von der Lösung, um den Samen gründlich zu befeuchten, rühre kräftig um, so daß aller Samen von der Lösung getroffen wird. Breite den Samen an einem schattigen Platze aus, bis er vollkommen trocken ist, und säe ihn dann in der gewöhnlichen Weise. Die vom Laboratorium gesandten Bakterienkulturen halten sich mehrere Monate. Bereite daher die Lösung höchstens zwei bis drei Tage vor dem Gebrauche, da sie innerhalb 48 Stunden nach der Herstellung benutzt werden muß.

„Impfen des Bodens: Nimm gerade so viel trockene Erde, daß die Flüssigkeit sie nur anfeuchtet. Mische gründlich, so daß alle Erdteilchen gleichmäßig getroffen werden. Mische diese Erde mit der vier- bis fünffachen Menge, etwa einer halben Wagenladung. Streue diese inokulierte Erde gleichmäßig und dünn auf dem Felde aus, in derselben Weise wie Kunstdünger, unmittelbar vor dem Pflügen, oder aber die inokulierte Erde muß sofort untergeeggt werden.

„Jede dieser beiden Methoden kann nach Gefallen angewendet werden.“

Jedes Päckchen enthält genug Bakterien, um eine Fläche von 1 bis 4 Morgen zu inokulieren. Es kostet die Regierung nicht mehr als 16 Pfennig und erspart dem Landwirt 100 bis 120 Mark für Kunstdünger. Für die verschiedenen Pflanzenarten werden verschiedene Kulturen gesandt. Wenn alle Ziffern richtig sind, die sich sowohl bei den Experimenten auf den Versuchsäckern wie im freien Felde ergeben haben, dann sind die Ergebnisse überraschend. Um einige dieser Ziffern anzuführen: Seite bei Seite wurden zwei Felder mit Wicken bestellt. Die nicht mit der Bakterienlösung befruchteten Wicken ergaben 581 Pfund pro Morgen, die inokulierten dagegen 4501 Pfund, also das Achtfache. Bei Rotklee differierten die Ziffern von 372 zu 6292. Ein Farmer in Maryland pflanzte auf reichem, aber nicht geimpftem Land und ebenso auf sonst unfruchtbarem, jetzt inokuliertem Hügelland Alfalfa. Er erntete von letzterem das Fünffache des andern Ackers, und jetzt kann er ohne Kosten und ohne große Mühe den größten Teil seiner Farm, der bisher brachlag, da der Boden zu dürftig war, bestellen, und seine Zukunft ist gesichert.

Noch wichtiger aber als diese Steigerung des Ertrages von Hülsenfrüchten und Viehfutter ist der Umstand, daß Getreide, Baumwolle und Kartoffeln nach einer Vorernte auf geimpftem Boden viel reichere Erträge geben. Das ergibt folgende vom amerikanischen Ackerbauministerium veröffentlichte Tabelle:

	Ursprünglicher Ertrag pro Morgen	Ertrag nach einer inokulierten Vorfrucht	Zunahme in %, an Wert in Dollars
Baumwolle	332 Pfund	Nach Rotklee: 1304 Pfund	40 %: 40,64 D.
Kartoffeln	67,8 Bushels	Nach Klee: 102,2 Bushels	50 %: 15 D.
Hafer	8,4 Bushels	Nach Bohnen: 33,6 Bushels	300 %: 9 D.
Roggen	4,5 Bushels	Nach Erbsen: 23,5 Bushels	400 %: 9,48 D.
Weizen	18,6 Bushels	Nach Weißklee: 26,9 Bushels	46 %: 6,50 D.

Digitized by Google

Die Bakterien können in jedem Klima benutzt werden. Es darf nicht vergessen werden, daß nur die Leguminosen, wie Bohnen, Erbsen, Lupinen, Klee u. s. w., direkt von den Stickstoff verarbeitenden Bakterien Vorteil haben. Die Nachfrucht findet dann den Ueberschuß an Stickstoff im Boden vor und erhält auf diese Weise die reichere Nahrung. Es läßt sich heute noch nicht übersehen und berechnen, welchen Nutzen die Menschheit von dieser Entdeckung haben wird. Trifft das aber ein, was ihr Entdecker verspricht, dann können alle Oedländereien und „abtragen Stäg", die jetzt „der Vogel mißt't", nutzbar gemacht werden, und der Gewinn wird ein unermeßlicher sein. Vorläufig heißt es allerdings noch: abwarten.

Schillers Werke in illustrierter Volks-Ausgabe

Unter den vielen Schiller-Ausgaben nimmt die große Prachtausgabe, die vor einem Vierteljahrhundert im Halbergerschen Verlag — heute „Deutsche Verlags-Anstalt" — in Stuttgart erschien, einen besonderen, ehrenvollen Platz ein. Ihr war im gleichen Verlag die Veröffentlichung einer Shakespeare-Ausgabe vorausgegangen, die mit Abbildungen von der Hand eines englischen Künstlers, Gilbert, geschmückt war. Zur Illustrierung der Werke Schillers aber wurde, man darf wohl sagen, die ganze deutsche Künstlerschaft berufen. Sollte doch hier nicht allein das Wort des Dichters in zuverlässigster Treue dem deutschen Volke überliefert, sondern auch gezeigt werden, wie das Schaffen des in so eminentem Sinn nationalen Dichters sich in der bildenden Kunst seines Volkes widerspiegelt; und die Verkörperung so vieler scharf umrissener Charaktere, so vieler dramatisch bewegter Situationen durch den Griffel des Illustrators sollte diese „Fülle der Gestalte" noch tiefer und vertrauter der Anschauung der Leser einprägen. Mancher theoretische Grund ist gegen derartige illustrierte Dichterausgaben im allgemeinen geltend gemacht worden; in Wirklichkeit haben sie sich eine ganz gewaltige Popularität errungen, die ein gutes Zeugnis dafür ablegt, wie das Bedürfnis nach künstlerischer Anregung, der „Bilderhunger" schon damals überaus stark war im deutschen Volke. Der Halbergerschen Schiller-Ausgabe aber mußte, vor allen allgemeinen Erwägungen, zugestanden werden, daß sie wirklich, wie ihr Titel besagte, „von ersten deutschen Künstlern" illustriert und überhaupt mit einer bis dahin im deutschen Buchgewerbe noch selten gesehenen Pracht und Solidität ausgestattet war. Es fehlt unter den Künstlern, die an dieser Ausgabe mitarbeiteten, wohl keiner von denen, die damals als Historienmaler und Illustratoren einen guten und klangvollen Namen hatten. Mit großer Umsicht war der Künstlerstab zusammenberufen und jedem einzelnen die ihm Eigenart am besten entsprechende Aufgabe zugewiesen worden. Und jeder gab sein Bestes, in der Empfindung, an einem nationalen Werke mitzuhelfen, aber auch in der Sicherheit, daß das Gute, was er gab, auch durch die Reproduktion nichts von seinem Wert und seiner Frische verlor. War es doch der Stolz des Verlags, die Originale der Künstler in ebenbürtigen Holzschnitten wiederzugeben, in Holzschnitten, die an Verständnis für die Intentionen des Zeichners wie an vollendeter Beherrschung der Technik jeder Anforderung gerecht werden könnten. Und auch diesem Bestreben wurde ein voller Erfolg beschieden, ja, man kann sagen: wenn heute noch, da sich doch naturgemäß manche Wandlung im Geschmack und in der Art der Buchausstattung vollzogen hat, die illustrierte Schiller-Ausgabe von ihrer künstlerischen Bedeutung und Anziehungskraft nichts eingebüßt hat, so verdankt sie das in nicht geringem Maß der Trefflichkeit der xylographischen Leistungen. Denn stärker als der Wandel des Geschmacks bleibt doch der eigenartige Reiz, der von jeder mit voller Meisterschaft geübten Technik ausgeht. Ja, heute, da wir so ganz im Zeichen der photo-mechanischen Reproduktionsverfahren stehen, üben Holzschnitte, die mit wirklicher Liebe, mit voller künstlerischer Hingabe bis ins letzte durchgearbeitet sind, schon dadurch eine erhöhte Wirkung, daß diese Kunstübung so viel seltener geworden ist. Aus all diesen Gründen hat die illustrierte Schiller-Ausgabe in den fünfundzwanzig Jahren seit ihrem Erscheinen nichts von ihrem Wert verloren, und mit Freude ist es zu begrüßen, daß die Deutsche Verlags-Anstalt sich entschlossen hat, zum hundertjährigen Todestag des Dichters die Prachtausgabe als Volksausgabe nach weiteren Kreisen zugänglich zu machen. War schon der buchhändlerische Erfolg der Prachtausgabe ganz unerwartet groß und ging die Verbreitung weit über die Kreise hinaus, auf die bei der Publikation eines solchen, naturgemäß kostspieligeren Werkes mit Sicherheit zu rechnen war, so darf danach auch der nunmehr erscheinenden Volksausgabe ein günstiges Prognostikon gestellt werden. Ist doch der Preis für die Volksausgabe um die Hälfte herabgesetzt worden, ohne daß darum die Güte und Solidität der Ausstattung im geringsten vermindert worden wäre: das ganze Werk, vier stattliche Bände umfassend, wird nicht mehr als 18 Mark kosten, und seine Anschaffung wird noch erleichtert durch das Erscheinen in 60 Lieferungen (zu je 30 Pfennig). Nahezu achthundert Illustrationen sind es, die dem Ganzen zum Schmuck dienen — schon diese Zahlenangabe läßt erkennen, wie groß der Reichtum des hier Gebotenen ist. Unter den Künstlern begegnen uns, wie schon bemerkt, die bekanntesten Namen jener Zeit, die auch heute nichts von ihrem guten Klang verloren haben. Wir greifen aufs Geratewohl einige heraus: Gabriel Max. Ferdinand Keller, H. Kaulbach, Benczur, Josef Weiser, E. Kanoldt, C. Hahnlin, H. Koslow, Grot Johann, A. Baur, Alexander Wagner, W. Volz, A. Seitz. — Die ersten Lieferungen liegen jetzt schon vor, und sie zeigen, daß die Volksausgabe sogar eine bedeutende Bereicherung gegenüber der früher erschienenen Prachtausgabe aufzuweisen hat: den Werken des Dichters geht jetzt eine ausführliche, reich illustrierte Biographie, verfaßt von Professor Dr. Heinrich Kraeger, voraus. Kraeger schildert mit einer Wärme, die vom Herzen kommt und zu Herzen geht, die äußeren Schicksale und den inneren Entwicklungsgang des Dichters. Er läßt den Leser nachempfinden, was das eigentlich Bezeichnende und Bestimmende in Schillers Leben war: der nie aufhörende, nur in seinen Formen und Angriffspunkten wechselnde Trieb von außen, und dem gegenüber die elementare, unbezwingliche Energie und Flugkraft eines Geistes, der am Widerstand erst recht erstarkte, den Leid und Not nie herabziehen, nur lautern konnten. Die Fesseln der Karlsschule, des kleinstaatlichen Despotismus in der Heimat; Armut und Entbehrungen in Jahren heimatlosen Umherirrens; das Ringen um eine sichere, vor Mangel geschützte Existenz noch in den Mannesjahren, endlich, auf der äußerlich gesicherten Höhe des Daseins, das immer tiefer eingreifende Zerstörungswerk der Krankheit, die Schritt für Schritt dem „Lebenswürdigsten", wie sein großer Freund ihn genannt, den Boden des Lebens abrang — dies die äußeren Linien einer Laufbahn, die aus dem Sturm und Drang der „Räuber" bis zu dem mächtigen Torso des „Demetrius"-Fragments führt. — Kraeger hat es verstanden, durch kurze, aber in den Kern dringende Analysen die dichterische Kraft, das gewaltige sittliche Wollen schon in den künstlerisch oft noch so unvollkommenen Werken der Frühzeit hervorzuheben und dadurch die innere Einheit der Persönlichkeit, die schon manch oberflächliches Urteil irregeführt durch die Gegensätze zwischen dem jungen und dem „klassisch" gewordenen Schiller hat abstreiten wollen, in voller Klarheit zur Anschauung zu bringen. Er hat auch — und das erscheint in einer Biographie, die zugleich eine Festschrift zum hundertsten Todestag des Dichters bilden soll, besonders am Platze — auf sein Nachleben, auf all die Fäden lebendigster Beziehungen hingewiesen, die den Vorkämpfer des deutschen Idealismus mit unsrer vor so viele Aufgaben realster Natur gestellten Gegenwart verbinden. So darf diese Biographie als ein würdiger Vorklang zu den ihr sich anschließenden Dichtungen selbst bezeichnet werden, als ein wohlgelungener Versuch, dem Leser die poetische, nationale und ethische Bedeutung Schillerscher Dichtung ins Bewußtsein zu rufen, wie die Illustrationen die Welt dieser Dichtung zu äußerer Anschauung bringen. — Eine fein ausgeführte farbige Wiedergabe des im Wardacher Schiller-Museum befindlichen Schiller-Porträts von Ludovike Simanowiz schmückt, gleichfalls neu hinzugekommen, den Anfang dieser wahrhaft monumentalen Schiller-Ausgabe, die, Pracht- und Volksausgabe zugleich, an ihrem Teil das Gedächtnis des großen nationalen Dichters verherrlichen, sein Lebenswerk dem deutschen Volk lebendig erhalten will.

Digitized by Google

AUS ALLER WELT

FRITZ HEGENBART.

Jules Verne †

Jules Verne †

Nach längerer Krankheit ist am 24. März der bekannte und vielgelesene französische Schriftsteller Jules Verne zu Amiens im Alter von siebenundsiebzig Jahren gestorben. Verne war der Begründer des modernen phantastisch-naturwissenschaftlichen Romans. Er verstand es, die Ergebnisse der neueren naturwissenschaftlichen und geographischen Forschung und die Fortschritte der Technik so reizvoll und dabei mit wissenschaftlicher Folgerichtigkeit in den Rahmen einer spannenden Erzählung zu bringen, daß seine Romane ebenso unterhaltend wie belehrend wirkten. Sein erstes Werk dieser Art, das er dreißig Jahre nach seinem literarischen Debüt 1863 veröffentlichte, war der Reise- und Entdeckungsroman „Cinq semaines en ballon". Von den zahlreichen Romanen, die er im Laufe der Jahre dem ersten folgen ließ — im ganzen an die hundert Bände — sind besonders „Die Kinder des Kapitäns Grant", „Die Reise um die Erde in achtzig Tagen", „Michael Strogoff", „Die Reise nach dem Mittelpunkt der Erde" und „Zwanzigtausend Meilen unter dem Meer" bekannt geworden. Drei dieser Romane verarbeitete Verne gemeinschaftlich mit D'Ennery zu großen Ausstattungsstücken, die gleichfalls ungeheuern Erfolg hatten.

Ein Fürst als Naturforscher

Wenn man in Deutschland von dem Fürsten Albert I. von Monaco spricht, so ist man im allgemeinen geneigt, ihm als dem Schirmherrn der Spielhölle von Monte Carlo lediglich Schlechtes nachzusagen und alles Unheil, das von dieser Freistatt einer der unseligsten menschlichen Leidenschaften ausgegangen ist, auf sein persönliches Konto zu setzen. In der Tat ist es kaum möglich, den Fürsten gegen diese Vorwürfe entschieden in Schutz zu nehmen, aber es wäre höchst ungerecht, wollte man darüber außer acht lassen, daß sich derselbe Mann in andrer Richtung große Verdienste erworben und sich als tatkräftiger Förderer des Kulturfortschritts erwiesen hat. Mit lebhaftem Natursinn begabt und mit einem bedeutenden Maße gelehrter Kenntnisse ausgestattet, hat der Fürst seine Zeit und seine reichen Mittel geradezu in den Dienst der Naturwissenschaften gestellt und sich speziell der Ozeanographie zugewandt, die seiner Förderung außerordentlich viel verdankt. Auch die Luftschiffahrt hat in dem Fürsten einen verständnisvollen Protektor gefunden; so nahm er den bekannten Luftschiffer Santos-Dumont, als er seinen ersten Aufstieg über dem Meere unternehmen wollte, in Monaco gastfreundlich auf und stellte für die Versuche seine Jacht „Prinzesse Alice" zur Verfügung. Daß Fürst Albert endlich auch als werktätiger Anhänger der Friedensbestrebungen hervorgetreten ist, sei hier nur nebenbei zur Vervollständigung seines Charakterbildes bemerkt.

Das Kaiser-Friedrich-Denkmal in Bremen

Eine der eigenartigsten und künstlerisch hervorragendsten Schöpfungen der modernen Plastik hat die Stadt Bremen in dem Kaiser-Friedrich-Denkmal Louis Tuaillons erhalten, das am 22. März in Gegenwart Kaiser Wilhelms und des Prinzen Heinrich feierlich enthüllt worden ist. Tuaillon, dem der hochsinnige Stifter des Denkmals, der Bremer Großkaufmann Franz Schütte, völlige Freiheit des Schaffens gelassen hatte, ist von der allmählich unleidlich gewordenen Schablone der offiziellen Denkmalskunst mit voller Entschiedenheit abgewichen und hat den Kaiser nicht in der nüchternen modernen Uni-

Phot. Chusseau-Flaviens, Paris

Fürst Albert von Monaco im Laboratorium auf seiner Jacht „Princesse Alice"

Digitized by Google

form, sondern in der leichten Gewandung des römischen Imperators dargestellt. Die Schultern sind nur leicht vom Riemenwerk bedeckt, um die Hüften liegt ein Schuppenschurz, der auch die Hälfte der Oberschenkel bedeckt, an den Füßen trägt der Kaiser Sandalen. Die linke Hand lenkt das langsam schreitende Roß, die Rechte hält den Feldherrnstab. Das in allen Einzelheiten herrlich durchgebildete Denkmal macht durch die kraftvolle, grandiose Auffassung einen überaus imposanten Eindruck und darf als die schönste Verkörperung der edeln Persönlichkeit des Dargestellten in der modernen bildenden Kunst bezeichnet werden. Auch Kaiser Wilhelm hat die künstlerische Bedeutung des neuen Denkmals mit Worten der höchsten Anerkennung gewürdigt, denen jeder Kunstfreund aufs freudigste beistimmen kann.

Phot. Willy Tote, Bremen

Das Kaiser-Friedrich-Denkmal in Bremen
Entworfen von Ludwig Tuaillon

Phot. Otto Reich, Hamburg

Der Kaiser im Gespräch mit dem Stifter des Kaiser-Friedrich-Denkmals in Bremen, Franz Schütte
(Im Hintergrund Bürgermeister Pauli und Professor Tuaillon)

Der neue Justizpalast in Magdeburg

Ein neues prächtiges Justizgebäude ist am 2. April in Magdeburg in Gegenwart der preußischen Minister der Justiz und der öffentlichen Arbeiten feierlich eingeweiht worden. Jahrzehntelanger Vorarbeit hat es bedurft, ehe der stattliche Bau in Angriff genommen werden konnte, und fast vier Jahre sind bis zu seiner Vollendung ins Land gegangen. Schon der äußere Eindruck, den das ausgedehnte Geschäftshaus der vereinigten Justizbehörden Magdeburgs mit seinen hochragenden, massigen Türmen, die den Mittelbau flankieren, auf den Beschauer ausübt, ist imposant, und die weittragende Bedeutung der Justiz im öffentlichen Leben dokumentiert sich auch im Aeußeren ihrer Heimstätte. Beim Betreten des langgestreckten Vordergebäudes, an das sich geräumige Seitenflügel anschließen, nimmt den Besucher eine große Halle auf, die durch alle drei Stockwerke geht. In ihrer gesamten Einrichtung und Ausstattung vornehm und ernst gehalten, paßt sie durchaus zu dem Ernste der Dinge, die in den anschließenden Räumen verhandelt werden. Neben dieser Eingangshalle ist der große Schwurgerichtssaal mit bemerkenswerten architektonischen und malerischen Schmuck, für den die Stadt Magdeburg ein lebensgroßes Oelbild des Kaisers von Professor Hugo Vogel gestiftet hat. Neben ausreichenden Räumlichkeiten für alle Dienstzweige der Justizverwaltung und alle Erfordernisse der Rechtspflege sind geeignete Räume für die Rechtsanwälte und helle, freundliche Warteräume für das Publikum geschaffen. Hinter dem Gerichtsgebäude befinden sich die Gefängnisgebäude, ein Männer- und ein Weibergefängnis, nebst einer einfachen, freundlichen Gefängniskirche. Auch ein Lazarett und eine eigne Bäckerei hat man dort errichtet. Die gesamten Bauten sind von dem königlichen Baurat Hesse entworfen worden.

Gräfin Montignoso mit ihrer Tochter in Fiesole

Digitized by Google

Wilhelm Henckel

Wilhelm Henckel

Ein Mann, der zur Kenntnis des ruſſiſchen Reichs höchſt ſchätzenswerte Beiträge geliefert hat und dem wir wertvolle Belehrungen über Literatur, Kunſt, Geſchichte, wirtſchaftliche und geſellſchaftliche Zuſtände dieſes Landes verdanken, Wilhelm Henckel in München, wurde am 17. April dieſes Jahres achtzig Jahre alt. Er kam als Kind nach Petersburg, wurde dort erzogen und geſchult, erlernte daſelbſt den Buchhandel und arbeitete in dieſem Berufe in Leipzig und in der Schweiz. Schon in den vierziger Jahren begann er ſeine publiziſtiſche Tätigkeit und gab in St. Gallen eine Zeitſchrift „Blätter für Bildung“ heraus. 1851 ließ er ſich in St. Petersburg als ruſſiſcher Verlagsbuchhändler nieder und gab eine große Anzahl wertvoller wiſſenſchaftlicher und belletriſtiſcher Bücher, Jugendſchriften, Prachtwerke und Zeitſchriften heraus. Im Jahre 1878 zog er nach München und begann hier durch Ueberſetzungen aus dem Ruſſiſchen und Aufſätze über ruſſiſche Verhältniſſe und Zuſtände ſich bekanntzumachen. Seine 1882 erſchienene Ueberſetzung von Toſtojewſkys „Raskolnikow“ erregte großes Aufſehen, und es war namentlich dieſer Roman, durch den der damals in Weſteuropa — abgeſehen von einigen Werken Turgenjews — faſt unbekannten ruſſiſchen Literatur in Deutſchland die Bahn gebrochen wurde. Weiterhin machte Henckel das deutſche Publikum auch mit Werken von Turgenjew, Koſtomarow, Garſchin, Leo Toſtoj, Sſaltykow-Schtſchedrin, Potapenko, Polonſky, Gorki u. a. bekannt und erweiterte unſre Kenntnis ruſſiſcher Gelehrter, Künſtler, Dichter, Politiker und ſo weiter durch zahlreiche Biographien, literarhiſtoriſche und kritiſche Abhandlungen.

Der neue preussische Minister des Innern

Zum Nachfolger des am 20. März unerwartet verſtorbenen preußiſchen Miniſters des Innern Freiherrn von Hammerſtein iſt der bisherige Oberpräſident von Brandenburg, Wirklicher Geheimrat Dr. von Bethmann-Hollweg, ernannt worden. Der neue Miniſter, der am 29. November 1856 zu Hohen-Finow geboren wurde, iſt ein Enkel des altliberalen Rechtsgelehrten und Staatsmanns gleichen Namens, der von 1858 bis 1862 Kultusminiſter war. Er wurde 1879 Kammergerichtsreferendar, trat 1882 zur Verwaltung über, wurde 1885 zum Regierungsaſſeſſor und 1886 zum Landrat des Kreiſes Oberbarnim ernannt. Als ſolcher wurde er 1890 von der Reichspartei in den Reichstag gewählt, legte aber ſchon am 21. Mai desſelben Jahres wegen bevorſtehender Ungültigkeitserklärung ſeiner Wahl das Mandat nieder. 1896 wurde er zum Oberpräſidialrat in Potsdam, 1899 zum Regierungspräſidenten in Bromberg und ſchon ein Vierteljahr darauf zum Oberpräſidenten von Brandenburg ernannt. Herr von Bethmann-Hollweg war ſchon vor vier Jahren nach dem Scheitern der Kanalvorlage für ſein jetziges hohes Amt auserſehen, doch mußte damals von ſeiner Berufung Abſtand genommen werden, weil er Bedingungen ſtellte, auf die der Reichskanzler nicht eingehen konnte und die erſt jetzt, nach der Annahme der Kanalvorlage, gegenſtandslos geworden ſind.

Phot. Selle & Kunge, Potsdam

Dr. von Bethmann-Hollweg, der neue preußiſche Miniſter des Innern

Der neue Juſtizpalaſt in Magdeburg (Provinz Sachſen)

Digitized by Google

Eine Ausnahme von der Regel: Japanische Gefangene im russischen Lager

Vom Krieg in Ostasien

Das untenstehende Bild gibt eine ergreifende Szene aus dem Landkrieg wieder: das letzte Gebet der russischen Armee vor der großen Schlacht von Mukden, die für sie so verhängnisvoll werden sollte. Inzwischen ist es auf dem mandschurischen Kriegsschauplatz still geworden. Man hört wohl von kleinen Plänkeleien, aber größere Entscheidungen scheinen sich erst langsam und in der Stille vorzubereiten. Das Interesse wendet sich nun wieder dem Seekrieg zu, denn, was manche für ganz unmöglich gehalten, ist eingetroffen, die baltische Flotte unter Roschdjestwenski ist in die malaiischen Gewässer eingelaufen und hat, wenn die Nachrichten richtig sind, bereits Fühlung mit den japanischen Kreuzern genommen. Diese Tatsache muß um so mehr wundernehmen, da der russische Admiral das Eintreffen des Ergänzungsgeschwaders gar nicht abgewartet hat. Ob es dort unten bereits zu einer Seeschlacht kommen wird, oder ob die Japaner das russische Geschwader erst in dem Schutz des französischen Saigun sich klar zum Gefecht machen lassen werden, um ihnen dann näher der heimischen Operationsbasis entgegenzutreten, darüber wird die Entscheidung wohl in den nächsten Tagen fallen. Das baltische Geschwader ohne die Verstärkungen dürfte aber der gesamten japanischen Flotte kaum gewachsen sein, es ist also anzunehmen, daß der russische Admiral noch einmal Station macht, um die letzten Reserven herankommen zu lassen, ehe er seine ganze Flottenmacht zu dem entscheidenden Stoße ansetzt. — Die Zahl der in den Händen der Russen befindlichen japanischen Gefangenen (die Einbringung solcher schildert das zweite unsrer Bilder) dürfte insgesamt kaum zweitausend betragen, während die der gefangenen Russen sich jetzt auf gegen neunzigtausend beläuft. Es ist ja bekannt, daß die Mehrzahl der Japaner den Tod der Gefangenschaft vorzieht. Damit erklärt sich auch wohl der von russischen Blättern gemeldete Selbstmord von fünfzig in dem Dorfe Medwied im Gouvernement Nowgorod internierten japanischen Kriegsgefangenen.

Gebet der russischen Armee vor der Schlacht bei Mukden

Digitized by Google

Für müßige Stunden

Bilderrätsel

Silbenrätsel

Mit zwei Silben gibt es ein Gemüse,
Tas zwar Köpfe hat, doch keine Füße.
Wenn die Hausfrau davon kaufen muß,
Braucht sie Silbe Zwei und einen Fuß.

Will das Wirtschaftsgeld dazu nicht reichen,
Holt vom Ganzen sie mit jenem Zeichen.
Hat sie aber von dem Worte keins,
Sei hinfort ihr Nichtschnur Silbe Eins! Dr. F. B.

Rätsel

Ter Anfang wird zu suchen sein,
Tas Ende aber meide;
Ist, Leserin, das Ganze dein.
Entgeht tu kaum dem Neide. E. S.

Anagramm

Ter Volksstamm, welcher hier dich grüßt,
Ten Ruf der Treu' und Tapferkeit
Gewiß mit vollem Recht genießt,
Und mancher Sproß in schwerer Zeit.

Ter Freiheit weihend Gut und Blut,
Für die geliebte Heimat starb,
Und sich durch edeln Opfermut
Ter Martyrkrone Lohn erwarb.

Nimmst du das zweite Zeichen fort
Und willst die erste Silbe drehn,
So steht tu aus dem neuen Wort
Tie stolze Bergeshöh' entstehn,

Von der hinab ins Land du schaust,
Tas solcher Liebe sich erfreut,
Und an der Schönheit dich erbaust,
Tie sich dir auftut weit und breit. M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 8:

Ter Tschiffrieraufgabe: Tie Figur weist fünf verschiedene, in sich zurückkehrende Linienzüge auf, deren jeder an der Peripherie zwölf Buchstaben trägt. Beginnt man mit den beiden Buchstaben „NU“ und verfolgt den Linienzug rechts herum, sodann den rechts zunächstliegenden in gleicher Weise u. s. f. bis zum letzten und reiht die Buchstaben in dieser Ordnung aneinander, so erhält man:

Nur wer sich recht des Lebens freut,
Trägt leichter, was es Schlimmes beut.
(Fr. Bodenstedt, Mirza-Schaffy, Prolog)

Tes Silbenrätsels: Holzweg.
Tes Buchstabenrätsels: Ger, Gier, Geier, Geiser.
Tes Wechselrätsels: Fasching, Faschine.
Tes Rätsels: Niedertracht (Nieder—tr—acht).

Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Partie Nr. VI

Turnierpartie, gespielt zu Cambridge Springs am 5. Mai 1904 (Nach „Baxter's Chess Magazine“)

Nordisches Gambit

Weiß: J. Mieses. — Schwarz: W. Tschigorin.

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**e7—e5**	13. a2×b3	Sg8—f6
2. d2—d4	**e5×d4**	14. Se3—e2[1])	Sf6—h5
3. e2—e3	**d4×e3**	15. f2—f4![2])	De6—g6
4. Lf1—c4	c3×b2	16. Se2—d4	Sh5—f6
5. Le1×b2	Dd8—e7[3])	17. Dd1—e2	Le8—b7
6. Sb1—c3	c7—c6	18. Sd4×b5[4])	c6×b5
7. Sg1—e2	b7—b5	19. De2—c2	Lf8—b4[5])
8. Lc4—b3	a7—a6	20. De7×b7??	0—0
9. Ta1—c1[3])	Sb8—a6	21. Tf1—f3[6])	Ta8—b8!
10. 0—0	Sa6—c5	22. Db7—a7	Sf6×e4 und
11. Se2—d4	Sc5×b3	Schwarz gewann leicht, da	
12. Sd4—f5	De7—e6	23. Sf5×g7 mit f7—f8 21. Da7	
		×d7 Tf8—f7 beantwortet wird.	

[1]) Ein Lieblingszug Tschigorins, aber schwerlich so gut wie d7—d6. Falls dann 6. Dd1—b3, so Le8—e6 mit Aufgabe eines der beiden gewonnenen Bauern und gutem Spiel.

[2]) Gegegnet dem drohenden Bauernvormarsch durch Freigabe des Feldes a1 für den Läufer und indirekten Angriff auf den Le4.

[3]) Ein ausgezeichnetes Manöver. Weiß droht Damengewinn durch 16. Se3—f4; falls 14. . . . . De6×e4, so 15. Tf1—e1 Ke8—d8 16. Se2—d4 De4—d5 17. Te1—e5 Dd5×e5 18. Sd4×e6† und gewinnt, und falls 14. Sb5×c4, so 15. Se2—d4 nebst 16. Tf1—e1 u. s. w.

[4]) Falls sofort 16. Se2—d4, so De6—g6 16. Sf5—h4 Dg6—g5. Der Tertiug in eine gute Vorbereitung.

[5]) Ein feines Opfer, das die Partie gewinnen sollte.

[6]) Falls etwa Lb7—a6, so 20. Dc7—e5† Ke8—d8 21. Tf1—d1 mit der Drohung 22. De5—c7† und 23. Lb2×f6.

[7]) Janowski machte hier die gewinnbringende Fortsetzung 20. Te1—e5 ausfindig. Schwarz darf dann nicht rochieren wegen 21. Sf5—e7†; falls 20. . . . . Lb4×c5†, so 21. De7×c5 mit unwiderstehlichem Angriff, und falls 20. . . . . Sf6—d5, so 21. Dc7—e5† Ke8—f8 22. Te5×b5 u. s. w.

[8]) Ein unglückliches Ueberleben. 21. Sf5×g7 war der gebotene Zug. Wenn dann Dg6×g7, so 22. Tf1—f3 Kg8—h8 23. Tf3—g3 Dg7—h6 24. Db7×d7 mit den Drohungen 25. Te1—e6 und 25. Dd7—h3.

Verschnappt

„Tös Weinerl is net übel, Herr Huber!“

„Gelts, i hab' mir a denkt, wie'n probiert hab', so delikat hab' i no nia an' z'samg'richt.“

Digitized by Google

Briefmappe

Max O. in H. Der vor einiger Zeit verhaftete russische Dichter Leonid Andrejew gehört dem Freundeskreise Maxim Gorkis an und lebt in Moskau. Wie Gorki ist er ein Meister der Novelle und Skizze; größere Werke hat er bisher noch nicht geschrieben. Er ist fast zehn Jahre jünger als Gorki, doch steht er in Rußland bei der jungen Generation schon seit etwa fünf Jahren in großem Ansehen als eines der stärksten Talente unter den Modernen, und auch in Deutschland hat er viele Bewunderer gefunden. Seine besten Erzählungen und Skizzen sind deutsch in zwei Bändchen (unter dem Titel „Erzählungen" und „Im Nebel") bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen.

R. J. in G. Der amerikanische Professor Osler, der nach den Berichten verschiedener Tagesblätter den Vorschlag gemacht haben soll, die Sechzigjährigen durch Choroform aus dem Leben zu befördern, da sie doch zu nichts mehr nütze seien, ist in Wirklichkeit nur dafür eingetreten, daß alle Menschen mit sechzig Jahren ihren Beruf aufgeben sollten, da in diesem Alter ihre Fähigkeiten nicht mehr ausreichten, etwas Tüchtiges zu leisten. Professor Osler ist also doch nicht ganz so radikal in seinen Weltbeglückungsideen, wie es nach den erwähnten Berichten den Anschein hatte; aber auch diese mildere Anregung scheint uns lediglich zu beweisen, daß die eigne Beobachtungsgabe und Urteilskraft ihres Urhebers, der selber bereits den Sechzigen nahe sein soll, nicht mehr viel taugen, sonst könnte er nicht die zahllosen Gegenbeweise ignorieren, welche die Vergangenheit und die Gegenwart, die Geschichte und das Alltagsleben bieten. In Deutschland hat sein Vorschlag auf jeden Fall keine Aussicht, gebilligt zu werden, selbst wenn der bevorstehende Gelehrtenaustausch zwischen den Vereinigten Staaten und dem Deutschen Reiche dem Herrn Professor Gelegenheit geben sollte, seine Theorie persönlich bei uns vorzutragen.

Alix von P. in Wien. Für Ihr Gedicht „Sturmnacht" haben wir zu unserm Bedauern keine Verwendung.

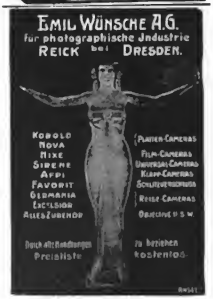
W. 26, Kassel. Sie brauchen nicht mehr lange zu warten; am 22. März ist das erste deutsche Kurschiff, der Doppelschraubendampfer „Fürst Bismarck" der Hamburg-Amerika-Linie, vom Stapel gelaufen und wird, mit allen Erfordernissen eines schwimmenden Sanatoriums ausgerüstet, bereits am 8. Juli seine erste Fahrt antreten. Professor Schweninger gibt den ersten Passagieren persönlich an der Spitze eines geschulten Aerztestabes das Geleit. Ein illustrierter Prospekt über die erste deutsche Kurfahrt wird von der Hamburg-Amerika-Linie eben jetzt versendet. Drei Abhandlungen, davon zwei aus der Feder Professor Schweningers, beleuchten die neue Idee von den verschiedensten Seiten und legen dar, was sich Arzt und Reederei für erholungsbedürftige Personen (Lungenkranke und mit ansteckenden Krankheiten Behaftete sind ausgeschlossen) von dem neuen Unternehmen versprechen. Die erste Kurfahrt wird sechsundzwanzig Tage dauern und nach den englischen und französischen Kanalinseln, um England, Irland, Schottland herum nach den Shetland-Inseln und Norwegen und von hier zurück führen. Der längste Aufenthalt (in Oban, Schottland) überschreitet nicht achtundvierzig Stunden; dafür ist die Route aber so gewählt, daß die Passagiere fast unausgesetzt im ruhigen Fahrwasser der Küsten bleiben.

Paul R. in M. In Ergänzung unsrer Ihnen vor einigen Wochen hier gegebenen Antwort teilen wir Ihnen noch mit, daß, wie uns ein Leser unsrer Zeitschrift schreibt, ein Spezialführer durch Siebenbürgen, verfaßt von Bielz, im Verlage von Karl Graeser in Wien erschienen ist. Unser Gewährsmann, ein Rechtsanwalt in Schlesien, schreibt zugleich, daß er ebenfalls in diesem Sommer eine Reise nach Siebenbürgen zu machen beabsichtigt und daß Sie sich ihm eventuell anschließen könnten. Wenn Sie uns Ihre Adresse mitteilen, sind wir gern bereit, sie dem betreffenden Herrn zu übermitteln.

RÜGER Kakao Schokolade
Anerkannt erstklassige Fabrikate

„Grand Prix" Weltausstellung St. Louis 1904.
40 Jähriger Erfolg!
ODONTA
unübertroffenes Mundwasser
Neu! Unentbehrlich!
Odonta-Zahn-Crème
F. WOLFF & SOHN
BERLIN.- KARLSRUHE - WIEN.
Zu haben in Apotheken, bess. Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik.
Papiertechnik. Programm kostenfrei.
Staatskommissar.


EMIL WÜNSCHE A.G.
für photographische Industrie
REICK bei DRESDEN.
KOBOLD
NOVA
NIXE
SIRENE
AFPI
FAVORIT
GERMANIA
EXCELSIOR
ALLES ZUBEHÖR
PLATTEN-CAMERAS
FILM-CAMERAS
UNIVERSAL-CAMERAS
KLAPP-CAMERAS
SCHLITZVERSCHLUSS
REISE-CAMERAS
OBJECTIVE U. S. W.
Durch alle Handlungen zu beziehen
Preisliste kostenlos.

Digitized by Google

Naturfreund in W. Die scharfen Worte, mit denen Sie an dem Projekt eines Kraftübertragungswerks bei Laufenburg am Rhein, durch das die dortigen berühmten Stromschnellen vollständig zerstört werden sollen, Kritik üben, sind uns und vielen Tausenden von Freunden der Natur aus der Seele gesprochen. Leider soll die Genehmigung des Projekts bereits unmittelbar bevorstehen, und so empfiehlt es sich für alle, denen die Erhaltung der Stromschnellen, eines der schönsten Landschaftsbilder Deutschlands, am Herzen liegt, unverzüglich ihre Zustimmung zu dem vom Bund „Heimatschutz" und dem „Dürer-Bund" erlassenen Aufruf kundzugeben. Die beiden Verbände, denen die hervorragendsten Künstler, Schriftsteller, Gelehrten, Techniker und so weiter angehören, wenden sich mit ihrem Protest nicht gegen das geplante Kraftwerk überhaupt, aber gegen das jetzige Projekt, in der Ueberzeugung, daß ein Weg gefunden werden kann und jedenfalls mit allen Mitteln gesucht werden muß, um dem deutschen Volke jenes einzigartige landschaftliche Kleinod zu erhalten. Zustimmungserklärungen werden an die Geschäftsstelle des Bundes „Heimatschutz", Herrn Robert Mielke, Charlottenburg, Nonnendamm 18, erbeten.

E. M. in Görz. Sie dichten:
Ich sehe am dunkeln Himmelszelt
Den Abendstern leuchten:
Er leuchtet hell, er leuchtet kalt
In meine Augen, die feuchten.

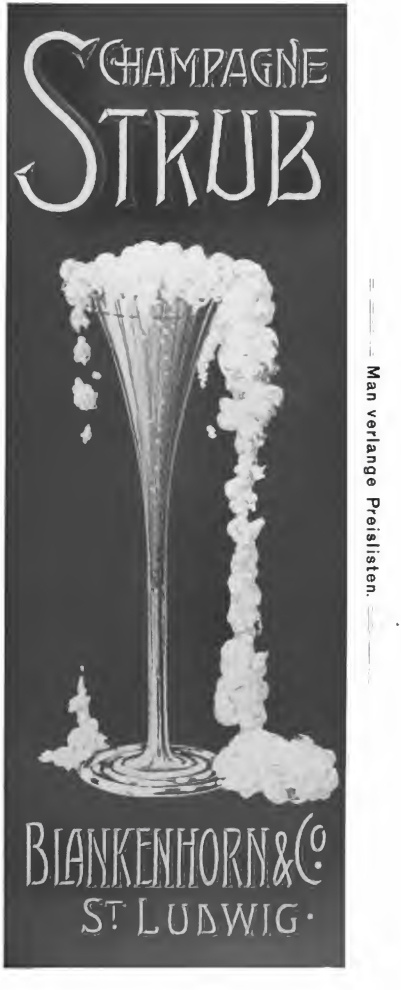
Der Stern blickt kalt, doch dein Augenpaar
Das blickt mich an noch kälter,
Dein schönes, dunkles Augenpaar —
„O wär' ich fünfzig Jahr älter!"
Wir halten es keineswegs für ausgemacht, daß die Kälte Ihrer Angebeteten Sie kalt lassen würde, wenn Sie fünfzig Jahre älter wären. Alter schützt bekanntlich vor Torheit nicht, am allerwenigsten vor der Liebe; das hat zu zum Beispiel auch Goethe erfahren müssen, mit dem wir Sie im übrigen allerdings nicht vergleichen möchten. Wenn Ihre Angebetete Sie wieder einmal so kalt anblickt, dann wünschen Sie sich lieber, daß sie fünfzig Jahre älter wäre, das würde entschieden sicherer heißen. Psychologisch viel einwandfreier finden wir Ihr zweites Gedicht „Woher?", das unsre Leser gewiß ebenso erbauen wird wie uns:
O dunkler Tannenwald,
Wie erhebst du dich so hoch auf jener Höhe!
In deinen Zweigen schlummern bald,
O dunkler Tannenwald,
Die Vöglein all.

Hinauf blick' ich zu dir!
In meiner Brust
Taucht auf ein Wunsch so wundersüß,
So träumerisch, abhandlerisch,
Im Grunde gänzlich minniglich,
Doch unwillkommen mir.

O Tannenwald, hast du in meiner Brust
Erweckt dies alberne Gefühl?
O nein, denn ich besaß es,
Bevor ich dich erblickt.

Lehrer W. in Gl. Den Ihnen kürzlich hier übermittelten Angaben über die Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller in München lassen wir heute noch einige Details aus dem demnächst erscheinenden Geschäftsbericht für 1904 folgen. Die Anstalt zählte mit Beginn des Jahres 1905 über 700 ordentliche und über 300 unterstützende Mitglieder, außerdem 65 Pensionäre, an die im ganzen 11 300 Mark Renten ausgezahlt wurden. Die Rentensumme wird sich von jetzt an mit jedem Jahre bedeutend erhöhen und in drei Jahren zirka 24,000, in sechs Jahren 40 000 Mark betragen. An Vermögen besaß die Anstalt am Ende des abgelaufenen Jahres eine Prämienreserve in Höhe von 718 000 Mark und sogenannte freie Fonds im Betrage von 243 000 Mark. Der Bericht, der das für die deutschen Journalisten und Schriftsteller so bedeutsame Unternehmen in erfreulicher Entwicklung zeigt, wird vom Bureau der Anstalt — München, Max Josephstraße 1/0 — kostenlos versandt.

Garantirt echtes Gewächs der Champagne.



Man verlange Preislisten.

Digitized by Google

Hubertus in Bl. Ihre Schätzungen kommen den Tatsachen ziemlich nahe, wenn es sich auch immerhin um ein paar Milliarden handelt. Der Edelmetallvorrat in sämtlichen Ländern der Erde, also das als Münze oder in Barren im Umlaufe oder bei den Schatzämtern und Notenbanken in der ganzen Welt befindliche Gold und Silber beträgt 39 Milliarden Mark, wovon auf das Gold 16, auf das Silbergeld 17 Milliarden entfallen. Dieser Edelmetallvorrat für Geldzwecke ist in den letzten Jahren gegen früher bedeutend gestiegen. In Deutschland belief sich das Münzgeld um das Jahr 1871 auf etwa 1¼ Milliarden. Seitdem aber sind über 4 Milliarden Reichsmünzen geprägt worden, und zwar nahezu für 3½ Milliarden Goldmünzen und etwas über ½ Milliarde Silber-, Nickel- und Kupfermünzen. Die Vereinigten Staaten haben einen Geldvorrat von 6 Milliarden Mark, Großbritannien gleich 6 Milliarden.

Anna Kr. in N. Das Mutterhaus des Bauschen Frauenvereins vom „Roten Kreuz" übernimmt die Erziehung und Ausbildung der eintretenden jungen Mädchen sowie deren vollständigen Unterhalt und bietet ihnen ein Heim für jetzt und später in gesunden und kranken Tagen. Da der eigentliche Zweck des Vereins ist, im Frieden tüchtige Krankenpflegerinnen für den Krieg auszubilden, und auch die Friedenstätigkeit des „Roten Kreuzes" immer weitere Grenzen zieht, so reichen die vorhandenen Kräfte bei weitem nicht aus und bedarf der Verein stets neuer. Außer in der Krankenpflege werden Schwestern in allen Berufen der Anstalt und deren auswärtigen Filialen in der Küche, im Bureau, Näh- und Waschzimmer angestellt, so daß besondere Talente und Fähigkeiten sich auch auf besonderen Arbeitsfeldern entfalten können. Aufnahmegesuche sind zu richten an die Oberin des Schwesternhauses vom „Roten Kreuz", Nymphenburgerstraße 163, München.

Eduard K. in M. Der Schlußvortrag von P. Tellyési über „Babel und Bibel" ist bereits vor etwa einem Vierteljahre erschienen (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt). Sie werden darin auch die von Ihnen aufgeworfene Frage auf Seite 24 bis 28 speziell behandelt finden.

Hofrat T. in Ch. Katalase ist ein von Professor Loew in Tokio entdecktes, fast in der ganzen belebten Welt verbreitetes Ferment, das sich nicht nur in zahlreichen Pflanzen, wie Algen, Pilzen, Farnen, Moosen und so weiter, sondern auch in der Hefe und in tierischen Säften, speziell im Blute, findet. Auf die Katalase führt Loew die bekannte Wirkung mancher „Enzyme" auf Wasserstoffsuperoxyd zurück, das, sobald die Enzyme mit ihm in Berührung kommen, unter Sauerstoffabscheidung und Bildung von Wasser zerlegt wird.

Frl. Lina Röse in St. Der Lage nach würde sich für Sie wohl am besten die von dem Bayrischen Verein für wirtschaftliche Frauenschulen geleitete, seit zwei Jahren bestehende Wirtschaftliche Frauenschule in Gelting-Steig-München eignen, deren nächster Kursus im April beginnt. Der Pensionspreis beträgt monatlich 100 Mark. Die Schule ist jedem Mittwoch nachmittag nach Anmeldung bei der Vorsteherin zur Besichtigung geöffnet.

O. R. in A. Die Motogodille ist ein von einem Franzosen erfundener Apparat, der gestattet, jedes beliebige Boot in ein Motorboot zu verwandeln. Sie besteht aus einem Motor und einer Art Schiffsschraube, die ins Wasser taucht und mittels eines langen Verbindungsstückes durch den Motor in kreisende Bewegung versetzt wird. Der Apparat ist ziemlich kompliziert und hat eine wenig gefällige Form, läßt sich aber sehr leicht anbringen und hat sich praktisch durchaus bewährt.

S. J. in K. Ihr Scherzrätsel ist der Idee nach recht hübsch, doch müßte den einzelnen Umschreibungen und Andeutungen nach unserm Empfinden verschiedentlich noch eine glücklichere Form gegeben werden. Da wir überdies mit Rätseln reich versehen sind, so müssen wir dankend verzichten.

Haemogallol

ein von hervorragenden medizin. Autoritäten warm empfohlenes, für

Bleichsüchtige u. Blutarme

geradezu unentbehrliches blutbildendes Kräftigungsmittel.

Haemogallol wird nicht nur bei Bleichsucht und Blutarmut, sond. auch bei Schwächezuständen aller Art, Skrophulose, Rhachitis, Neurasthenie etc. mit grössstem Nutzen verwendet.

Haemogallol greift nicht, wie andere Eisenpräparate, die Zähne an, sondern ist frei von jeglichen unangenehmen Nebenwirkungen und wird deshalb von jungen Mädchen mit Vorliebe genommen.

Haemogallol wird selbst vom zartesten und kranken Organismus mit Appetit genommen, leicht assimiliert, gut vertragen und eignet sich auch deshalb vorzüglich als Nahrungsmittel für Kinder.

Haemogallol ist in Pulver-, Tabletten- und Pastillenform in allen Apotheken zu haben. Eine Schachtel Haemogallol-tabletten zum Preise von M. 2,40.

E. Merck, chemische Fabrik, **Darmstadt.**

Zweighäuser in London, Moskau und New-York.

Stottern

heilt Prof. Rudolf Denhardt's Anstalt Honorar nach Heilung. **Eisenach** Prosp. gratis

Gartenl. 1878 No. 13, 1879 No. 5. **Einzige** Anst. Deutschl., i. herrl. Lage, die mehrf. staatl. ausgezeichnet, wiederh. d. S. M. **Kaiser Wilhelm II.**

Ein **heller** Kopf

gibt den

Kindern

Milchpuddings

bereitet mit

Dr. Oetker's

Pudding-Pulvern

à 10 Pfg. — Vorrätig in den besten Geschäften jeder Stadt.

GLAFEY-NACHTLICHTE

beste Beleuchtung f. Schlaf-, Kranken- u. Kinderzimmer.

Bensdorp's

reiner Holländischer

CACAO

stärkt die Nerven, erhält den Kopf klar und gibt ∴ wohltuenden Schlaf ∴

Das kleinste Kind

verträgt

Bensdorp's Cacao

Man achte stets genau auf die **gelbe Packung** der Büchse mit dem **Koch**

Digitized by Google

Raimund R. in Wien. Der Jägerruf „Halali" (der Ton ruht auf der Endsilbe) kommt von dem französischen „ha la lit!", das heißt ha, da liegt er!

Absaver in M. Die beiden Romane Jogajazaros sind betitelt „Piccolo mondo antico" und „Piccolo mondo moderno". Der erstgenannte spielt 1869, der zweite in der Gegenwart. Die beiden Bücher stehen in innerem Zusammenhang miteinander, äußerlich jedoch ist jedes in sich abgeschlossen. An Wert sind sie sehr verschieden; „Piccolo mondo antico" (deutsch unter dem Titel „Die Kleinwelt unsrer Väter" bei der Teutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen) ist ein in seiner Art klassisches, höchst lesenswertes Werk, das in Italien an die vierzig Auflagen erlebt hat, während „Piccolo mondo moderno" allgemein enttäuscht hat.

J. A. in Kopenhagen. Der Inhalt Ihrer Zuschrift ist uns unverständlich, da ja durch die Regelung der oldenburgischen Thronfolge, die übrigens durchaus als eine definitive anzusehen ist, dem Hause Schleswig-Holstein, beziehungsweise dem Alt Sonderburg-Glücksburg das Erbfolgerecht nicht entzogen, sondern im Gegenteil zugesichert worden ist. Am wenigsten kann der von Ihnen erwähnte „Alt Schleswig-Holstein der Sonderburger Linie des Oldenburger Hauses" benachteiligt worden sein, da er ein genealogisches Unding ist. Der Alt Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, resp. Die Gesamtheit damit meinen, hat gegen den Beschluß des Landtags Protest erhoben; dieser ist aber vom Landtag und der Regierung Oldenburgs zurückgewiesen worden.

Frau Dr. Sch. in L. Die Japaner haben schon seit mehr als dreißig Jahren den gregorianischen Kalender. Neben der modernen Kalenderrechnung finden sich aber noch immer vielfach, zum Beispiel auf manchen japanischen Zeitungen, Kalenderangaben im alten Stil. Die Japaner rechneten nämlich Chinesen nach kombinierten Mond- und Sonnenjahren, die in je sechzigjährigen Zyklen vom Jahre 660 vor Christus an gezählt wurden. Jedes Jahr hatte in dem betreffenden Zyklus seinen eigenen Namen, wobei die Zeichen des Tierkreises am Himmel, die Elemente und so weiter benutzt wurden. Die Monate waren reine Mondmonate zu abwechselnd 29 und 30 Tagen, die entsprechend als „kleine" oder „große", im übrigen jedoch nur nach der Ordnungszahl bezeichnet wurden. Das Jahr umfaßte 12 solcher Monate, so daß im ganzen nur 365 Tage im altjapanischen Kalender herauskommen, dessen Ausgleichung gegen das wahre Sonnenjahr von etwa 365¼ Tagen durch Hinzufügung eines Schaltmonats in gewissen Jahren erfolgte. Auch die Monate wurden einfach mit Zahlen gekennzeichnet oder sie hatten poetische Bezeichnungen wie Chrysanthemum-Monat, Reisblüten-Monat und so weiter. Diese altjapanischen Monate zerfielen in drei zehntägige Abschnitte, wobei der 1., 11. und 21. jeden Monats besonders hervorgehoben wurde. Der Tag begann um Mitternacht und wurde in 24 Doppelstunden geteilt, die im altjapanischen Kalender entweder nur nach Zahlen oder nach den 12 Tierkreisbildern genannt wurden.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Ist ein photographischer Apparat oder ein Musikinstrument lehrreich und unterhaltend, so ist ein Opernguckerr oder Feldstecher ein nützlicher Begleiter auf der Reise oder im Theater. Beliebter dieser Gegenstände seien auf das Alterenommierte Versandhaus von Eugen Loeber, Dresden-N., Ritterstraße 12, aufmerksam gemacht, das photographische Apparate jeder Konstruktion, Musikinstrumente aller Art und Operngläser vom einfachsten bis zum modernsten Prismenfernrohr auch gegen Teilzahlungen abgibt. Die genannte Firma sendet ihre reich illustrierte Preisliste jedermann auf Verlangen gratis und franko zu.

NESTLE'S Kindermehl.
Altbewährte Nahrung
Für gesunde u kranke Kinder, sowie Magenleidende.
Verhütet u. beseitigt Brechdurchfall, Diarrhoe, Darmkatarrh.

Deine Frau, lieber Karl

versteht es ausgezeichnet sich immer tadellos zu kleiden. — Das kommt daher, daß sie von ihrer Schneiderin beim Verarbeiten nur beste Nähseide — die bekannte Gütermann'sche Nähseide verwenden läßt, wodurch die Kleider sich stets gut und lange halten.

3 Ärzte Prospecte frei
Bilz Naturheilanstalt I. Ranges
Dresden Radebeul. Gute Heilerfolge
Beste Heilweise bei Nerven-, Magen-, Herz-, Leber-, Nieren- u. Geschlechtskrankheiten. Neurasthenie, Asthma, Gicht, Rheumatismus, Zuckerkrankheit, Blutarmut, Frauenkrankheit. Einzig schöne Lage.

Dampfpflüge
Strassen-Locomotiven
Dampf-Rollwagen
Dampf-Strassenwalzen
Strassen-Aufreisser
bauen in den besten Ausführungen und zu den mässigsten Preisen
John Fowler & Co.
in Magdeburg.

Gefundenes Geld!
Briefmarken billigst, Preisliste gratis. Paul Geweike, Berlin S.W. 68. Ankauf.

Sie Sparen
fast die Hälfte bei direktem Bezug ihrer
Strümpfe, Socken, Ersatzfüsse
Trikotagen und Handschuhe
Paul E. Droop
Chemnitz i. S. 40
Fabrik und Versand direkt an Private.
Verlangen Sie Katalog gratis und franko.

Thale Harz. Für Töchter wissenschaftliche, häusliche und gesellschaftliche Ausbildung. Gute Pflege. Nähere Prospekte. Frau Prof. Lohmann.

50 Pfg. pro Heft
(pro Jahr 24 Hefte Mk. 12.—)
50 Pfg. pro Heft
Der neueste Roman
von
Marcel Prévost
beginnt im Heft 8 (15. April) von
Aus fremden Zungen.
Ferner Novellen von:
Selma Lagerlöf,
Anatole France,
Skitaletz.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter, sowie für M. 3.75 pro Quartal direkt durch den Verlag von
Dr. DEMCKER,
Berlin W. 15, Fasanenstrasse 31.

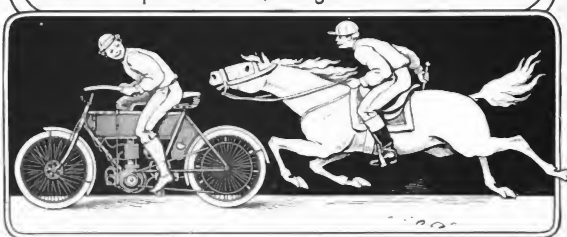
PHOTOGR. APPARATE
MUSIKWERKE OPERNGLÄSER
in grösster Auswahl
zu Originalpreisen ohne jeden Aufschlag
gegen geringe Monatszahlungen.
Man verlange Katalog Nr. 126
EUGEN LOEBER DRESDEN-N. 6.

Digitized by Google

Ein neues Velazquez-Werk (Klassiker der Kunst Band VI)

Zwei Jahrhunderte etwa waren seit dem Tode des Velazquez vergangen, da wurde der spanische Meister, dessen Name immer mit Ehrfurcht unter den Großen der Kunst genannt war, gleichsam unmittelbar wieder ins Leben und Schaffen der Gegenwart hereingerufen. Es sind vor allem ein französischer Künstler und ein deutscher Kunsthistoriker, denen das Verdienst zuzuschreiben ist, daß der ehemalige Hofmaler König Philipps IV. der europäischen Kunst von heute unendlich mehr bedeutet als ein „Klassiker", von dem in Anlehnung an ein bekanntes Wort Lessings zu sagen wäre, seine Bilder würden mehr erhoben als betrachtet; daß vielmehr seine Persönlichkeit und seine Umgebung wie gegenwärtig vor uns stehen, und daß wir in seinen Werken das Walten einer jener großen Kräfte erkennen, die das Reich der Kunst erweitern, indem sie in der Welt der Erscheinungen neue Geheimnisse der Schönheit entdecken und in ihrer Kunst neue Mittel finden, jene Geheimnisse auch den Augen der andern zu offenbaren. Eduard Manet und Karl Justi waren die Männer, die den Ruhm des Velazquez wieder zu einem wahrhaft lebendigen machten. Manet, der Maler, hat mit der sinnlichen Begabung des Künstlers das Neue und Einzigartige in der Kunst seines spanischen Vorgängers erkannt und als unverlierbares Vermächtnis der modernen Malerei einverleibt; Justi hat mit der Analyse des Forschers die Künstlerpersönlichkeit bis ins einzelste ihrer Entwicklung und ihrer Wirkungen, ihrer Zusammenhänge mit Vergangenheit und Umwelt begründet und meisterhaft geschildert. — Und doch, wenn nun Velazquez so ganz der Unsre geworden ist, so völlig für uns lebt, so gehört dabei jenen beiden Männern doch im Grunde nur das Verdienst der Vermittlung; daß er und sein Werk aber in solchem Maße wieder lebendig werden konnte, das ist der letzte und größte Sieg seiner Persönlichkeit selbst, eines jener Wunder der Kunst, in denen sie sich als die stärkste Ueberwinderin der Vergänglichkeit bewährt. — Von den wenigen, dafür desto herrlicheren Bildern zeithistorischen, religiösen oder genrehaften Inhalts abgesehen, waren die uninteressanten Menschen des spanischen Hofs in ihren oft grotesken Kostümen die Gegenstände seiner Malerei; und sie wurden ihm der Stoff zu Kunstwerken, in denen unerbittliche Wahrheitsliebe den vornehmsten Ausdruck gefunden, die Wahrheit auszusprechen; in denen die schlichte Größe der bildmäßigen Anordnung uns für die Unbeträchtlichkeit der Dargestellten schadlos hält; in denen die zartesten Schönheiten des Lichts, die edelsten Harmonien der Farbe die Wirklichkeit verklären, ohne sich nur um Fingerbreite von der Natur zu entfernen. Das Lebenswerk eines solchen Künstlers im ganzen zu überblicken, sei es auch nur mit Hilfe von Reproduktionen seiner Bilder, gewährt einen Genuß, der wirkliche Erhebung in sich trägt. Diesen Genuß vermittelt der neueste (sechste) Band der „Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben", der soeben bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart zum Preise von 6 M. erschienen ist. In 146 Abbildungen sehen wir hier die ganze, fast gesetzmäßig fortschreitende Entwicklung des Meisters sich vor uns abspielen. Man empfindet es nur als ein weiteres Zeugnis für diese Künstlerkraft, wenn man sieht, welch mächtigen Eindruck seine Bilder, die doch in so hohem Maß Meisterwerke der Farbe sind, auch in den Reproduktionen ausüben. Freilich sind diese Reproduktionen auch vortrefflich ausgeführt; und sämtliche echte Bilder sind in Blattgröße wiedergegeben, dazu von einigen der wichtigsten noch Detailausschnitte beigefügt. Eine warm geschriebene, sachlich inhaltreiche Einleitung aus der Feder des bekannten Kunsthistorikers Walter Genzel, ein Nachtrag mit Anmerkungen zu den mit den nötigsten sachlichen Angaben versehenen einzelnen Bildern ergänzen die bildliche Wiedergabe der Werke in derselben Weise.

Neckarsulmer Fahrradwerke
Älteste Specialfabrik, Königl. Hoflief. Neckarsulm.



Bestes Motorrad der Welt!
Tausende von Anerkennungen. Bewährtes, renammiertestes Fabrikat. Höchste Erfolge bei allen Konkurrenzen. Prachtkatalog gratis.
Viele Tausende in allen Weltteilen im Gebrauch. Ein Hebel reguliert: Bergsteigen, Rennen, Langsamfahren bei höchster Annehmlichkeit.

Bad Salzbrunn i/Schles.
465 m über dem Meere. Bahnstation der Strecke Breslau—Halbstadt. Saisondauer vom 1. Mai bis 15. October, ist durch seine altberühmte, alkalische Quelle, den Oberbrunnen, weitgedehnte Anlagen in herrlicher Gebirgslandschaft, Gebirgsluft, bedeutende Milch- und Molkenanstalt (sterilis. Milch, Kefir, Eselinmilch, Schafmilch, Ziegenmilch), das pneumatische Kabinet u.s.w., angezeigt bei Erkrankungen des Halses, der Luftröhren und Lungen, bei Influenza, bei Magen- und Darmkatarrh, bei Leberkrankheiten (Gallensteinen), bei harnsaurer Diathese (Gicht), bei Diabetes. Die neuerbaute Badeanstalt bietet ausser Bädern jeder Art (auch kohlensaure und elektrische Bäder) Einrichtungen für Massage u. hydrotherapeutische Behandlung; sie enthält ein medico-mechanisches Zander-Institut, ein Inhalatorium (Heyer), sow. Einzelinhalatorien. Versand d. Oberbrunnens durch d. Herren Furbach & Strickbeil i. Bad Salzbrunn.
Fürstlich Plessische Bade-Direction Bad Salzbrunn.

Digitized by Google

die sich bei den früheren Werken der „Klassiker der Kunst“ bewährt hat. Es gehört keine Prophetengabe dazu, dem Velazques-Band, diesebe freudige Aufnahme bei Künstlern und Kunstfreunden vorauszusagen, die den früheren Bänden der Publikation (Raffael, Rembrandt, Tizian, Dürer und Rubens) zuteil geworden ist und die bewiesen hat, daß die „Klassiker der Kunst“ einem wahren Bedürfnis unsrer kunstfreudigen Zeit in der rechten Weise entgegenkommen.

Literatur.

Wilhelm Hörstel, zurzeit als deutscher Geistlicher in Genua wirkend, ist den Lesern von „Ueber Land und Meer“ kein Unbekannter. Unsre Zeitschrift hat schon manchen Aufsatz aus seiner Feder gebracht, in dem er von Menschen und Landschaften aus seiner zweiten Heimat lebendig und anschaulich berichtete. Wie er es verstanden hat, dem italienischen Volksleben nahezukommen, das zeigt auch ein prächtiges Büchlein von ihm, das bei Theo Stroefer in Nürnberg kürzlich erschienen ist: „Aus dem sonnigen Süden. Italienische Märchen in mündlicher Ueberlieferung. Gesammelt von Wilhelm Hörstel.“ Wer da weiß, wie viele Märchenmotive Gemeingut der arischen Völker, ja, man darf fast sagen, der ganzen Menschheit sind, der wird sich nicht wundern, in diesen italienischen Märchen gar manches wiederzufinden, was ihm aus den deutschen Märchen von Kindheit her heimatlich vertraut ist. Aber auch diese bekannten Züge erscheinen doch neu in dem eigenartigen Gepräge, das ihnen italienische Phantasie und Erzählungsweise gegeben. Hörstel hat es prächtig verstanden, das Volkstümliche und das spezifisch Italienische in seiner Wiedergabe durchklingen zu lassen; er hat mit seiner schönen Auswahl aber auch viel echt poetisches Material vor dem Untergang bewahrt; denn, wie er in der Vorrede mitteilt, ist die schöne Sitte der oberitalienischen Bergbevölkerung, sich die langen Winterabende durch Märchenerzählen zu verkürzen, im Aussterben begriffen. So gebührt ihm für sein poesie- und gemütvolles Buch, das auch mit reichem Bilderschmuck versehen ist, der herzliche Dank aller Märchenfreunde, der alten wie der jungen!

CHOCOLAT KOHLER

Lausanne-Vevey (Schweiz)

Die Fondant-Chocoladen sind eine der bekanntesten Specialitäten der Marke „Kohler“

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Soeben beginnt zu erscheinen:

Unsere Haustiere

Herausgegeben von

Prof. Dr. Richard Klett und Dr. Ludwig Holthof

Mit 13 farbigen Tafeln und 650 Abbildungen nach dem Leben

In 20 Lieferungen zu 60 Pfennig.

Eine reich illustrierte Naturgeschichte unserer Haustiere, eine gemeinverständliche und unterhaltende Schilderung der eigenschaften und Besonderheiten, der Aufzucht, Pflege, Dressur, Züchtigung unserer Lieblinge in der Tierwelt. Das Werk wird einzig dastehen durch seine

überaus reiche bildliche Ausstattung, 650 Photographien nach dem Leben,

die das geschriebene Wort in vorzüglicher Weise ergänzt und unterstützt.

Lieferung 1 soeben ausgegeben

Ein illustrierter Prospekt ist kostenlos, die erste Lieferung zur Ansicht durch jede Buchhandlung zu erhalten.

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Cº, Radebeul-Dresden

erzeugt ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weisse, sammetweiche Haut, blendendschonen Teint u. beseitigt Sommersprossen, sowie alle Arten Hautunreinigkeiten. à St. 50 Pf. in allen Apotheken, Drogen-, Parfüm- u. Seifen-Geschäften.

Digitized by Google

Literatur

— A. Pandler, einer der Pioniere nordböhmischer Heimatkunde, hat in seinem neuesten, nunmehr bereits in dritter Auflage erschienenen Buche „Der neue Kammweg vom Jeschken zum Rosenberge“ jenes schöne Gebirgsland geschildert, das sich von dem bei Reichenberg gelegenen Jeschtenberge (1013 Meter) von Osten nach Westen durch das nördliche Böhmen, zum Teil längs der sächsisch-böhmischen Grenze und, über dieselbe hinübergreifend, bis zu dem einen Zentralpunkt der böhmischen Schweiz bildenden Rosenberge (616 Meter) hinzieht, der nicht weit von dem an der Elbe gelegenen Herrnskretschen aufsteigt. Die Naturschilderungen verwebt der Verfasser mit Sage und Geschichte zu einem reizvollen Gesamtbilde, und manche poetische Gabe erhöht noch den Wert des trefflichen Buches. Das Buch soll kein Touristenführer sein, es soll nicht schöne Gegenden zu Reklamezwecken erschließen, es soll ein Wanderbuch für jene sein, die sich in die Schönheit der Landschaft liebevoll versenken und in ihrem Rahmen Leben und Sitte des Volkes, seine Geschichte und Sage kennen lernen wollen.

Einen Gang durch die ganze Entwicklung der Kunst, soweit sie sich an einem einzelnen Thema — aber an einem der wichtigsten und zentralsten — verfolgen läßt, bedeutet das im Verlag von Ferd. Enke (Stuttgart) erschienene Buch des Luxemburger Museumsdirektors Anton Hirsch, „Die Frau in der bildenden Kunst. Ein kunstgeschichtliches Hausbuch“ (mit 330 Abbildungen im Text und 12 Tafeln). Der Untertitel „Kunstgeschichtliches Hausbuch“ erscheint in der Tat berechtigt, wenn man allein schon die Bilder in Betracht zieht, die von den Anfängen menschlicher Kunstübung an bis auf unsre Tage uns darüber unterrichten, wie der weibliche Körper und das Seelenleben der Frau das künstlerische Schaffen anregten und wie sie aus diesem Spiegel zurückstrahlten. Der Text betont in sehr richtiger Weise neben dem ästhetischen auch das kulturhistorische Moment; die Abbildungen bieten eine Fülle des Schönen und Charakteristischen, darunter auch eine große Zahl noch wenig bekannter Werke.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart.
Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Er, Sie und Es!

Nach dem Gemälde von Heinrich Sperling (Berlin)

Digitized by Google

Die Wiskottens

Roman in zwei Büchern

von

Rudolf Herzog

(Fortsetzung)

VIII

In Düsseldorf blühten die Bäume, als wären sie gesegnet. Süßer, schwerer Duft strich vom Hofgarten her über den Rheinstrom, mischte sich mit seinem Teergeruch und ließ die Jugend, die die Ruder handhabte, sehnsüchtig die Köpfe recken, als träumte sie von Meerfahrten und fernen Gewürzinseln. Im langgestreckten Akademiegebäude standen sämtliche Fenster weit offen. Ewald Wiskotten saß in seiner Klasse und kopierte einen Gipskopf auf den Zeichenbogen. Mechanisch zog er die Linien nach, prüfte mit müde erhobenem Arm, den Kohlenstift als Maßstab nutzend, aus der Entfernung die Größenverhältnisse, vollendete die Umrisse und begann, die Schatten hineinzuwischen. Der Professor hatte eine halbe Minute hinter seinem Schemel gestanden, war ihm mit dem Bleistift in die Zeichnung gefahren und hatte mißbilligend vor sich hingeknurrt.

„Wer ist nun das schielende Scheusal? Die Antike oder Sie? Für den Gips leg' ich die Hand ins Feuer."

Als er gegangen war, radierte Ewald Wiskotten ärgerlich die Korrekturen des Professors aus, zog eine Hilfslinie von der Nasenwurzel zum Nasenflügel und legte das Auge aufs neue an. Aber der Apollo schielte nur noch heimtückischer. Da gab er's für heute auf, den Prometheus zu spielen und den göttlichen Funken zu suchen. Durch das offene Fenster lockte der Mischgeruch von Teer und Würzhauch. Er stand auf und lehnte sich hinaus. Die Sonne hatte werbende Kraft. Drunten, rheinabwärts, hatte man die erste Badeanstalt ausgefahren.

In seinen Gliedern lag seit Wochen eine Mattigkeit, über die er nicht Herr zu werden vermochte. Der breit dahinfließende Rhein schickte ihm eine Aufforderung hinauf. Und er widerstand nicht länger. Er packte sein Zeichenmaterial zusammen und verließ mit hastigen Schritten den Saal. Ein paar Akademiker blickten auf und lachten hinter ihm drein.

„Na, Langer, gibst du Fersengeld?"

„Der Kerl ist so klapperig, als hätte Apollo ihn als Marsyas geschunden."

„O nee! Der Wiskotten hat den Apollo geschunden. Süch ens die Zeichnung."

Er machte, daß er von dannen kam. Wütend rannte er über die Korridore, nahm die Treppenstufen paarweise und atmete erst erleichtert auf, als er das lastende Gebäude im Rücken wußte. Vor der Badeanstalt kramte er die Groschenstücke aus der Tasche, trat in die Zelle, riß an seinem Anzug, als wäre es ein Panzer, und sprang kopfüber ins Wasser.

„Achtung, Drickes," lachte der Besitzer dem Wärter zu, „dat is ene Selbstmörder."

„Sie, jong Här, jagen Sie uns nich die Fisch' weg! Sie müssе die Fisch' erst langsam an Ihren Anblick gewöhne."

Prustend kam Ewald Wiskotten nach oben. „Schafskopp!" schrie er und tauchte von neuem unter.

„Wat hat er gesagt? Ich glöw, er hat mich geschimpft."

„Er hat dich erkannt, Drickes. Dat is keine Selbstmörder. Der hat noch sehr klare Momente."

„M'r kann sich auch irren, Baas. Wat die Adresse anlangt" — —

Ewald Wiskotten stieß heftig gegen einen andern Schwimmer. „Hoppla," sagte er und wollte weiter.

„Ich werde Ihnen gleich: Hoppla! Sie leiden wohl an Verfolgungswahn?"

Wütend machte der junge Mann kehrt und schnellte den Oberkörper aus dem Wasser. „Frechheit!"

„Was —?"

Auf und ab wippend schauten sie sich ins Auge.

„Donnerkiel, dat is ja der Ewald Wiskotten . . .!"

„Ernst Kölsch? Ich hab' dich in deinen triefenden Haaren gar nicht erkannt."

„Blaue Flecken hab' ich von dir. Du hast wohl dein Fleisch in der Garderobe abgegeben und nur die Knochen ins Wasser geworfen?"

Digitized by Google

„Herrgott, bin ich denn so mager geworden, daß es bereits auffällt?"

„Ich würd' mir an deiner Stelle einen englischen Anzug machen lassen oder Pumphosen tragen. Die wären sehr kleidsam."

„Scherz beiseite. Ich fühl' mich ganz wohl."

„Das soll mich freuen," sagte der andre trocken und warf sich wassertretend auf den Rücken. „Uebrigens: Anna war in Düsseldorf. Weshalb? Ja, wie soll ich sagen? Um mein Zeug zu flicken oder um mir am Zeuge zu flicken. Beides hielt sie für nötig. Läßt dich grüßen. Brr — jetzt krieg' ich eine Gänsehaut. Doch noch verdammt kalt, das Wasser. Komm mit heraus."

Als sie nebeneinander zur Zelle schritten, warf Ernst Kölsch einen prüfenden Blick auf den Heimatsgenossen. Und dann über die eigne, stämmige Gestalt. Aber er sagte nichts weiter. Sie rieben sich ab, kleideten sich an und gingen brummelnd durch den Hofgarten zur Stadt. An der Ecke der Alleestraße wollte sich Ewald Wiskotten von seinem Begleiter trennen.

„Warum? Willst du arbeiten?"

„Ich möcht' heut mal bei Zinters essen. Und die sind pünktlich."

„Hast wohl Angst vor deinem Herbergsvater? Schlechte Angewohnheit. Mußt du dir und ihm abgewöhnen."

„Ich hab' da Rücksichten zu nehmen — —"

„Ach so. Versteh' schon. Mit der Miete im Rückstand. Na, wenn ich Wiskotten hieße!"

„Und was wär dann?"

„Der Name ist doch wie bar Geld. Den ließ' ich wechseln."

Ewald Wiskotten zog die Brauen zusammen. Sein blasses junges Gesicht wurde finster und älter über seine Jahre hinaus. „Ich trag' den Namen für mich allein, und so gilt er nichts. Noch nicht!"

Sein Begleiter kniff ein Auge ein. „Nobel siehst du gerade nicht aus. Wenigstens einen anständigen Schneider sollt'st du dir halten."

„Wenn ich dir so nicht passe, brauchst du ja nicht mit mir herumzulaufen."

„Du, hör mal, wir sind hier nicht in eurer Fabrik. Den Befehlshaberton kannst du dir sparen."

„Adieu," sagte Ewald Wiskotten kurz, warf den Kopf auf und ging mit langen Schritten über die Straße.

Einen Augenblick zögerte Ernst Kölsch. Dann siegte seine Gutmütigkeit, und er rannte ihm nach. „Du, Ewald!"

„Was willst du?"

„Dich fragen, ob du mit mir zu Mittag essen willst. Bei Schmitz in der Weinstube. Fein, sag' ich dir."

„Ich laß' mich nicht freihalten."

„Mensch, ich hab' doch ein Bild verkauft!"

„Was —?" Mit einem Ruck wandte er sich um. „Wahrhaftig? Nee, du, sag: ein Bild? Was denn und wem? Ernst, herrje, wie ich mich freu'! Jetzt marschieren die Wuppertaler an! Jetzt kommen wir! So sprich doch! Was für ein Bild?"

Ernst Kölsch stiebte ein Stäubchen von seinem eleganten Anzug. Neben dem Fabrikantensohn im abgescheuerten Jackett glich der Werkmeistersohn einem vornehmen Dandy. „Was für ein Bild?" sagte er ruhig und knipste weiter. „Ein Gastmahl des —"

„Ein Gastmahl des Plato?"

„Nee, des Bacchus. Was soll der Wein-Schmitz mit andrer Philosophie als der, die aus den Trauben steigt?"

„Der Wein-Schmitz? Bei dem du zu Mittag ißt?"

„Derselbige. Du hatt'st wohl gedacht, ich hätt' einen Freitisch beim Fürsten von Hohenzollern in Schloß Jägerhof? Ich muß zahlen wie jeder andre Sterbliche, und wenn ich nicht zahlen kann und hab' gerade Hunger, dann muß ich eben — malen."

„Ja, ist denn der Schmitz — Bilderhändler?"

„Weinwirt ist er. Und eine originelle Bude will er haben. Die wichs' ich ihm so peu à peu voll, wenn die Rechnung es verlangt. Jetzt ist nur noch eine Querwand frei. Hab' ich die auch erst unter Oelfarbe gesetzt, muß ich einen Lokalwechsel vornehmen. Ja, was staunst du denn? Auf diese Weise entstehen hier in Düsseldorf die besuchtesten Kneipen, und der Mäcen und sein Künstler fühlen sich wohl dabei."

„Was hast du denn gemalt?"

„Einen stadtbekannten feudalen Offizier als Bacchus, ein paar leckere junge Mädchen, die sich mit einer Pantherkatze um eine Traube balgen, die ihnen der Gott zugeworfen hat, und einen dicken töchterreichen Stammtischgast als schwermütigen Silen."

„Werden sich die Herrschaften auch nicht wiedererkennen?"

„Keine Sorge, ich habe sie alle zusammen nackt gemalt. Dadurch wurden sie Mythologie."

„Jetzt geh' ich mit," lachte Ewald Wiskotten. Aller Aerger war verflogen. Eine gehobene Künstlerstimmung war über ihn gekommen. So hatte er sich's gedacht: Lachende Sonne, lachende Lebensauffassung! Nieder mit dem Philistertum, hoch die Kunst! Und er hatte quälerisch in grauen Nebeln getappt, unfroh und ohne Spannkraft. Leichtlebig und vertrauensselig sprang der ältere Kamerad in der Sonne herum. „Du hast den Schlüssel, Ernst. Wie findet man den?"

„Man braucht nur was zu können," sagte der, zuckte die Achseln und faßte den jungen Landsmann unterm Arm.

Digitized by Google

Beim Wein-Schmitz bewunderte Ewald Wiskotten das Wandgemälde. „Recht laut," knurrte ihm Kölsch zu. Und Ewald Wiskotten verstieg sich schlankweg zu der Behauptung, daß das in ganz Düsseldorf keiner nachmachen könne, selbst der Akademiedirektor, der Pitter Janssen, nicht.

„Sie sind wohl sachverständig?" fragte der Wirt. „Dat kömmt bei Ihnen wie klar Wasser."

„Ich bin selber Maler," antwortete der Junge stolz. „Aber vor so einer Arbeit kennt man eben keinen Neid."

Da ließ der Wirt gern zu, daß Kölsch ihm den Freund als seinen Gast vorstellte, und hatte auch nichts dagegen, daß nach der ersten die zweite Flasche Kupferberg Gold den Stöpsel knallen lassen mußte. Der Schaumwein regte Ewald Wiskotten gewaltig auf. Das Blut rieselte ihm wohliger durch die Adern, er sah durch einen rosigen Schleier, und bald ging sein Mut auf Stelzen.

„Es ist ein Skandal, daß man sich auf der Akademie abschinden muß. Ein Vierteljahr sitz' ich nun vor demselben Apollo. Einmal von vorne, einmal von der Seite, einmal von hinten. Da ekelt einen ja zuletzt die edelste Schönheit an."

„Schimpf du nur, wenn's dich erleichtert."

„Hab' ich nicht recht? Die sollten mich einmal machen lassen, was ich wollte. Denen wollt' ich's zeigen."

„Was denn?"

„Ach, was Lebendiges, was Eignes, so etwas, weißt du, was sonst keinem einfällt — du hast es ja auch gezeigt."

„Ich —? Was kennst du denn von mir?"

„Nun — hier das Bacchanal."

„Laß mir nur den Quark aus dem Spiel. Das sind doch Witze, Papierkorbschnitzel. Meine Zeit ist noch nicht gekommen, und ich wart's ab."

„Aber auf was wartest du denn noch? Wenn ich das könnte — —!"

„Auf die große Sammlung. Mir ist es noch nicht schlecht genug im Leben ergangen oder noch nicht gut genug. Das Triumphgeheul des Todes oder des Lebens hat sich noch nicht eingestellt."

Ewald Wiskotten trank in einem Zuge sein Glas leer. „Nein," sagte er, „nur nicht warten. Wir müssen auf den Plan treten und da sein."

„Ich danke für die Wunderknaben. Wenn sie eines Tages das Matrosenjäckchen ausziehen, sind sie meistens auch im Gehrock die dummen Jungens geblieben. Daraus rekrutieren sich dann die Nörgler an der gesammelten Kraft."

„Aber diese langwierige Lehrzeit nimmt einem die Kraft."

„Denen, die keine haben. Reifeperiode, mein Junge, Reifeperiode des Lebens! Wenn du Kaufmann geworden wärst, säßest du jetzt vor dem Kopierbuch und hättest auch für drei Jahre Pech an den Hosen. Nee, die Dinge seh' ich nun anders an. Die äußere Handfertigkeit kannst du mit auf die Welt bringen. Wozu sie taugt, das lehrt dich erst der gereifte Verstand. Meiner hat sich noch nicht klar genug gemeldet. Die Pause füll' ich mit lumpen aus. Später kommt der dicke Strich."

„Es gibt eben Leute, bei denen der Verstand früher kommt," beharrte der Jüngere.

„Oder die Arroganz. Das kostet die schönsten Jugendjahre."

„Das ist Faulenzertheorie!"

„Ich möcht' mich selber darum beneiden," lachte Kölsch und hob sein Glas. „Solch einen Wein zum Beispiel hat mein Alter in seiner Jugend nicht getrunken. Dein Alter auch nicht. Und wer weiß, ob wir ihn später wieder zu trinken kriegen. Also: nutzet die Jugend, sie kehret nicht mehr. Sollst leben, Arbeitsfanatiker."

„Wir haben jetzt eine Kompositionsaufgabe bekommen. In den nächsten Tagen bleib' ich zu Hause. Da geh' ich heran!"

„Das quält nun sein armes Gehirnchen ab! Ideen müssen kommen wie Sommervögel, am Schraubstock lassen die sich nicht fabrizieren."

„Wirst du am Sonnabend kommen und dir die Arbeit ansehen?"

„Wenn es dir eine Beruhigung ist? Für die Erstlingssünden ist sonst der Papierkorb da."

„Bitte, Ernst!" Er wurde leidenschaftlicher. Der Wiskottensche Tatendrang stürmte in ihm, und der Schaumwein öffnete der Phantasie die Tore. „Ich denke mir — hör mal zu — —"

Aber der Aeltere wehrte ab. „Erzähl das deinem Zeichenbogen. Der hat den ersten Anspruch darauf. Ich komm' früh genug an die Reihe.

„Hab dich nur nicht so. Am Sonnabend wirst du anders sprechen."

„Das walte Gott. Trinken wir noch eine?"

„Nein, laß. Ich bin jetzt gerad' in Stimmung. Die soll ausgenutzt werden. Adieu, Ernst, hab' vielen Dank."

„Du, Ewald — — —. Wovon — lebst du eigentlich? Nun sei mal vernünftig. Die Anna ist gestern mit einem Geldschiff gelandet, und ich hab' so Angst vor Dieben. Sieh mal, hier wär' so ein schöner Hundertmärker."

„Hat dir das — die Anna aufgetragen?"

„Du bist wohl übergeschnappt? Die Anna? Wie kommst du denn auf die Anna?"

„Ich — ich — das war eine Dummheit — und — und sag' ihr nichts. Brauchen — brauchen könnt' ich's schon. Der Zinters wird schwierig. Na, Ernst, danke schön..."

Er verabschiedete sich kurz und verließ aufgeregt die Weinstube. In einem Zigarrenladen kaufte er sich Tabak und ließ den Hundertmarkschein wechseln. Die Goldstücke behielt er in der Hand, bis sie ganz warm geworden waren.

Digitized by Google

Der alte Zinters unterhielt in Erinnerung an seine langjährige Laufbahn als selbständiger Rheinschiffer gen Holland in der Volkerstraße eine kleine Schankstube, in der er holländische Schnäpse zum Ausschank brachte. Seine Kundschaft waren gleichzeitig seine Lieferanten. Was die Schleppschiffer über die Stromgrenze schmuggelten, luden sie im großen bei dem alten Zinters ab und tranken es im kleinen beim alten Zinters wieder aus. Das verräucherte Gemach roch beständig nach Teer. Die wenigen Gäste waren hemdärmelig wie der Wirt, trugen wie dieser die Schiffermütze im Nacken und die lange holländische Tonpfeife in irgendeiner Zahnlücke. Das förderte einen gemütlichen Schifferfkat, denn es verhinderte Zank und Leichenreden. Bevor man die zerbrechliche Pfeife aus ihrer Ruhe brachte, ließ man fünf gerade sein. Das wußte der Alte auszunutzen.

Als Ewald Wiskotten eintrat, war die Stube leer. Er mußte sie durchqueren, um durch die Hintertür auf die Stiege zu gelangen, die zu seiner Atelierdachkammer führte. Nun regte sich doch Leben hinter dem Schanktisch. Sein Schritt hatte den Wirt aufgeweckt, der mit dem Kopf auf der Theke lag und schlummerte.

„So wat macht ene Lärm, als käm' die feinste Kundschaft," brummte er mürrisch, als er seinen Mieter erkannte.

„Herr Zinters, ich hab' Schulden bei Ihnen —"

„Enee? An so wat denkt Ihr auch? Ich dent' als eweil daran."

„Hier sind fünfundsiebzig Mark, Herr Zinters. Ich kann nicht so regelmäßig zahlen, wie sich das wohl gehört. Aber gezahlt wird, und wenn Sie wollen: mit Zinsen. Nur Ruhe müssen Sie mir lassen."

Der Alte strich seinen grauen Bart und zwinkerte nach dem Geld. Dann schob er es mit gehöhlter Hand in die Theke.

„Ja, wenn Ihr auf die Weis' zu mir sprecht, jong Här — ich hatt' sonst als die Kündigung parat."

Ewald Wiskotten fuhr sich durch das langgewachsene Haar. Die Kündigung? Und während er den Schreck über das Wort niederzukämpfen suchte, fiel ihm plötzlich ein, was Ernst Kölsch ihm vor wenigen Stunden zugerufen und was er vor wenigen Stunden erst weit von sich gewiesen hatte. Ohne daß er es wollte, formte es sich auf seinen Lippen zu Worten.

„Die Kündigung? Der Name Wiskotten ist doch wohl so gut wie bar Geld."

„Jewiß doch, jong Här. Wenn bar Geld dahinter steht..."

„Wir arbeiten mit dreihundert Mann zu Haus!"

„Donnerlütsch — —!" Der schlaue Ausdruck im Gesicht des Alten schwand und machte einer staunenden Hochachtung Platz. „Wat sagt Ihr? Drei — —?" Er tastete mit der Hand über die Flaschenbatterie. „Ich tät glauben, hier wär' esu e klein Geneverchen wohltätig."

Ewald Wiskotten trank das Gläschen aus. Und auf einmal spürte er es wie heiße Scham. Hart setzte er das Glas aufs Schankblech und öffnete die Hintertür. „Adieu."

„Die Quittung schick ich gleich durch et Jretchen 'rauf," rief ihm Zinters nach. „Adschüs, Herr Wiskotten!"

In seiner Mansarde ärgerte er sich wütend. Er hatte sich etwas vergeben, er hatte mit fremdem Kalbe gepflügt. Und zwischendurch wurde der Stolz in ihm mächtig, der Stolz auf den Familiennamen, der sich Respekt erzwang. Das besänftigte seinen Zorn und steigerte ihn wieder. Aber es blieb zuletzt doch eine Siegerstimmung in ihm zurück. Er warf den Rock ab. Es wurde ihm zu heiß. Der Sekt tat auch noch seine Wirkung. Nun wollte er arbeiten.

Da klopfte es an seiner Zimmertür.

„Herein!"

Gretchen Zinters kam und brachte die Quittung.

„Danke schön. Wünschen Sie sonst noch was?"

„Och — wat Sie sich einbilden!"

Die schlanke Achtzehnjährige ließ ihre dunkeln Augen blitzschnell an ihm hinunterlaufen. Ewald Wiskotten wurde rot. Heute erst gewahrte er, was für ein apartes Geschöpf sie war. Das erhöhte seine Verlegenheit. Dabei rieselte es ihm so seltsam durchs Blut, daß er fast einen leichten Schwindelanfall verspürte. Er starrte sie an, und wenn er sprechen wollte, fühlte er, daß der Atem aussetzte. Ganz schnell schlug es ihm in den Schläfen und rasend schnell in der Herzgegend. „Dummer Junge," schalt er sich trotzig.

„Fräulein Gretchen — —"

„Ja —?"

„Sie — Sie könnten mir wirklich mal Modell stehen!"

„Sie sind wohl jeck?"

„Dann — dann wenigstens — einen Kuß..."

Sie hob nur den Kopf. Kaum erwartungsvoll. Aber sie lief doch nicht fort.

Da trat er näher und legte unbehilflich die Arme um sie. Schneeweiß war er im Gesicht geworden. Und dann spürte er durch ihr Kleid das Pulsen ihres jungen Blutes. „Gretchen!" schrie er auf und preßte seine suchenden Lippen auf ihren Mund.

Nur eine Sekunde, und sie drängte ihn mit beiden Händen zurück.

„Gretchen, was ist denn, Gretchen —?" stammelte er.

Sie schmollte.

„Aber Gretchen!"

„Sie sind jleich so jrob. Als wenn ich die erstbeste wär'."

„Nu ja — ein Prinz bin ich auch nicht."

Digitized by Google

„Aber Sie sind doch von den reichen Wiskottens?"

„Woher wissen Sie das?" fragte er perplex.

„Och — dat sieht man Ihnen doch an."

Da lachte er. Und nun versuchte er, sie aufs neue zu fangen. Sie tollten durch das Zimmer, bis er sie umschlungen hielt. Aber sie bog sich in seinen Armen zurück. „Erst Farb' bekennen! Eher kriegst du keinen."

„Du' hast du gesagt!" jubelte er.

„Dat hat nix auf sich. Dat sagt m'r so. Loslassen!"

„Erst will ich meinen Kuß —!"

Sie hielt ihm, ausbiegend, den Mund zu. „Schrei nich so. Still! Ich komm' wieder."

„Du — —?" Vor Ueberraschung gab er sie frei.

„Ich will nur sehen, ob Vatter wieder schläft . . . Wart!"

Er blickte ihr nach, wie sie flink und graziös hinausglitt. Geschmeidig wie ein Wiesel. Seine Augen waren ganz weit geworden. Und eine Seligkeit wogte ihm bis in die Kehle, eine ganz tolle, nie gekannte Seligkeit — —. Alles vibrierte an ihm. Er reckte die Arme, um den fliegenden Atem zur Ruhe zu zwingen, und dann rannte er lachend, schwatzend durchs Zimmer. „Ist das schön! Ist das schön! Herrgott — Herrgott — —"

Da kam sie zurück, die Finger auf den Lippen. Die Tür schnappte ins Schloß.

„Setz dich," gebot sie. „Aber ganz vernünftig sprechen."

Er setzte sich und legte die Arme um ihre Taille. Sie lockerte sich ungeduldig in seinen Armen, bis nur noch seine Fingerspitzen sie berührten.

„Mach nich so Dummereien. Dat verträgt sich nich mitenander."

Den Kopf hintenüber gelehnt, hielt er sich ganz still. Und dann sagte er leise:

„Ganz schwarzes Haar hast du."

„Weiß ich längst."

„Und ganz schwarze Augen, die hin und her huschen wie Leuchtkäfer des Nachts."

„Jeck biste nu emal."

„Und ein ganz fein aristokratisch Näschen, mit Nasenflügeln, die sich immer bewegen."

Sie lachte in sich hinein.

„Und einen Mund, so rot, als käm's Blut durch."

„Den hab' ich von meiner Mutter."

„War die so schön wie du, Gretchen?"

In den Augen des Mädchens zuckte es auf. „Vatter traf sie in Rotterdam, als er noch auf dem Rhein fuhr. Da war sie der Stern."

„Der Stern?"

„So nennt man dat in den feinsten Singspielhallen. Wat beim Theater die Primadonna is. Wenn sie nich gestorben wär', braucht' ich Vatter nich zu helfen und wär' auch beim Theater."

„Möchtest du?"

Sie schloß die Augen. Ihre Nasenflügel bewegten sich schneller. „Reich werden, vornehm werden — —"

Er hielt sie ganz fest. Die Kehle war ihm wie ausgetrocknet. „Und wenn ich's würde? Für dich mit?"

„Du —?"

„Ja — ich!"

„Laß dich ens ansehen . . ."

„Nein!" rief er und sprang auf die Füße. Seine jungen Augen blitzten. „Laß du dich ansehen!"

Sie standen sich gegenüber und musterten sich, als hätten sie sich nie gesehen. Als wären sie sich etwas Neues geworden, etwas ganz Eigenartiges. Hüben und drüben ein kurzes Lachen. Halb erstickt. Und dann griff der große Junge zu, mit festem, klammerndem Griff, tanzende Punkte vor den Augen, die aus ihrer schwarzen Pupille zu springen schienen, die dicht unter der seinen war. Und aufseufzend schloß er die Augen, ließ schwer den Kopf sinken und nahm ihr mit seinem Kuß den Atem.

Sie rang ihm nicht mehr entgegen. Sie ließ sich von den unkundigen, unersättlichen Lippen küssen, bis er selber einhalten und Luft schöpfen mußte. Da bäumte sie sich, auf den Zehen sich hebend, in seinem Arm auf und biß ihn ins Ohr.

„Wilde Katze," stieß er hervor und zwang ihren Mund. Ihre Zähne schimmerten ihm entgegen. Und nun küßten sie sich, und keines wußte, wer der Gebende und wer der Nehmende war.

„Gretchen, Gretchen —!"

„Ewald — —!"

„Jetzt hab' ich eine Braut!"

„Och, dazu biste noch zu jung . . ."

„Ich? Uebers Jahr bin ich mündig."

„Ja, werden se dir dann dein Geld auszahlen müssen —?"

„Weiß ich nicht," sagte er bestürzt. „Aber ich schaff's auch so!" Das klang im alten Trotzton. „Ich werd' nicht lang auf der Akademie herumsitzen, ich werd' bald Bilder malen. Zwei — drei Jahre — ach, Gretchen!"

„Et wär' aber doch besser, wenn deine Familie beispringen tät. Die haben doch dat arg viele Geld."

„Wird sich finden, Gretchen. Gib nur acht, die werden mir schon noch kommen! Wo ist dein Mund? Ach — — du — —!"

„Gehn m'r heute abend in den Zirkus?"

„Wohin du willst! Wo ist der Zirkus?"

„Auf der Oberkasseler Seit'. Ich war am Sonntag mit dem Franz Stibben aus Neuß da. Der wird nächste Ostern Kapitän auf ene Schiff von sei'm Vatter."

Digitized by Google

„Das hört aber von jetzt an auf," bestimmte er.

„Wat denn?"

„Daß du mit andern Herren allein ausgehst. Jetzt gehörst du mir ganz allein."

„Aber der Franz Stibben hat doch zum Vatter jesagt, dat er mich heirate möcht' . . ."

„So ein Prolet! Dich heiraten! Das könnt' ihm wohl passen. Er soll sich nicht noch mal hertrauen, der Rheinkadett!"

„Schimpf nich so dreckig. Die Stibbens, dat sind ganz wohlhabende Leut."

„Proleten sind sie!" schrie er aufgebracht, „Proleten! Mit ihrem Fünfgroschenreichtum! Sprich nicht mehr davon, hörst du? Ich kann's nicht vertragen."

„Aber du und ich, wir haben doch noch gar keinen Verspruch. Dat jilt ja jar nich, wenn m'r nich mündig is."

„Aber in einem Jahr gilt's. Dann verloben wir uns, Gretchen, sag doch . . ."

„Um sieben Uhr am Markt beim Jan-Willem-Denkmal. Still! Da ruft mich der Vatter —"

Er nahm hastig ihren Kopf zwischen seine großen Hände und küßte sie atemlos, wohin er traf. Dann schlüpfte sie hinaus. —

Nun zeichnen! Komponieren! Den Glücksrausch ausbeuten! Aber es wurden krause Linien, die er zu Papier brachte. Immer schweiften seine Gedanken ab, immer suchten seine Augen, was nicht da war, und wenn im Haus die Stiege knackte, horchte er auf, und seine Hände zitterten. Vor Aufregung zerbrach er den Kohlenstift in kleine Stücke. Nun mußte er sich die Hände waschen. Und dabei fiel ihm seine Toilette ein. Siedendheiß wurde ihm zumute. Er faßte den Rock mit spitzen Fingern und drehte ihn am Fenster um und um. Die Aermel glänzten verdächtig. Scheu, als täte er Unrechtes, holte er den Tuschkasten und färbte die abgescheuerten Stellen auf. Dann zog er leise die Stiefel aus, schnitzelte mit dem Taschenmesser an den Absätzen und rieb sie blank. Saubere Wäsche besaß er. Und der Hut? Er drehte ihn in den Händen. Nun, das war eben ein Künstlerhut, je lappiger, desto besser.

Um ein Viertel vor sieben patrouillierte er das Jan-Willem-Denkmal ab. Das Geld trug er lose in der Hosentasche. Fünfundzwanzig Mark. Daß der Ernst Kölsch das Geld gerade heute ihm hatte aufdrängen müssen, das war eine Fügung gewesen. Nun konnte er sich eine Loge leisten. „Nutzet die Jugend, sie kehret nicht mehr . . ." pfiff er erregt vor sich hin. Wo blieb nur Gretchen?

Die Rathausuhr hatte sieben geschlagen. Es prickelte ihm in den Fußsohlen. Um über die endlose Zeit hinwegzukommen, begann er zu zählen. Von eins bis sechzig. Eine Minute gleich sechzig Sekunden. Aber jedesmal war er eher so weit als der Zeiger auf der Rathausuhr. Da gab er's auf und rannte im Trab um das Denkmal. Ein Viertel nach sieben kam sie.

„Gretchen —", aber der Vorwurf blieb ihm im Munde stecken. Wie ein adlig Fräulein erschien sie seinen verliebten Augen. Das weiße Kleidchen umschmeichelte ihre Glieder, der breite Spitzenkragen hob die feste Schönheit der jungen Büste, unter dem zierlich gebogenen Strohhütchen ringelten sich die Locken.

„Komm schnell, dat wir hier nich noch jesehen werden. Hier wohnt als so'n Volk."

„Wo bleibst du so lange, Gretchen," fragte er im hastigen Vorwärtsschreiten. „Das war wie eine Ewigkeit."

„Ich hatt' doch dem Vatter jesagt, ich wär' beim Trinchen Kleuden in der Flingerstraß' eingeladen. Nun mußt' ich noch expreß hin, um da Bescheid zu sagen."

„Das ist aber doch geschwindelt."

„Och, du! Dat is doch nur so daherjesagt als Exküse."

Das verstand er nicht gleich. Aber sie ließ ihm auch gar keine Zeit dazu, um darüber nachzudenken. „Was für Plätze wirst du nehmen? Sperrsitz?"

„Loge. Das ist doch selbstverständlich, wenn ich mit dir geh'."

Sie kniff ihn vor Freude in den Arm. Und dann drängte sie noch eiliger vorwärts.

In der Zirkusloge saß sie wie eine junge Dame. Die Vorstellung war ihr gleichgültig, aber daß ein paar Offiziere der Düsseldorfer Ulanen sie immerwährend durchs Monokel fixierten, machte ihr Spaß. Auch Ewald Wiskotten empfand die Aufmerksamkeit, die man seiner Begleiterin zollte, mit Stolz. Als aber während der Pause die Offiziere immer um sie herumstrichen, regte sich die Eifersucht. Verstimmt kehrte er mit ihr von der Stallbesichtigung zurück. Die Vorstellung nahm ihren Fortgang.

„Kuck doch nicht immer hin. Die Kerls werden ja unverschämt."

„Aber et sind ja Ulanenleutnants. Dat sind doch die feinsten."

Er preßte ihre Hand. „Ich will nicht, Gretchen." Da lehnte sie sich beleidigt zurück.

Nach der Vorstellung gingen sie wortlos nebeneinander über die Rheinbrücke. Als sie sich dem Ufer näherten, trat sie ans Geländer. „Dat Schiff sieht jerad' aus wie dem Franz Stibben seins." Und gleichmütig schlenderte sie weiter. Er tat, als ob er die Bemerkung nicht gehört hätte, aber das Herz schlug ihm hörbar.

„Gretchen —"

„Geh weg, du bist eklig."

„Wollen wir zum Wein-Schmitz gehen? Das ist ein ganz vornehmes Lokal." Er wußte in seiner Angst nichts Besseres.

Digitized by Google

Sie nahm sofort seinen Arm und drückte ihn. „Ewäldchen — —"

Beim Wein-Schmitz waren nur noch ein paar alte Stammgäste. Sie ärgerte sich und wollte gleich wieder fort. Um ihr zu imponieren, bestellte er eine Flasche Kupferberg Gold. Weil er die Marke vom Mittag her kannte. Zwei Portionen Kaviar ließ er bringen. Sie sah genau zu, wie er ihn aß, und probierte mit spitzen Lippen. Dann lachte sie heimlich in die Serviette.

„Schmeckt's?"

„Fein," nickte sie lebhaft, trank einen herzhaften Schluck und zog vor den auffsteigenden Sektperlen das Näschen kraus. Da hätte er sie küssen mögen. Und nach einer halben Stunde trieb er nach Hause. Nun war sie es, die nicht fortwollte. Wie eine Prinzessin, die Hof halten möchte, thronte sie auf ihrem roten Polster. Endlich klingelte er an sein Glas und zahlte errötend dem Kellner. Es war ihm gewesen, als hätte der Mensch den Tuschflecken an seinem Aermel betrachtet.

Gott sei Dank, nun waren sie draußen. Er faßte Gretchen um. Aber sie entzog sich ihm. „Dat is doch keine Art für seine Leut'?" Sie wollte als Dame gelten. Das Köpfchen leicht erhoben, die Fingerspitzen auf seinem Arm, schritt sie unantastbar an seiner Seite. Nun waren sie schon in der Volkerstraße. Drüben leuchteten die kleinen Fensterchen der Zinters'schen Likörstube. Zornig gab er sie frei. Er durfte erst eine Viertelstunde nach ihr eintreten . . .

Am andern Morgen stand sein Kaffee wie immer vor der Kammertür. Er hatte einen schweren Kopf und pochende Unruhe im Blut. Die Akademie ließ er Akademie sein. Den Rhein entlang ging er durch die Wiesen, ganz verstört. In der Tasche klapperte ihm Geld. Er nahm es zögernd heraus und zählte es. Es waren fünf Mark.

Dann bemühte er sich, sich Gretchen vorzustellen und sich auf das Wiedersehen zu freuen. Aber als er heimkam, saß der alte Zinters mit der Magd allein am Tisch. Auf seine Frage nach Fräulein Gretchen antwortete der Alte kurz, sie habe Kopfschmerz von einer Geburtstagsfeier. Was der alte Schnapsschmuggler für Spürsinn machte! Halbtot legte er sich aufs Bett und schlief Nachmittag und Nacht durch bis zum andern Morgen.

Auch heute ging er nicht zur Akademie. Er wollte die Kompositionsaufgabe lösen. Ganz nüchtern war ihm zu Sinn. Er entwarf und verwarf, er strichelte hin und korrigierte, er nahm einen frischen Bogen und begann aufs neue. Um die Mittagszeit fragte er bei Zinters an, ob er an der Mahlzeit teilnehmen könne. Bei Tisch sah er Gretchen. Sie begrüßte ihn ganz kühl, während ihm das Herz bis in den Hals schlug. Als aber der Vater für einen Augenblick aufstand, um einem Kunden einen Genever einzuschänken, und die Magd nicht von ihrem Teller aufsah, den sie emsig auslöffelte, zwinkerte sie ihm schnell zu und machte leuchtende Augen. Dann kam der Vater zurück, und alles war wie zuvor. Aber die leuchtenden Augen sah er immer noch oben in seiner Mansarde, sein junges Blut klopfte wieder unternehmungslustiger und tatendurstiger, und mit der Zähigkeit der Wiskottens griff er nach einem neuen Zeichenbogen und entwarf und komponierte und rang mit seinem Stoff, bis er mit plötzlich einbrechender Dunkelheit das Papier nicht mehr erkennen konnte. Daß es Abend geworden war, hatte er gar nicht gemerkt. Er ging hinunter, um im Küchenzimmer etwas zu essen. Die Magd war im Keller, um ein paar Kruken aufzufüllen. Aus der Schankstube kam Gretchen mit einem Teller voll rotgefärbter Käferinden. Sie blickte sich um und stellte den Teller hin. Da spürte er auch schon ihren Körper und ihren Kuß. „Pßt . ." machte sie, und trällernd ging sie zur Gaststube zurück, wo sie mit Vaters alten rheinbefahrenen Freunden Karten spielte. Hastend verzehrte Ewald Wiskotten in der Hinterstube sein Abendessen.

Am nächsten Tag kam Ernst Kölsch. Während er die Komposition betrachtete, rieb er mit dem Finger gedankenvoll über sein bürstenartig geschorenes Schnurrbärtchen.

„So sprich doch nur endlich, Ernst."

„Schad', daß wir nicht Winter haben."

„Wieso?"

„Na, dann könnt'st du doch wenigstens Schnee schippen."

„Ernst!"

Der Heimatsgenosse packte ihn heftig beim Rockkragen. „Kerl! Was machst du? Umfallen? Du nährst dich zu schlecht, das geht doch nicht so weiter."

„Ist es wirklich nichts? Liegt — gar nichts drin?"

„In dem Sängerkrieg da? Nun mach mal nicht so angstvolle Augen. Wenn man nix Ordentliches in die Knochen kriegt, soll der Deubel die Begeisterung für einen Sängerkrieg finden. Abgesehen von dem blödsinnigen Düsseldorfer Thema."

„Nichts, Ernst, gar nichts?"

„Doch. Es liegt was drin. Ich weiß nur noch nicht, was? Begabung hast du. Sie ist nur noch nicht recht malerisch wirksam. Du willst gleich zu viel, über dein ungepflegt Talent hinaus. Und dazu einen leeren Magen! Mensch, stell dir mal vor: ein geborener Wuppertaler mit einem leeren Magen!"

„Also — Hoffnung hast du doch?"

„Hoffnung? Mehr, mein Junge! Gewißheit, daß irgendwas in dir steckt. Die Kostüme

Digitized by Google

haſt du ſonderbar gut heraus. Nun leg dir mal zunächſt 'nen Kappzaum an. Man muß die Dinge gemächlicher auf ſich zukommen laſſen, oder man verſpritzt ſein Pulver und wirſt dann die leere Flinte ins Korn. Hör mal, du ziehſt zu mir."

„Das — das kann ich nicht," ſtotterte Ewald Wiskotten.

„Recht haſt du," ſagte Ernſt Kölſch, „man ſoll getrennt marſchieren und zuſammen ſchlagen. Alſo werden wir von jetzt an zuſammen eſſen."

„Du weißt, daß ich dazu kein Geld hab'."

„Anna meinte, ich ſollt' nun endlich ſolide werden und auf meiner Bude eſſen. Wenn's mir allein zu langweilig wär', ſollt' ich mit dir gemeinſchaftliche Küche machen. Wir rechnen mit Jahresſchluß ab. Das hat ja keine Eile. Hier behältſt du die Atelierklauſe bei. Du, wir tun dem guten Mädel, der Anna, wirklich einen Gefallen."

Ewald Wiskotten ſchlug in die dargereichte Hand. Draußen lag verſchwenderiſche Sommerſonnenglut. Seine Hände waren eiskalt geworden.

IX

Anna Kölſch kam von Düſſeldorf. Sie ſaß im Frauenabteil, feſt in die Ecke gedrückt, und ſtarrte auf die vorüberfliegende Landſchaft, die ſich herbſtlich färbte. Vom Bahndamm winkten und ſchrien Kinder herüber, Jungens rannten über die Stoppelfelder und ließen den Windvogel fliegen, und fern am Waldrand, dort, wo die letzten Hügel in die Ebene ſtiegen, ſah ſie deutlich ein dicht aneinandergeſchmiegtes Paar. Sie ſchaute ſo lange hin, bis die Augen ſie ſchmerzten. Dann flogen Fabriken vorbei, Dörfer, Bahnhöfe. Ein Raſſeln ging durch den Wagen, der Zug fuhr behutſamer, ſie waren auf der Sonnborner Brücke. Tief unter ihr glitt geſpenſtiſch die ſchwarze Wupper, öffnete ſich geheimnisvoll der Talkeſſel; noch eine Kurve, und aus tauſend glühenden Augen glotzten die Schweſterſtädte Elberfeld und Barmen zur Höhe hinauf.

Das Schauſpiel war ihr nicht neu. Und doch genoß ſie es jedesmal wieder wie eine Ueberraſchung. Sie rechnete vor ſich hin, wie oft ſie ſeit dem Frühjahr dieſen Weg nun ſchon gefahren ſei. Allmonatlich. Immer fröhlich den Hinweg, und immer traurig den Rückweg. Sie kam mit vollen Händen, ſie hatte des Bruders Küche zu verproviantieren, und mit ganz leeren Händen reiſte ſie heim . . .

Sie ſchüttelte den Kopf. Als wenn ſie des Dankes wegen hinging! Der hätte ihr gerade gefehlt. Nur weil es ihr Spaß machte, für die beiden zu ſorgen. Zwar — den einen, den Ewald, hatte ſie bei ihrem Bruder Ernſt nicht zu Geſicht bekommen. An dem Tage, an dem ſie kam, hielt er ſich fern. Ob der kein reines Gewiſſen hatte — —? Und wenn! Das hatte er doch mit ſich auszumachen und nicht mit ihr. Nun ja, ſo tat er's ja auch. Gewiß, gewiß; nur immer zu! Wenn er es ihr auch nicht gerade ſo tölpelhaft hätte zu zeigen brauchen. Man war doch immerhin Freund miteinander geweſen, ſchon, als ſie noch auf allen vieren krochen. Nein, doch nicht. Damals hatte er ſchon laufen können, und er hatte ſie mit ernſtem Kleinkindergeſicht beaufſichtigt und ihr geholfen, wenn ſie umfiel. Und jetzt wollte ſie ihn beaufſichtigen? Fiel er denn um?

Nicht einmal den Gefallen tat er ihr, daß ſie Vergeltung üben konnte. Und nun mußte ſie über ſich ſelber lachen.

Ihr geſundes Naturell ſchüttelte alle unnützen Gedanken an volle Hände und an leere Hände unwillig ab. Sie erfüllte einfach ein Gebot des Vaters. Damals, im Frühſommer, als Ernſt geſchrieben hatte, wie es um Ewald Wiskotten ſtünde, und daß ſie nun gemeinſame Tafel hielten, hatte der Alte mit ſeiner Tochter eine Unterredung gehabt. Und das Reſultat waren Annas allmonatliche Fahrten nach Düſſeldorf, um mit dem Bruder Kriegsrat über die jeweiligen Bedürfniſſe Ewald Wiskottens zu halten, die Speiſekammer aufzufüllen und ein nach oben abgerundetes Monatsgeld zu überbringen. „Er ſoll dem Ewald vorſchießen, was der nur braucht," hatte der Vater geſagt. Der Stolz des alten Werkmeiſters duldete es nicht, daß ein Wiskotten Hunger litt oder gar unter die Räder kam. Die Sache betraf ihn mit.

Als der Zug in Station Barmen einfuhr, gewahrte ſie auf dem Bahnhof die fünf Brüder Wiskotten. Wilhelm, der Engländer, ſtand einen Schritt vor den andern und ſpähte die Wagenreihe entlang, die den Anſchluß von Vliſſingen brachte. Sie nickte Guſtav zu, der ſie entdeckt hatte und ihr ritterlich aus dem Abteil half.

„Sie kommen von unſern Schmerzenskindern, kleine Samariterin?"

„Es geht ihnen nichts ab, Herr Wiskotten. Auch Ewald iſt geſund und ſehr fleißig."

Der Junge kann ſich bei Ihnen bedanken, Fräulein Anna. Und wir auch. Sie nehmen uns da eine große Sorge ab."

„Nicht der Rede wert," murmelte ſie.

„Ich ſpreche alle paar Tage mit Ihrem Vater darüber. Sie haben die Sache richtig angefaßt. Der Junge iſt ſtörriſch. Nun können wir in Ruhe abwarten, wie er ſich entwickelt, ohne ihn kopfſcheu zu machen." Er drückte ihr kräftig die Hand. „Ich verlaſſ' mich auf Sie."

„Ich werde ſchon aufpaſſen," ſchnitt ſie haſtig ab. „Sie werden geſucht, Herr Wiskotten."

„Wilhelms Braut iſt gekommen. Miß Mabel White aus London. Ich gehör' zum Empfangskomitee." Er nickte ihr zu und ging raſch den Zug entlang. Anna Kölſch ſchlug allein den Heimweg ein.

Digitized by Google

Mit Genehmigung von C. Bieber, Hofphotograph, Berlin und Homburg

ZUR HOCHZEITSFEIER
UNSERES
KRONPRINZENPAARES

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Auf dem Bahnsteig stand Wilhelm Wiskotten neben einer schlanken, brünetten Dame in elegantem, festanliegendem Reisekostüm, die mit sichtbarem Vergnügen die Vorstellung der Brüder entgegennahm.

„Dies ist unser Aeltester. Mein Bruder Gustav."

„Ich habe sehr viel von Ihnen gehört, Herr Gustav," sagte sie lächelnd, und sie schüttelten sich die Hände. Sie sprach ein vollkommenes Deutsch bis auf einen leisen Akzent, der ihre englische Abstammung verriet. „Wir werden sehr gute Freunde sein."

Gustav Wiskotten sah ihr in die leuchtenden Augen. Wie frank und kameradschaftlich sie sich gab. „Ich denke, wir sind's jetzt schon, Fräulein White."

„So viele Männer!" lachte sie. „Das ist ja eine Ehrenesorte."

„Wir zeigen uns auch nur bei festlichen Gelegenheiten in corpore. Sonst sieht's gleich aus, als sei der Landsturm einberufen."

„Der Wagen steht vor dem Bahnhof, Mabel."

Die beiden jüngeren Wiskottens übernahmen schnell die Besorgung des Gepäcks. „Was, Paul?" meinte Fritz und strich, den Bruder anzwinkernd, den Schnurrbart hoch. „Da lohnt sich's, nach England zu reisen. Mensch, ist das ein tadelloses Frauenzimmer."

Das Gepäck wurde aufgeladen. Gustav Wiskotten zwängte sich als Garde mit in den Wagen des Brautpaares, und die übrigen Brüder sprangen auf eine Pferdebahn, die nach Rittershausen fuhr. „Droschken gibt's hier nicht," erklärte Gustav der neuen Schwägerin, die sich verwundert nach den Schwägern umsah. „Das Tal ist zu eng, und die Menschen haben hier ein Wort, vor dessen Klang sie schon schaudern."

„Was ist das für ein schrecklich Wort?"

„Luxus!"

Sie blickte schelmisch an sich herab und dann ihren Verlobten an. „Und ich bin nicht nur ein Wort, ich bin eine leibhaftige Person . . .?"

„Du bist eine Ausnahme," erklärte Wilhelm Wiskotten stolz.

„Was aus dem Ausland kommt, Fräulein White, passiert die Zensur nicht. Dafür gibt's nur kritiklose Bewunderung."

„Wie drollig."

„Das geht so weit, daß wir Fabrikanten unsre Barmer Artikel, unsre Bänder, Litzen und Spitzen nach Paris und London exportieren und unsre Grossisten sie von dort in denselben Kartons als Pariser Nouveautés und letzte englische Mode zurückbeziehen."

„Wo bleibt da der Gewinn?"

„Was vom Ausland kommt, hat höheren Preis."

„Auch die Frauen?"

„Na, Wilhelm, nun red du!"

Sie berührte wie unabsichtlich den Arm ihres Verlobten. Der behielt die englische Maske auf. Aber das Wuppertaler Blut stürmte doch, kaum zu bändigen, hinter der gepflegten Miene. Da schloß Gustav Wiskotten unbekümmert um das verdutzte Gesicht seines schönen Gegenübers die Augen — —

Die Brüder langten mit ihnen zu gleicher Zeit zu Hause an und bemächtigten sich, miteinander streitend, des Gepäcks. Im Triumph führten sie die neue Schwägerin die Treppen hinauf. Fritz Wiskotten, als letzter, blies einen Marsch, und Paul markierte gedämpft die Tschingdatrommel. Wilhelm Wiskotten, sehr rot, öffnete die Tür zum Wohnzimmer. Da saßen bei der Lampe, friedlich und selbstsicher, die alten Wiskottens mit Gustavs Frau, Emilie, beieinander.

Die am Tisch hatten sich erhoben. Lächelnd und ohne Scheu sah Miß Mabel White zu der alten Frau in der schwarzen Spitzenhaube auf. Langsam streckte Frau Wiskotten die Hände nach ihr aus. „Der Herr segne deinen Eingang, mein Kind."

„Wollen Sie mich nicht küssen . . .?"

Die alte Frau stutzte, aber sie beherrschte kalt ihre Verlegenheit und küßte sie feierlich auf die Stirn.

„Du mußt du zu mir sagen."

„Gern, Mutter."

„Und hier ist der Vater," drängte Wilhelm Wiskotten, der sich bei der patriarchalischen Bewillkommnung unbehaglich fühlte.

Der alte Wiskotten war sehr gerührt. In seinen Augen schwamm es verdächtig. Das bemerkte das schöne Mädchen auf der Stelle, und ohne zu fragen legte sie ihm die Arme um die Schultern und küßte ihn auf den Mund.

In des Alten Mienen wetterleuchtete es. „Staatsmädchen," nickte er Gustav zu, der Miß White eine Frau miteinander bekanntmachte. Emilie war sehr förmlich. Der einfache Anzug der Fremden war von so elegantem Schnitt, wie ihn keine Barmer Schneiderin herausbekam. Sie erschien sich in ihrem neuen Kleide diesem selbstverständlichen Geschmack gegenüber wie eine Landpomeranze und fühlte sich zurückgesetzt, ohne ihrerseits dazu beizutragen, durch weibliche Anmut und herzliches Entgegenkommen schnell den Ausgleich herbeizuführen. Sie überließ es der Schwiegermutter, das neue Familienmitglied in sein Zimmer zu führen und Miß White bei der Instandsetzung der Toilette behilflich zu sein.

Gustav sah sie mit großen Augen an. „Gefällt sie dir nicht?"

„Dir wohl desto mehr?"

„Vater is doch auch ganz Feuer und Flamme."

„Natürlich. Um mich bekümmert sich kein Mensch."

Digitized by Google

„Nun hör aber mal, Emilie. Heute ist doch Wilhelms Braut Mittelpunkt. Das ist doch selbstverständlich."

„Gewiß doch. Ich denk' mir ja auch nur mein Teil."

„Emilie," sagte Gustav Wiskotten leise, „du brauchst dich neben Wilhelms Braut nicht zu verstecken. Weiß Gott, du kannst dich sehen lassen. Aber diese ewigen verbitterten Mundwinkel machen dich um zehn Jahr' älter. Wenn du das doch endlich verstehen wolltest."

„Geh, häng' dich doch an sie."

Fritz kam herbeigeschlendert.

„So ein Liebespaar färbt wohl ab? Könnt ihr eure Intimitäten nicht zu Hause betreiben? Unsereins kriegt en ganz schwachen Magen bloß vom Zusehen." Er nahm Emilie um die Taille. „Gib mir mal en Kuß, Kind."

„Laß mich doch mit deinen Albernheiten zufrieden, Fritz."

Er zog rasch die Hände zurück. „Herrje! — — Mabelchen is viel netter."

„Mabelchen — —," spottete sie ihm nach. —

Der Tisch war heute im Nebenzimmer gedeckt, das Menü war ein reichhaltigeres. Das Dienstmädchen machte ganz stolze Augen, als es die Herrlichkeiten servierte. Die beiden alten Wiskottens saßen nebeneinander auf dem Sofa am Kopfende des Tisches, rechts von ihnen hatte das Brautpaar seine Plätze, links Gustav und Emilie. Die übrigen Wiskottens schlossen sich zu beiden Seiten an. Mabel White sprühte vor Vergnügen.

„Wieviel große Söhne du hast, Mutter. Wird dir nicht bang unter all den Männern?"

Frau Wiskotten schüttelte den strengen Kopf. „Bange? Die werden schon Respekt haben."

„Wir sind heut nicht vollzählig," rief Paul Wiskotten von seinem Eckplatz aus der Schwägerin zu. „Einer fehlt."

Jeder beschäftigte sich mit seinem Teller.

„Ach ja — Wilhelm sprach von sechs Brüdern . . ."

„Der Jüngste ist in Düsseldorf," sagte Gustav Wiskotten ruhig. „Vorläufig gedenkt er Maler zu werden."

„O — einen Künstler in der Familie . . .?"

„Wir besorgen in der Familie alles selber, schöne Schwägerin. Was im Haus gearbeitet werden kann, wird gemacht. In der Hauptsache: Bänder, Litzen und Spitzen. Aber im Nebenberuf ist der Paul Dichter, der August ein halber Pastor und der Fritz Pferdekenner."

„Und Wilhelm?"

„Bräutigam."

„Im Nebenberuf?"

„Wenn ich Wilhelm wäre, würde ich zunächst mal den Hauptberuf aufgeben."

„Sie sind galant," lachte sie. „Und was ist Ihr Nebenberuf?"

„Wenn Sie meine Frau fragen, wird sie Ihnen antworten: Haustyrann!"

„Ach, ich glaube, den läßt man sich schon gefallen. Hab' ich recht, gnädige Frau?"

Emilie Wiskotten tat, als ob sie nicht gemeint wäre. Mutter Wiskotten hob erstaunt den Kopf und blickte Wilhelm an. Der kraulte verlegen sein Backenbärtchen.

„Ja, Mabel, nun werdet ihr wohl ‚du' sagen müssen. Eine ‚gnädige Frau' gibt's für dich am Familientisch nicht. Emilie ist die ältere. Sie wird dir das Du gern anbieten."

„Wollen Sie, Frau Emilie?"

„Gern!" Sie hob ihr Glas. „Ich kann nur Ihren Namen schwer aussprechen."

„Ma-bel! Und du heißt E-mi-lie!"

„Kuß! — Kuß! — Kuß!" riefen im Takt die jüngeren Wiskottens.

Mabel White schaute sie lachend an. Dann raffte sie ihr Kleid zusammen und lief um den Tisch zu Emiliens Platz. „Ah — —!" tönte es im Chor, als man den Kuß vernahm.

„Nur, weil Sie einmal hier sind, und um Zeit zu sparen," sagte Gustav Wiskotten und stand mit seinem Glas neben ihr. „Time is money. Wollen wir?"

„Muß — ich — alle küssen?" fragte sie mit lachendem Erschrecken.

„Alle! Alle!" riefen die Wiskottens.

Gustav nahm sie um und küßte sie herzhaft auf den Mund. ‚Was die für merkwürdig weiche Lippen hat,' dachte er, ‚zum Träumen weich.' Dann überlieferte er sie den Brüdern, die sie mit Freudengeschrei entgegennahmen. Selbst August vergaß seine Würde und kämpfte um die Priorität. Paul behauptete, im Haupt- und im Nebenberuf mit ihr Brüderschaft trinken zu müssen. Da er sie bestimmt andichten würde, könnte er sie in seinen Versen unmöglich mit „Sie" anreden. Nun verlangte auch Fritz, daß der Sportsman in ihm besonders gewürdigt würde, und August vertrat energisch die Forderungen der Kirche in der Nächstenliebe. Man wollte das schöne Mädchen überhaupt nicht mehr hergeben. „Gustav, die Musterkarten für England sind doch fertig? Laß den Kerl, den Wilhelm, doch auf der Stelle abreisen! Der verträumt hier die ganze Konkurrenz!"

Aber dem Bräutigam schien doch die Konkurrenz am Platze gefährlicher zu sein. Selbst sein mühsam anerzogenes Engländertum ließ er außer acht. „Glaubt ihr, ich hab' mich für euch angestrengt, die Mabel zu bekommen?"

„Du bist auf unsre Kosten nach England gereist!"

„In die Reisespesen dürfen wir uns teilen! Könnt' dir passen, alter Sohn!"

„Demnach gehört die Mabel der Firma Gustav Wiskotten Söhne! Sag selbst, Mabel . . .!"

„Ich will mich auslösen!"

Digitized by Google

„Hurra! Sie will sich auslösen!" —

Endlich saß sie wieder, tiefatmend, an der Seite ihres Bräutigams. Ihre Augen blitzten übermütig. Alles an ihr war Lebenslust und Freude an der Gesundheit, der Ursprünglichkeit um sie her. Und ihre eigne Gesundheit fand sich wohl dabei.

Emilie Wiskotten schaute starr vor sich hin. So hatte man ihr nie gehuldigt. Und sie war so schlank und kraftvoll wie jene da. Und ihr Haar war schöner und reicher. Wenn sie es löste, könnte sie sich darin einhüllen. Es würde keinem auffallen, dachte sie bitter.

Woher nahm die Fremde die Kunst, die Herzen zu erobern?

Eine Leuchte an Geist war sie auch nicht, und das Ausländische tat's nicht allein.

Und mit dem Instinkt des Weibes spürte Emilie Wiskotten, daß die andre mehr Weib war, weiblicher in Tugenden und Fehlern, leichtlebiger, koketter, wandlungsreicher, aber auch elastischer, hingebungsfreudiger und mitreißender. Daß da kein Nerv war, der nicht darauf brannte, sich mit dem Manne zu messen, festen Willens, sich zu ergeben, aber erst, nachdem er die ganze Skala der Leidenschaften, von der Sehnsucht bis zum Jubel, wachgerufen und erschöpft hatte. Daß diese Frau immer zuerst Frau, immer zuerst schön, immer zuerst begehrenswert und nie einen Tag wie den andern sein würde. Stets das Weib, die Genossin des Mannes, und stets ein neues Weib. Und es war Emilie Wiskotten, als ginge von der Fremden das geheimnisvolle Parfüm aus, das die Herzen der Männer froh macht wie die Blume des Weins, ihre Wangen rötet und ihren Augen knabenhaft heißen Glanz gibt.

Besaß sie das Geheimnis nicht auch? Besaß es nicht jede Frau?

Es war ihr unbequem, sich darauf zu besinnen. Denn es gehörte noch etwas dazu. Die Heiterkeit eines starken Herzens.

Mit Vater Wiskotten unterhielt sich Mabel über den eignen Vater.

„Als du noch gar nich auf der Welt warst, standen wir schon in Geschäftsverbindung," sagte der alte Wiskotten stolz. „Er war mein erster überseeischer Kunde."

„Oje," machte Mabel, „da wirst du nicht viel an ihm verdient haben. Damals hatte er nur ein kleines Kontor."

„Was, Mutter, wir haben auch nicht gleich mit tausendpferdigen Dampfmaschinen angefangen?"

„Vater hat auch sehr schwer zu arbeiten gehabt, bis er oben war."

„Und ich, Kind," sagte der alte Wiskotten vergnügt, „hatte noch bis vor ganz wenigen Jahren ein paar Gesellen, von denen ich in der Jugend selber Ohrfeigen bekommen hab', wenn ich ihnen als Lehrling nich schnell genug et Bier aus der Wirtschaft holte."

„O, das ist schön!" rief Mabel.

„Sieh mal, Vatter," lachte Gustav, „wie sich deine Schwiegertochter freut, dat du mal Wichse gekriegt hast."

„Nein," sprach sie entrüstet, „daß du sie alle untergekriegt hast!"

„Daran is Mutter schuld," sagte der Alte. „Die hat ihnen aus dem richtigen Gesangbuch vorgelesen."

„Wirst du mir auch daraus vorlesen, Mutter?"

Die alte Frau konnte sich in den neckenden Ton nicht gleich hineinfinden. „Wenn du et nötig hast, Kind? Ich will et nich hoffen."

Lärmend stimmten die jüngeren Wiskottens zu. „Mabel muß den Kopf gerad' so gewaschen bekommen wie wir. Aber wir müssen dabei sein!"

Sofort nahm sie das Gefecht auf. „Das ist nicht gentlemanlike. Ihr seid schadenfrohe Menschen."

„Ganz egal! Wenn du nur weinst, Mabel! Und wenn wir dir dann die Tränchen trocknen..."

„Und wenn Wilhelm mich schlecht behandelt?"

„Kriegt der Wilhelm das Jäckchen voll."

„Und wenn er mir nicht den Willen tun will?"

„Läßt du den langweiligen Kerl laufen und kommst zu uns. Bei uns hast du allemal recht."

„Hörst du, Wilhelm?"

Der Bräutigam hatte eingesehen, daß hier deutsche Gründlichkeit den Kurssieg über alle englisierende Reserviertheit endgültig davontragen würde. Bevor sie sich zur Wehr setzen konnte, hatte er ihren Kopf erwischt und sie schallend auf den Mund geküßt.

„So!" sagte er. „Gesegnete Mahlzeit."

Sie sprudelte ein paar englische Sätze. Die Verwirrung kleidete sie zum Entzücken. In dem Geräusch des Stühlerückens ging ihr Protest verloren, und sie trat, um ihrer Verlegenheit Herr zu werden, schnell hinter ihren Verlobten. Aber Fritz und Paul Wiskotten standen schon neben ihr. „Gesegnete Mahlzeit," sagten beide in dem kindlichsten Tone, der ihnen zu Gebote stand, und breiteten die Arme aus, als ob es sich um eine liebe Tante handelte.

Da warf sie, mit frisch erwachter Koketterie, hoheitsvoll den Kopf zurück und reichte den begehrlichen Schwägern die Fingerspitzen zum Kuß.

Verdutzt schauten sich die Brüder an. „Na, nu los, Paul." „Los, Fritz!" Und wie zwei ungezähmte Wölfe warfen sie sich auf die kleinen festen Hände.

„Ich erneune euch zu meinen Rittern."

„Raubrittern!" schrien die beiden wie aus einem Munde.

Der Bräutigam mußte mit einem Donnerwort dazwischen fahren.

„Morgen werde ich die Fabrik besichtigen," entschied das schöne Mädchen. „Wer wird mich führen?"

Digitized by Google

Da erklärte sich selbst Vater Wiskotten bereit. „Meine Füße sind wieder ganz schön zu Gang."

Man kam überein, daß der Rundgang mit den Damen am Nachmittag stattfinden sollte. Und als es Mitternacht schlug, erklärte Frau Wiskotten ruhig: „Wenn jetzt nich geht, wat nich in 't Haus gehört, dreh' ich die Lampen aus."

„'raus, Wilhelm! Nu mach doch schon! Wir sind hier in einer guten Familie."

Der Bräutigam hatte für die Spöttereien nur ein mitleidsvolles Lächeln. Sein Logis war für die nächsten Wochen im Hause Gustavs. Er sagte den Eltern gute Nacht und küßte aufmerksam seiner Braut die Hand. Die jüngeren Wiskottens drängten hinzu.

„Is dat alles?"

Wilhelm maß die Brüder mit einem geringschätzigen Blick und ging, um sich Gustav und Emilie anzuschließen.

„Sei still, Mabel," trösteten die Zurückbleibenden, „wir werden das gleich nachholen."

„Riskiert's!" drohte das Mädchen und huschte behend hinter Mutter Wiskotten in ihr Zimmer. „Gute Nacht, Vater," rief sie durch's Schlüsselloch.

„Gut' Nacht, Töchterchen."

„Gute Nacht, August. Gute Nacht, Raubritter. Träumt von mir!"

„O du Wetterhexe! Wart, morgen!"

Drüben verlor sich ein silbernes Klingen ... Der alte Wiskotten und seine Söhne blickten sich an. „Staatsmädel," schmunzelte der Alte.

„Weiß der Deubel," erwiderte August.

„Herrgott, der August flucht ja — —?"

Ueber August Wiskottens gefurchte Stirn glitt eine Röte. „Gute Nacht," sagte er kurz. „Wenn wir morgen nachmittag feiern wollen, haben wir uns morgen vormittag doppelt zu rühren. Geschenkt wird keinem von euch was."

„Haben wir dich gefragt, Schulmeister?" —

Nach einer halben Stunde herrschte Ruhe und Frieden im Hause der alten Wiskottens. — —

„Rauchst du noch eine Zigarre?" fragte Gustav daheim seinen Gast.

„Wenn Emilie gestattet?"

„O bitte, auf mich braucht keine Rücksicht genommen zu werden. Ich leg' mich inzwischen schon."

„Nur ein paar Züge, Emilie," sagte Wilhelm und wünschte ihr gut zu ruhen. „Ich bin auch todmüde."

Gustav kam aus dem Kinderschlafzimmer. Er lachte. „Sie schlafen wie die Ratzen. Der Jung' die Faust an der Nase, und das Mädel den Daumen im Mund. Ich komme in fünf Minuten hinüber, Emilie."

Die beiden Brüder gingen rauchend auf dem Teppich auf und ab. Eine Viertelstunde. Dann warf Gustav sein Zigarrenende in den Aschenbecher. „Gib mir nochmal die Hand, Wilhelm. Zu der Frau muß ich dir heut abend extra Glück wünschen. Siehst du, das war's, was den Wiskottens immer gefehlt hat. Frisch Blut von draußen. Eine Frau, die Leben in die Bude bringt. Wir verfimpeln ja sonst auf die Dauer in der ewigen Fabrikstimmung."

„Ich wußt' ja, daß sie dir gefallen würde."

„Schlaf wohl."

„Du auch." —

Emilie wachte noch, als Gustav ins Schlafzimmer kam. „Habt wohl noch ein bißchen von der Lady geschwärmt —?"

„Ja, wirklich, das ist sie. Bei all der scharmanten Lustigkeit immer Dame."

„Hat ja auch nichts andres zu tun."

„Scharmant kann man selbst mit einem halben Dutzend Kinder sein."

„Das soll wohl auf mich gehen? Jede kann nich mannstoll sein."

„Emilie! — Ich darf dich wohl bitten, dich in deinen Ausdrücken etwas zu mäßigen. Diese beständige Scharfmacherei wird dir ja zur zweiten Natur."

„Ach Gott, halt du doch den Mund. Du bist ja schon bis über beide Ohren verliebt in sie."

„In sie nicht, aber in ihre Art."

„Was willst du denn überhaupt noch von mir?"

„Daß du dich ein wenig von ihr anstecken läßt. Herrje, bei deiner Jugend kann dir das Lachen und Singen doch nicht schwerer fallen als das Mucksen und Drucksen. Nimm doch mal einen Anlauf!"

„Ich bin dir wohl nicht mehr gut genug? Sag's doch gerad' heraus, daß du mich leid bist. Daß du mich los sein möchtest. Ich geh' ja schon. Ich hab's überhaupt satt." Sie weinte zornig in die Kissen. „Laß mich in Ruh'!" fuhr sie auf, als er begütigend die Hand auf ihre Schulter legte. „Ich bin deine Mabel nicht, die sich von jedem anfassen läßt. Deine scharmante und so hochgebildete Mabel!"

Gustav Wiskotten zog die Hand zurück. Er mußte an sich halten, um in diese lächerliche Verzogenheit und Verschrobenheit nicht mit einem Wetter hineinzufahren. Und er versuchte einen trüben Scherz.

„Bildung ist nich immer ein Kulturfortschritt. Sie kann auch die Entwicklung hemmen. Diese verdammte Bildung hindert einen zuweilen, den andern zu seinem eignen Besten mal windelweich zu prügeln."

„Vergreif dich nur an mir! Dann kannst du dich ja deiner Mabel gegenüber auf den armen Mann hinausspielen."

„Donnerwetter, jetzt hab' ich genug."

„Ich hab' schon lang' genug." Und sie weinte laut in ihre Kissen. — —

Lange lag Gustav Wiskotten wach. An seiner Seite war es still geworden. Die Dunkelheit

Digitized by Google

lastete so schwer im Zimmer, daß sie seine Brust bedrückte und er die Decke zurückschlug, als könnte er dadurch freieren Atem gewinnen. Aus der Ferne hörte er das einförmige Rauschen der Wupper, die ihre schwarzen Arbeitswasser Tag und Nacht über das Wehr stürzte. Vom Fabrikhof herauf klang der Schritt des Wächters, der die Runde machte. Dann verlor er sich . . . Gustav Wiskotten überlegte, daß der Wächter jetzt die neue Färberei umschreiten würde, die in den nächsten Tagen in Betrieb genommen werden sollte. Die würde Arbeit machen. Neues Färberpersonal war hinzuengagiert. Hoffentlich schlug's ein. Fritzens Erfindung sollte nun im großen ausgebeutet werden. Emiliens Vater, der alte Scharwächter, würde Augen machen. Der fabrizierte das billige Zeug, eine Ramschware in gemusterten Seidenbändern, die reißenden Absatz fand. Nun, man konnte sich wegen der Kundschaft einigen, wenn's so weit war. Es kam ja auch so Emilien zugut. Emilie . . . sie schlief. Und er wachte und dachte ans Geschäft, krampfhaft immer nur ans Geschäft. Ob das nie, nie anders werden würde? Durch seine Glieder ging ein Strom, der zum Herzen drang und es zusammenpreßte. Seine Hände öffneten und schlossen sich. Und seine Augen bohrten sich starr und weit ins Dunkel . . . Und plötzlich zuckte er zusammen und horchte in sich hinein. Es war gewesen, als ob jemand in ihm schrie. Ganz wild vor Sehnsucht! Und ganz wirr vor Sehnsucht. Wie ein todmüder Arbeiter nach Feierabend. Feierabend? Er betastete seine eisernen Arme. Die verlangten nicht nach Feierabend. Die waren für zwei Menschenalter geschmiedet. Aber lag denn seine Seele in den Armen? Konnten seine Arbeitsfäuste auch seine Sinne zerdrücken? Und jetzt hörte er, daß seine Sinne schrien. Aus dem Kohlendunst und Arbeitsstaub der Fabrik hinaus nach einem Quell, sich die Augen zu baden. Nach Schönheit, seliger Tollheit, flatternden Frauengewändern, huschenden Füßchen, winkenden und wehrenden Armen und plötzlich heraufschenden Weibeslippen. Nach dem Jungsein! Nach der Freude! Nach einer andern Welt — irgendwo, irgendwo — —

Seine Augen brannten. Ihm war, als lägen sie in ganz tiefen Höhlen, über welche die Backenknochen hart hinausragten.

Freude am Weib! In der Welt des Weibes!

Da lag sein junges Weib. Schön wie ein Marmor. Geschaffen, froh zu machen. Und ihre Gedanken liefen in kleinem Kreise, nüchtern und mürrisch. Eine Frau, die mit der Ehe ihre Jugend abschließt und vom Manne das gleiche verlangt. Eine Ehefrau. Und kein Lebenskamerad — in gemeinsamer Jugend — —.

Durch die Fenstervorhänge kroch grauer Tag. Regen schlug an die Scheiben. Der erste Novembersturm kam vom Wald.

Früh um sieben ging Gustav Wiskotten hinüber zur Färberei. Er nahm im Arbeiterraum ein kaltes Bad. Das verjagte die Nachtgespenster. Dann frühstückte er mit seinem Bruder Wilhelm.

„Bist wohl heut zur Arbeit nicht aufgelegt? Grüß mir Mabel."

„Ich werde erst kurz vor Mittag hinübergehen. Weißt du, Mutters wegen. Damit die sich schneller gewöhnt."

„Na, dann komm aufs Kontor. Die Post wird da sein."

In den Vormittagsstunden hatte Gustav Wiskotten eine geheime Unterredung mit Kölsch. „Wird besorgt werden, Herr Wiskotten. Um alle Tore Girlanden." Der Fabrikherr lächelte in sich hinein, während er weiterschritt, um seinen Dienst wie alle Tage zu versehen. Aus der neuen Färberei drang lustiger Hammerschlag. Der zog ihn an. Und bald stand er zwischen Röhren und Kufen wie ein Feldherr unter seinem Kriegsmaterial.

Der Regen ließ auch am Nachmittag nicht nach. Am Fabriktor erwartete Gustav Wiskotten die Damen mit einem gewaltigen Regenschirm. Emilie wollte sich später anschließen. Sie hätte keine Lust, als Ehrenjungfrau zu paradieren.

Heute wollte sich Gustav die Laune nicht verderben lassen.

Da kamen sie: Vater, Mutter, Mabel und die Brüder. Mabel im langen Regenrock mit Kapuze. Ein paar Weiber stierten staunend hinter ihr drein. Kein Mensch im Wuppertal trug so ein Ding . . .

„Guten Tag, Gustav," rief sie schon von weitem und schwenkte die Hand. „Ah, die Tore sind geschmückt! Du bist ein so aufmerksamer Schwager, daß du mich wirklich zur Schwägerin verdienst."

Er schüttelte ihr kräftig die Hand.

„Leider konnt' ich nicht für besser Wetter sorgen."

„Das Wetter ist gesund."

„Muß wohl so sein. Denn bei diesem Wetter kommen im Wuppertal die meisten Kinder auf die Welt."

„Gehört das zum guten Ton?"

„Es ist die Wahrheit. Frag Mutter. Hier kommen alle Kinder mit Gummischuhen auf die Welt und mit dem Gesangbuch."

„Red doch nicht so Dummereien," verwies ihn Frau Wiskotten ärgerlich. Der alte Wiskotten lachte.

Die Besichtigung begann mit den Kontorräumen, die musterhaft eingerichtet waren. „Augusts Reich," sagte Gustav Wiskotten, „und dort hinten, wenn's keiner sieht, dichtet der Paul."

„Hast du mir das versprochene Gedicht schon gemacht?"

Digitized by Google

Paul hob beschwörend den Finger. „August zieht's mir am Lohn ab."

Durch Buchbinderei, Lithographie und Druckerei ging's zu den Haspelstuben. Die Mädchen und Frauen saßen schweigend bei der Arbeit. Ein junges Ding schielte empor, wurde rot, beugte sich vor und kicherte. Schweigend gab ihr Gustav eine Kopfnuß. Da brach das Kichern ab.

„Hier regiert Mutter. Wer es nicht an der Ordnung sieht, sieht es an der Bibel."

Respektvoll sah das schöne Mädchen zu der alten Frau auf.

„Mit Gott fang an, mit Gott hör auf," sagte die trocken.

Durch die Packstuben ging es zu den Bandstühlen. Die schnurrten, sausten und schlugen um sich, als wüßten sie sich vor Vergnügen nicht zu fassen. Gustav erklärte ihr die Fabrikationsmethode und ließ sie an einem der Stühle die Handgriffe machen. Sie freute sich wie ein Kind, als die Garne sich verschlangen und langsam ein Stückchen Band herausgekrochen kam. Ritterlich schnitt ihr Verlobter es ab und barg es in der Brusttasche. Sie nickte ihm mit leuchtenden Augen zu.

Rohgarne und fertige Ware wurden besichtigt, und dann rannten die Jungen, tollend wie Kinder, durch den strömenden Regen zur Färberei. „Hier bin ich der König!" schrie Fritz und riß die Türe auf. — „Das ist ein Nebelreich!" rief das Mädchen und schlug mit der Hand in den dicken Dampf. — „Dir zu Ehren! London im kleinen! Heimatsgrüße!" — Die Färber grinsten, strichen sich die hängenden Schnurrbärte und arbeiteten unverdrossen weiter.

Wieder öffnete sich die Tür. Es war Emilie. In dem dichten weißen Qualm konnten die Schwägerinnen kaum ihre Umrisse erkennen.

„Nachher hol' ich die Begrüßung nach!" rief das fröhliche Mädchen.

„Jetzt zum Laboratorium!" schrie Fritz, um sich in dem Lärm der Dampfröhren und Färberknüppel verständlich zu machen. Mabel White jauchzte vor Vergnügen. Das mächtige Arbeitsgetriebe, diese niegesehene Welt regte sie auf. Alle Muskeln spannten sich, als wollten sie sich betätigen. „Vorwärts, vorwärts!"

„Achtung!" donnerte eine Stimme aus dem Schwaden. Und brausend stürzten die Wasser aus einer Kufe und überschwemmten den Steinboden.

„Konnten Sie nicht warten?" donnerte Fritz zurück.

„Nee. Ging nich!"

„Wie sollen wir nun durch den See kommen?"

„Im ‚Ekkehart' trug der fromme Klosterbruder die schöne Herzogin über die Schwelle," schrie Paul. „Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp'?"

Gustav Wiskotten beugte sich nieder. Wie eine Feder hob er das lachende Mädchen auf und trug sie durch siedendes Wasser und zischenden Dampf hindurch und die Stiege zum Laboratorium hinauf. Mit dem Fuß stieß er die Tür auf.

„Siehst du, jetzt hab' ich auch einen Nebenberuf. Gestern abend bin ich zu kurz gekommen." Sie faßte seinen Schnurrbart und küßte ihn auf den Mund. „Zufrieden?"

Er setzte sie nieder und sah Emilie in der Tür. Nur eine Sekunde. Und er hörte sie die Stiege hinabeilen.

Nun drängten die Brüder herein.

„Hast du auch deinen Lohn, Gustav?"

„Ich hab' ihm einen Kuß gegeben."

„Das läßt du aber gefälligst sein!"

„Wenn du eifersüchtig bist, bekommt er noch einen."

„Sei eifersüchtig, Wilhelm," bettelten Paul und Fritz.

Gustav Wiskotten blickte noch immer nach der Tür. Er sah dort noch immer ein junges verzerrtes Gesicht. „Habt ihr — Emilie nicht gesehen — —?"

„Sie ist nach Haus. Hat Kopfschmerzen."

Mit halbem Ohr hörte Gustav Wiskotten, wie Fritz der Schwägerin stolz die Laboratoriumserklärungen gab. „Hier werde ich stehen und grübeln und brüten, bis ich dir ein paar Reitpferde herausdestilliert habe. Du darfst dich bereits freuen, Mabel. Mehr sag' ich nicht."

Sie nickte ihm strahlend zu und blickte dann erschreckt auf Gustav. Wie sah der starke Mann plötzlich verfallen aus.

„Ist dir nicht wohl?" fragte sie leise und nahm seine Hand.

Die Brüder schauten auf. „Nanu, Gustav, — — du wirst doch nicht — ?"

„Unbesorgt — die dicke Luft — wenig geschlafen die Nacht." Er atmete tief. „So, nu is schon vorüber. Besten Dank, Schwägerin."

Ihre mitleidsvollen Augen hatten ihm das Gleichgewicht wiedergegeben. Nur keinen in sich hineinsehen lassen. Er biß sich auf die Lippen.

Die Brüder brachten Mabel und die Eltern nach Hause. Er blieb in der Fabrik. Dann schrillte die Dampfpfeife. Feierabend!

Mit müden Schritten ging er ins Haus. Auf dem Tisch im Eßzimmer lag ein Zettel von Emiliens Hand.

„Ich bleibe die Nacht mit den Kindern beim Vater. Morgen mehr."

Er war tief erblaßt. Dann lief eine leise Röte über seine Schläfe, verstärkte sich, überzog die ganze Stirn und brannte bis in den Nacken. Der Zettel knisterte in seiner Hand und rollte sich zwischen den mahlenden Fingern zur steinharten Kugel. Er griff, ohne zu wissen, weshalb, nach der Mütze. Als er sie in die Stirn zog, fiel ihm ein, ins Freie zu gehen. Und er ging. Der Regen strömte mit neuer Kraft. Keine Hand

Digitized by Google

vor Augen war zu sehen. Nur am Brausen des Wehrs merkte er, daß er an der Wupper stand. Das Wasser des schwarzen Arbeitsstromes leckte ihm wie ein treuer Hund die Stiefel.

Da rang sich ein Laut aus seiner Kehle, ein einziger nur. Ein kurzes, jähes Hohnlachen. Vom Wind über die Wasser verschlagen ...

Die schwarze Wupper leckte aufs neue über seine Füße.

„Ja, ja," beschwichtigte er sie wie einen Hund, „wir beide. Wir beide passen zusammen."

Seine Augen hatten einen harten Blick, als er in der Nacht, bis auf die Haut durchnäßt, vom Fabrikhof her ins Haus ging.

X

Auf den nächsten Tag war die Abnahme der maschinellen Einrichtung der Färberei angesetzt. Klar und kühl stieg der Herbstmorgen auf, blankgewaschen lag das Pflaster des Fabrikhofs. Schweigsam schritt Gustav Wiskotten neben seinem Bruder Fritz über den Hof zu dem nüchternen Ziegelbau, dem heute der lebendige Odem eingeblasen werden sollte. Die Grüße der Leute erwiderte er nicht. Die Muskeln seines Gesichts waren steif, seine Mienen verschlossen. Seine ganze Aufmerksamkeit konzentrierte er auf die neuen Anlagen und ihre Funktionierung. Andres gab es jetzt für ihn nicht. Der Techniker der Installationsfirma machte den Erklärer. Werkmeister Kölsch hatte sich angeschlossen.

Der kleine Trupp ging die Kufenreihen entlang, zu den Waschmaschinen, zu den Ringmaschinen, zum Transmissionslager. Die Fragen waren kurz und kurz die Antworten. Gustav Wiskotten ließ den gewaltigen Treibriemen über die Scheibe werfen. Totenstill war es. Die schwarzgebeizten Färberkufen gähnten wie eine Reihe leerer Särge. Und nun: ein leiser, singender Ton ... dem Seufzer eines Menschen gleich, der aus schwerem Schlaf erwacht — ein Atemholen, ein staunendes Sichbesinnen und ein jauchzendes Vorwärtsdrängen. Von Kufe zu Kufe schraubte man die Krane auf, brüllendes Wasser verschlang das Gähnen, aufpeitschender Dampf das Tote, durch Eisen und Holz zog ein brausender Lebensstrom, und das Siegeslied der Arbeit füllte wie ein Triumphgesang die Halle, die es sich aus dem Nichts erobert hatte. Die Arbeit, und nur die Arbeit hatte das Wort. —

Gustav Wiskotten horchte in den entfesselten Lärm hinein. Als suchte er nach einer Melodie. Strack aufgerichtet stand er, nur den Kopf hielt er vorgebeugt. Fritz sprach zu ihm. Er verstand ihn nicht. Dann sagte Werkmeister Kölsch: „Gratuliere, Herr Wiskotten."

„Wie war das, Kölsch?"

„Ich gratuliere."

„Ah so. Ja, da liegt wirklich Grund vor. Danke Ihnen, Kölsch." Er drückte ihm die Hand. „Fritz!"

„Hier, Gustav."

Der schien für Sekunden vergessen zu haben, was er wollte. Er sprach zu Kölsch und sprach nicht zu ihm. „Was wissen die Menschen davon, was einen das kostet. Selbst unsre Arbeiter wissen es nicht. Die sehen nur die Mauern, nicht aber den Kitt. Und in den hat man seine Lebenskraft hineingemischt und den Verzicht auf — so viel — Schönes in der Welt — —"

„Herr Wiskotten, irgendwie und irgendwo muß man sein Kapital anlegen. Wir sind keine Verschwender."

„Nee, Verschwender sind wir nicht. Schön muß das zwar auch sein. So aus dem Vollen heraus, so unbekümmert ... — Na, es muß auch unsre Sorte geben. Dummköpfe: meinetwegen. Hauptsache: sattelfest!" Jetzt besann er sich auf den Bruder. Er legte ihm die Hand schwer auf die Schulter und rüttelte ihn. „Na, Jung', un nu heraus mit der Plempe. Das Schlachtfeld hätten wir. Nun heißt es, sich zu Herren darauf machen."

„Keine Sorge, Gustav. Nächste Woche laß' ich auf der ganzen Linie vorrücken."

„Das wird ein Tanz werden."

„Wenn deinem Schwiegervater nur nicht wirbelig dabei wird."

„Steht ihm ja frei, Polka zu tanzen, wenn ihm zum Galopp die Puste nich reicht."

„Glaubst du, daß er auf den Vorschlag eingehen wird, seine Fabrikation einzuschränken und uns für seine Kundschaft in Kommission zu nehmen?"

„Das kommt auf seinen Gemütszustand an. Bis Mittag werd' ich ihn kennen."

„Na, du wirst die Sache schon beichseln."

„Werd' ich." — —

Mit einem großen Blick sah er sich noch einmal im Kreise um, nahm lauschend das Sausen und Brausen des Betriebes in sich auf, dankte dann dem Techniker und ging mit kurzem Gruß über den Fabrikhof zurück in seine Wohnung. Dem Mädchen sagte er, daß die ganze Familie heute beim Schwiegervater äße, der seit gestern nicht wohl sei. Eine halbe Stunde später fuhr er nach Unterbarmen, um den alten Scharwächter in seinem Hause aufzusuchen.

Die Männer sahen sich selten. Scharwächter gehörte zu der strengsten Richtung der Kirchlichen im Tal, die sich jeder äußeren Freude abhold zeigt. Das laute und unfromme Wesen seines Schwiegersohns war ihm fatal. In einem Raume mit ihm, glaubte er sich übersehen, an die Wand geschoben, um seinen Wert gebracht. Nur aus kaufmännischen Gründen hatte er die Beziehungen geknüpft, nur aus kaufmännischen Gründen hielt er sie aufrecht. In schwierigen Fällen war

Digitized by Google

Emilie die Vermittlerin zwischen den beiden Firmen gewesen.

Das Haus lag in einer Nebenstraße. Ein eisernes Staket schloß es gegen die Straße ab. Der Verputz war gespart. In langen Jahren hatte wildwuchernder Efeu die Arbeit billiger verrichtet und die roten Ziegelmauern bis unter das Dach mit einem grünen Kleide überspunnen. Auf einem blankpolierten Messingschild an dem Eingangspförtchen las man die Worte: Jeremias Scharwächter.

Gustav Wiskotten zog an der Schelle. Eine alte Frau, die Köchin, Magd und Wirtschafterin in eins war, öffnete.

„Herr Scharwächter zu Hause?"

„Ich will nachsehen."

„Das kann ich selber." Er trat ein.

„Ich soll aber immer melden, wer kommt."

Er schob sie einfach beiseite, klopfte an eine Tür und drückte auf die Klinke.

„Guten Morgen."

Herr Scharwächter wandte den Kopf, schob das glattrasierte Kinn tief in den weißen Krawattenstreifen und sagte von der Höhe seines Pultstuhles herab grämelnd: „Ich habe doch nicht ‚Herein' gerufen."

„Ich bin's, Schwiegervater."

„Das seh' ich ganz gut. Aber ich hab' doch nicht ‚Herein' gerufen."

„Schön. Du hast nicht ‚Herein' gerufen. Bitte, klettre mal herunter. Ich möcht' mit dir sprechen."

„Es ist für mich kein Vergnügen, dich hier zu sehen."

„Nee," sagte Gustav Wiskotten und legte seinen Hut auf den Tisch, „ein Vergnügen ist das nicht, wenn einem die Frau durchgeht. Wo steckt sie?"

Der kleine hagere Herr kletterte von seinem Pultstuhl und knöpfte sich den hochschließenden Gehrock zu. „Wenn du von meiner Tochter redest, bitte ich dich, das in manierlicheren Ausdrücken zu tun. Du redest hier nicht von einem deiner Fabrikmädels."

„Ist sie etwa nicht durchgegangen?"

„Nein! Sie hat nur eine eheliche Gemeinschaft aufgehoben, die keine christliche mehr war."

„Keine christliche? Ich weiß nicht, was du damit meinst."

„Leider Gottes hast du das nie gewußt. Sonst ständ'st du heute nicht als Bittender hier."

„Als Bittender? — Hör mal, Schwiegervater, du kannst deinen hohen Ton wohl etwas mäßigen. Von Bitten ist hier gar nicht die Rede, sondern von Fordern. Auf mir mal Emilie her."

„Du willst mir in meinem Hause Befehle erteilen? Einer wie du, der mit dem Hute in der Hand kommen sollte?"

Gustav Wiskotten lachte kurz auf. „Na, und so weiter! Mach's kurz, ich hab' keine Zeit."

„So nimm dir die Zeit. Nimm sie dir zunächst einmal, um in dich zu gehen. Das ist eine bessere Verwendung deiner Zeit, als fortgesetzt an Ehebruch zu denken."

„Schwiegervater!!"

Der hagere Mann kroch vor der dröhnenden Stimme in sich zusammen. Aber nur für Sekunden. Dann streckte er das glattrasierte Gesicht aus der weißen Halsbinde vor und sprudelte dem Gegner seine Argumente entgegen.

„Daß du mit deinen Fabrikmädchen schäkerst, das wirst du wohl nicht leugnen? Daß du ihnen im Dunkeln auflauerst, um sie — ah pfui — in die Arme zu nehmen und — und —"

„Ach Gott, die armen Dinger. Weiter."

„Jawohl: weiter! Immer noch weiter! Dein Gewissen sagt dir selbst, daß es damit noch nicht zu Ende ist, sonst hättest du nicht gesagt: weiter! Wie es sich für eine treue Ehefrau geziemt, hat dir Emilie siebenmal und siebenmal siebzigmal vergeben, hat dir sanfte und ernste Vorstellungen gemacht, hat dir durch ihr Leben ein Beispiel gegeben —"

„Bist du nun fertig, Schwiegervater?"

„Mit dir? Schon längst! Aber mit der Zahl deiner Sünden und Verirrungen noch lange nicht. Selbst die Verlobte deines leiblichen Bruders ist dir nicht heilig! Und da soll sich eine christliche Frau wie Emilie nicht schaudernd abwenden und ein Haus verlassen, aus dem du ein Sodom und Gomorra machst?"

Gustav Wiskotten hielt mit Gewalt an sich. „Red jetzt mal nicht biblisch, sondern rein menschlich. Hier handelt es sich um pure Eifersucht. Und zur Eifersucht hat Emilie nicht die Spur von Berechtigung."

„Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen. So steht es Matthäus am fünften, Vers achtundzwanzig. Und du hast die Verlobte deines Bruders nicht nur angesehen und begehrt, du hast deinem Trieb keine Schranken aufgelegt und die erste Gelegenheit wahrgenommen, um dich heimlich mit ihr zu küssen!"

„Wer sagt das?"

„Emilie."

„Das ist infam gelo—" Er brach ab, nahm sein Taschentuch heraus und wischte sich, sich abwendend, die Stirn. „Ruf Emilie," sagte er dann ruhig. „Das haben wir beide unter uns abzumachen."

Herr Scharwächter sah an ihm vorüber.

„Nun, ruf sie schon. Ich tu' ihr nichts."

„Emilie ist nicht hier."

„Wenn sie spazieren gehen kann, scheint die Sache ja nicht so tief zu sitzen." Er zog die Uhr. „Da läutet's Mittag. Nun wird sie wohl gleich kommen."

„Sie wird nicht gleich kommen, denn sie ist nicht hier."

Digitized by Google

Nach der Jagd

Nach dem Gemälde von Josef von Brandt (München)

Digitized by Google

Digitized by Google

Gustav Wiskotten horchte auf. „Nicht hier? Soll das heißen: Nicht in Barmen?“

„Sie ist mit den Kindern zu Tante Josephine nach Düsseldorf gefahren, wo sie zunächst zu bleiben gedenkt.“

„Ohne — meine — Einwilligung?“

„Du hast jetzt eine Prüfungszeit. Wenn du dich geläutert hast und eines Tages ehrlich bereust, kannst du sie zurückholen.“

„Ohne — meine — Einwilligung —?“

„Mit Genehmigung ihres Vaters. Wie gesagt, wenn du —“

„Gib Ruh' mit deinen Salbadereien! Himmeldonnerwetter, hab' ich über meine Frau zu bestimmen oder du?“

„Da dir die moralischen Grundlagen abhanden gekommen waren, so kehrte sie unter den Schutz ihres Vaters zurück. Ein Bestimmungsrecht hat nur immer der Moralische. Der Unmoralische möchte es sich nehmen. Aber wo es sich ums Stehlen handelt, soll meine Tochter nicht der Hehler sein. Dazu hab' ich sie nicht in der christlichen Lehre aufgezogen.“

„Du hättest sie besser für das Leben erziehen sollen! Unser Herrgott braucht keinen Vormund.“

„Ich dulde in meinem Hause keine Lästerungen!“

„Wer hier lästert, das bist du. Mit deiner Anmaßung, als hättest du das Reich Gottes ganz allein gepachtet. Nur, weil du die Bibel auswendig gelernt hast und die Stellen auslegen kannst wie eine alte Wahrsagerin. Wo du hinblickst, da siehst du Sünde, Strafe, Buße. Aus dieser Welt, die Gott zu seiner Freude schuf, von der es heißt: ‚und er sah alles an, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut!‘ machst du einen Pfuhl und ein Fuchseisen. Wenn das keine niederträchtige Unterstellung des lieben Gottes ist, so will ich von morgen an den alten Christian ablösen und für Zeit meines Lebens Heizer werden.“

„Geh hinaus aus meinem Hause!“

„Besser wär' schon, du gingst. Du bist ja katholischer als der Papst. Leute wie ihr sollten ein protestantisches Männerkloster auftun, statt Kinder in die Welt zu setzen, die erblich mit dem Star belastet sind und die Sonne grau sehen. Was wißt ihr denn von Verantwortung?“

„Ich trage dafür die Verantwortung, daß meine Tochter rein aus diesem Jammertal zurückkehrt.“

„Jammertal? Das stimmt! Jammerkerle laufen genug drin herum, die so weh- und demütig sind, bis sie vor lauter geistlichem Laienhochmut kaum nach Luft schnappen können. Und wenn du deine Tochter so rein vor jedem Erdenstäubchen bewahrt wissen wolltest, so hättest du sie Nonne werden lassen, aber nicht einem sechs Fuß langen gesunden Kerl zur Frau geben sollen. Ich denke, das ist deutsch gesprochen. Dich mach' ich haftbar, dich! Emilie ist das Opfer eurer vermaledeiten Erziehung. Man möchte heulen, wenn man so viel stramme Wuppertaler Mädel sieht mit den grämelnden Gesichtern, denen durch euer Muckertum von Kindheit an die Sinne verkrüppelt werden, daß sie in jeder süßen Seligkeit den Gottseibeiuns sehen mit seinem Fallstrick. Dann laufen sie herum mit verengtem Horizont, schreckensdummen Augen, zimperlich vor jedem kräftigen Angefaßtwerden, und eine lange Rinne Trübsal läuft hinter ihnen her, wo lauter glückselige Menschenfreude sein könnte. Ist es da ein Wunder, daß sie als Frauen das ganze Leben muffig finden, wenn sie den Muff in ihren Mädchenkleidern mitgebracht haben? Zu fröhlichen Weibsbildern sollt ihr sie erziehen, die frei ins Leben schauen wie unsereins und, wenn sie fromm dabei sind, sich sagen: ‚Schöner mag's im Himmel sein, aber entzückender ist es vorläufig hier!‘ Dann gibt's auch fröhliche Männer und einen Wuppertaler Nachwuchs, der in der Wolle gefärbt ist. Keine Halbseidenen!“

Herr Scharwächter hatte seinen Kopf weit aus der Krawatte vorgestreckt. Seine Lippen zitterten. Sein Zeigefinger stieß in die Luft. Er suchte nach einem Wort, den Lästerer im Innersten zu treffen, zu zerschmettern.

„Du — du — Herr Gustav Wiskotten, ich kündige Ihnen hiermit die Hypothek auf Ihrer neuen Färberei!“

Gustav Wiskotten starrte ihn an. Und langsam verhärteten sich seine Züge und wurden eisern.

„Soll das heißen, daß Sie das Band — zerschneiden? Und daß — Emilie — —?“

„Sie haben gehört. Ich kündige Ihnen die Hypothek zum ersten Januar.“

„Haben Sie sich auch die — Folgen überlegt?“

„Wenn Sie an der Erde liegen, werden Sie an die heutige Stunde denken und die gerechte Strafe erkennen. Wie Spreu sollt ihr verweht werden, wie Spreu!“

„Wer spricht denn von mir? Ich meine die Folgen für Sie.“

„Das Spaßen wird Ihnen schon vergehen, wenn Sie auf der Geldsuche sind. Glauben Sie nur nicht, daß man Ihnen hier im Wuppertal Ihr einseitiges Vorgehen im Färberstreik vergessen hat. Sie werden was erleben!“

„Daß ich auf der Geldsuche bin, stimmt.“ Gustav Wiskotten trat einen Schritt näher. „Und ich hatte vor, den Vater meiner Frau daran teilnehmen zu lassen.“

„Ich habe keine Gemeinschaft mit Ihnen. Ganz klein sollen Sie noch werden!“

„Sie wollen also den Krieg. Den Krieg zwischen unsern Firmen. Den Krieg bis aufs

Digitized by Google

Messer. Gut, Herr Scharwächter, den können Sie haben. Und jetzt *sollen* Sie ihn haben. Sie sind der Quell und Urheber meines ehelichen Zwistes, Sie haben mich mit Emilie um die Freude meines Arbeitslebens betrogen und um die Fröhlichkeit meiner Jugend, Sie haben sie mir aus Berechnung gegeben, weil Sie Angst hatten, Mutter hätte vor zehn Jahren die Fabrikation Ihrer Ramschware aufnehmen und Sie im Zusammenraffen hindern können. Nun sind Sie der schwerreiche Mann. Und nun möchten Sie uns alle zusammen unter die Fuchtel kriegen. Und nun sollen Sie sehen: es lebt ein Gott. Ein Gott für die Unverzagten, die die Nase geradeaus tragen und nicht schweifwedelnd nach oben schielen wie der Hund nach dem Kopfkraulen. Hier, Herr Scharwächter —" — er griff in die Brusttasche und legte ein paar farbige Bandkoupons auf das Pult des Fabrikanten — „hier haben Sie den Fehdebrief der Wiskottens. Machen Sie das nach, Männeken, aber fix, sonst sind Sie in Jahresfrist mit Ihrem Kram tot und begraben. Auf Schritt und Tritt werd' ich Ihnen nachgehen, und wo Sie nur mit Ihrem Schund auftauchen, da werd' ich Sie mit diesem Prachtartikel unterbieten! Diesmal haben Sie richtig verstanden. Un—ter—bieten! Ja, ja, ich weiß schon. Zum ersten Januar kriegen Sie Ihr Geld. Legen Sie es in preußischen Konsols an, oder ich jag' es Ihnen durch die Lappen. Guten Morgen!"

Die Tür fiel ins Schloß. Draußen knarrte das Eisenpförtchen. Keinen Blick warf Gustav Wiskotten zurück. Sein Schritt hallte fest auf dem Straßenpflaster.

Zu Hause rief er das Dienstmädchen zu sich.

„Minna, meine Frau ist mit den Kindern nach Düsseldorf gefahren. Zur Pflege von der Schwester des alten Herrn Scharwächter. Ich hatte geglaubt, der alte Herr selber sei krank. Na, das kann nu in Düsseldorf lang dauern; daher hat meine Frau die Kinder mit sich genommen, damit sie bei der alten Dame nich so allein is. Sie können inzwischen nach Haus reisen."

„Is et möglich, Herr Wiskotten?"

„Sie hören doch. Sie kriegen Ihren Lohn und Kostgeld. Meine Frau wird Ihnen dann später schreiben. Wann geht der Zug nach Ihrem Nest?"

„Nach Gevelsberg? Um zwei, Herr Wiskotten."

„Das wär' in einer Stunde. Können Sie den noch erreichen?"

„Ich zieh' mich nur schnell an, Herr Wiskotten."

Sie war schon in der Tür, angstvoll erregt, der Herr könnte widerrufen. Eine halbe Stunde später rannte sie mit ihrem Schließkorb, den Christians Jüngster an einem Henkel gepackt hielt, über den Fabrikhof und zum Tor hinaus. In der freudigen Eile hatte sie ganz vergessen, sich von ihrem Herrn zu verabschieden. —

„Die wär' spediert," sagte Gustav Wiskotten. „Sie hätte nur Klatsch und Tratsch gemacht. Nun ist die Luft rein."

In Gedanken schritt er durch die leeren Zimmer zur Kinderstube. „Hallo!" rief er. Dann preßte er Daumen und Zeigefinger der Linken fest in die Augenhöhlen. „Ach so — —"

Mit einemmal wurde er müde. Er setzte sich auf das Bettchen des Jungen und streichelte mechanisch die Kissen. Der schwere Körper sank vornüber. Und nun glitt die Hand hin und her über die Kissen des kleinen Mädchenbettes.

„Das halt' ich nich aus. Deubel, nee — —"

Wie ein Schüttelfrost überlief es ihn. Er sah sich scheu um. Dann warf er den Kopf in die Kissen, riß an dem Laken und biß hinein . . .

Draußen schrillte die Fabrikpfeife. Das Klappern der Absätze, das Rasseln der blechernen Kaffeegeschirre der Arbeiter, die vom Mittagessen kamen, schallte zu ihm hinauf. Er hörte es nicht. Er lag lang ausgestreckt und starr und dachte an seine Kinder.

Die Wanduhr schlug, tickte und tickte, schlug aufs neue und tickte weiter. Jetzt hob sie wieder an. Vier Uhr.

Er stützte sich auf die Ellbogen, zählte die Schläge mit, strich sich das Haar aus der Stirn und stand auf, mit geschlossenen Augen.

„Kinder gehören zur Mutter."

Er öffnete die Augen ganz weit, als lauschte er hinter seinen Worten her.

„O nee. Die werden mir nich mit hineingezogen. Kinder gehören zur Mutter. Und die wird sich schon eines Tages besinnen."

Er ging die Treppe hinab. Im Briefkasten an der Haustür lag ein Brief. Hastig zog er den Schlüsselbund aus der Tasche, öffnete den Behälter und griff hinein. Draußen hörte er Schritte. Nur jetzt keine Störung! Den Brief in der Hand stand er, schweres Herzklopfen in der Brust, hinter der Kellertür.

„Gustav!" rief eine Stimme durch das Haus.

„Das ist Fritz," sagte er sich.

Der Bruder polterte die Treppe hinauf, rief oben in jedem Zimmer den Namen und kehrte vor sich hinbrummend zurück.

Einen Augenblick wartete Gustav Wiskotten. Dann ging er ganz leise zur Haustür, schloß ab und stieg die Treppe hinauf.

Behutsam öffnete er das Kuvert. Er hatte gar keine Eile mehr. Er las:

„Lieber Gustav, ich bin mit den Kindern zu Tante Josephine nach Düsseldorf gefahren. Die Kinder meinen, es sei eine Reise. Und sie werden von mir auch nichts andres erfahren. Du hast dich schwer an mir versündigt. Nicht allein gestern. Immer. Gestern wurde es mir nur

Digitized by Google

ganz klar. Und Vater hat es mir bestätigt. Ich schäme mich, daß wir unsre Ehe nicht wie eine christliche Ehe geführt haben, daß ich vor deiner Herrschsucht die Stimme meines Gewissens immer wieder ertötet habe. Ich bleibe nun mit den Kindern in Düsseldorf, bis du mir versprichst, ein andrer zu werden, der in der Ehe etwas Heiliges sieht und nicht die Erniedrigung. Ich werde auf dich warten und für dich beten. Deine treue Emilie."

Zweimal las Gustav Wiskotten den Brief. Es ging ein Zittern durch seine Knie.

Auch das noch? Sie schämte sich —? Eine Erniedrigung —? Sie wollte — beten?

Er straffte seine Knie; breitbeinig und steif stellte er sich hin. Seine Augen glühten, und er biß sich in die Lippen, um weder zu lachen noch zu schreien, noch beides zu vereinen. Und den Brief riß er in lange, regelmäßige Streifen, die er zusammenballte und gegen das Fenster warf. —

Den Hut in die Stirn gedrückt, ging er mit seinem ruhigen, schweren Schritt aus dem Haus, zum Fabriktor hinaus, immer die Straße entlang dem herbstlichen Walde zu. Allerlei Kindererinnerungen fielen ihm ein, Knabenstreiche, Jünglingsträume. Nur um das letzte Geschehnis liefen seine Gedanken in weitem Kreise, ohne es zu berühren. Ueber die Chaussee schritt er dahin, kleine Betriebe lagen zur Linken am Ufer der Wupper, hier und da eine Färberei, eine Bleicherei, und dann, wo der Wald heranrückt und im Tal sich das Wasser zu Teichen staut, ein paar Eisenhämmer, die sich mit zäher Kraft gegen die alles verschlingende Eisengroßindustrie des hinüberlangenden Westfalens behaupteten. Alles das interessierte ihn heute lebhafter als sonst. Er hatte so viel Zeit dafür, und es war ihm, als hätte sein Kopf leere Kammern, in die er tausend Eindrücke hineinpacken könnte, und die doch nicht voll würden. Im Wald stieß er auf einen Hammerteich, unten im Grund, von riesigen Eichen umstanden. Die Schmiede war baufällig geworden oder zu klein für die wachsenden Bedürfnisse. Man riß sie ab. Gustav Wiskotten stand und sah zu. Wie eine Gigantenhöhle der Urzeit erschien ihm der rohgefügte Bau, dessen Hinterwand der nackte Fels bildete. Auf den Steinen wuchs Moos und Farn, wucherte durch Ritzen und Spalten und schmückte das Innere der Schmiede mit wurzelbeständigem Grün. Der Hammerschmied und sein Sohn, muskulöse Gestalten mit braungegerbter Haut und tiefen, klaren Augen, gruben den Feuerklotz aus der Erde und rollten ihn mit Hebeln hinaus. Der Schweiß lief ihnen in Strömen in den Kragenbund ihres Arbeitshemdes. Staunend betrachtete Gustav Wiskotten den Eichenzyklopen. Zweihundert Jahre und mehr stand das alte Hammerwerk; Jahrhunderte vorher hatte der ungeheure Holzklotz, als er noch ein Baum war, im Walde den Stürmen getrotzt, als der Wald noch ein Urwald war. Und die Jahrhunderte Sturm, die an ihm wütend geröttelt, und die Jahrhunderte Feuer, die auf ihm glührot gebrannt, hatten sein steinhartes Mark nicht anzugreifen vermocht. Massig und fest lag er da, bereit, weitere Jahrhunderte zu überdauern und keine Glut und keinen Schlag an sein Innerstes dringen zu lassen. Ein Sohn der Heimat. — —

Der Hammerschmied blickte auf.

„Der hat's in sich. An dem können wir uns all ein Beispiel nehmen."

Gustav Wiskotten nickte, klopfte auf den zähen Klotz, als klopfte er einem Schlachtroß die Flanken, dachte über die Worte des Alten nach und schritt weiter. Und immerfort dachte er auf seinem Wege an die Hammerschmiede im Wald, die man wohl niederreißen und neu errichten konnte. Aber der Inhalt, das Hauptstück, der Feuerklotz, der blieb wie er war.

Das Bild ging ihm nicht mehr aus dem Kopf. Aber es machte ihn froh. Er versuchte, sich in die Seele des Holzes hineinzuleben. Die träumte gewiß von Freiheit und Glück und spürte es gar nicht, daß auf ihrer Hülle zwerghafte Geschöpfe herumschlugen und glühende Kohlen zum Brande entfachten. Die lebte ruhig und von keinem belauscht unter dem eisernen Holz ihr Leben für sich.

Plötzlich blieb er stehen und lachte vor sich hin. Ohne daß sich eine Muskel in seinem Gesicht regte.

So wie ihm jetzt, so mußte dem Eichenriesen zumute sein. —

Es wurde Abend. Als er aus dem Wald trat, sah er in der Ferne die Lichter der Stadt. Den Hut in den Nacken geschoben und die Stirn hoch, schritt er mit langen Schritten aus. Aus der Vorstadt drang ihm Kinderjauchzen entgegen. Leuchtende rote Punkte bewegten sich hin und her über die Straßen. Brachte man einen Fackelzug dar? Was war denn heute für ein Tag? Er rechnete nach, und nun fiel ihm ein, daß Martinstag war. „Mäden" nannten ihn die Leute im Tal. Das war ein Kinderfesttag. Im letzten Jahr noch hatte er seinem Jungen und seinem Mädel aus Runkelrüben Laternen geschnitzelt mit greulichen Fratzen draußen und einem Lichtstumpf drinnen. Stolz hatten die Kinder an langen Stangen die Laternen vor das Haus der Großeltern getragen, und er hatte sie an den erregten Händchen gehalten und im Vorgarten mit ihnen das Martinslied gesungen, das Bettellied um Aepfel, Birnen und Nüsse. Vor allen Häusern wurde es gesungen, und die Runkelrübenlaternen grinsten vergnügt als Sterne des Kinderhimmels.

Digitized by Google

Ein Trupp kleiner Buben und auftreiſchender Mädchen zog an ihm vorüber. Ihr helles Lied zog vor ihnen her.

„Mäden is en godden Mann,
Tä us godd wat gewen kann,
Tie Neppel und die Beeren,
Tie Nöte gont woll met — —"

Er muſterte den Trupp mit brennenden Augen, als müßte er ſeine Kleinen darunter finden. Dann ſchlug er ſich haſtig in eine Nebenſtraße. Aber auch hier der wimmelnde Kinderhimmel, der gellende Kindergeſang.

„Trepp ow un aff,
Trepp ow un aff,
Taft man in den Nötelack,
Taft man nich donewen,
Ka's us godd wat gewen!"

Das hielt er nicht aus. Vor den lachenden, bettelnden Kinderſtimmen ergriff er die Flucht. In ſeine Ohren hinein ſangen ihm unaufhörlich die eignen Kinder, das ehrgeizige Kerlchen, der Guſtav, und das ſüße Plappermäulchen, die kleine Emilie. Still! Still! Jetzt nicht — nur jetzt nicht . . .

Da lag die Fabrik und ſein Wohnhaus. Auch hier Kinder, Scharen von Kindern. Lachend und bettelnd ſangen ſie zu ſeinen Fenſtern hinauf.

„Owen in dem Eck,
To hängt dat lange Speck.
Gewet us dat lange,
Lot dat kotte hangen . . ."

„Weg da! Donnerſchlägers ihr!"

Wie ein aufgeſcheuchter Spatzenſchwarm ſtob die kleine Bande auseinander und gab dem finſteren Mann den Torweg frei. Dann aber erklang atemlos und erregt der Spottvers hinter ihm her:

„Owen in dem Himmel,
Steht en witten Schimmel,
Steht drob geſchrewen:
Gizzhals! Gizzhals! Gizzhals . . .!"

Er ließ ſie brüllen und ging mit hart hallenden Schritten über den Fabrikhof. Aus dem Dunkel der Gebäude löſte ſich ein Schatten und kam auf ihn zu.

„Mutter —?"

„Wo biſt du geweſen? Wir haben dich den ganzen Tag geſucht. In der Wirkerei müſſen heut Ueberſtunden gemacht werden."

„Freut mich. Ich will gleich ins Maſchinenhaus."

„Wo biſt du geweſen, Guſtav?"

„Spazieren."

Sie griff nach ſeiner Hand, ohne Aufregung, aber mit feſtem Druck. „Guſtav."

„Was denn, Mutter . . ."

„Du läufſt ſonſt nich ſpazieren, wenn et hier auf den Nägeln brennt."

„Will et auch gewiß nich wieder tun, Mutter," lachte er über ſie weg.

„Hat et wat — mit Emilie gegeben, Guſtav?"

„Mit Emilie —? Die is in Düſſeldorf."

„Auf wie lang?"

„Mutter, ich weiß dat nich."

Die Hand der alten Frau zitterte. Nur wenige Pulsſchläge lang. Dann lag ſie ruhig und feſt in der Hand des Sohnes.

„Komm."

„Wohin, Mutter?"

„Hinten hin, wo uns keiner ſieht."

In der Färberei war Feierabend gemacht. Schwarz und ſtill ruhte ſie aus. Nur die Wupper raunte ununterbrochen, unermüdlich an ihren Mauern. Mutter und Sohn gingen an ihr vorüber, ſchweigſam, ſich an den harten Arbeitshänden haltend. Dann ſperrte Guſtav Wiskotten das Tor der neuen Färberei auf, drehte am Gashahn und machte Licht.

„Setz dich, Mutter, du biſt müd'!"

„Ich hab' im Hof auf dich gewartet."

„Brauchſt um mich keine Angſt zu haben, Mutter, ich komm' ſchon nich unter et Brennholz. Sieht du, da war im Wald ſo ein Eichenklotz —"

„Wat war da?"

„Ach, nix. Ich meint' nur ſo. Un nu ſitzen wir beide ganz gemütlich auf der Färberkuſe."

„Kannſt du ſagen —, weshalb die Emilie — weggegangen is?"

„Mutter — du verſtehſt dat nicht. Et is — et is wat Eheliches."

„Ich hab' deinem Vater ſechs Söhne zur Welt gebracht."

Er haſchte nach ihren Händen. Unbehilflich, ungeſchickt. Liebkoſungen waren zwiſchen Mutter und Sohn nicht gebräuchlich geweſen. Es würgte ihn im Halſe. Ein paarmal öffnete er den Mund. Und endlich rang es ſich nach oben.

„Gern, Mutter —?"

„Gern."

Er beugte den Kopf und ſah auf die von der Arbeit gebräunten Mutterhände.

„Ihr ſeid ſehr glücklich geweſen, Vatter und du . . .?"

„Unſer Leben lang."

„Sich an ſeinem Weib freuen, dat is doch keine Sünde, dat is doch auch eine Religion."

„Dat tut man, aber man ſpricht nich davon."

„Mutter, wir wollen von heut an nich mehr davon ſprechen."

„Sie wird wieder kommen, Guſtav. Wer einmal Frau geweſen is, kommt wieder, und müßt' ſie zu ihrem Mann in die Hölle."

„Beten will ſie für mich."

„Man kann auch in der Hölle beten."

Er ſtand auf und ging die Kufenreihen entlang. Die ſtarke Frau blieb unbeweglich ſitzen.

„Und wenn ſie nich kommt? Denn holen — holen tu ich ſie nicht! Freiwillig is ſie gegangen, freiwillig muß ſie wieder kommen. Oder meine

Digitized by Google

Freud' traut sich bei ihr nicht mehr heraus. Un ich hab' doch sonst nix als die Arbeit."

„Da hast du sehr viel, Gustav."

Die Gasflamme knisterte und flackerte und ließ die Schatten von Mutter und Sohn breit den Arbeitsraum füllen. Durch die Fenster tönte das Raunen und Rauschen der schwarzen Wupper.

„Der alte Scharwächter hat die Hypothek gekündigt."

„Is denn die ganze Familie doll geworden?" Die alte Frau brauste auf. Sie stand auf den Füßen und schien zu wachsen.

„Mutter, ich drück' ihn an die Wand! Paß auf! Dem soll sein Pastorsrock zu weit werden!"

„Un du sagst, du hätt'st keine Freud' im Leben?"

„Mutter! Du un ich!"

„Ich hab' noch Kraft in den Knochen. Laß den nur ankommen!"

„Et geht auf Tod und Leben! Mutter, un gerad' jetzt! Den Kampf kann ich brauchen!"

„Kann man immer, Gustav."

Gustav Wiskotten blies den Atem durch die Nüstern. Er dachte an den Eichenklotz in der Waldhammerschmiede. Und auf einmal stand er und lachte hallend durch den leeren Raum.

„Wollen mal die Schlachtmusik probieren!"

Der Riemen flog über die Transmissionsscheibe, ein Hebeldruck, und sausend und sausend setzte sich das Ungetüm in Bewegung. Von Dampfrohr zu Dampfrohr schritt Gustav Wiskotten und drehte die Krane auf. Zischend fuhr der Dampf heraus, quoll zu Massen und füllte vorwärts stürmend den Raum. Ein Stöhnen und ein Kämpfen, ein Jubilieren und eine Lust. Und in dem Lärm und Qualm der losgelösten Arbeitsgeister, die sich anschrien und anfeuerten, stand Gustav Wiskotten mit heißem Trotz in den Augen, dem Lebenstrotz, den er von seiner Mutter geerbt hatte, an den er sich anklammerte. — —

Zweites Buch

I

Die steilen Straßen hinab, die von den Bergen zur Wupper führten, sausten die kleinen Handschlitten über den frisch gefallenen Schnee. Die Knaben, die sie in derbgestrickten Fäustlingen lenkten und an Wegbiegungen die Hacken in den Schnee schlugen wie in die Weichen eines Pferdes, hatten die Mädchen quer über den Schoß genommen und dünkten sich Ritter, die in wirbelnder Fahrt Prinzessinnen entführten. Heldentaten fieberten in ihrem Sinn, heißblütige Rufe flogen mit dem Wind: „Platz! Platz! Huhu! Hoho!" und es beschwerte ihren stürmenden Geist wenig, wenn ein tückischer Stein unter der weißen Decke den Schlitten mitsamt seiner süßen Last kopfüber warf und sie sich in kaum ritterlicher Umklammerung mit ihrer Schönen im stäubenden Schnee wiederfanden. Die Röcke wurden geschüttelt, die Hosen geklopft, aufgesessen und mit Heidi weiter in die wilde Jagd! Schneemänner türmten sich vor den Häusern, Schneeballen klatschten gegen die lachend sich wehrenden Fabrikarbeiterinnen, fluchend rutschten behäbige Bürger über die glatten Trottoirs, auf denen die verwünschte Jugend Eisbahnen angelegt hatte, Polizeidiener rissen an den Hausschellen und forderten in dienstlichem Tone zum Aschestreuen auf, und der Schnee tanzte in der Luft, der frühe Mond schien, und die Stadt war voll von Winterjauchzen.

Zum Nikolausfest waren von erregten Kindern die Schuhe aufs Fensterbrett gestellt worden, damit der getreue Knecht des Christkindes sie nicht bei der Verteilung der Gaben übersehen möchte; in den Auslagen der Bäcker erschien das duftende Spekulatius und die mürben Weckmänner, Klaskerle genannt, mit der eingebackenen holländischen Tonpfeife, von den begehrlichen Blicken der Knaben umschmeichelt; die Spielwarenläden eröffneten ihre Gratisausstellungen, und in den Hinterstuben der Häuser arbeitete emsig und geheimnisvoll Laubsäge und Straminnadel der weihnachtsseligen Jugend. Und das Weihnachtsmysterium kam mit den lichtübersäten Tannenbäumen, seinen feierlichen Liedern, seiner stillen Wehmut für die Alten und der lauten Lust für die Jungen. Die Silvesterglocken läuteten durchs Tal, in den Kirchen saßen dicht gedrängt arm und reich in der letzten Nacht des Jahres, Punschduft zog durch die Häuser, und am Neujahrstag trabten wiederum die Kinderscharen durch die Straßen, um bei Freunden und Verwandten Neujahrsplätzchen einzutauschen. Tauwetter wechselte mit Schneefällen, die Fabrikschlote rauchten wie immer, der Adventszauber war erloschen, und die nüchterne Epiphaniaszeit brachte die Werktagsarbeit zurück.

Für die Wiskottens war die Weihnachtszeit vorübergegangen wie alltägliche Zeit. Wohl hatte man sich zur Bescherung bei den Eltern versammelt, doch es waren Lücken in der Reihe, und keiner wollte sie bemerken. Man tat, als dächte man nicht nach über das Fehlen von Emilie und den Kindern, über den verlassenen Platz Ewalds. Man sprach um so mehr von Wilhelm, der, von Fritz begleitet, zur Hochzeit nach London gefahren war. Aber auch dieses Thema reichte nicht für den ganzen Abend aus. Und von den Hoffnungen und Befürchtungen für die Fabrik wollte man am Festabend nicht reden. Mit ernsten Augen sah einer am andern vorüber, mit ernsten Augen trennte man sich.

Gustav Wiskotten suchte sogleich seine Wohnung auf. Er fand einen Brief seiner Frau vor, der ihm mit allen seinen frommen Wünschen wenig

Digitized by Google

besagte, und ein paar kindliche Handarbeiten seiner Kleinen. Er nahm sie auf, legte sie wieder hin, nahm sie nochmals auf und behielt sie in der Hand, bis er zu Bett ging. Er dachte an die Kiste Spielzeug, die er nach Düsseldorf geschickt hatte. Als Eilsendung am letzten Tage. Denn er hatte auf etwas gewartet mit erregten Pulsschlägen und, wenn er aus der Fabrik kam, im Hausflur aufgehorcht . . . Aber das Erwartete war nicht gekommen.

„Sie bleibt bei ihrem Trotz. Wenn ich nachgebe, kann ich quittieren. Und ich will mich nicht bei lebendigem Leibe begraben lassen!"

Er schlief einen unruhigen Schlaf, und Anna Kölsch, die täglich in der Frühe kam, um die kleine Wirtschaft zu besorgen, erschrak vor seinem Aussehen.

„Herr Wiskotten — —," sagte sie mit feuchten Augen.

„Mädel! Was denn? Sie wollen doch nicht flennen? Liegt gar kein Grund vor. Aber auch gar keiner."

„Vater läßt fragen, ob Sie einen der Festtage bei uns zubringen wollen."

„Danke, Anna. Aber ich hab' mich jetzt schon so daran gewöhnt, bei den Eltern zu essen. Ich brauch' da nicht viel zu reden, und keiner nimmt's mir übel. Und dann wollte ich auch einen Marsch in die verschneiten Berge machen. Sagen Sie Vater, ich käme ein andermal, nächste Woche vielleicht, im neuen Jahr."

Das Mädchen nickte ihm zu.

„Ja, Herr Wiskotten, aber Wort halten."

Und an den Nachmittagen beider Festtage war Gustav Wiskotten allein hinausgewandert, über die einsame, weiße Landstraße, neben der müde und wasserarm die schwarze Wupper dahinzog, zu den einsamen Bergen und den weißbestäubten Wäldern, bis er im Grund die neuerrichtete Hammerschmiede fand. Und jedesmal hatte er sich gefreut, den Eichenklotz, dem nicht Stahl noch Flamme ans Innere zu greifen vermochten, wuchtend und selbstsicher an seiner alten Feuerstelle zu sehen.

In der Neujahrswoche war Wilhelm mit seiner jungen Frau heimgekehrt. Ueber der Stadt, wo naturfreudiger Bürgersinn aus dem anrückenden Wald gepflegte Anlagen geschaffen hatte, hob sich ihr villenartiges Haus. Gustav Wiskotten war diesmal beim Empfang nicht zugegen gewesen. Ein paar Tage später machte er seinen Besuch. Er traf Mabel allein.

„Lieber Gustav — —". Sie nahm seine Hände und hielt sie in den ihren.

„Ist das alles?" lachte er. „Bin ich keinen schwägerlichen Kuß mehr wert?"

Sie küßte ihn herzlich und sah ihn lange an.

„Mein Kuß hat dir damals kein Glück gebracht . . ."

„Woher weißt du das? Ich behaupte das Gegenteil."

„Ist das nicht Selbstironie?"

„Du darfst deine ängstliche Seele beruhigen, Mabel. Es ist nicht Scherz, es ist mein Ernst."

Sie saßen sich gegenüber, und die junge Frau blickte sinnend durch das Fenster, weit hinaus in das beschneite Tal.

„Schau, Gustav, der gute Ton verlangt, daß man an gewisse Dinge nicht rührt, daß man sich den Anschein gibt, als wäre, auch zu Zeiten schwerer Seelenkämpfe, alles beim andern in bester Ordnung. Gustav —" — sie blickte ihn voll an — „ich halte nichts von diesem guten Ton, ich halte ihn für barbarisch. Wenn's beim Nachbar brennt, helfen wir doch auch beim Löschen."

„Das ist wahr," sagte Gustav Wiskotten.

„Sieh, und zuweilen ist es schon eine Art Löschen, wenn man dem Nachbar nur zeigt: ich bin bereit, ich helf'. Das tut dem Manne gut, auch wenn es nur ein kleiner Napf Wasser ist, den man herbeischleppt."

„Und was verstehst du unter diesem kleinen Napf? Mir gegenüber?"

„Herzhaft an die Wunde herantreten. Nicht tun, als ob man sie nicht sähe. Sprich mit mir und laß mich mit dir sprechen. Ich bin jetzt eine Wiskotten, und die Wiskottens sind ein Einziges. Das ist doch auch mein Stolz."

„Gib mir mal die Hand, Mabel. Donnerwetter, das spürt man. Du bist ein couragiertes Frauenzimmer und trägst das Herz auf dem rechten Fleck. Aber der Kuß damals war kein Unglückskuß. Er hat mir doch Glück gebracht. Still. Laß mich reden. Der Kuß war eine Erlösung. Von einer ganzen langen Reihe von Widerwärtigkeiten, die mir nicht die Arbeitskraft, die mir aber die Lebensfreude untergraben hatten. Und ich wäre sicherlich in das Dunkel hinabgestürzt und da liegen geblieben, schwerfällig, wie ich einmal bin, und auch müde von dem vergeblichen Kampf mit Emilie, in ihr das frohe, am Manne Wunder tuende Weib zu wecken, wenn — siehst du, das braucht dich nicht zu beschämen — wenn du damals nicht gekommen wärst und hätt'st mir gezeigt, wie es sein könnte."

„Also bin ich doch schuld?"

„Schuld? Mabel, und über das Wort bist du nicht gestolpert? Na ja, jetzt lachst du! Schuld bist du, daß ein Kerl wie ich sich nicht vor sich selber schämen muß, wenn er — hm — also das ist jetzt vorbei. Und das dank' ich dir. Ganz ehrlich. Du hast mich davor bewahrt, daß ich mir selbst lächerlich werde. Herrgott, Herrgott, hier drinnen brennt's. Aber ich will doch lieber den Brand ertragen, als im kalten Himmel der Liebe frieren."

„Gustav!" Sie stand auf und ging wie in Gedanken bis zur Tür.

Digitized by Google

„Ja —?"

„Ich bin auch eine verheiratete Frau. Aber wenn ich mich mit Wilhelm einmal zanken sollte —"

„Was würdest du tun?"

Sie schloß die Augen und bog den Kopf zurück. „Sehnsüchtig darauf warten würde ich, daß er der Stärkere bliebe. Das würde ich tun! Das ist — Frauenliebe!" Hastig drückte sie auf die Klinke zum Nebenzimmer. „Ich kleide mich nur um, Schwager! Laß dich nicht unterkriegen! Es wäre schade für dich und — — für Emilie!"

Die Tür klappte zu. Er war allein und griff nach seinem Hut. „Verdeubeltes Frauenzimmer. Recht hat sie . . ." —

Die neue Färberei qualmte mit der alten um die Wette, die Bandstühle, um eine Reihe vermehrt, ratterten vom Morgen bis in den Abend. Und doch wurden die Gesichter der jungen Fabrikherren nicht froh, und um den Mund der alten Frau Wiskotten gruben die Falten sich tiefer. Die Hypothek an Emiliens Vater war zurückgezahlt. Ohne Wimperzucken war Mabel mit ihrer Mitgift eingesprungen. Die neue Erfindung von Fritz, der Baumwolle im Farbbad das Aussehen und den Glanz der Seide zu verleihen, hatte sich in der Praxis über Erwarten bewährt. Das fertige Fabrikat an bunten Bändern und schwarzen Spitzen schlug jede Konkurrenz durch seine Billigkeit. Und dennoch kamen die Orders spärlich, dennoch gelang es ihnen nicht, in die neue Kundschaft einzudringen, und das Lager füllte sich mit Warenbeständen. Was nutzten da die zweitausend Pferdekräfte der Maschinen, was der Fleiß der Arbeiter, was der wagemutige Geschäftssinn der Fabrikherren? Ueberproduktion. Im Februar, als Wilhelm Wiskotten von einer wenig ergiebigen Geschäftsreise zurückkehrte, lastete das Wort wie ein Alb auf den Gemütern.

Frau Wiskotten saß mit ihren Söhnen im Privatkontor. Feierabendstille lagerte über der Fabrik. Die Brüder waren mit der Mutter allein.

„Schieß los, Wilhelm," sagte Gustav Wiskotten, „aus deinen Orders war nich viel zu ersehen."

„Ihr könnt mir glauben, daß ich mir alle Mühe gegeben habe."

„Selbstverständlich. Weiter."

„Die ganze Kundschaft des alten Scharwächter hab' ich durchgenommen. Und überall — dasselbe. Man sah die Musterkarten ein, man prüfte, man lobte, und man fragte nach den Preisen."

„Nu? Un dann? Standen die Kerls dann nich Kopp?"

„Nee, aber ich!"

Die Brüder starrten ihn an. „Unmöglich. Zu teuer? Die wollen wohl für den Preis obendrein reine Seide?"

„Ja, das wollen sie."

„Mach keine Witze. Die Sache ist zu ernst. Also was wollen sie?!"

„Ja doch. Reine Seide zu demselben Preis."

„Bist du verrückt? Dat kann ja nich mal der Scharwächter mit seinem Ramsch."

„Und gerade der Scharwächter tut's."

„Mein Schwiegervater —?"

„Dein Schwiegervater. Firma: Jeremias Scharwächter. Ich habe mich mit eignen Augen überzeugt."

August Wiskotten stellte still vor sich hin eine Kalkulation auf. Jetzt reichte er sie herum. „Wenn Scharwächter zu dem Preis verkauft, tut er's zum Selbstkostenpreis. Am Geschäft kann ihm also nichts gelegen sein."

„Er will uns Schwierigkeiten machen," meinte Fritz, der Erfinder, finster. „Er will uns ärgern und herausgraulen."

„Nee," sagte Frau Wiskotten, „er will uns kaputt machen."

Gustav Wiskotten ging im Zimmer auf und ab. Am Fenster blieb er stehen und warf einen langen Blick über den Fabrikhof und die Gebäude... Dann wandte er sich um.

„Die Sache geht mich an," begann er, „mich ganz allein. Das liegt doch wohl auf der Hand. Hätte ich die Geschichte mit Emilie nicht gehabt, wären wir längst über den Berg. So aber gilt jeder Schlag, den der alte Scharwächter gegen uns führt, mir, mir persönlich. Oder zweifelt einer daran?"

Die Brüder sahen stumm vor sich hin.

„Also daran zweifelt keiner. Ja, dann glaubt ihr doch wohl auch nicht, daß ich euch die Kastanien aus dem Feuer holen lasse? Daß ich für das, was ich eingerührt habe, euch bluten lasse? Nee, Jungens, ein bißchen Stolz könnt ihr bei euerm Gustav doch noch voraussetzen."

„Wat soll dat heißen?" fragte Frau Wiskotten, und ihr Blick hing gespannt an ihrem Aeltesten.

„Das soll zweierlei heißen, Mutter. Erstens, daß wir uns von dem Mucker nich an die Wand drücken lassen. Jetzt gerad' nich. Und wenn's mein Letztes kostet. Und zweitens, daß ich wiederhole: wenn's mein Letztes kostet. Nicht das eure. Hab' ich euch in die Tinte geritten, so hab' ich euch auch wieder herauszuziehen. Das will ich. Bitte, da gibt's gar keinen Widerspruch. Ich weiß, was ich rede. Und nun hört mal genau zu. Hier handelt es sich jetzt darum, wer den längsten Atem hat. Der Scharwächter oder wir. Für mich" — seine Augen funkelten — „ist die Sache jetzt eine Ehrensache. Der Scharwächter unterbietet uns, um uns kaputt zu machen. Ob er ein Jahr oder zwei zum Selbstkostenpreis hergibt und nichts verdient, tut ihm nichts. Aber nichts verdienen oder — verlieren, das ist ein Unterschied. Und er soll verlieren! Er unterbietet

Digitized by Google

uns. Gut. Von heute an werden wir ihn unterbieten."

„Gustav! Bist du bei Sinnen? Das kann die Fabrik ja gar nicht ertragen!"

Die Stimmen der Brüder schwirrten aufgeregt durcheinander.

„Die Fabrik soll's auch gar nicht tragen. Ich will's tragen."

„Du — —?"

„Ja, ich. August wird feststellen, wie hoch sich mein Anteil an der Fabrik beziffert, einschließlich dessen, was von den Eltern an mich fällt. Diese Summe verpfände ich euch. Wilhelm, der durch seine Heirat über Barmittel verfügt, wird so freundlich sein, den Gegenwert für meinen Anteil in bar der Kasse zur Verfügung zu stellen. Bin ich eines Tages in der Lage, wenn wir die Schwierigkeiten überstanden haben und die Fabrikation sich gehoben hat, die Differenz zurückzuzahlen, so trete ich wieder mit allen Rechten ein. Ist die Summe verloren, so fällt mein Anteil an Wilhelm, mit dem ihr euch auseinandersetzen könnt, und ich trete definitiv — aus."

Stille herrschte. Die Mienen der jungen, energischen Geschäftsleute waren ernst.

Dann sagte Frau Wiskotten ruhig: „Gustav hat recht."

Der nickte ihr bloß zu.

Wilhelm wollte widersprechen. Auch die andern verlangten, Protest einzulegen. Aber die alte Frau sah sich kühl im Kreise um. „Gustav hat recht! Hier heißt es: entweder — oder! Einen kann es treffen. Die Fabrik nich!"

Da erklärten sie sich einverstanden. Und kein billiges Trostwort griff Platz.

Gustav Wiskotten atmete tief auf. Kalter, wilder Stolz stand in seinen Augen. Nun war er der Herr seines Schicksals. Und wenn nur auf Monate: er war der Herr! Jeremias Scharwächter sollte es verspüren. Und durch ihn — Emilie — —.

Er griff nach seiner Mütze, grüßte kurz und ging hinaus. Und wohl eine Stunde lang umkreiste er in der Dunkelheit die Gebäude der Fabrik . . .

Vierzehn Tage darauf trat Wilhelm Wiskotten eine neue Reise an. Er fuhr nach Berlin, zu den Grossisten, und von dort, ohne erst nach Barmen zurückzukehren, nach London, um auf der Heimreise Paris zu berühren. Er hatte strikten Auftrag, überall, wo er der Konkurrenz Scharwächters begegnete, die Preise zu drücken und Orders zu jeder Notierung entgegenzunehmen.

Mit verhaltener Spannung warteten man daheim. Dann kamen die ersten Berichte. Orders lagen nicht bei, oder nur in kleinen Posten. Und doch las Gustav Wiskotten die Briefe mit grimmiger Freude. Wilhelm schrieb, daß die Berliner Kundschaft bereits ihren Bedarf bei Scharwächter gedeckt hätte, daß er aber, als er die Preise erfahren, nur ruhig sein Bedauern geäußert hätte mit dem Bemerken, daß er ihnen das um so viel schönere patentierte Wiskottensche Fabrikat heute um ein Drittel billiger angestellt haben würde, als sie bei Scharwächter eingekauft hätten. Von der Kundschaft sei alsdann umgehend an Scharwächter geschrieben worden, der, um sich das Absatzgebiet zu erhalten, nach allerlei Ausflüchten zum Entschluß getrieben worden sei, in eine nachträgliche Preisreduktion zu willigen. Das bedeute für Scharwächter das Zusetzen baren Geldes und somit einen beträchtlichen Verlust, den er von Tag zu Tag zu steigern bemüht bleiben würde.

„Bar Geld wegschenken — das geht ihm an die Nieren."

Die Berichte von London lauteten ähnlich, aber ein großes Paket Orderzettel lag bei. Die geschäftskundigen Engländer witterten den Kampf und gedachten, sich die Chance auf keiner von beiden Seiten entgehen zu lassen. Sie zwangen Jeremias Scharwächter unter Hinweis auf eine Lockerung der Geschäftsbeziehungen, ihnen die Differenz zwischen den Preisen der Wiskottens und den seinen mit einem ausgleichenden Betrag gutzuschreiben, und schlossen gleichzeitig mit Wilhelm Wiskotten für größere Warenposten ab.

Gustav Wiskotten lachte. „Geriebene Gauner, die Engländer. Aber nu kommt doch Leben in die Bude."

Und lebendig wurde es in der Fabrik. Seit langer Zeit wieder keuchten beide Dampfmaschinen vereint, klapperten die Färberknüppel in beiden Färbereien, begannen die neuen Bandstühle, die wieder stillgesetzt waren, mit den alten gemeinsam die hölzernen Arme zu recken, die Garne durch die Karten zu schlagen und Band zu speien. Die Haspelmädchen wagten nicht mehr, sich Liebesgeschichten zuzuflüstern, in den Packstuben regnete es Flüche und Rippenstöße.

„Kölsch," sagte Gustav Wiskotten zu dem alten Werkmeister, „der Mensch muß seinen Spaß haben."

„Wie lang, Herr Wiskotten?"

„Bis Matthäi am letzten."

„Wann wird das sein?"

Der Fabrikherr zuckte die Achseln. „Haben Sie was von — von Scharwächter gehört?"

„Er soll herumgehen blaß wie ein Leintuch."

„Kölsch, da wollen wir sorgen, daß er gelb wird."

„Er is zäh Leder, Herr Wiskotten."

„Bin ja auch nich von Pappe. Da, schauen Sie mal, die ganzen Lagerbestände ausgeräumt."

„Aber hat nix eingebracht."

„Nix eingebracht? Drehen Sie sich mal auf dem Absatz um, rundum! Alles is in Bewegung, alles an der Arbeit, wohin Sie sehen, Tätigkeit und Freude! Ist das vielleicht gar nix? Ist

Digitized by Google

Die Schlaftänzerin Magdeleine

Nach einem Gemälde von Albert von Keller (München)

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

das nicht zehntausendmal mehr als das Herumschleichen un Faulenzen in den letzten Monaten? Un wenn nix andres dabei herausspringt als der Rausch dieser Arbeitswochen! Himmeldonnerwetter, man weiß doch wieder, daß man lebt."

„Gott sei Dank, Herr Wiskotten. So hab' ich Sie lang' nicht sprechen gehört."

„Is ne eigne Art mit dem Fidelsein, Kölsch. Bei mir entspringt's aus den Fäusten. Wenn die ihren Schöpfer loben, tut's auch das Herz. Und vom Herzen geht's dann doppelt vergnügt zurück in die Fäuste."

„Herr Wiskotten, ich hab' drüber nachgedacht. Jeden Abend, wenn ich zu Haus bei der Pfeife saß. Und ich glaub', ich hab's."

„So—o — — —?" Das kam zweifelnd.

„Ich mein', Herr Wiskotten, das neue Patent nutzt uns erst dann richtig, wenn wir es mit ganz neuen, ganz aparten Mustern verbinden. Wenn das Verfahren eine neue Idee darstellt, müssen auch in der Ausführung neue Ideen zutage treten. Daß es nur so in die Augen springt. Daß sofort ein gewaltiger Unterschied vorliegt zwischen unsern Artikeln und denen Scharwächters und Konsorten. Das muß — ja, wie soll ich sagen — das muß wie ein neuer Frühling sein. Und alles unter Musterschutz stellen lassen. Dann beißen sie sich die Zähne aus."

„Kölsch — Mensch!"

„Ja, in der Theorie sich dat auszuklamüseren, is ja wohl kein Kunststück."

„Kölsch, Sie haben mal wieder gute Schwertwacht gehalten. Während ich im Dunkeln saß, haben Sie für mich nach Sternen geangelt. Mein Kopf muß doch in letzter Zeit bedenklich gelitten haben, daß ich mal wieder den Wald vor lauter Bäumen nicht sah."

„Privatsorgen machen müder als Geschäftssorgen. Wenn wir nicht wissen, wofür wir eigentlich arbeiten —"

„Still, Kölsch. Ich weiß es. Und nun kommen Sie gleich mal mit zum Musterzeichner."

Neben der Kartenschlägerei hockte in einem Abteil ein altes Männchen über seinem Zeichenbogen und strichelte und punktierte in große Karrees allerlei Muster hinein, nach denen für die Bandstühle die Karten geschlagen wurden, durch deren Löcher die Fäden liefen und sich geheimnisvoll zu Gebilden verschlangen.

„Was machen Sie denn da Schönes, Herr Brinkmann? Darf man mal sehen?"

„Bitte, Herr Wiskotten." Das Männchen trat händereibend zurück, überzeugt von der Vortrefflichkeit seines Schaffens.

„Hm . . . Erklären Sie doch mal."

„Das — ja, also das — das wird ein Pünktchenmuster. Weißer oder matter Grund mit ganz kleinen roten und blauen Sternchen. Niedlich, nicht wahr?"

„Haben Sie sonst noch was Neues?"

Das Männchen schlug seine Mappe auf. „Hier ein farbig unterbrochenes Strichmuster, hier eins in Schlangenlinien, hier eins getupft, in Kreisen und Quadraten, hier Ornamente für Spitzen und hier —"

„Das haben wir aber schon seit Methusalems Zeiten, Herr Brinkmann, diese Neuheiten sind ja im Grund so alt wie die Wupper. Wir müssen Nouveautés haben, Herr Brinkmann."

„Sind es auch," eiferte das Männchen. „Schauen Sie nur einmal genauer zu, Herr Wiskotten. Kein Muster ist wie das vorjährige. Immer wieder finden Sie feine, pikante Varianten."

„Geb' ich gern zu, Herr Brinkmann. Aber statt der Varianten möcht' ich nun mal wieder Originale haben. Nix wie Originale, Herr Brinkmann. Strengen Sie mal Ihre Phantasie an."

Das vertrocknete Männchen lächelte ein mitleidiges Lächeln. Was verstanden Leute des Schlages von der feinen Musterzeichenkunst! „Schön, schön, ich werde schon Neues schaffen. Bis an die Grenzen der Möglichkeit."

„Nee, nee, Herr Brinkmann, über die Grenzen hinaus! Mögliches ist für jeden erreichbar. Wenn wir ein Wurstschnappen veranstalten wollen, müssen wir Unerreichbares bringen. Dann behalten wir die Wurst in der Hand, und die andern schnappen sich allgemach den Atem aus. Ich werde Sie in acht Tagen wieder besuchen."

„Sehr angenehm, Herr Wiskotten." —

„Dem Kerl ist die Phantasie eingetrocknet wie dicke Tinte. So ein alter Pedant! Einmal im Jahr legt so ein Kerl ein Ei, und die übrige Zeit brütet er drauf herum und ist selber am gespanntesten, was da wohl zum guten Schluß herauskommen mag: ein Huhn, eine Ente oder eine Nebelkrähe. Ich glaub', wenn Sie dem Philister von Goldfasanen und Paradiesvögeln reden, schlägt ihm der respektvolle Schreck in den Leib, daß er das Eierlegen überhaupt verlernt."

„Wir müssen frische Kräfte heranziehen, Herr Wiskotten."

„Ich werde inserieren." —

Nach Feierabend ging Gustav Wiskotten durch die Straßen der Stadt. Er wollte zum Stammtisch. Aber plötzlich überfiel ihn ein Ruhebedürfnis, das seltsam vibrierend durch sein Blut lief. Jetzt die Beine unter den Tisch strecken, auf dem Tisch die leis surrende Lampe, und um den Tisch ein paar gute frohe Gesichter . . . Er bog ab und ging in Gedanken bis vor Albert Kölschs Haus. Er klingelte. Ueber den Flur kamen eilige Mädchenfüße.

„'n Abend, Fräulein Anna. Kann ich mithalten?"

„Och, die Ueberraschung! Sie kommen aber gerade recht. Riechen Sie schon was?"

„Reibekuchen."

Digitized by Google

„Wird sich Vater freuen! Endlich halten Sie Wort. Na, ich will nicht schimpfen."

Er schaute dem fröhlichen Mädchen in die Augen. Wie in zwei blanke Seen, die jedes Bild verschönt widerspiegeln.

„Schimpfen Sie nur lustig drauflos. Es klingt doch immer wie Gesang."

Werkmeister Kölsch erhob sich erstaunt aus seinem Strohsessel. Das Buch, das er in der Hand hielt, fiel zu Boden. „Der Herr Gustav...!"

„Stör' ich Sie auch nicht? Sie lasen gerade."

„Nur bis das Mädel, die Anna, mit ihren Reibekuchen so weit is. Die müssen nämlich heiß gegessen werden. Daher dauert's an solchen Tagen länger. Mögen Sie auch Reibekuchen?"

„Mögen? Kölsch, ich bin doch so gut mit Wupperwasser getauft wie Sie."

Er nahm Platz, blickte sich in dem gemütlichen Zimmer um, froch wohlig in sich zusammen und merkte, daß sein eben noch vibrierendes Blut ganz still und ruhig geworden war.

„Was lesen Sie denn da, Herr Kölsch?"

„Jean Paul."

„Wie heißt der Onkel?"

Der Werkmeister schmunzelte. „Jean Paul, Herr Wiskotten. Das ist nämlich mein Lieblingsdichter. So recht für beschauliche Leute, die gern auf die Straße, die hinter ihnen liegt, zurückblicken und ihre Freud' daran haben, was für ein närrisch Menschenvolk darauf herumspringt. Man kommt sich dann nämlich sehr erhaben und sehr behaglich in seiner Haut vor."

„Lebt der Mann noch?"

„Ein fünfundsiebzig Jährchen wird er wohl tot sein. Aber seine Werke werden immer lebendig bleiben."

„Jessas, da hab' ich mich schön blamiert. Keine Ahnung hatt' ich von dem Mann. Ueberhaupt, meine Bildung! Ich kenne Schiller und kenne Goethe, und damit kämen wir gleich zur Bandfabrikation."

„Nehmen Sie sich mal die Zeit, Herr Wiskotten. Sie werden es nicht bereuen."

„Gott, wenn ich all die Bücher bei Ihnen sehe! Außer en paar Junggesellengeschichten, die ich unter Verschluß halte, — na, die Literatur gehört wohl überhaupt nicht hierher. Und von Goethe mußten wir auf der Schule den Erlkönig auswendig lernen, und über Schiller kriegten wir in Sekunda ein Aufsatzthema: ‚Wie läßt sich der Charakter der Jungfrau von Orleans erklären?' Für meine Ausführung erhielt ich eine hinter die Ohren. Das war in den Augen meiner Mitschüler das höchste Lob meiner fortgeschrittenen Mannbarkeit. Ja, weiter sind meine Beziehungen zu den Dichtern nicht gediehen."

„Dichter sind wie Mütter, Herr Wiskotten. Man kommt nie zu spät und nie umsonst."

„Ich bin ihnen wohl ein zu ungehobelter Gast."

„Das sind ihnen die liebsten. Denn die Leute, die nicht gewöhnt sind, Gastgeschenke zu empfangen, sind wie dankbare Kinder. Ich hab's an mir selbst erfahren. Und dann, als meine Frau starb — — wie gesagt, Dichter sind wie Mütter."

Gustav Wiskotten stand auf und ging langsam zu dem Schrank, durch dessen Glasfenster das Gold der Bücherrücken schimmerte. Andächtig las er die Namen.

„Herr Wiskotten, die Bibliothek steht zu Ihrer Verfügung."

„Wollen Sie mir mal was daraus mitgeben? Ich hab' so lange Abende — —"

„Das ist mir eine Herzensfreude, Herr Wiskotten."

Das junge Mädchen, in langer weißer Kittelschürze, trug ein Gericht der knusperig gebackenen Kartoffelkuchen auf. „Die Schürze müssen Sie entschuldigen. Ich steh' am Herd, und das Fett spritzt nach allen Seiten. Bitte, zuzugreifen."

„Setzen Sie sich nicht zu uns, Fräulein Anna?"

„In fünf Minuten — Ich muß noch backen, damit nicht über schlechte Bedienung geklagt wird."

Dann saßen sie zusammen und schmausten. Als Gustav Wiskotten sah, daß dem Werkmeister die Butterbrote gestrichen wurden, verlangte er dasselbe Recht auf Unterstützung. Kölsch wäre ihm sonst immer ein paar Kuchen vor. Und nun erhielten die Männer abwechselnd ihr Deputat. Bis die Platten leer gegessen waren. Der Tisch wurde abgeräumt, die Bierkrüge erschienen mit den Weichselpfeifen, und der Werkmeister las auf des Gastes Wunsch ein Kapitel aus seinem Lieblingsdichter. Zuerst horchte Gustav Wiskotten aufmerksam auf die Worte, dann war ihm die Dichtung nur noch Stimmungserreger. Er ließ sich einlullen und saß wie in warme Decken gehüllt. Das Mädchen zog die Nadel durch eine Handarbeit, ließ die Arbeit im Schoße ruhn, wenn der Vater an eine besonders schöne Stelle kam, sah mit lachenden Augen vom Vater auf den Gast und regte die Hände aufs neue. Wie eine laue Welle glitt der Friede durch das Gemach, schmeichelte sich an die Herzen der Menschen und schaukelte sie lind und weich. Dann hörte Gustav Wiskotten nichts mehr und sah nur noch die Idylle. Er träumte . . . Das tat wohl und weh. Aber das stille Wohlbefinden überwog. — —

„Ich habe Ihnen viel zu danken, Herr Kölsch," sagte er beim Abschied. „Sie sind mir ein Stück Erzieher. — Doch, doch, es ist so. In der Fabrik habe ich von Ihnen gelernt, und — und fürs Haus hätte ich schon früher von Ihnen lernen sollen. Bei Ihnen fühlt man, daß man ein Dach überm Kopf hat. Bei mir regnet's in die Stuben."

Digitized by Google

„Decken Sie doch das Dach neu, Herr Wiskotten. Sie sind der Mann dazu."

„Für einen allein macht's keinen Spaß. Na, wollen nich sentimental werden. Dazu war der Abend zu schön. Fräulein Anna, kleine Fee, was müssen Sie eine Portion Liebe in sich haben. Und immer reicht es noch für einen dritten und vierten. Wird's Ihnen auch nicht zu viel, tagtäglich bei mir nach dem Rechten zu sehen?"

„Ich komm' so gern."

„Mädel, Mädel, wenn Sie mal heiraten! Sonst sagt man so, der liebe Gott wird daran seine Freude haben; aber in diesem Falle wird er doch die Hauptfreud' einem andern überlassen müssen. Ordentlich neidisch könnt' man werden. Ja, ja, ich mach' schon, daß ich 'raus komme. Gute Nacht, Fräulein Anna. Gute Nacht, Herr Kölsch."

Ganz leicht war ihm zumute, als er aus der warmen Behausung auf die Straße trat, auf der das Schweigen der Nacht lag. Und zum erstenmal wieder vermochte er in seinem Hause das Schlafzimmer der Kinder aufzusuchen. Die Kerze in der Hand, leuchtete er auf die leeren Bettchen und das verlassene Spielzeug.

„Komunt wieder," murmelte er. „Wir wollen alle zusammen darangehen, das Dach zu decken. Wie ein Klümpchen Glück wollen wir dicht zusammenhocken. Wenn — wenn — Aber sie ist halsstarrig, und ich phantasier' wohl." — — —

*

„Anna!"

„Ja, Vater?"

Der Werkmeister hatte in der Frühe einen Brief erhalten. Die Sonntagsglocken läuteten im Tal, feierlich und mahnend, aber der Werkmeister hatte kein Ohr dafür.

„Anna, wenn du bei Herrn Wiskotten gewesen bist, geh gleich zur Bahn und fahr nach Düsseldorf hinüber. Ernst hat geschrieben."

„Herrgott, Vater! Ist Ewald was passiert?"

„Könnt'st auch zuerst an deinen Bruder denken."

Flammend rot blickte sie vor sich hin. „Ernst ist doch gesund?"

„Is schon gut, Mädel." Er strich ihr beschwichtigend über den schweren Flechtenkranz. „Da, lies. Ich werd' nich klug daraus. Ewald Wiskotten käm' nich mehr zum Essen? Er hätt' Krach auf der Akademie gehabt? Un seine Wohnung hätt' er auch verlassen? Da wird's wahrhaftig Zeit, daß du Räson in die Geschichte bringst."

„Vater, ich mach' mich gleich fertig. Zum Abend bin ich zurück."

„Sag aber dem Herrn Gustav nix. Der hat an seinem Päckchen schon genug zu tragen."

Die kurze Fahrt nach Düsseldorf wurde dem Mädchen zur Unendlichkeit. Und immer tauchten Bilder vor ihr auf, blasse, schreckhafte Bilder, die sie verjagte, um sie selbst wieder zurückzurufen. An Ernst hatte sie telegraphiert. Der Bruder war auf dem Bahnhof.

„Was ist denn los, Annerl?"

„Ja, das frag' ich dich!"

„Mich? Ich werde gänzlich unvorbereitet um zehn Uhr morgens aus dem besten Schlaf geholt und soll auf nüchternen Magen weissagen. Bißchen viel verlangt."

„Hast du Ewald Wiskotten gefunden?"

„Hab' ihn gar nicht gesucht."

„Wenn da aber ein Unglück — —?"

„Ach was, Unglück! Von der Akademie gewimmelt haben sie ihn wegen Talentlosigkeit. Das werden nachher die originellsten Künstler. Und nun schämt er sich, hält irgendwo die Hände vors Gesicht und ruft: ‚Kuckuck, wo bin ich?'"

„Ernst, sei nicht so albern. Wir müssen Ewald Wiskotten sofort suchen. Vater will es."

„Ich glaub'," meinte Ernst Kölsch gähnend, „wenn ich verloren ginge, ihr kämt nicht mit Extrapost. Und bin doch das leibliche Kind."

„Unkraut vergeht nicht."

„Du, Naseweis — Herrje, Kleines, mach nicht so 'ne Schutzmannsmiene. Ich bin dein Arrestant. Los!"

Sie fuhren zu Zinters und trafen die Tochter des Hauses.

„Können Sie uns wohl sagen, Fräulein, wo Herr Wiskotten jetzt wohnt?"

„Dat kümmert mich nich. So ene Hungerleider, wat der is."

„Wohin sind denn seine Sachen geschafft worden?"

„Der Gemüshändler von nebenan hat sie in der Rocktasch' hingetragen. Nur nich die Rechnung."

„Komm, Ernst, wir gehen zu dem Gemüsehändler."

Gretchen Zinters, die Hände in der Tändelschürze, rührte sich nicht vom Fleck. „Wenn Sie sein' Braut sind, hau, dann jratulier' ich aber!"

Die Tür schloß sich. Anna Kölsch ging unbekümmert ins Nachbarhaus. „Ratingerstraße," beschied sie der Händler und beschrieb ihr das Haus. „Dat Zimmer is wie en Mausloch."

Die Geschwister stiegen die vier Holzstiegen des altersschwachen Hauses hinauf, das von geringen Leuten bis unter das Dach besiedelt war, Gipsfigurenhändler, die auf den Straßen mit ihrer Ware hausierten, Gelegenheitsarbeiter. Lumpenverkäufer — jedes Zimmer fast hatte einen andern Besitzer. Und in dem schlechtesten und kleinsten hauste Ewald Wiskotten.

Die Tür war geschlossen. Anna klopfte an. Drinnen ein Geräusch. Dann Stille. Nun schlug Ernst Kölsch schallend gegen die Tür.

„Mach auf, Mensch. Hier Kölsch! Ich weiß, daß du zu Haus bist. Anna ist bei mir."

Digitized by Google

Keine Antwort.

„Ewald — —!“ rief das Mädchen leise.

„Donnerwetter, Ruh' will ich! Mir geht's gut! Ich brauch' euch nicht!“

Ganz blaß horchte das Mädchen auf den Wutausbruch. Dann ging sie still die Treppe hinab.

„Ernst,“ sagte sie, und der Schreck zitterte noch in ihrer Stimme, als sie in des Bruders Atelier standen, „laß es nicht zu spät werden. Geh jeden Tag zu ihm. Hilf ihm auf, Ernst.“

„Verdient hat's der Dickkopf nicht,“ brummte der. „Und dabei kann der Bengel was. Nur Bilder kommen dabei nicht heraus. Schau mal her, was er mir geschenkt hat. Er wollt' es zerreißen, da fiel ich ihm in den Arm. Da! Ich vermache dir den Krempel.“

Er rollte die Blätter zusammen und steckte sie ihr unter den Arm. „Nu lach aber mal, Mädel.“

Noch immer saß die Angst in ihren weitgeöffneten Augen. „Ernst —“

„Kindskopf, ich versprech' dir's ja. Ich nehm' ihn an die Leine. Hand drauf.“

Die uneröffnete Rolle im Schoß fuhr sie nach Barmen zurück. — — — (Fortsetzung folgt)

Drei Nachtgedichte

Von

Gustav Falke

In der Nacht

Im Wiesenmoor der Nebel steigt,
Der Mond sein bleiches Antlitz zeigt,
Das Bächlein rauscht wie klagend,
Das Känzlein ruft wie fragend.

Und jetzt ein Glöcklein, rasch und bang!
Kennt nicht den Turm, kennt nicht den Klang:
Kein Kirchlein in der Runde
Sagt an zu dieser Stunde.

Was gehet in der Nacht hier vor
Und schrecket mein verwirrtes Ohr?
Ist wo ein schlimmes Sterben?
Will mir ein Freund verderben?

Im Dunkeln geht viel Fremdes um,
Viel Heimliches — frag nicht darum!
Schließ deine Kammerfenster
Und laß die Nachtgespenster.

Nachtgang

Ist das die alte Kräuterhexe,
Die dort durch Nacht und Nebel hinkt,
Wo durch die giftigen Sumpfgewächse
Der Grund in trüben Lachen blinkt?

Was bleibt sie nicht des Nachts im Bette
Und schläft, wie andre Menschen auch?
Was schleicht ihr klappriges Skelette
Unheimlich hin durch Busch und Strauch?

Ihr Enkelkind, die blonde Kleine,
Liebt auch die Nacht. Ich sah sie eh,
Da hüpfte sie beim Mondenscheine
Mit einem Schlingel durch den Klee.

Sein grüner Rock, am Hut die Feder —
Des Försters Bartel mußt' es sein.
Er war es sicher, denn nicht jeder
Läßt sich mit solchem Wildwuchs ein.

Er aber fiel nicht weit vom Stamme,
Der trug schon gleiche Frucht zuvor:
Des alten Försters alte Flamme
Irrwischt noch heut durch Busch und Moor.

Wer weiß, ob sie in ihren Töpfen
Nicht schlau das Liebestränklein würzt,
Und ob allein mit ihren Zöpfen
Das Kind den Burschen an sich schürzt.

Mir graut, seh' ich die Alte schleichen,
Ihr gift'ger Blick bringt leicht ins Grab.
Nur gut, eh wir sie noch erreichen,
Biegt hüstelnd sie ins Dunkel ab.

Das Fenster

Rotes Auge glutet durch die Nacht:
Einsam Fenster, wo ein Mensch noch wacht.
Durch die dunkeln Eichen seh' ich's glühen,
Welche Seele mag sich da noch mühen?

Wenn die Tage unter Arbeit gehn,
Soll der Abend milden Frieden wehn.
Heiliger Schlaf auf kummerlosen Kissen,
Müssen Menschen dein Erbarmen missen?

Bange Nächte, wenn das Auge brennt
Und das Blut durch alle Adern rennt,
Schuld und Jammer aus dem Schlaf dich klopfen
Und die Stunden hin wie Tränen tropfen.

Schlafet alle, böse oder gut,
Wiege einmal, sanfte Friedensflut,
Alle armen, müden Menschenseelen,
Die sich wund im Kampf des Lebens quälen.

Jäh erlischt das rote Auge dort,
In den Eichen rauscht der Nachtwind fort,
Zwischen ihren schwanken, schwarzen Zweigen
Seh' ich freundlich stille Sterne steigen.

Digitized by Google

Copyright 1896 by Franz Hanfstaengl, München

Er liebt mich . . .

Nach dem Gemälde von Charles Wilson

Digitized by Google

Die Staroperation bei einem Molch

Naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Bölsche

Es gibt keine zweite Errungenschaft menschlicher Heilkunst, die so volkstümlich geworden wäre wie die Staroperation. Ein ungeheurer Verlust — der des „halben Lebens“, wie man gesagt hat — wird verhütet durch einen verhältnismäßig einfachen Eingriff. Doch wer tiefer nachdenkt über das Verhältnis von Mensch und Natur, der empfindet nicht bloß diesen Gegensatz. Die Staroperation bedeutet eine wunderbare Station in diesem Verhältnis. Es war die große Errungenschaft des Menschen, womit seine Kultur begann, daß er anfing, Organe seines Leibes zu ersetzen und fortzubilden durch Werkzeuge. Der Stock, die Waffe, die Zange, der Hebel — sie waren nur Fortschritte, Fortentwicklungen, Ueberbietungen der natürlich gewachsenen Hand. Der Telegraphendraht ist ein erweiterter Nerv, der über Berg und Tal und Meer läuft, das Fahrrad und Automobil ein gesteigertes Bein. Eines Tages wandte sich diese Kultur nun auch dem Auge zu. Man fand, daß der natürliche Apparat dieses Auges sich ebenfalls erhöhen lasse durch vorgespannte Werkzeuge. Vor die körperliche Sehlinse wurden künstliche Linsen gestellt und so die Sehschärfe des Mikroskops und des Fernrohrs erzielt. Wenn eine dieser vorgestellten Linsen nicht recht funktionierte, wurde sie durch eine andre ersetzt. Wie kurz ist der Schritt von hier zu der Logik des Gedankens: kann man nicht auch die Naturlinse des Auges selbst, wenn sie schlecht arbeitet, ausschalten und ganz durch eine Brillenlinse ersetzen? Das ist aber der schon früh geahnte, schlichte Gedanke der Staroperation. Die Linse im Auge, dieses von der Natur geschaffene älteste „Brillenorgan“ trübt sich. Sie wird mangelhaft im Sinne des Mechanikers. So wird sie durch einen Eingriff entfernt. Und an ihre Stelle tritt eine äußerlich entsprechend vor das Auge gesetzte Kunstlinse, die jederzeit selber wieder leicht zu erneuern ist: die Starbrille. Wirklich eine sehr schlichte Grundidee, die aber in Wahrheit einen wundervollen Triumph des Menschengeistes bedeutet. Wir stehen auf der Schwelle zweier Welten. Hier die Natur, die das Auge geschaffen. Und dort der Mensch, der eingreift, daran bessert.

Unwillkürlich drängen sich aber noch weitere Fragen auf. Warum gibt es nicht noch einen Punkt in diesem Hergang, wo Natur und Menschenhand sich hilfreich entgegenarbeiten? Der Arzt hat die unbrauchbar gewordene Linse entfernt; warum kommt jetzt nicht am leeren Fleck die Natur selber entgegen, indem sie eine neue, vollkommene Linse im Auge selbst erzeugt? Wir reden so gern von der Weisheit der Natur. Und wir reden ebenso gern von dem Menschen als ihrem Meisterstück. Auch die höchste Weisheit und Vollkommenheit hat aber ihre Schranken, lautete die nächstliegende Antwort. Auch die Natur kann keine Bäume machen, die bis zu den Sternen wachsen. Sie konnte dem Menschenleibe diese Gabe nicht geben; auch ein Bein, das die Kugel ihm weggeschossen hat, wächst dem Invaliden ja nicht wieder; der Weg zum Ziel ging hier eben über den Menschengeist, und von dem ist das Problem faktisch durch die Starbrille gelöst worden. Das letztere stimmt. Aber gegen das erste ist nun doch wieder ein andres zu setzen. Zum Punkte „Können“ der Natur haben wir hier einen ganz schlagenden Gegenbeweis. Sie kann die Linse ersetzen, wie sie das Bein ersetzen kann, und zwar auf direktem Wege durch Neuwachsenlassen; bloß beim Menschen eben kann sie es nicht, und so scheint er in diesem Punkte denn wirklich nicht die Krone ihrer Kraft zu sein.

Wenn zu lustiger Frühlingszeit auch die kleinsten Sumpftümpel ergrünen von allerlei Algen und sprießendem Wassergewächs, dann erscheint ab und zu aus diesem sonnendurchblinkten Aquarium geisterhaft auftauchend ein kleines Wesen, senkrecht ansteigend zum Wasserspiegel unter leichten Schlängelbewegungen wie ein leibhaftiges Schlänglein. Aber es ist keine Schlange, denn es hat vier richtige, obwohl kurze Beinchen. Es ist auch kein Fisch, trotz seiner Aquariumsexistenz, denn es holt sich bei diesem Aufstieg einen Bissen Luft, ohne den es da unten nicht gedeihen kann. Das niedliche Tierchen, in dem nur der eingefleischteste Amphibienfeind eine Ausgeburt des Schillerschen „Höllenrachens“, wo es sich regt von „Salamandern und Molchen und Drachen“, sehen kann, ist unser Teichmolch.

Dieser Teichmolch hat jetzt seit über hundert Jahren seine Berühmtheit, sozusagen seine Spezialität. Der große italienische Naturforscher Spallanzani schnitt einem seiner Sippe im achtzehnten Jahrhundert ein Bein ab — und es wuchs wieder. Der Versuch wurde wiederholt, und jedesmal antwortete die Natur prompt mit einem neuen Ersatzbein. Ein

Digitized by Google

und demselben Molch wurde innerhalb dreier Monate sechsmal ein Bein bis sehr nahe an die Wurzel amputiert, und alle sechs Male kam es wieder; 687 einzelne Knochen mußte dieses zähe Tier in den drei Monaten ergänzen; in etwas mehr Zeit brachte es ein andres Exemplar bis auf 1374 neugebildete Ersatzknochen. Mit den Beinen wetteiferte dabei auch der Schwanz in der gleichen mysteriösen Fähigkeit, sich selber gleichsam auf Wunsch immer neu herzustellen.

Solch kleiner Teichmolch hat für uns keinen praktischen Nutzen. Uns kümmert nicht, ob bei diesem Amphibienvölkchen auch der böse Star wütet, und kein Operateur würde eine Hand darum rühren, einem starblinden Molch seinen Star zu stechen. Aber eines Tages kam ein Gelehrter im Verfolg ganz bestimmter Gedankengänge doch auf die Idee, wirklich auch einem Molch einmal nach dem Prinzip der Staroperation die Linse im Auge fortzunehmen. Es brauchte dabei nicht abgewartet zu werden, bis sich zufällig ein tatsächlich blinder Molch fand. Denn G. Wolff, so hieß der Forscher, bezweckte nicht eine Heilung zugunsten des Molchs, sondern er wollte eine einfache Frage an die Natur richten. Er nahm die Linse, eine gesunde in diesem Falle, fort, um zu erfragen, ob die Natur hier, bei dem Molch, der sich doch laut Erfahrung sechsmal ein Bein abschneiden ließ und sechsmal hartnäckig neu erzeugte, nicht auch jene beim Menschen vermißte Kraft besitze, die fortoperierte Linse selbsttätig im Auge wieder neu hervorzubringen.

Das Experiment wurde ausgeführt an jungen Molchen — und es glückte vollkommen! Die beseitigte Linse war jedesmal nach kurzer Frist ohne weiteres Zutun des Menschen durch reine Innenarbeit des übrigen Auges wiederhergestellt. Die Natur im kleinen Molch auf der niedrigen Amphibienstufe brachte also zustande, was dem Menschen aus eigner Naturhilfe versagt war!

Wolff und nach ihm Fischel konnten sogar bis ins einzelne aufhellen, wie die neue Linse erzeugt wurde. Auf den Reiz der Operation hin gehen zunächst eigentümliche Wandlungen vor sich am Pupillenrande, und es wird ein Zellenbläschen gebildet. Dann beginnt in der sogenannten Retina, der Netzhaut, also in der innersten Augenkammer selbst, ein entgegenarbeitender Prozeß, es wachsen Zellen von hier aus in das Bläschen hinein und bilden das Fasernwerk darin, bis endlich so die neue, durchsichtige Linse fertig ist. Ganz offenbar bildet den Ausgangspunkt des gesamten Prozesses die einfache Reizung des Pupillenrandes und der Netzhaut bei dem Einstich der Operation. Reizt man absichtlich beide Seiten des Pupillenrandes, so setzt die Linsenbildung von beiden Seiten her ein und es bilden sich, statt einer großen, zwei kleine neue Linsen.

Der ganze Vorgang mußte aber um so wunderbarer erscheinen, als doch eine solche Staroperation bei einem Teichmolch jedenfalls früher nie vorgekommen war. Natürliche Verletzungen, die genau bloß die Linse aus dem Auge schälten, konnte man sich auch nicht vorstellen. Es schien also, daß hier gleich im neuen, unerhörten Falle die noch vorhandenen übrigen Zellen des Molchauges das absolut Zweckmäßige vollbrachten, obwohl sie früher niemals in die Lage gekommen waren, dergleichen zu versuchen. Wenn denn nicht der Mensch, so schien doch der Molch eine wahre Zweckmäßigkeitsuhr im Leibe zu haben, die auch auf eine noch nie dagewesene Frage hin sogleich die richtige Stunde schlug.

Dieser letzteren Folgerung trat indessen ein andrer sehr bekannter und altbewährter Forscher entgegen, August Weismann, der durch seine überaus lichtvolle Darstellung das ganze Problem dieser „Erneuerungen“ dann auch weiter noch ganz beträchtlich hat klären helfen. Weismann machte zunächst selber noch ein höchst interessantes Experiment. Er versetzte Molche in Aethernarkose und unterzog sie so einer noch viel intimeren Operation: er nahm ihnen nämlich den einen Lungenflügel fast ganz fort. Dann schloß er die Wunde nach allen Regeln der Kunst wieder und brachte es fertig, daß diese zähen Lurche weiterlebten. Zweifellos war auch damit ein ganz neuer Fall geschaffen, denn in der Natur wird nicht leicht ein Molch, dem ein Feind schon bis an die Lunge gelangt, die andern damit erfolgenden rohen Verletzungen überstehen. Aber siehe da: die Zweckmäßigkeitsuhr tickte diesmal nicht. Das fehlende Lungenstück ergänzte sich nicht. Der Molch brachte es in diesem Falle nicht weiter als der Mensch, von dem wir ja aus tausend traurigen Fällen wissen, daß er einen durch Schwindsucht zerstörten Lungenflügel niemals ersetzt.

Zunächst schien also die Sache nur noch verwirrter. Man hatte jetzt vier verschiedene Fälle: der Molch ersetzte Beine; der Molch ersetzte höchst raffiniert auf einen neuen Eingriff hin die Augenlinse; der Molch ersetzte auf einen ebensolchen Eingriff hin nicht die Lunge; und der Mensch ersetzte in diesen drei Lagen gar nichts. Trotzdem behauptete Weismann, gerade jetzt den ganzen Knoten aufwickeln zu können. Er richtete sein Augenmerk zunächst, wie schon die ältesten Beobachter, auf die Beine. Der Molch hat im Wasser viele Feinde, die ihn sozusagen „anknabbern“, ihm neben Schwanzstücken besonders auch Beine abbeißen. Zähnlebig, wie er ist, übersteht er das. Aber es ist doch höchst fatal für ihn. So war es eine große Nützlichkeit für ihn, wenn er gerade hier die Gabe bei sich entwickelte, diese Beine und Schwanzteile beliebig ergänzen zu können durch Nachwuchs. Eine gewisse vage Möglichkeit hierzu war gegeben. Nach dem Darwinschen Gesetz der natürlichen Zuchtwahl, die „nützliche Gaben in langen Generationenfolgen fortgesetzt aus der Masse auslieset und steigert“, mußte diese Möglichkeit so gefestigt werden, daß endlich jedesmal der Reiz des Schnittes selbst die Zellen des Stummels zur Neuarbeit am Ersatz antrieb. In diesem Falle war tatsächlich die Uhr gleichsam in Ewigkeit jetzt durch lange Auslesearbeit der Vergangenheit so gut aufgezogen, daß sie jedesmal das Zweckmäßige für diesen Fall auslöste. Aber in dem Experiment mit der neuen Linse fehlte doch gerade diese Vergangenheit, diese Linse war nicht millionenmal in ungezählten Generationen immer wieder weggebissen worden, sondern sie war ganz neu, zum erstenmal fort — und doch wurde sie ergänzt! Nein, sagt Weismann, in diesem Falle wäre sie tatsächlich nicht ergänzt worden, das

Digitized by Google

beweist die nicht ergänzte Lunge. Die Voraussetzung ist falsch. Zwar die Linse ist in der Freiheit da draußen nie einzeln fortgefressen worden wie ein Bein oder Schwanzstück. Aber diese Linse ist nur ein Teil des ganzen Auges. Und dieses Auge wurde seit alters gerade so oft bedroht wie Beine oder Schwanz. Schon früh, schon im 18. Jahrhundert, sahen die alten Beobachter mit Staunen, daß ein Molch, dem ein Angreifer ein Auge bis auf geringe Reste „weggeknabbert", auch dieses Auge vollständig ersetzte. Es wuchs ihm wieder, und in ihm also auch eine neue Linse. Warum soll, wenn die Uhr durch alte Züchtung längst auf den Ersatz des ganzen Auges eingestellt war, nicht im Einzelfalle, der bloß die Linse verletzt, dieses Teilstück nicht auch einzeln ergänzt werden? Erst wo nie die Uhr durch Zuchtwahl aufgezogen ist, also tief im Leibe bei der Lunge, erst da versagt der Mechanismus wirklich und gründlich. Und beim Menschen? Denken wir ihn uns in reinem Naturzustande, so konnte sich ähnliches wie bei Molchbein und Molchauge schwerlich anzüchten, denn für ihn war jenes kleine, nicht direkt lebensgefährliche „Anknabbern" niemals da: ein abgerissenes Bein, ein ausgerissenes Auge bedeuteten ihm einen ähnlich schweren Fall, wie dem Molch ein Eingriff bis in die Lunge, — an solchen Wunden waren die Individuen, wenn sie sie erfuhren, zugrunde gegangen, ohne daß Zuchtwahl anpassen konnte in langsamer Generationenwahl. So bildete sich der Gegenschlag nicht aus bei ihm.

Man kann die Dinge auch etwas anders ausdrücken, mit etwas Abweichung von Weismanns Ideen, indem man sagt: das Vermögen des Wiederherstellens liegt tatsächlich in allem Lebendigen; aber wo es nicht gepflegt, geübt wird, da wird es latent, schläft es gleichsam ein; im Menschen schläft es und in der Lunge des Molchs schläft es, aber im Bein und Auge des Molchs, die ein beständiger Feind bedrängt, ist es wach und tatkräftig.

Recht aber behält Weismann auf alle Fälle darin, daß dieses wunderbare Vermögen des Lebens stets nur da hervortritt, wo ein äußerlicher praktischer Nutzen immer wieder damit verknüpft ist, der in tausend und tausend Fällen immer wieder die Maschine in Gang hält. Es gibt über den Molch hinaus dafür noch Beispiele die Menge, und immer gehen sie nach der gleichen Richtung.

Der blinde Höhlenmolch Olm, bei dem die äußeren Kiemen besonders oft angeknabbert werden, ersetzt gerade diese Atmungsbüschelchen am Halse prompt. Der Polyp, den die Krebse anfressen, erträgt es, daß man ihn mitten durchschneidet: flugs ergänzt er die fehlende Hälfte wieder. Unsern kleinen Süßwasserpolypen, die Hydra, kann man in winzige Schnitzelchen zerschneiden, und jedes wächst wieder zum ganzen Tier. Wenn man ihm aber etwas antut, was er gleichsam draußen nicht gelernt, was er nie gewohnheitsmäßig oft erfahren hat: wenn man ihn nämlich mit Hilfe einer Schweinsborste nach Art eines Handschuhfingers umkrempelt, daß die Magenwand nach außen kommt, die Haut aber nach innen, so stirbt er ab, falls er sich nicht selber wieder einkrempeln kann; es ist das öfter bestritten worden, die Tatsache steht aber jetzt fest; auf diesen Fall ist er eben trotz aller Wiederherstellungskraft offenbar nicht eingefuchst. Und ganz das Gleiche beweist der Fall gewisser Würmer. Sie werden massenhaft von bösen Feinden nicht auf-, sondern nur angefressen. So haben auch sie sich prompt darauf eingestellt, ruhig zu ertragen, daß man ihnen so und so viel Ringel ihres langen Wurmleibes fortbeißt. Gehen diese Ringel verloren im Schlunde des Angreifers, so erzeugt der überlebende Rest sie neu. Reißt der ganze Leib dabei in Stücke bis zu mehr als einem Dutzend einzelner Ringelsetzen, so tickt in jedem Fetzen das Uhrlein weiter und gestaltet ein ganzes Tier mit Kopf und Schwanz daraus. Doch, o Wunder: wenn du entgegen dieser gewohnten Art einen solchen Lumbriculus, wie der Wurm heißt, nicht quer in der Ringelfolge zerreißt, sondern mit einem anatomischen Messer in der Längslinie von der Kopfspitze zur Schwanzspitze auch nur einmal spaltest, so sterben beide Hälften daran! Nie hatte einer der althergebrachten Feinde den Wurm so gespalten. Der Fall ist „neu" — und siehe da: die Uhr reagiert nicht, sie bleibt vor dem Ungewohnten stehen, obwohl es wahrlich leichter wäre, aus solcher halben Wurst wieder eine ganze zu machen, als eine ganze aus einer einzelnen kleinen Wurstscheibe.

Wie nun die Deutungen sich endlich fest einstellen werden, auch darin hat Weismann unbedingt recht, daß uralte Fügungen und Bestimmungen hier mitspielen. Erscheinen doch in den Ersatzteilen selber bedeutungsvolle Anzeichen dafür. Der mexikanische Molch Axolotl, der nur vier Zehen an der Hand trägt statt der fünf seiner Ahnen, der Urform der Wirbeltierhand, ersetzt, wenn diese Vierfingerhand ihm abgebissen wird, den Verlust durch eine regelrechte Fünffingerhand: er greift auf die Ahnenform zurück, wie es so oft der Embryo im Ei und Mutterleibe tut. Aber wieviel Geheimnisse stecken doch auch wieder in dieser einen Tatsache. Die Uhr löst hier eine ältere Melodie aus. Man beobachtet etwas Aehnliches bei dem Schwanz der Eidechse. Jeder sammelnde Knabe weiß, wie leicht er abbricht. Es ist selber geradezu eine Schutzmaßregel des flinken Schwänzlers, daß er dem rasch zupackenden Angreifer diesen Teil in der Hand läßt und ohne ihn das Weite sucht. Da es keine lebensgefährliche Verletzung ist, fand die Natur Muße zum Experimentieren; auch die Eidechsen übten das Wiederherstellen sich ein und ergänzen ohne Mühe heute ihre verlorene Zierde. Aber dieser neu wachsende Schwanz zeigt jedesmal ein anderartiges Schuppenkleid als der ursprüngliche, und zwar scheint es ebenfalls eine ältere Form, die Rüstung noch einmal der Ahnen, der Vorfahren zu sein, die hier hervorwächst. Der Freund der Entwicklungslehre begrüßt diese leise durchschimmernde Schrift der Vergangenheit mit Freude. Aber auch er steht staunend vor dem Rätsel, wie sie hierher kommt.

Digitized by Google

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München

Das Original in der königl. Neuen Pinakothek in München

Die Auferweckung von Jairi Töchterlein

Nach dem Gemälde von Albert von Keller (München)

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Albert von Keller in seinem Atelier

Albert von Keller

(Mit neun Abbildungen)

Wer dem Manne, dem die folgenden Zeilen gewidmet sind, auf den Straßen Münchens begegnet, wird schwerlich in ihm einen Maler vermuten. Eine zierliche, geschmeidige Figur, die noch nichts von dem heraufziehenden Alter ahnen läßt, die sorgfältige, vielleicht sogar etwas auffällige Eleganz der Kleidung, der martialisch nach oben gestrichene Schnurrbart lassen eher auf einen Mann der großen Welt schließen, der es liebt, auf der Oberfläche des Lebens zu bleiben, die ihm genug der Reize bietet. Nur dem schärfer Beobachtenden wird es nicht entgehen, daß diese mehr forschenden als suchenden Augen doch nicht an dem schönen Schein der Dinge haften bleiben, daß die ganze äußere Erscheinung in ihrer beabsichtigten Eleganz nicht nur dem bloßen Wohlgefallen an der eignen Person, sondern vielmehr einem tiefer liegenden ästhetischen Bedürfnisse entspringt, das die Persönlichkeit Kellers mit zwingender Notwendigkeit einer Gesellschaftssphäre eingliedert, aus der auch seine Kunst mit tausend Wurzeln ihre Lebenskraft saugt. Albert von Keller hat die verschiedensten Motive gemalt: das Zeitalter des Sonnenkönigs wie das des kaiserlichen Roms lieferten ihm Stoffe, biblische Bilder gehören seinem Werke so gut an wie Gesellschaftsszenen des heutigen Highlife, er malt die selbstsichere Eleganz der Weltdame wie die unruhig flackernden Reize der Abenteurerin. Durch alle seine Bilder aber geht ein einheitlicher Zug, zu dessen Charakterisierung uns im Deutschen der Ausdruck

Albert von Keller — Weldame

Digitized by Google

fehlt; wir müssen schon das französische Wort „mondain“ zu Hilfe nehmen. Keller ist, wie kaum ein zweiter Maler der Gegenwart, ein Kind der Zeit. Das soll kein Tadel sein! Denn wer wie er so bis in die Fingerspitzen von dem prickelnden Leben an der Jahrhundertwende erfüllt ist, auch den leisesten Nervenreizen in seiner Kunst Ausdruck verleihen kann und von all den unklaren, mystischen Unterströmungen unsers Seelenlebens Kunde hat, der wird seinen Bildern neben rein malerischen

A. von Keller Bildnis der Frau von Le Suire

Reizen auch stets etwas verleihen, das ihnen neben dem Kunstwert auch noch einen dokumentarischen Wert gibt. Diese Eigenschaften haben Keller vor allem dazu befähigt, der Maler der modernen Frau zu werden. Schon das Gewand reizt ihn. Er kann sich gar nicht genug tun in der Darstellung der schillernden Seide, raschelnder Spitzen und glitzernder Schmuckstücke. Seine Malerei feiert in solchen Motiven ihre höchsten Triumphe, und die Frauenbildnisse von seiner Hand geben gleichzeitig eine Entwicklungsgeschichte der Mode in idealer Form. Aber auch hier bleibt Keller nie an der Oberfläche haften; wie die Einzelerscheinung für ihn nur das Typische vertritt, so sucht er in die Seelen seiner Modelle das hineinzulegen, was die ganze Zeit bewegt. Daher überall dieser etwas müde Zug, dies stumme Fragen, diese zwecklose Schönheit.

Wenn der Künstler seine Frauengestalten in einem Milieu malt, so sitzen sie entweder in großer Toilette auf seidenen Stühlen, lässig mit dem Fächer spielend, oder sie ruhen auf weichen Fellen in träumendes Nachdenken versunken, während irgendein Buch am Boden liegt. Die Helle des Tages ist durch Vorhänge gedämpft, oder unter buntem Schirm hervor stiehlt sich das Lampenlicht, gleitet über orientalische Teppiche und spielt auf dem kostbaren Bric-à-brac, das rings umher verstreut ist. Ueberall Schönheit, wie sie einem überfeinerten Empfinden entspricht, aber überall auch Leere und Unbefriedigung, etwas wie die Stimmung einer ästhetischen Ueberfütterung und ängstlicher Scheu vor dem Leben mit seiner Brutalität. Malt er aber seine Frauengestalten ganz allein ohne jedes Nebenwerk in ganzer Figur, so haben sie jene überschlanke, ätherische Erscheinung, die wir von den englischen Präraffaeliten kennen, und nur in den Augen loht hier und dort eine unterdrückte Sinnlichkeit, die in allen Abstufungen ein hauptsächliches Charakteristikum Kellerscher Kunst ist. Wer so mit tausend Fäden mit dem Gegenwartsleben verwachsen ist, kann sich nur in seltenen Augenblicken von diesen geheimen Bändern, die manchmal auch Fesseln werden können, befreien. Es ist Keller eigentlich niemals gelungen, und hier liegt die Grenze seiner Begabung. Flüchtet er mit seiner Kunst in die Antike, so ist es das Rom der Verfallszeit, dem eine ganze Erde Tribut zollte und das seinen überreizten Gaumen nur noch mit den schärfsten Genüssen kitzelt. Er sucht ähnliche Stimmungen, wie sie ihm die Gegenwart bietet, und auch hier malt er wieder Frauen. Aller Kleider ledig erquicken sie ihren schönen Leib in den lauen Fluten der Bäder, oder lässig ruhen sie in klassischer Nacktheit auf Marmorstufen, während über ihnen sich Pinien und Zypressen leise im Winde wiegen. Ueberall dasselbe trämmerische Nichtstun, wohlgefällige Schönheit, hinter der eine große Leere sich verbirgt.

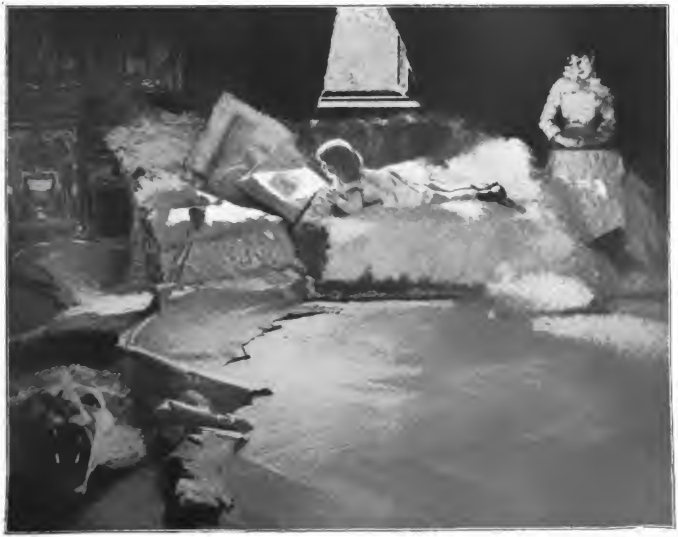
Auch in seinem großen biblischen Bild „Die Auferweckung von Jairi Töchterlein“, das sich in der Neuen Pinakothek in München befindet und das eine Beilage dieses Heftes wiedergibt, findet sich diese Abhängigkeit von der Gegenwart. Keller weicht hier von der Darstellung der Evangelien ab. Während es dort heißt, Christus habe alle hinausgetrieben und sei nur mit dem Vater und der Mutter an das Bett der Verstorbenen getreten, läßt der Künstler auf seinem Bilde die Auferweckung in Gegenwart vieler Zeugen geschehen. Aber das Grauen hält alle in respektvoller Entfernung, und so ist Christus mit der Erwachten in der Mitte doch allein, und alle Aufmerksamkeit des Beschauers richtet sich auf ihn. Dagegen hat er in der Darstellung des Christus mehr aus der Not eine Tugend gemacht. Im Evangelium heißt es: ‚Und ergriff das Kind bei der Hand und sprach zu ihm: Talitha kumi,‘ das ist verdolmetscht: Mägdlein, ich sage

Digitized by Google

dir, ſtehe auf!“ Keller hat wohl in richtiger Abwägung ſeiner Kräfte darauf verzichtet, wie einſt Michelangelo in der Sixtina, das Ueberſpringen des Lebensfunkens darzuſtellen. Auf ſeinem Bilde hält Chriſtus die Erwachte liebevoll im Arm. Das mag eine menſchlichere Auffaſſung ſein; ſie ſteht aber auch um ein gut Teil tiefer. Chriſtus iſt hier nicht mehr der Weltenheiland, der den Tod überwindet, ſondern der gute Hirte, der auch dies verirrte Schäflein wiedergefunden. Blicken wir aber der auferſtandenen Jungfrau ins Auge, ſo kommt ſie uns ſeltſam bekannt vor. Sie iſt wie ein Mädchen von heute und geſtern, und daß wir gerade hier das Zeitlich-bedingte empfinden, bringt einen Zwieſpalt in das Bild, deſſen Vorzüge wir im übrigen keineswegs verkennen und das zu den beſten Bildern gehört, die in den letzten dreißig Jahren in Deutſchland gemalt worden ſind. Das Kolorit iſt von einer erfriſchenden Herbigkeit, alle Farben — denn das Bild iſt keineswegs farblos — klingen gedämpft, und Keller, deſſen Farbgebung ſonſt mit ſtarken Effekten, wenn auch durchaus künſtleriſcher Art, arbeitet, zeigt ſich auch in der Beſchränkung als Meiſter.

Einen verhältnismäßig großen Raum in der Kellerſchen Kunſt nimmt auch die Darſtellung ekſtatiſcher Seelenzuſtände ein. Auch dieſe Nachtſeite des modernen Empfindungslebens iſt dem Künſtler wohl vertraut; er iſt ſo ziemlich der einzige unter den lebenden deutſchen Malern, der in ſpiritiſtiſchen und hypnotiſchen Verſuchen nicht nur Befriedigung des Wiſſensdranges oder der Neugierde, ſondern auch Motive für ſeine Kunſt findet. Kellers Darſtellung der Traumtänzerin Magdeleine iſt weitaus die beſte. Alle andern haben wohl die eigenartige äußere Erſcheinung, er allein hat aber dieſe zuckenden Reflexe des ekſtatiſch geſteigerten Innenlebens feſtzuhalten gewußt. Auch ſeine Magdeleinebilder ſind in ihrer Art Zeitdokumente von allergrößtem Intereſſe.

War in den vorſtehenden Zeilen mehr von dem Pſychologen Keller die Rede, ſo darf doch auch nicht unerwähnt bleiben, daß er ſeine Pſychologie in einer ganz aparten reizvollen Sprache vorträgt. Er iſt einer unſrer feinſten Koloriſten, und ſeine Bilder zeugen von raffiniertem Geſchmack. Manchmal zeigt ſich allerdings ein Haſchen nach Effekten, und nicht überall finden wir die Schlichtheit der Natur. Keller iſt ein Ateliermaler, und ſein Atelier iſt zugleich ein Salon. Die Sonne findet keinen Einlaß bei ihm, und wenn es gilt, ganz raffinierte Farbeneffekte zu erzielen, eine Traumwelt zu ſchaffen, dann ſtellt er wohl — ſo ſcheint es wenigſtens — bunte Gläſer vor das Fenſter, um ein magiſches



Digitized by Google

unwirkliches Licht zu erzielen. Hier stoßen wir wieder auf eine Grenze der Kellerschen Kunst. Er malt die Gegenwart mit all ihrem differenzierten Nervenleben, der unendlichen Skala ihrer Empfindungen, aber er kann uns nicht das geben, was diesem wirren Wesen wiederum das Gleichgewicht hält, was uns überhaupt das aufreibende Leben der Arbeit oder des Genusses ertragen läßt, diese beinahe fanatische Liebe zur Natur, die gleichsam die letzte Hoffnung der lebenden Generation ist. Eine Auswahl seiner anziehendsten Bilder geben wir hier in Reproduktionen wieder, welche die koloristischen Reize der Originale freilich nur ahnen lassen. Unter seinen andern größeren Werken ist noch besonders das „Glück“ hervorzuheben, das als leuchtende, vom magischen Schein umflossene Idealgestalt als schönes, vielleicht allzu schönes Weib an das Fenster pocht und von dessen Lippen die Bewohner des Hauses mit aus Furcht und Freude gemischtem Erstaunen die frohe Botschaft vernehmen. Eines seiner ergreifendsten Bilder ist ferner der „Hexenschlaf“. Der Künstler hat hier den qualvollsten Tod in eine Art übersinnlicher ekstatischer Lust verwandelt. Wohl umzüngeln schon die Flammen den reizenden Leib der jungen Hexe, aber sie empfindet weder Schmerz noch Grauen, mit der einen Hand fühlt sie den letzten Händedruck des Geliebten, ein weltenfernes Lächeln umspielt ihre Züge, und so schläft sie im Glückstraum hinüber in eine andre Welt. Die Figur der Märtyrerin hat dem Künstler wiederholt vorgeschwebt. Die lebensgroße Figur einer Gekreuzigten, deren nackter Leib im Mondlicht einen seltsam phosphoreszierenden Glanz annimmt, gehört zu seinen besten Leistungen. Weniger befriedigen dagegen die Versuche, die Kreuzigung als biblischen Vorgang im Bilde darzustellen, obwohl Keller gerade für diese Gemälde die umfassendsten Naturstudien gemacht haben soll.

Ueber den Lebenslauf des Künstlers ist nicht viel zu berichten. Er ist ein Sohn der Schweiz: Am 27. April 1845 wurde er in Gais geboren. Ueber die Anfänge seiner künstlerischen Laufbahn erzählt er selbst: „Ich habe als Kind schon den Trieb der τέχνη gehabt. Eine Brunnenleitung, ein sonderbares Haus bauen, Gegenstände und Figuren schnitzen, zeichnen, malen, das beschäftigte mich fortwährend. Mechanik war es ganz besonders, die mich zum Nachdenken anregte. Nach und nach schuf ich mir eine ganze Werkstatt, in der ich alles Mögliche zusammenfügte, einmal unter andern eine richtig funktionierende eiserne Uebersetzungsdrehbank. Ich sollte Jura studieren, aber der alte Hang bekam wieder die Oberhand. 1865 und 66 lernte ich privatim mit Oberländer Zeichnen. Als ich später, von L. von Hagn und Lenbach geschickt, zu Ramberg kam, war ich als Maler so weit, daß ich zu letzterem, dem geistreichen und liebenswürdigen Causeur, fast mehr in einem Freundschafts- als Schülerverhältnisse stand.“ — In München hat Keller eine dauernde Heimat gefunden, und an äußeren Ehren hat es ihm nicht gefehlt. Der Künstler ist Mitglied der Münchner Sezession, und jede Ausstellung enthält eines oder mehrere Bilder von ihm. Gelegentlich stellt er auch kleinere Farbskizzen und Entwürfe zu größeren Gemälden vor die Oeffentlichkeit, die manchmal von ganz besonders feiner Koloristik sind. Keller ist, obwohl ein unermüdlicher Arbeiter in der Kunst, der Geselligkeit nicht abhold. Wie könnte es wohl auch anders sein? Denn keiner hat den Reiz seiner Geselligkeit, den prickelnden Duft ästhetischen Wohllebens so überzeugend geschildert wie er. Wenn ein Künstler erst seinen sechzigsten Geburtstag feiert, so braucht noch kein wehmutsvoller Gedanke an die Vergänglichkeit des Irdischen die Festesfreude zu stören, denn das erhebendste Gefühl an solchem Lebensabschnitt ist sicher ein ruhiges Kraftbewußtsein und die Klarheit über Weg und Ziel.

N. E. Merow

Albert von Keller — Trio

Digitized by Google

Beim Diner

Nach dem Gemälde von Albert von Keller (München)

Digitized by Google

Die Notflagge

Erzählung

von

H. Trinius

Die Morgensonne ſchien wirklich ganz warm und freundlich über die Dächer und in die reinlichen Straßen von Lerchental, doch als Brigitte Köllner jetzt aus einem Häuschen der Vorſtadt trat, da war es mit einem Male, als ginge ein noch hellerer Schein über die Gaſſe.

Ehe ſie das kleine Vorgärtchen durchſchritt, bückte ſie ſich raſch, brach ein paar Nelken vom Rabattenbeete ab und befeſtigte dieſe an dem Bluſenſchlitz. Dann hob ſie den Kopf und blinzelte wie dankbar hinauf zur Sonne, die heute wieder einen ſchönen Sommertag verſprach. Brigitte Köllner war nicht mehr die Jüngſte, und doch lachte alles an ihr wie in unverwüſtlicher, lebenſprühender Jugend. Dieſe roſig geſunden Farben! Dieſer federnde, leicht beſchwingte Gang! Wie ſie ſich in den weichen, runden Hüften wiegte! Wie über der vollatmenden Bruſt auf zierlichem Halſe ſich das Köpfchen aufbante, anmutigen Trotz und Schelmenſinn verratend! Ein bißchen keck die breite, leicht abwärts geneigte, ſtroherne „Bippe“ zum Hinterkopf geſchoben, ſo ſtand ſie da und grüßte vor ihrem Ausgang das Himmelslicht. Und aus was für Augen! Langbewimpert, groß und brennend! Wie Angelhaken, die ſich in Männerherzen feſtſchlagen, daß dieſe zappeln und nicht wieder davon loskommen können. Eben dieſe Augen waren das Wunderſame an ihr, aus denen herzbetörende Frauenwonne leuchtete.

„Ihr Auge iſt alles! Sie iſt ganz Auge!“ hatte einmal im „Lamm“, als das Geſpräch auf die Näherin Brigitte Köllner gekommen war, der lyriſch veranlagte Volksſchullehrer Apfelſtedt geäußert. „Schade, ſchade!“

„Adrett und appetitlich!“ fügte der Buchhalter Amberg hinzu. „Zum Anbeißen! Schade, ſchade!“

„Der Schlächtermeiſter Abendroth aber hatte ſich den Mund gewiſcht und dann den Bart gekraut, worauf er mit dem ſicheren Nachdruck eines Kenners bemerkte:

„Umn dieſe Bruſt! Dieſe Schulterſtücken! Wärklich, à Staatsmäjen! A proppres Ding! Schade, ſchade!“

Schade, ſchade! So hatten ſie alle bisher geſagt. Dem einen war ſie zu arm, der andre ſtieß ſich an die eingebildete Niedrigkeit ihres Berufes. Dieſer fühlte ſich noch zu jung und hatte ſelbſt nur ſo viel, um gerade noch in Ehren ſich durchs Leben zu ſchlagen, jener hätte ſie gern vom Fleck weg heimgeführt, wäre er nicht längſt bereits im Beſitz einer beſſeren Hälfte geweſen. Allen aber brannte lichterloh das Herz, wenn ſie einmal wieder in die heißen Augen der Brigitte Köllner geſchaut hatten.

Dieſe ſelbſt aber ſchien ſich um dies alles wenig zu kümmern. Die Jahre kamen und gingen. Sie aber lachte tapfer und hell weiter, und aus ihren Augen ging ein Leuchten, als wolle ſie mit jedem neuen Jahre erſt mit ihrem Leben und Hoffen beginnen. Daß ſie den Männern nicht gleichgültig geblieben war, wußte ſie natürlich. Das klang aus jedem Gruße, das geſtand ihr jeder Mannesblick, der über ſie hinſtreifte. Ob hoch oder niedrig: in dieſem Punkte blieben ſich alle gleich. Mit einer ehrlichen, auf redlichen Grundſätzen aufgebauten Neigung aber war ihr bisher noch keiner nahegetreten — und ſich einem an den Hals werfen und den Genüſſen der Jugend nachjagen, das wollte ſie nicht. Davor ſchützte ſie die Tapferkeit ihrer Seele. Dazu dünkte ſie ſich zu gut. Sie wollte keine Frucht ſein, deren ſüßen Inhalt man auskoſtet, um dann die Schalen achtlos an den Weg hinzuwerfen. „Komm mit!“ hatten die andern Mädchen früher ſo manchmal zu ihr geſagt. „Man iſt ja doch nur einmal jung, und hernach guckt uns keiner mehr an!“

Immerhin! Ihr war es bisher gar nicht ſo geweſen, als wäre ſie bereits aus der Mädchenjugend heraus, trotz ihrer nun fünfundzwanzig Jahre. Alles ſtraffte ſich an ihr, die Arbeit machte ihr Freude, und einen Abbruch ihrer inneren Heiterkeit hatte ſie ebenfalls nicht feſtſtellen können. Es war bisher ohne Mann gegangen, ſogar recht gut, da brauchte ſie nicht um die Zukunft zu bangen.

Sie rückte ein wenig an dem roten Bande, das ihren Hals einrahmte, ſo daß die Schleife mitten unter dem dunkelbrannen Haarzopf des Nackens ſaß. Dann drückte ſie die Gartentür ins Schloß.

Aus dem offenen Fenſter im Erdgeſchoß des Nachbarhauſes klang gedämpftes Klopfen. Auf dem Dreibein hinter der waſſergefüllten Glaskugel ſaß der Schuſter Metzler und hämmerte unbarmherzig auf das Leder los.

„Guten Morgen, Herr Nachbar!“

Da hob er lächelnd den ſtruppigen, rotblonden Kopf.

„Ei, gucke da! Scheen guten Morjen, Freilein Köllner! Au ſchon ſo früh uff'n Zeich?“ Seine Augen weideten ſich behaglich an dem hübſchen Mädchen.

Digitized by Google

Mutter und Sohn

Nach einem Gemälde von Albert von Keller (München)

Digitized by Google

„Ich geh' heut zur Frau Kantor nähen!“ Sie nannte den Namen eines Nachbardorfes.

„Nun immer fröhlich! Immer ä freindliches Gesicht! Hähä!“

„Was soll man sonst machen? Das Schlechte muß man nicht rechnen und sich freuen an dem, was einem sonst noch bleibt.“

„Gelle? 's is ja schon so! Aber manche lernen's nie!“

„Weil sie dumm sind, Meister Metzler! Adje!“

„Is so! Is so! Adje, adje! Den Nagel uff'n Kopp getroffen!“ Und er hieb lachend auf seine Arbeit los, als wollte er damit sinnbildlich die Wahrheit des soeben Gehörten bekräftigen. „'s is nun bleibt ä Staatsmäjen,“ wandte er sich dann an seine Frau, die im Hintergrund der Stube just das gemeinsame Ehebett aufschüttelte. „Nich, Anjuste? Schade, schade!“

Diese schien aber andrer Meinung. Die unverhüllte Begeisterung ihres Eheherrn erweckte jedesmal wieder unfrohe Stimmungen in ihrer Brust.

„Bekümmre dich lieber um deine Arbeit,“ entgegnete sie spitz. „Jedem alten Esel verdreht sie den Kopp, nun du machst keine Ausnahme. Guck se doch an! Der reine Herrenminker! Nadierlich is das was für eich Mannsleite! Unn hinten die rote Halsschleife! Ha! Das is die Notflagge! Die zieht jede alte Jungfer uff, wenn's bedenklich wird!“

Meister Metzler antwortete nichts darauf. Er kannte die völlige Zwecklosigkeit solchen Unterfangens. Aber er blickte der hübschen Nachbarin nach, bis sie um die nächste Ecke gebogen war. Und dann meinte er noch immer ihre großen, brennenden Augen auf sich gerichtet zu sehen. Er schmunzelte stillvergnügt und begann darauf aufs neue das Leder zu bearbeiten. —

Brigitte Köllner hatte die Stadt bereits im Rücken. Manchen Gruß hatte sie ausgeteilt, noch mehr vielleicht erwidert. Dann kam das letzte Haus, Gärten, ein paar Streifen Ackerland, darauf der Wald. Wie feierlich still war's heute noch unter seinen hohen Wipfeln! Nur die Vögel lärmten, ein halb versteckter Bach murmelte zur Seite, und von irgendwo klang eine Dorfglocke durch die Morgenfrühe. So frisch und würzig herb ging die Luft einher. Ein paarmal blieb sie stehen und atmete tief den Hauch der Bergwälder ein, und dann blickte sie fröhlich über sich. Unbewußt griffen die Fichtenwipfel in die klare, blaue Luft; im Sonnenglast schimmerten die braunen, langen Fichtenzapfen zwischen den grünen starren Zweigen. Wie schön war doch die Welt!

Der Weg, den sie eingeschlagen hatte, stieg langsam empor, um auf der andern Seite des Berges ziemlich steil sich in ein weites Wiesental wieder hinabzusenken. Droben auf der Höhe blickte man durch den breiten Waldeinschnitt nieder zu den rotgedächerten Hütten des Dorfes. Dahinter baute sich das Gebirge stufenförmig bis zum Kamm auf.

Einen Augenblick blieb Brigitte stehen und freute sich des im Morgenduft ruhenden Bildes. Dann schritt sie leise trällernd die Straße hinab. Plötzlich vernahm sie hinter sich das schrille Anschlagen einer hellen Glocke. Sie wandte sich um. Droben auf der Höhe stand ein Mann, der sich soeben auf sein Zweirad schwang und nun anschickte, den Berg hinunterzusausen. Noch einmal gab er das Warnungszeichen, dann flog das Rad mit seinem Reiter talab.

„Solch ein gefährlicher Unsinn!“ murmelte das Mädchen halblaut und trat darauf seitlich in die Tannen, den tollen Radler vorüberzulassen. Jetzt war er heran. Ein kecker Seitenblick, ein Rühren an der Mütze.

„'n Morrn, Fräulein!“

„Allheil!“ antwortete sie. Es klang fast unmutig. Waren es ihre Augen, die ihn zu lange vom Beobachten des Weges ablenkten, hatte sich ein Stein ihm zwischen die Maschine geschoben? Kaum, daß sie seinen leicht herausfordernden Gruß beantwortet hatte, sah sie, wie Stahlroß und Reiter schwankten. Im selben Augenblick flog das Rad klirrend nieder. Daneben brach der Mann zusammen.

Ein leichter Aufschrei entrang sich ihren Lippen. Dann war sie hinüber. Sie beugte sich nieder und sah betroffen und mitleidig in das Gesicht des Gestürzten. Er hatte die Augen geschlossen und stöhnte leicht.

„O, mein Gott! Sind Sie verwundet?“ Sie hatte seine Mütze, die daneben lag, ergriffen und blickte immer noch unentschlossen auf den Verunglückten. Ihre Verwirrung und Bestürzung war noch so groß, daß sie nicht recht wußte, was sie zuerst beginnen sollte. Nun aber legte sie ihm eine Hand leicht auf seine Stirn, und nochmals erklang leise und teilnahmsvoll ihre Frage.

Da öffnete er langsam die Augen und blickte sie verwundert an. Dann allmählich schien die Erkenntnis des Vorgefallenen in ihm zurückzukehren.

„Ich... ich war etwas betäubt von dem Sturz... aber jetzt ... jetzt ... es wird schon besser ... der Anprall war zu heftig ... wenn Sie mir gütigst etwas helfen wollen ... mm! mm! Mein Bein! Fatale Sache! So, so! Danke Ihnen ... hier am Waldrand ... so, danke vielmals! Ach!“

Er hatte sich nicht erhoben, sondern war, von ihren kräftigen Armen unterstützt, rückwärts bis zu der nahen, sanft sich neigenden Böschung gerutscht. Aufseufzend blieb er da sitzen, und ohne daß sie es eigentlich selbst sich bewußt geworden, hatte sie sich neben ihm niedergelassen. Sie fühlte nun mit dem Instinkt des Weibes, daß hier jemand Unterstützung, Hilfe und Pflege brauchte.

Sie schaute leicht verwirrt den Weg am Berghang auf und nieder. Niemand sonst war zu erblicken. Um diese Morgenstunde war es hier immer still. Wer weiß, welch lange Frist noch verstreichen konnte, ehe ein dritter hier helfend mit einsprang.

Der junge Mann, er mochte im Anfang der Dreißiger stehen, versuchte, das linke Bein ein wenig emporzuziehen. Es gelang ihm nur mühsam. Dabei biß er die Lippen zusammen.

„Sie haben Schmerzen? Nicht wahr? Heftige?“

„Hoffentlich ist der Fuß nur verrenkt,“ antwortete er. „'s ist mir doch noch nie passiert ... nun gerade heute ... ich weiß selbst nicht, wie's kam. Ich wollte Sie grüßen, und ... da ...“ Ein Blick streifte über ihr Gesicht, der das zu sagen schien, was nun der Mund nicht eingestehen mochte.

Brigitte schlug die Augen nieder. Wenn doch nur jemand endlich käme! Wie lange sollte sie

Digitized by Google

denn hier bei dem Fremden sitzen? Und die Frau Kantor! Die wartete ja auch da unten! Auf einmal rief sie erschrocken:

„Sie sind ja auch noch verwundet?“ Sie deutete auf die eine Hand. Unter der vorgeschobenen Manschette rieselte sacht ein dunkelroter Blutstrom hervor. „Sie sind zu leichtsinnig gewesen! Den Tod konnten Sie sich holen!“ Ihre Stimme klang scheltend und unmutig. Er ließ alles über sich ergehen.

„Vielleicht haben Sie recht! Ich will's auch nie, nie wieder tun, wie die kleinen Kinder immer so hübsch sagen,“ erwiderte er leicht lächelnd.

„Um es beim nächsten Male doch wieder zu tun!“ entgegnete sie. „Aber wir müssen den Arm untersuchen.“

Sie knöpfte die Manschette ihm ab und streifte dann, von ihm unterstützt, erst den Rockärmel empor, dann den des Hemdes.

„Eine hübsche Schramme!“ lachte er.

„Das kommt von der Eitelkeit der Radler!“ zürnte sie. „Immer sich hervortun, damit sie auch ja die Bewunderung ernten.“

„Tadelu Sie nur immer zu, Fräulein, die Meisterschaft Europas habe ich heute nicht errungen. Aber . . . vielleicht . . .“ Er brach ab.

„Erlauben Sie,“ sagte sie kurz und zog aus der Brusttasche seines Jacketts rasch das kokett hervorlugende weiße Tuch, erhob sich und eilte über den Weg in die Tannen zu einer kleinen Mulde, durch die ein schmales Rinnsal leise gluckerte. Dort durchtränkte sie das Tuch mit dem frischen Wasser, bückte sich darauf noch einmal und riß hastig einige saftige Pflanzenblätter ab. Darauf kehrte sie zurück.

An der Seite des Fremden ließ sie sich wieder nieder.

„So!“ sagte sie und preßte das feuchte Tuch auf die Wunde. „Nun halten Sie mal recht fest. Jetzt muß ich den Doktor spielen.“ Sie öffnete ihre Handtasche und entnahm dieser ein Stück Leinwand, ein paar Zwirnsfäden sowie eine Sicherheitsnadel. Sie riß die Leinwand in Streifen. Dann wusch sie mit dem Tuch die Wunde rein, legte flink und geschickt die Pflanzenblätter darüber, wand die Leinwand herum, umband sie und steckte sie mit der Nadel noch zu.

„Fürs erste!“ lachte sie. „Noch hübsch still gehalten! Mit dem einen Teil des Tuches säuberte sie noch seinen Arm, schob dann die Aermel wieder vor und eilte noch einmal zum Bache, dort das Tuch von dem frischen Blut zu reinigen. Wie vertäumt ließ der junge Mann alles über sich ergehen.

„Wie soll ich es Ihnen jemals danken, was Sie mir heute an Güte und Barmherzigkeit erweisen?“ sagte er, als sie zu ihm zurückkehrte.

„Gar nicht,“ erwiderte sie. „Oder ja doch: indem Sie mir versprechen, niemals wieder solche Dummheiten zu begehen.“

„Ich will es Ihnen versprechen,“ antwortete er fast treuherzig. „Aber nun geben Sie mir auch mal Ihre Hand. So! Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen viel-, vielmal! Sehen Sie, so ein Händedruck, das ist wie eine feierliche Unterschrift. Nun kann man gar nicht anders . . . nun muß man Wort halten . . . ob man will oder nicht!“

„Sie sollen aber wollen!“

„Ich will ja auch! Wahr und wahrhaftig!“

Sie hatte ihm ihre Hand wieder entzogen und blickte mit leiser Unruhe den Weg auf und nieder.

„Es kommt wahrhaftig kein Mensch,“ sagte sie. „Ich kann Sie doch unmöglich hier allein lassen.“

„Nein, nein! Um Gottes willen! Ich fürchte mich sonst! Ich müßte ja sterben!“ Seine Augen blitzten sie so froh und übermütig an, daß sie nun doch lächeln mußte, so ernsthaft sie auch zu bleiben gedachte.

„Sie verdienen es gar nicht!“ sprach sie.

„Das weiß ich ja alles, Fräulein! Aber es tut so wohl.“

„Meine arme Frau Kantor Macheleidt!“ seufzte sie halblaut. „Die wird auch denken, ich halte nicht Wort.“

„Da unten?“ Er deutete auf das Walddorf in der Tiefe.

„Ja. Es ist heute mein Nähtag bei ihr.“

„Herrgott, da wollt' ich ja auch hin!“

„Sie hat eine neue Nähmaschine bekommen. Heute wollt' ich sie einweihen.“

„Hahaha! Die ist ja von mir! Vorige Woche hab' ich sie ihr geliefert.“

„Sie? Von Ihnen?“

„Na, gewiß! Ich mache ja in Nähmaschinen.“ Jetzt mußte sie lachen.

„Wie das klingt! Hübsch eigentlich nicht.“

„Aber immer noch besser, als wenn einer ganz ernsthaft erklärt: ‚Ich mache in Fadennudeln!‘ Oder ‚in gestrickten Unterjacken‘! Meinen Sie nicht?“

Da lachte sie wieder. Diesmal ganz laut, daß es gar fröhlich durch den Wald klang. Und dann sagte sie:

„Also Herr Berthold Küchler aus Gotha?“

„Sie kennen mich?“

„Per Renommee! Ich habe der Frau Kantor Ihre Adresse empfohlen und auch noch andern meiner Kundinnen. Meine eigne Maschine ist auch von Ihnen.“

„Ist's die Möglichkeit? Herrgott, da sind wir ja schon lange bekannt?“

„Zwei Jahre.“

„Bekannt, ohne uns zu kennen.“

„Brigitte Köllner aus Lerchental.“

„Da müssen Sie mir aber noch einmal Ihre Hand geben. Bitte, Fräulein! Bitte! Nein, solch ein Wiedersehen!“ Er lachte über das ganze Gesicht.

„Da kommt Rettung!“ rief sie plötzlich. „Das ist der Jagdwagen des Oberförsters. Der muß Sie mitnehmen bis zum Bahnhof, denn heute wird's nun doch nichts mehr mit dem Besuche bei der Frau Kantor.“

„Leider!“ seufzte er. „Muß dieser dumme Wagen auch jetzt schon kommen!“

„Seien Sie doch nicht so undankbar!“

„Ach! Sie haben gut spotten. Grüßen Sie nur die Frau Kantor recht schön. Beim besten Willen aber wär's mir nicht möglich gewesen.“

„Ich kann's bezeugen,“ lächelte sie schelmisch und eilte dann dem langsam heraufkommenden Gefährt entgegen, um mit dem Oberförster einige Sätze zu wechseln.

Nun war der Wagen heran. Der Oberförster sprang herab und näherte sich dem am Waldrande Sitzenden.

Digitized by Google

„Herr Oberförster Eberhard — Herr Küchler aus Gotha," stellte Brigitte die Herren vor.

„Heute müssen Sie mal den barmherzigen Samariter spielen, Herr Oberförster," lachte sie.

„Nachdem Fräulein Köllner mich bereits gerettet und gepflegt hat," ergänzte der Verwundete.

„Hoffentlich haben Sie stillgehalten?" scherzte der Oberförster.

„Musterhaft artig gewesen! Tadelloser Patient! Was, Fräulein?"

„Na, denn zu!" feuerte der Oberförster an. Er und Brigitte unterstützten den sich mühsam Erhebenden und geleiteten ihn zum Wagen. Dann ward das Rad aufgeladen.

„Tausend Dank vorläufig, Fräulein Köllner! Und grüßen Sie die edle Kantorsfrau."

„Wird alles besorgt!"

„Wir sehen uns wieder?"

Statt einer Antwort reichte Brigitte dem Oberförster die Hand hinauf.

„Schön Dank auch. Adje!"

„Adje, adje! Vielen Dank! Hühott!"

Die Pferde zogen an, der Wagen rollte weiter zur Höhe empor, um dann jenseits zu verschwinden.

Brigitte Köllner schritt eiligst dem Dorfe zu.

‚Na, die Frau Kantor wird Augen machen! Hoffentlich zürnt sie mir nicht allzusehr.'

Wie sie aber, so still vor sich hinlächelnd, bergein zwischen den Tannen dahinschritt, lag nichts auf ihrem lieben, schönen Gesicht, das von Angst und Kummer etwa sprach. —

Mitten durch das tägliche Gesprächsthema des Schusterpaares Metzler zog sich seit Wochen bereits wie ein roter Faden Brigitte Köllner. Die dunkeläugige Nachbarin war den beiden schlichten, kurzblickenden Seelen eine Art Sphinx geworden, ein lächelndes, aber leider schweigendes Geheimnis, das anzulösen wohl des Schweißes der Edeln wert war.

Jetzt war es nicht mehr die Notflagge, die der wackeren Schusterfrau rascher das Blut durch die Adern trieb. Neue, bisher noch nicht beobachtete Erscheinungen hatten das Interesse aufs höchste gesteigert. Die Neugier glich einem überheizten Dampfkessel. Wenn sich nicht bald ein Ventil öffnete, so stand die drohende Gefahr eines Zerberstens in Aussicht.

Seit Wochen prangten in den Fenstern des Stübchens der Nachbarin immer neue, frischgeschnittene, kostbare Rosen. Es schien geradezu, als füllten allnächtlich fleißige Heinzelmännchen Vasen und Gläser im Heim Brigittens damit.

„Aus ihren Garten sinn se nich, das sieht doch ä Blinder," meinte die Meisterin.

„'s is ja richtig! Sonne Rosen wachsen überhaupt hier nich," stimmte der Meister zu.

„Na, unn denn . . . ich will ja nichts Schlechtes sagen: aber wie oft kommt jetzt euer von der Post. Bald ä Brief, bald ä Paket. 's geht mich ja nischt an, aber . . . hm! . . . ob's moralisch is? . . . Hm! . . . ich wasch' meine Hände in Unschuld!"

Und Frau Schuhmachermeister Metzler fuhr denn auch fort, ihre Hände in lilienreiner Unschuld zu waschen. Er aber freute sich noch immer, wenn der helle Gruß der Nachbarin an sein Ohr schlug, ihre geschmeidige Gestalt die Gasse hinunterschwebte.

„Hm!" murmelte er dann wohl, „auffallend is es ja, von wegen der vielen Bliemerchen . . . aber, du lieber Gott, mich brennt's nich, unn Schlechtes kann man ihr au nich nachsagen." Poch, poch, poch! vollendete darauf der Hammer den tiefsinnigen Satz. —

Es war an einem stillen Sonntagnachmittag. Der Sommer ging bereits zur Küste. Ueber dem Wald, dem offenen Lande, dem Bergstädtchen lag es heute wie Blau und Gold. Wie ein von Sehnsucht durchhauchtes Abschiedslied des Sommers, der noch einmal mit all seinem Glühen und Blühen, Drängen und Schwellen an das Menschenherz rühren wollte.

Nachbar Metzlers waren im Sonntagsstaat nach einem beliebten dörflichen Sommergarten gepilgert. Wie ausgestorben lag die Straße. Brigitte hatte erst lesend an einem Fenster gesessen. Dann erhob sie sich und schritt hinaus. Hinter dem Häuschen lag eine hübsche Laube. Von da konnte man drüben die grünen Buchenberge schauen. Dort ließ sie sich nieder. Ihre Hausleute waren ja auch ausgegangen. So war sie heute Alleinherrscherin im Hause.

Auf einmal schreckte sie leicht auf. Waren das nicht Schritte im Hausflur? Und jetzt ging die Hoftür . . . die niedere Gartentür ward aufgestoßen. Brigitte erhob sich und trat aus der Laube. Da blieb sie wie angewurzelt stehen.

„Herr Küchler! . . . Nein, haben Sie mich erschreckt!"

„Habe ich das nicht schon einmal? Damals . . . da oben im Walde?" Sein ganzes Gesicht leuchtete, als er jetzt nähertrat, ihr die Hand fest und warm reichte und ihr für ein paar Herzschläge lang stumm ins Angesicht sah.

Dann fuhr er fort, stockend, erregt, immer noch ihre Hand in der seinen festhaltend: „Der dumme Fuß. Sechs Wochen mußte ich stillhalten . . . Heute ist mein erster größerer Ausflug . . . und der mußte Ihnen gelten . . . Ihnen, der ich so viel verdanke."

„Sie sollen nicht so reden! Ich kann's nicht hören!"

„Sie müssen es! Bedanken will ich mich für alles noch einmal . . . Ihre lieben Briefe . . ."

„Es war nicht recht, daß ich schrieb. Ich weiß es. Aber Sie baten so energisch darum . . . immer wieder . . . da bin ich schwach geworden."

„Und mich hat's stark gemacht! Sie glauben gar nicht, wie ich mich schon vorher auf jeden neuen Brief freute! Wie ein Junge auf das Christkind!"

„Nun sind Sie wieder ganz gesund?"

„Körperlich — wie der Fisch im Wasser! Aber ein andres Leiden hat sich bei mir eingestellt . . . und da sollen Sie mir wieder helfen . . . wie schon einmal. Geschäftlich!"

„Geschäftlich?" Sie sah ihn verständnislos an. „Geschäftlich?" wiederholte sie.

„Ja, ja, geschäftlich! Sonst mache ich Pleite! Und das möchten Sie doch nicht, wenn Sie auch sonst mir alles Böse wünschen. Die Generalagentur für Nähmaschinen Berthold Küchler will sich vergrößern, muß sich ausdehnen, soll wachsen, um jeder Konkurrenz die Spitze zu bieten. Sie haben bereits für mich gewirkt, ehe Sie mich kannten, Ihr unvergleichlicher Scharfblick hat bald erkannt, das Gute

Digitized by Google

von der Mittelware zu ſcheiden ... Sie ſind der geborene Geſchäftsteilnehmer! Und darum, Fräulein Brigitte, bin ich heute herübergekommen, Sie in aller Form und Feierlichkeit zu fragen, ob Sie geneigt ſind ... in mein Geſchäft einzutreten ... als ſtiller Kompagnon ... Fräulein Brigitte: meine Knochen ſind wieder heil ... aber ... da drinnen ... das arme Herz ... das haben Sie krank gemacht ... und nun machen Sie es wieder heil. Sagen Sie nicht ‚ja' noch ‚nein'! Schauen Sie mich an, aus Ihren Augen will ich alles leſen!"

Und ſie ſagte nicht ‚ja' noch ‚nein'. Ein einziger Blick ſuchte den ſeinen, und dann zog er ſie an ſeine Bruſt. —

Das war ein Aufſehen in Lerchental, als beide Blättchen der Stadt in ihrer nächſten Nummer die Verlobung Brigittens mit dem Generalagenten Berthold Küchler in Gotha brachten. Doch jeder einzelne gönnte dem Mädchen das unerwartete Glück.

„Siehſte!" ſagte Frau Metzler zu ihrem Ehegeſpons, „da hammer's! Die hat nich umſonſt die Notflagge all die Jahre uffgezogen."

„Schäme dich, Frau!" erwiderte der Meiſter. „Die hat redlich ihr Glück verdient. Schließlich ſind't jedes Deppchen ſei Teckelchen!"

„Nu, unn die Wäſche braucht ſe an nich umzuſticken!" Damit hatte Frau Schuhmachermeiſter Metzler, weil es das letzte Wort war und weil es auch ſonſt ſtimmte, recht.

Mucki

Nach dem Gemälde von Raimund Germela (Wien)

Digitized by Google

Kriegsgefangen in Japan

Von

Edwin Emerson jun. (Tokio)

(Hierzu sieben Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Schon vor Monaten hatte ich nach der Schlacht bei Tasuitschao gefangene Russen zu Gesicht bekommen. Das war in der Mandschurei, in der Stadt, nach der jene Schlacht ihren Namen erhielt, und zwar unmittelbar nach der Gefangennahme. Damals waren russische Gefangene noch eine Quelle kindlicher Freude für die japanischen Offiziere und Soldaten, deren Obhut sie anvertraut waren. Sie wurden etwa wie Kinder aus fremdem Lande angestaunt, die man fern von ihrer Heimat aufgegriffen hatte, oder auch wie Schiffbrüchige aus fernen Welten. Die freundlichen Offiziere und Soldaten des Mikado verhätschelten sie förmlich mit allerlei kleinen Geschenken in Gestalt von Eßwaren und so weiter und zeigten ihren Kameraden „ihre Gefangenen“ mit freudigem Stolz. Einer derselben sagte mir, er müsse gestehen, daß die Behandlung die kühnsten Erwartungen weit übertreffe und nach der unwirschen und barschen Aufforderung zur Uebergabe eine ebenso große wie angenehme Ueberraschung sei.

Meine nächste Erfahrung auf diesem Gebiete machte ich, als ich in Gesellschaft eines französischen Kriegskorrespondenten auf einer von drei Chinesen bemannten Dschunke aus Port Arthur zu entkommen suchte.

„Ihr seid meine Gefangenen!“ rief der das japanische Wachboot kommandierende Offizier, schnurgerade auf uns losdampfend. „Nutzt nichts!“ sagte er, als ich ihm unsre Neutralität erklärte und dabei auf die an unserm Mast gehißte amerikanische Flagge deutete. Die Dschunke und unser an den Stern gehängtes Privatboot sowie auch unser Gepäck wurden einer minuziösen Inspektion unterzogen. Ich vermied die Demütigung einer Untersuchung meiner Taschen durch freiwillige Vorzeigung meiner sämtlichen Papiere. Die Dschunke ward als gute Prise in Beschlag genommen und die drei Chinesen, die ihre Bemannung bildeten, als Kulis in japanische Dienste gepreßt. Als der chinesische Schiffer dagegen Einsprache erheben wollte, erhielt er von einer der japanischen Blaujacken einen flachen Hieb mit dem kurzen Säbel. Ohne weitere Einwendungen schlichen die armen Teufel davon, Gefangene bei harter Arbeit, denn das war der Rede kurzer Sinn. Wir beide, der französische Kriegskorrespondent und Schreiber dieser Zeilen, wurden zu Fuß etwa 18 Meilen weit ins Land geführt, um im Hauptquartier vernommen zu werden. Natürlich waren wir scharf bewacht, durften mit niemand sprechen, wurden aber sonst mit außerordentlicher Höflichkeit behandelt. Im Hauptquartier fanden wir unbegrenzte Gastfreundschaft, doch auch hier war uns der Verkehr mit Kriegskorrespondenten oder Militärattachés aufs strengste verboten. Es ward mir nahegelegt, an den amerikanischen Gesandten in Tokio zu depeschieren, obwohl aber mein Telegramm nur das eine Wort „safe“ (in Sicherheit) enthielt, erreichte es niemals seine Bestimmung. Eine an meine Familie in der Heimat adressierte Postkarte wurde dagegen anstandslos befördert.

Auf der Fahrt

Auf dem Transportschiff jedoch war man weit weniger zuvorkommend. Wir waren auf eine dicht am Maschinenraum gelegene, unerträglich heiße und schmutzige Kabine angewiesen, deren Luken durch einen Anstrich grauer Oelfarbe verdunkelt waren. Sowohl die Luken als auch die Tür, vor der ein Marinesoldat Wache stand, wurden fest verschlossen gehalten. Nur abends wurde uns erlaubt, auf eine knappe halbe Stunde an Deck zu gehen, gefolgt auf Schritt und Tritt von dem unvermeidlichen Seesoldaten mit aufgepflanztem Bajonett.

Sofort nach unsrer Ankunft im Hafen von Sasebo wurden wir in einem dicht verdeckten Boote ans Land gebracht, ohne weiteres in ebenfalls gedeckte Dschinrikischas gezwängt, und fort ging es zur Torpedohauptstation, wo wir in separierten Zimmern einquartiert wurden. Diese Zimmer waren bereits durch Verschalung der Fenster mit

Digitized by Google

schrägstehenden Brettern für unsern Aufenthalt vorbereitet worden, so daß wir nur ein ganz kleines Stückchen Himmel sehen konnten. Eine Blaujacke war außerhalb der Tür stationiert, und weitere Wachtposten besetzten die drei Eingänge im Erdgeschoß und die äußeren Tore. Wenn wir das Zimmer zu verlassen wünschten oder ärztlichen Beistand benötigten, hatten wir uns an den Wachtoffizier zu wenden. Zur Erleichterung dieser Pflicht erhielten wir Zettel, auf denen sich eine Liste der zulässigen Bitten befand. Nach einem scharfen Kreuzverhör ward unsre Angelegenheit dahin entschieden, daß wir als zeitweilige Kriegsgefangene zu gelten hatten, und wurde uns als solchen Hauptmannsrang zuerkannt. Ein Diener ward uns zugeteilt, und unsre Behandlung ward höflich wie rücksichtsvoll.

Phot. Collier Weekly
Ein großer russischer Gefangener

Unsre Wäsche wurde besorgt, europäische Kost und eine tägliche Ration von Wein oder Bier bewilligt, und wir erfreuten uns eines unbeschränkten Vorrats japanischer Zigaretten, die uns gratis geliefert wurden, gleicherweise auch Schreibpapier. Wie ich in Erfahrung brachte, kostete unsre volle Verpflegung der Regierung 60 Cents (zirka 2 Mark 10 Pfennig) pro Tag. Einer der Adjutanten des Hafenadmirals kam fast täglich, um unsre etwaigen Wünsche entgegenzunehmen, und übernahm auch die Briefe, die wir ihm zur Uebermittlung an die Marinezensur anzuvertrauen für gut fanden. Viele der jüngeren Offiziere, die zum Rapport an der Torpedostation anlegten, waren so freundlich, uns zu besuchen und uns europäische Bücher und Zeitschriften zu leihen. Sofern unser Gespräch sich von nun an ebenso auf die Marine oder die Torpedostation Saseho

Eisenbahnzug mit russischen Gefangenen und Verwundeten

Digitized by Google

bezog, waren sie sehr zugeknöpft; wurden sie aber in eine animierte Besprechung des Feldzuges gezogen, so vergaßen sie oft ihre Zurückhaltung und sprachen mit Begeisterung von ihren Erlebnissen auf dem Kriegsschauplatz.

Mit einem in demselben Gebäude internierten russischen Offizier durften wir aber keine Bekanntschaft anknüpfen, was uns übrigens nicht hinderte, vor Ablauf eines Monats durch sinnreiche Kunstgriffe eine Art fliegender Post einzurichten, die sich zweifelsohne noch weiter entwickelt hätte, wäre unser unbekannter Russe nicht nach Matsuyama versetzt worden. Er genoß augenscheinlich genau dieselbe Behandlung wie wir, mit der Ausnahme jedoch, daß er nur zu bestimmten Stunden im Hofe modernes Spital und eine Anzahl Buddha- oder Schintotempel, die zeitweise aufgelassen sind und den Gefangenen als Quartier dienen. Auf einer Anhöhe bei Matsuyama befindet sich das große Schloß irgendeines mittelalterlichen Daimio, jetzt eine prachtvolle malerische Ruine. In der Nachbarschaft sind berühmte warme Quellen mit Badeanstalten, die den Gefangenen offenstehen. Wohin man auch in Matsuyama gehen mag, überall kann man russische Gefangene, gesunde oder Rekonvaleszenten sehen, die zu zweien oder dreien, von ihrer aus japanischen Soldaten bestehenden Wache gefolgt, sich im Freien ergehen. Sie tragen die russische Uniform, doch haben viele den weit bequemeren Kimono adoptiert, den ihnen die Japaner

Ankunft der Gefangenen und Verwundeten in Matsuyama

spazieren gehen durfte, während uns dieser immer offen stand, sobald der Russe nicht die frische Luft genoß.

Ich kann ferner auch aus eigner Erfahrung bestätigen, daß die Behandlung im Marinespital, wo ich als Patient einige Zeit zubrachte, für Freund und Feind genau die gleiche ist. Die Russen genossen die Fürsorge der japanischen Gesellschaft vom Roten Kreuz und die Dienste eines Dolmetsch, während die Japaner von den regulären Wärtern gepflegt wurden. Die uns allen zuteil gewordene ärztliche Behandlung war über alles Lob erhaben.

Matsuyama ist eine in der Nähe der Inlandsee hübsch gelegene Stadt, welche die Gefangenen nach ihrer Landung von Transportschiffen oder kleinen, auf der Inlandsee verkehrenden Dampfern nach einer Fahrt von ganz kurzer Zeit auf einer kleinen schmalspurigen Eisenbahn erreichen. Die Stadt enthält Kasernen, ein in liberaler Weise zur Verfügung stellen, während unter den Offizieren manche sind, die ihre Garderobe durch den fernöstlichen Khaki ergänzt haben. Meistens steht hier der Gefangene mit seiner Wache und den Städtern auf ausgezeichnetem Fuße, und die anfangs oft so lästige allgemeine Neugierde hat bedeutend nachgelassen. In den Tempeln, die ihnen zur Unterkunft dienen, kann man die Gefangenen oft gruppenweise versammelt sehen, wie sie Karten spielen oder stumpfsinnig japanische Zigaretten rauchen, von denen sie behaupten, daß sie wie Heu schmecken. Denjenigen unter ihnen, die irgend Kunstfertigkeit besitzen, ist die Ausübung derselben gestattet, so daß sie imstande sind, von ihren Kameraden etwas zu verdienen. Ich sah übrigens nur wenige bei der Arbeit.

Von den Offizieren haben einige das Studium der Landessprache ergriffen, unterrichten dagegen

Digitized by Google

Ueberlebende vom „Rurik“ mit japanischen Aerzten und Pflegerinnen

Russische Gefangene tragen ihre verwundeten Kameraden ins Lazarett von Matsuyama

Digitized by Google

ihre Lehrer im Russischen. Ein französischer Missionar, der lange schon in Matsuyama stationiert ist, hat freien Zutritt zu den Offizieren und scheint bei diesen sehr beliebt zu sein. Zwei ebenfalls in Matsuyama ansässige amerikanische Missionäre scheinen nicht sehr intim mit den Russen zu sein, wohl deshalb, weil die Russen des Englischen nicht mächtig sind. Ein Japaner, der jedoch Priester der griechisch-orthodoxen Kirche ist, wurde von der Regierung in Tokio eigens zur Seelsorge der Gefangenen hierher gesendet; diese scheinen sich aber bis jetzt nicht allzusehr für diese außergewöhnliche Kombination begeistern zu wollen.

Das für Kriegsgefangene geltende Reglement ist in Matsuyama, Saseho, Himeji, Marugame und Tukuschiyama gleichmäßig durchgeführt; für einen Offizier sind per Tag 1 Yen und 20 Sen, für Unteroffiziere und Mannschaft etwa ein Drittel dieser Summe ausgeworfen. Kleine Beträge, deren Größe ebenfalls dem Range nach bestimmt ist, sind als Taschengeld anstandslos gestattet. Wer unter den Gefangenen Geld hat, kann damit nach Belieben schalten und walten. Das Gefangenenbureau in Tokio übermittelt gratis Zusendungen aus der Heimat, Briefe und Pakete sind portofrei. Alle Gefangenen erhalten ärztliche Hilfe ohne jede Verzögerung, sind jedoch gewissen sanitären Vorschriften, wie zum Beispiel öfterer Bewegung im Freien, regelmäßigem Baden und so weiter, unterworfen.

Sämtliche Regeln waren kurz vor meiner Ankunft bedeutend verschärft worden, da drei Gefangene einen sehr unzeitigen Fluchtversuch machten und tatsächlich erst an der Stadtgrenze eingeholt werden konnten. Dieser gänzlich aussichtslose Putsch war, wie mir bestimmt versichert wurde, die logische Folge unerträglicher Langeweile gewesen. Natürlich nahmen die Japaner die ganze Sache sehr ernst. Die Flüchtlinge wurden vor ein Kriegsgericht gestellt und zu längerer Einzelhaft verurteilt. Alle Maßregeln wurden sofort verschärft und n. a. die standrechtliche Erschießung auf der Flucht wieder gefangener Ausbrecher verfügt. Besonders unangenehm war mir die Weigerung, mir einen Besuch bei einem meiner gewesenen Leidensgefährten von Saseho zu gestatten, einem jungen Hauptmann, der die Blockade der feindlichen Flotte zu brechen versuchte und das Opfer seiner Kühnheit wurde. Ich wünschte ihn in dringenden Angelegenheiten zu sprechen. Dagegen hatte ich das Glück, zwei gefangene russische Kriegskorrespondenten, Boris de Tagueff und Kuptschinsky, flüchtig begrüßen zu können. Beide waren zu Offizieren im Freiwilligenkorps ernannt worden und hatten das Unglück, bei ihrer Einfahrt in Port Arthur dem Feinde in die Hände zu fallen. Einen von ihnen hatte ich in Sinkov kennen gelernt, und zwar kurz vor seiner leider fehlgeschlagenen Expedition, und es freute uns ungemein, uns wieder zu treffen.

Wenige Tage vor meiner Ankunft in Matsuyama hatte das japanische Kriegsministerium ein halbes Hundert Gefangene in Freiheit gesetzt, teils weil es Nichtkombattanten, Sanitätssoldaten und Krankenträger waren, teils weil sie durch Alter, Wunden oder Kränklichkeit zu weiterem Felddienst ohnehin untauglich waren. Die Glücklichen wurden durch Vermittlung der französischen Regierung nach der russischen Heimat gesandt.

Am dritten Tage meines Aufenthaltes in Matsuyama kam eine große Menge Gefangene, über fünfzehnhundert, dort an, von denen viele verwundet waren. Sie kamen meist von dem Schlachtfelde am Schahoflusse. Es war interessant, zu beobachten, wie wenig Aufsehen ihre Ankunft in Matsuyama erregte; der Reiz der Neuheit war geschwunden. Alles war für ihre Einquartierung, Abgabe an Spitäler und so weiter vollkommen instand gesetzt worden und ging in musterhafter Ordnung vor sich.

Gruppe von russischen Rekonvaleszenten

Digitized by Google

Heimkehr. Nach einer Naturaufnahme von Hans Hildenbrand (Stuttgart)

Digitized by Google

Malerische Winkel

Von

E. N. Pascent

(Hierzu zwölf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen *)

Der erste Ferientag! Durch die noch schweigenden Straßen der Stadt, die in der reinen, kühlen Morgenluft etwas Frischgebadetes, Verjüngtes haben, wandert der Mensch von heute hinaus — zum Bahnhof. Er empfindet den Drang, zwischen sich und die Stätte seiner alltäglichen Arbeit, deren er sich für ein paar Wochen entladen soll, zuerst einmal einen möglichst weiten Raum zu legen. Und die Eisenbahn erfüllt ihm diesen Wunsch: sie trägt ihn mit beflügelter Eile in die morgendliche Weite, deren rasch wechselnde Bilder er mit einem seltsam gemischten Gefühl ungeduldigen Behagens an sich vorüberziehen sieht. Aber die Sonne steigt höher, die Schatten werden kürzer, und in dem gleichmäßig verbreiteten Lichte erscheint die Landschaft reizloser. Zu den Bahnwagen wird es heiß, und immer mehr Fahrgäste steigen ein. Durch die geöffneten Fenster dringen die Glut des Mittags und der abscheuliche Kohlendunst, der dem Schornstein der Lokomotive entströmt. Man wird müde und verstimmt; man empfindet Tantalusqualen, wenn man beim Hinausblicken einen dichten Buchenwald seinen zierlich gezackten Saum an hellem Mattengrün entlang breiten oder einen stillen Bach, von Erlen und Weiden sorglich begleitet, durch ein sanftes Wiesental sich hinschlängeln sieht. Und wie in der Ferne auf staubweißer Landstraße ein gelber Postwagen sichtbar wird, der von einer Bahnstation in irgendein weltfernes Nest hinausfährt, da seufzt man auf in einem dunkeln Heimweh nach der guten alten Zeit, in der nicht das geflügelte Rad, sondern die Schnecke das Sinnbild, nicht der Pfiff der Lokomotive, sondern das Horngeschmetter des Postillons der Ruf

Aufgang zur Kirche mit Weg-Kapelle in Lengenfeld (Tirol)

*) Die Abbildungen sind mit freundlicher Erlaubnis des Verlegers dem reichen Sammelwerk: „Volkstümliche Kunst" von Martin Gerlach (Wien, Gerlach & Co.) entnommen.

Digitized by Google

Gartenhof mit Vorhof in Penzing bei Wien

Schloßhof in Vintschgau

Digitized by Google

des Verkehrs war. Und indem er sich den Schweiß von der Stirn trocknet und den im Schlaf immer mehr aus dem Gleichgewicht sinkenden Nachbar sich vom Leib zu halten sucht, konstatiert der moderne Vergnügungsreisende: Pan ist tot! Die Romantik hat ihr Schwanenlied ausgesungen! Es gibt keine Poesie mehr in der Welt! Aber die Stunde rinnt auch durch den heißesten Tag. In der Kühle und Dämmerung des Abends sind wir in der Stadt angelangt, die unser erstes Nachtquartier auf dieser Reise werden soll. Bis wir den Staub und Ruß der langen Fahrt abgespült, uns bei Speis und Trank erfrischt haben, ist es Nacht geworden. Aber es ist eine sternenhelle Nacht, durchhaucht vom Duft der Wiesen, die sich nahe an die Häuser heranziehen, und vom starken Atem des waldigen Gebirges, an dessen Fuß die Stadt liegt. Wieder ergreift uns jenes Gefühl ungeduldigen Behagens und treibt uns, noch eine kleine Entdeckungsfahrt durch die stillen Gassen zu machen. Im ungewissen Licht der spärlichen Laternen erkennen wir hier die vornehme, große Fassade eines alten Palais mit stolzem Portal, dort ein winkliges Konventikel kleiner schlichter Bürgerhäuser, deren spitze oder breite Giebel schwarz gegen den Sternenhimmel stehen. Wir kommen an der dunklen Masse einer Kirche vorbei, deren reiches romanisches Tor uns das Versprechen ablockt, es morgen bei Tag zu bewundern; unter den dunklen Linden des Kirchplatzes, in denen noch ein letzter Hauch ihrer schon verwehten Blüten träumt, klingt klar und dumpf das Rauschen eines Brunnens, dessen reiches Bildwerk geheimnisvoll und unkenntlich zum schwarzen Laubdach aufsteigt. Noch ein paar Schritte, und aus einer engen Gasse treten wir ins Freie: zu unsern Füßen tönt der Wellenschlag eines rasch strömenden Flusses gegen die mächtigen Pfeiler der breiten steinernen Brücke, und jenseits des Flusses, hinter den dunklen Umrissen einer alten Feste, wird der Himmel immer lichter, bis über der scharfen Silhouette eines schlanken Türmchens voll und blendend klar der Mond sich emporhebt. Und mit seinem Lichte trinken wir das Glück des Reisens, den Zauber der Fremde, den Rausch der Romantik.

Wird der nächste Morgen halten, was dieser erste Abend versprach? Gestehen wir uns zuerst, daß diese Frage nicht richtig, nicht aufrichtig formuliert ist. Wir sollten uns fragen, werden wir halten, was wir uns versprachen? Denn es kommt wirklich nur auf uns an, ob die dankbare Empfänglichkeit eines schönen Augenblickes wieder in uns aufleben soll; ob wir das Schöne, das still und gelassen auf uns wartet, finden und empfinden wollen. Wir haben gestern die Eisenbahn als prosaisch gescholten, die doch das Märchen von Fausts Zaubermantel zur Wirklichkeit macht; heute werden wir vielleicht finden, daß das holperige spitzköpfige Pflaster dieser engen Gassen, die dumpfe Luft, die in ihnen hier und da lastet, auch nicht eben besonders poesievoll genannt werden können, und daß das wohltätige Dunkel der Nacht viel Baufälliges, Ruinöses, Verkommenes verbarg, das sich nun im grellen Tageslicht dem Blick aufdrängt. Da nun das Tageslicht nicht lügt, und da Reinlichkeit und Ordnungsliebe Eigenschaften sind, deren sich unsre Zeit nicht zu schämen braucht, so könnte

Blick in einen Hof in Baden bei Wien

Digitized by Google

Straße in Krems an der Donau

Straßenbild aus Sterzing, Tirol

Digitized by Google

man in der Tat zweifelhaft werden, ob nicht unser Gefallen an dem alten Nest nur durch die subjektive Reise- und Mondnachtstimmung erklärt und entschuldigt werden kann, ob die Freude an Weltfernem und Vergangenem, an träumerischem Altertum und malerischen Winkeln etwas andres, besseres ist als passive Wirklichkeitsscheu und sentimentale Flucht vor der Gegenwart. Aber so viel heuchlerische Phrase und reaktionäre Gelüste schon mit der Andacht zur guten alten Zeit gedankenlosen oder wohlberechneten Unfug getrieben haben, wir brauchen uns auch dadurch nicht irre machen zu lassen. Unser Gefühl hat immer recht, wenn es die Nachprüfung durch den Verstand nicht zu scheuen braucht; und um den Verstand wäre es ein armselig Ding, wenn ihm das Gefühl nicht Anschauungen zuführte und Ziele steckte.

Daß alte Häuser und Städte, alte Geräte und Bücher an sich schon eine gewisse bannende Gewalt auf jeden seiner Empfindenden ausüben, ist wahrlich leicht zu rechtfertigen. Mitten in der Gegenwart stehen sie als überlebende Zeugen der Vergangenheit, ja als die Vergangenheit selbst. Und wenn der Augenblick der mächtigste von allen Göttern, so ist die Vergangenheit die rätselhafteste aller Göttinnen. Daß etwas, das doch einmal wirklich gewesen, nun nicht mehr ist und nie mehr sein wird, daß von der ungeheuern Fülle des Gewesenen nur ein winziger Bruchteil noch in seinen Wirkungen bemerkbar bleibt oder in den Aufzeichnungen, künstlerischen oder wissenschaftlichen, und dem Gedächtnis der Menschen ein schattenhaftes, immer nur augenblicksweise aufleuchtendes Leben weiterführt, das ist eines der furchtbarsten und tiefsten unter den Grundgeheimnissen des Daseins, vor deren starrem Blick wir uns zu retten suchen, indem wir sie selbstverständlich nennen oder indem wir ihre Unerbittlichkeit zu umgehen suchen. So sehnt sich der einzelne nach des Lebens Quellen hin, läßt sich von der Erinnerung zu ihnen zurückführen; so auch das ganze Volk. Wissen zu wollen, wie vor hundert oder dreihundert oder tausend Jahren die Vorfahren lebten und sich die Welt gestalteten, das ist eine Neugier, die nicht nur dem Geschichts- und Kulturforscher im Blute steckt. Kein Lied, kein Bild, kein Chronikbericht aus alter Zeit wirkt so auf diese Neugier ein wie die erhaltenen architektonischen Denkmale, seien es einzelne Bauwerke, seien es ganze Straßen oder Städte. Daß sie so plastisch vor uns stehen, daß sie uns ganz körperlich in sich aufnehmen, uns mit ihren Mauern umschließen, in denen noch ein Widerhall längst verklungener Stimmen zu schlummern scheint, das gibt ihnen solche Gewalt — aber nicht minder der Umstand, daß sie so ganz, in einem viel realeren Sinn als Werke der losgelösten Kunst, aus dem unmittelbaren Leben ihrer Zeit erwachsen sind, als dessen körperliche Stütze und Hülle. In einem Lied, einem Bild leben die Hoffnungen, Ahnungen, Stimmungen seines Schöpfers und der Zeitgenossen fort, in einem Architekturwerk die Bedürfnisse, die Lebensformen, die Zustände der Epoche.

Haus in Pforzheim

Doch diese steinernen Zeugen vergangener Zeit würden nicht so beredt zu unserm Herzen sprechen, wenn sie nicht in einer unsern Augen verständlichen und anheimelnden Sprache redeten. Und auch von ihnen gilt, daß man nicht am lautesten zu sprechen braucht, um am vernehmlichsten zu sprechen. Wir fangen an, wieder empfänglich zu werden für stille Wirkungen, für die naive Anmut einer schlicht bürgerlichen Weise, die nicht mehr scheinen wollte, als sie war, sondern sich dessen freuen, was sie war. Bei ihr finden wir die Ruhe, die unsern Sinnen und Nerven so wohltut; und unsre Anschauung vom Schönen macht einen ähnlichen Weg wie Zarathustra-Nietzsches Anschauung vom Glück; einst hatte er gesagt: „Zum Glück, wie wenig genügt schon zum Glück!“, aber dann sah er ein: „Kluge Narren reden besser: Das Wenigste gerade macht die Art des besten Glückes.“ Es wäre freilich falsch, es geradezu so auszudrücken: das Einfachste ist das Schönste; die richtige Formel ist jedoch schon längst gefunden — in dem Satz, den Lessing das „Frauenzimmerchen“ Franziska sagen läßt: „Wenn wir schön sind, sind wir genug am schönsten.“ Denn das ist nicht nur für Franziskas Herrin und ihre übrigen weiblichen Mitschwestern, sondern für alle schönen Dinge der Welt gesagt.

Diese Erkenntnis hat unsre Empfänglichkeit

Digitized by Google

Motiv aus Straßburg

Aus Weißenkirchen an der Tonau

Gartenhof in Wien-Döbling

Digitized by Google

bedeutend vertieft, die Sphäre dessen, was wir als schön erkennen und lieben, sozusagen um einen neuen Erdteil erweitert. Der neue Erdteil heißt: volkstümliche Kunst; sein uns am nächsten liegendes Gebiet ist die Kunst des achtzehnten und des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts, und unter den Entdeckern dieses Gebietes muß an erster Stelle Paul Schultze-Naumburg genannt werden. In Bild und Wort hat er uns die Schönheiten jenes neuen, alten Landes erschlossen, und andre sind seinem guten Beispiel mit löblichen Taten gefolgt. So geben die Stuttgarter Architekten Lambert und Stahl ein großes Tafelwerk heraus, das in prächtigen Aufnahmen die besten Schöpfungen der Baukunst von 1750 bis 1850 vorführt; so hat Martin Gerlach in Wien direkt unter dem Titel „Volkstümliche Kunst“ eine Sammlung von mehr als 800 Ansichten von alten heimatlichen Bauformen, Land- und Bauernhäusern, Höfen, Gärten, Wohnräumen, Hausrat und so weiter in einem schmucken, handlichen Band von 64 Doppeltafeln vereinigt herausgegeben, denen die Abbildungen, die diese Zeilen schmücken, entnommen sind als Proben für den Geschmack und die technische Vollendung dieser von Gerlach selbst mit echtem Künstlerblick gemachten Aufnahmen, aber zugleich als Beispiele, die den Betrachter besser als Worte über das Geheimnis aufklären, in dem die Schönheit solcher malerischer Winkel ruht.

Ein Geheimnis, das sich aus mehreren Faktoren zusammensetzt, dessen innerster Kern aber die Ehrlichkeit und Selbstsicherheit der Baugesinnung ist. All diese Gassen und Höfe verraten es uns: die Häuser, von denen sie umschlossen werden, sind von innen heraus gebaut, die Leute wollten in ihren vier Wänden bequem und praktisch wohnen; ob die Fassade symmetrisch ausfiel, ob sie repräsentativ wirkte, das kam erst in zweiter Linie — oder gar nicht — in Betracht. Der Schmuck der Außenwand beschränkte sich oft auf einen einzigen Gegenstand, etwa ein Hauszeichen; Bauteile gar, die nur dekorativ wirken sollen, sind ganz vermieden: Erker in Menge, aber wirklich groß genug, um einer oder mehreren Personen Platz zu geben, und nicht mit jenen unsinnigen spitzen Hauben versehen, die immer noch viele Leute für „altdeutsch“ halten, sondern ziemlich flach abgedeckt oder ins Hauptdach verlaufend. Darum wirkt zum Beispiel die Straße in Sterzing mit all ihren Erkern doch nicht unruhig.

Aber dies Bauen nach praktischen Bedürfnissen führt oft auch zu entzückend malerischen Gruppierungen, Ueberschneidungen und Durchblicken. Aehnliche schöne Wirkungen ergeben sich aus der Anpassung ans Terrain: wie reich und lebendig gliedert sich das Straßenbild aus Krems, wie effektvoll steigen die Baulichkeiten bei den Kirchaufgängen in Weißenkirchen a. D. und in Lengenfeld in die Höhe! Und wenn die Parks (vgl. die Fontäne aus Krumau) glanzvoll zu repräsentieren verstanden, so taten es die Gartenhöfe vornehmer Privathäuser (siehe die Abbildungen aus Penzing, Döbling, Baden) mit feiner Zurückhaltung und Intimität.

Und überall auf altem Kulturboden, soweit ihn die neue Zeit nicht völlig durchwühlt hat, gibt es noch solche malerische Winkel. Sie pietätvoll zu schonen, solange es irgend möglich, die guten Geister, die in ihnen umgehen, für unser eignes Schaffen zu beschwören, ist eine Kulturaufgabe unsrer Zeit; und wer ihnen nachzuspüren, ihrer Schönheit sich zu freuen versteht, den wird auch die Eisenbahn oder das Automobil ins „alte romantische Land“ tragen können.

Fontäne im Park von Krumau in Böhmen

Digitized by Google

Malerische Winkel: Aus der Au (München)

Stimmhygiene

Von

Theo Seelmann

Das Metall der Kehle, dem man so gern einen silbernen Klang beilegt, ähnelt gleichwohl insofern wenig dem Silber, als sein Klang keineswegs die gleiche Dauerhaftigkeit aufweist, sondern im Gegenteil schon durch anscheinend belanglose Einflüsse getrübt und abgestumpft wird. Wie manche Sängerin und mancher Sänger hat es schon bei Vorträgen im häuslichen Kreise, während gesellschaftlicher Veranstaltungen und Vereinsaufführungen zum Verdruß und Leidwesen erfahren, daß die sonst so klangvolle Stimme ohne ersichtlichen Grund plötzlich versagte oder doch an Reinheit und Wohllaut merklich zurückblieb. Auf wenig andern Gebieten haben kleine Ursachen so empfindliche Wirkungen wie im Bereich der Stimmhygiene. Aber die Geringfügigkeit der störenden Ursachen hat auch wieder ihre gute Kehrseite, denn sie gewährt den schätzbaren Vorteil, daß die Umgehung der Schädlichkeiten keine heroische Ueberwindung und ihre Behebung bei rechtzeitiger Stellungnahme keine allzu langwierige und peinigende Kurtortur erfordert.

Schon die Nahrungsaufnahme, soweit man namentlich in der Aufnahme der Speisen und Getränke unvorsichtig zu Werke geht, kann einen schädigenden Einfluß auf die Stimme äußern. Zwar geraten die im Kehlkopf geborgenen Stimmbänder, die den wesentlichen Teil des Gesangorgans darstellen, mit der Nahrung nicht in Berührung und sind daher einer Beeinträchtigung durch diese nicht unmittelbar unterworfen, allein die Klangfarbe der Gesangstöne hängt von der Mund- und Rachenhöhle ab, da sie das Ansatzrohr für den Stimmapparat und die Bildungsstätte der Obertöne abgeben. Und die Auskleidung dieses Ansatzrohres, die Schleimhaut, ist es, die durch gewisse Bestandteile unsrer Speisen in einen Reizzustand versetzt werden kann, der der Reinheit und dem Wohlklang des Gesanges Abbruch tut. Zu diesen Stoffen gehören vor allem die starken Gewürze, wie Pfeffer, Paprika, Mostrich, ferner Essig und Zwiebeln. Auch die stark gesalzenen und geräucherten Nahrungsmittel reizen die Schleimhaut leicht. In demselben Sinne wirken die aromatischen Oele, die den Mandeln und Nüssen und den aus ihnen verfertigten Speisen, wie Marzipan und Makronen, ihren charakteristischen Geschmack verleihen. Wer die Gesangskunst nur aus Liebhaberei pflegt, wird sich ja

Digitized by Google

dieser Substanzen und Nahrungsmittel nicht völlig zu enthalten brauchen. Immerhin aber ist es auch für ihn klug und weise gehandelt, wenn er sich in ihrem Genuß einige Beschränkung auferlegt oder, noch besser, sie mehrere Tage hindurch vor dem Vortragsabend aus seinem Menü verbannt. — Sehr kalte Speisen und Getränke meidet der liebergebabte Mund aus Furcht vor Erkältung meist von selbst. Tagegen erscheinen heiße Nahrungs- und Genußmittel in der Regel unverdächtig. Und doch rächt sich diese falsche Einschätzung oft genug recht unangenehm. Denn die hohe Temperatur bringt eine starke Blutüberfüllung des Rachens mit sich, durch die nicht nur, sobald sie sich häufiger wiederholt, die Empfindlichkeit der Schleimhaut außerordentlich gesteigert wird, sondern auch der Grund zu einem veritabeln Katarrh geschaffen werden kann.

Es ist eine unter den Berufssängern allgemein eingebürgerte Gewohnheit, kurz vor dem Auftreten keine größere Mahlzeit einzunehmen. Sie hat ihre volle Berechtigung und verdient deshalb auch unter den Dilettanten Nachahmung. Ein voller Bauch ist ein träger Gauch, sagt das Sprichwort etwas derb. In der Tat, nach jeder reicheren Nahrungsaufnahme stellt sich eine gewisse geistige Ermüdung und Unlust ein. Sie hat ihre physiologische Ursache in der lebhafteren Hinlenkung des Blutstromes zu den arbeitenden Verdaunngsorganen und der damit parallel gehenden Blutverarmung des Gehirns. Die Frische und Munterkeit des Vortrages leiden unbestreitbar unter diesen Vorgängen. Aber das ist nicht der einzige Nachteil. Durch die Anfüllung mit einer größeren Speisemenge erfährt der Magen eine stärkere Ausdehnung. Diese Volumenvergrößerung des Magens beengt aber die Atmung. Bei der Atmung erweitert und verengert sich nicht nur der Brustkorb, sondern es wird auch das Zwerchfell, das die Brusthöhle von der Bauchhöhle scheidet, im Einatmungsstadium nach unten gedrängt und rückt im Ausatmungsstadium wieder nach oben. Durch die starke Ausdehnung des Magens wird aber das Zwerchfell in seiner Bewegungsfreiheit nach unten hin behindert. Der Fassungsraum der Lunge verringert sich daher bei der Einatmung und dementsprechend auch der Luftvorrat, über den der Sänger bei der Ausatmung und zur Hervorbringung der Töne verfügt. Die Endfolge dieser Wechselwirkung liegt klar auf der Hand. Wie die Pfeifen der Orgel an Klangstärke einbüßen, wenn die Bälge ihnen einen ungnreichenden Luftstrom zuführen, so verliert die Gesangsstimme an Kraft und Fülle, wenn die Atmung gehemmt und eingeschränkt und die Leistungsfähigkeit der Lunge als Druckluftmotor für die Schwingungen der Stimmbänder herabgesetzt wird.

Einige Speisen tragen noch in besonderem Maße dazu bei, vermöge der ihnen eignen Gasentwicklung den Verdaunngsapparat auszudehnen und aufzublähen. Als solche sind in erster Linie die Kohlarten und die Hülsenfrüchte zu nennen. Aber auch Schwarzbrot, Mehlspeisen und Kartoffeln betätigen sich bei manchen Personen in ähnlicher Weise. Diese Nahrungsmittel sollte man am Tage der Aufführung auf jeden Fall beiseite lassen. Jedoch brauchen die Sänger wegen der angegebenen Gründe noch keine Hungerkünstler zu werden. Eine übertriebene Nahrungsenthaltung wäre ebenso verkehrt wie eine Ueberladung des Magens. Es ist durchaus gestattet, bei angemessener Auswahl der Speisen auch eine reichlichere Mahlzeit zwei bis drei Stunden vor dem Singen zu verzehren, da in dieser Zwischenzeit der Speisebrei bereits aus dem Magen in den Darm abgewandert ist und damit die verschiedenen Störungen ausgeschlossen sind. Meidet sich dann nochmals der Appetit, so werden zu seiner Stillung ein Stück Schokolade, ein Kake oder dergleichen vollauf genügen. Man sieht, selbst der Gesang ist in gewissem Sinn eine Magenfrage.

Das ärgste Mißgeschick, das einem ausübenden Gesangsfreund passieren kann, ist eine plötzlich auftretende Erkältung. Der Dilettant, der seinem Beruf nachgehen muß, ist einer Erkältung viel eher ausgesetzt als der professionelle Künstler, der seine ganze Lebensführung auf die Schonung und Pflege seiner Stimme zuschneiden kann. Aber auch der Dilettant steht den Faktoren, die eine Erkältung bedingen, nicht machtlos gegenüber. Ein wichtiges Schutzmittel bietet bereits die Nasenatmung. Es ist ja schon vielfach darauf hingewiesen worden, daß, da die Nase den Stand und die Krankheitskeime der Luft in ihrem Schleim auffängt, diese und nicht der Mund die Eingangspforte für den Atmungsapparat zu bilden hat. Doch für den Sänger kommt die Filtriertätigkeit der Nase weniger in Betracht. Für ihn ist es das Wesentlichste, daß die Nase auch zugleich eine Wärmehalle für die eingeatmete Luft darstellt. Der Bau der Nasenhöhle verursacht es, daß die durch sie hindurchstreichende Außenluft annähernd bis auf die Bluttemperatur vorgewärmt wird, so daß, wenn sie nun in den Kehlkopf und die Luftröhre einströmt, eine schädliche Abkühlung des Stimmapparates nicht mehr stattfinden kann. Schon die Einhaltung der Nasenatmung, und sei es auch nur mehrere Tage vor der Gesangsaufführung, wird daher so manche Erkältung verhüten, die sich sonst unvermutet wie der Dieb in der Nacht einzustellen pflegt. Eine fürsorgliche Einhüllung des Halses ist an sich natürlich ebenfalls von Nutzen. Aber sie wird häufig zu einem zweischneidigen Schutzmittel. Gerade das Bestreben, den Hals und seine inneren Organe vor einer Erkältung zu bewahren, verführt leicht dazu, diesen auch dann, wenn es die Witterungsverhältnisse noch gar nicht erfordern, übermäßig einzuhüllen. Man erreicht dadurch schließlich das Gegenteil von dem, was man bezweckt — eine Verzärtelung des Halses. Es genügt dann schon eine geringe Temperaturerniedrigung, und die Erkältung ist da! Viel zweckmäßiger ist eine methodische Abhärtung des Halses. Sie hat in der Weise zu erfolgen, daß man den Hals und die benachbarten Teile der Brust und des Rückens tagtäglich mit anfänglich lauem und dann allmählich immer niedriger temperierten Wasser abreibt und darauf gründlich frottiert. Tiefer als auf eine Wassertemperatur von 12 bis 10 Grad Reaumur braucht man nicht hinabzugehen. Für einen so abgehärteten Hals wird man sich die Umhüllung für den Augenblick aufsparen können, wo er besonders empfindlich ist, d. h. nach der Gesangsaufführung. Die mit längerem Singen verbundene Anstrengung zieht eine starke

Digitized by Google

Blutüberfüllung des Kehlkopfs nach sich, die am ausgeprägtesten an den Stimmbändern auftritt. Jetzt kann schon eine geringe Abkühlung schädlich wirken, und darum ist jetzt, zumal wenn man einem stärkeren Luftzug ausgesetzt ist, das Umlegen einer Umhüllung sehr wohl am Platz.

Hat sich aber ein Katarrh eingeschlichen, so ist die dringendste Forderung die Einstellung aller Singübungen sowie die möglichste Beschränkung des Sprechens. Eigentlich sollte diese Vorschrift als selbstverständlich gelten, und doch wird gegen sie unglaublich oft gesehlt. Schon ein einfacher Schnupfen beeinflußt den Gesangsmechanismus, was äußerlich durch die Vermehrung der Nasenresonanz in der Klangfarbe zum Ausdruck gelangt. Je näher aber der von der Entzündung ergriffene Bezirk dem Kehlkopf gelegen ist, desto mehr wächst die Erschwerung der Muskelbewegungen beim Singen und andauernden Sprechen, und desto eher ist eine höhere Anspannung der Stimmorgane geeignet, den Krankheitsprozeß zu verschärfen und zu verlängern. Ruhe ist demnach bei Katarrhen die erste Sängerpflicht. Allerdings gibt es Sängerinnen und Sänger, die beteuern, sie vermöchten sich durch einen Katarrh hindurchzusingen. Zuweilen glückt es in der Tat, aber trotzdem ist und bleibt dieses Wegsingen des Katarrhs ein Jongleurspiel, das jederzeit von einem sehr unerwünschten Sturz begleitet sein kann. Ist durch das Umlegen eines feuchtwarmen Umschlages um den Hals, durch eine Schwitzkur, durch das Trinken von warmer Milch mit Emserquelle der Katarrh geschwunden, erst dann singe wieder, wem Gesang gegeben!

Schonung verlangt das Stimmorgan auch dann, wenn es infolge von Ueberanstrengung ermattet und ermüdet ist. Denn Erholung ist für den abgearbeiteten Stimmapparat ebenso die beste Arznei wie für alle übrigen übermüdeten Organe des Körpers. Aber man kann ihm auch durch kleine Beihilfen fördernd zur Seite stehen. Eine solche wirksame Unterstützung gewährt die Halsdusche. Ein Blechgefäß etwa in der Form eines Irrigators wird mit 2 Liter kühlen Wassers von 12 bis 15 Grad Reaumur gefüllt und ziemlich hoch aufgehängt und nun der Wasserstrahl durch den Gummischlauch bald gegen die vordere, bald gegen die seitlichen Flächen des Halses gerichtet. Selbstredend darf der Körper während der Anwendung der Dusche nicht überhitzt sein. Vorteilhaft ist es weiterhin, auf die Dusche die Massage des Halses folgen zu lassen. Für den Gesangsfreund reichen Streichungen der Kehlkopfgegend, die unter einem stärkeren Kraftaufwand mit der Hand von oben nach unten geführt werden, völlig aus. Beide Maßnahmen zielen auf eine Verminderung der Blutüberfüllung in dem überangestrengten Stimmorgan ab und rufen außerdem ein Gefühl wohltuender Frische im Hals hervor.

Zahlreiche Berufssängerinnen und Berufssänger nehmen kurz vor dem Auftreten dieses oder jenes Hausmittelchen zu sich, von dem sie glauben, daß es die Schleimhaut der Rachenhöhle glättet und so den Wohllaut des Gesangs erhöht. Da auch für die ausübenden Gesangsfreunde diese Künstlergeheimnisse von Interesse sein werden, so mögen die hauptsächlichsten enthüllt werden. Sehr beliebt ist das Kauen getrockneter Pflaumen und das Verspeisen einer Apfelsine. Auch rohe Eier und Honig werden geschätzt. Ihnen schließen sich Tragant, Obstgelees und Bonbons an. In den Kreisen der französischen Opernsänger besitzt eine gewisse Berühmtheit die Jenny-Lind-Suppe. Zum allgemeinen Nutz und Frommen sei das Rezept für ihre Zubereitung mitgeteilt. Auf einen Liter kräftiger Bouillon mit Sagoeinlage werden vor dem Anrichten zwei Eidotter und ein viertel Liter Sahne eingerührt, worauf ein halber Teelöffel Zucker und je nach Geschmack eine Kleinigkeit Gewürz zugesetzt wird.

Ob diese Kunstmittel wirklich von förderlichem Einfluß auf die Schleimhaut sind, ist strittig. Möglich wäre es immerhin. Darum mag auch der Gesangsliebhaber mit ihnen einen Versuch machen. Vielleicht beruht ihre Einwirkung aber auch nur auf Suggestion. Dann wären sie also nur ein Ansporn zur Steigerung des Selbstvertrauens und der sieghaften Zuversichtlichkeit der Sänger. Aber auch unter diesem Gesichtspunkt hätten sie ihren Wert, denn der stärkste Bundesgenosse zu allem Vollbringen und Gelingen ist der Glaube an sich selbst.

Von einem Frühling

Von

Richard Hoisel

So wie die Schmetterlinge gaukeln
Mir die Gedanken in den Mai,
Die Blüten in den Zweigen schaukeln,
Ein Wind geht singend dran vorbei.

Wie zittert mir das Herzensinnre!
Wie schwankt mein Gruß zur Nacht hinein!
Ich horche schweigend und erinnre
Mich an ein Lied im Sternenschein.

Weitab, aus Dämmerniederungen
Schwebt mir ein Traumbild leuchtend zu,
Die süßen Worte sind verklungen,
Und fern am Meere weinest du.

Digitized by Google

Zechende Franzosen

(Zu dem untenstehenden Bilde von Carl Röchling-Berlin)

Das humorvolle Bild des bekannten Militärmalers beruht auf einer wahren Begebenheit, die der Künstler selbst in folgenden Worten schildert: „Das denkwürdige erste Gefecht bei Saarbrücken war zu Ende. Luln hatte die Feuertaufe erhalten, und die Verteidiger unsrer Städle, das zweite Bataillon der 40er, waren hinter St. Johann zurückgegangen. Die siegreichen drei französischen Divisionen Vergé, de Laveaucoupet und Bataille, deren jede mit einer preußischen Kompagnie gekämpft hat, lagerten auf den steilen Gartenhöhen über Saarbrücken, und die durstigen Infanteristen suchten Erfrischungen.

Unser Gartenhäuschen, das steil über dem Rathaus und dem Schloßplatz liegt, hat die Troupiers auch interessiert, und der Felsenschrank im unteren Stock entsprach den Erwartungen, da mein Vater dort ein Depot von guten Tropfen hatte.

Der alte ausgemergelte französische Troupier, dekoriert in Italien und Mexiko, mag sich eine schöne Siegesstimmung in gutem Scharzberger und Piesporter angetrunken haben, und der liebenswürdige schriftliche Dank auf der Schranktüre, der auch unsern braven 40ern alle Ehre zukommen läßt, entschuldigt humorvoll den Einbruch: „Mille remerciements au propriétaire du bon champagne et du bon vin blanc! Nous sommes fachés d'avoir été obligé d'enfoncer votre porte, car vos Prussiens ne voulaient pas partir. Des Eclaireurs volontaires de la 3me Div. du 2me corps de l'armée Française."

Die etwas großspurig und allgemein gehaltene Firma hatte wohl ihren Grund in den strengen Vorschriften, die General Frossard gegen jede Plünderung erlassen hat.

Es war der 2. August, der erste und letzte schöne Tag für Frossards Leute. Dann kamen schlimme Tage: Spichern, Flavigny, Gravelotte und die Belagerung in Metz, und zum Schlusse eine wenig glorreiche Eisenbahnfahrt via Saarbrücken in eine deutsche Festung.

Digitized by Google

Das Aeußere des Beguinenhauses

Das Beguinenhaus in Gent

Von

L. Hoff

(Hierzu acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Selten treten sich wohl Vergangenheit und Zukunft in so scharfem Gegensatze und zugleich so greifbarer Gestalt gegenüber wie in dem Arbeiterquartier der Altstadt von Gent. Hier der „Vooruit", das Erziehungsinstitut auf kooperativer Grundlage, das dem Staate einer kommenden Zeit seine Bürger liefern soll, und dort das Beguinenhaus, ein unverfälschtes Stück Mittelalter, das sich in voller Lebenskraft bis mitten in unsre Tage erhalten hat. Und doch ist es kaum ein Zufall, der die beiden Institute auf einem und demselben Boden, fast Schwelle an Schwelle, hat entstehen lassen. Denn das eine wie das andre findet seine natürliche Grundlage da, wo die Not des Lebens die Enterbten der Gesellschaft in größerer Menge zusammengedrängt hat. Die einst so viel verbreiteten Beguinenhäuser waren ihrem Ursprung nach nichts weniger als eine kirchliche Einrichtung, sie wurden aus einem wesentlich sozialen Bedürfnisse ins Leben gerufen und bildeten eines der Mittel, mit denen man im Mittelalter das zu lösen suchte, was man nach heutiger wissenschaftlicher Auffassung wohl die Frauenfrage jener Zeit zu nennen berechtigt ist. Der Kirche gegenüber hatten sie lange einen schweren Stand, und es wäre wohl zu ihrer Unterdrückung gekommen, wenn man nicht auf dem Konzil zu Vienne 1311 unter Papst Clemens V. auf das Auskunftsmittel verfallen wäre, sie weiter bestehen zu lassen unter der Bedingung, daß sie sich unter Annahme der Regel des Ordens der sogenannten Tertiarierinnen kirchlich organisierten. Aber auch damit wurden die Beguinen keine Nonnen oder Klosterfrauen im engeren oder eigentlichen Sinne, da die Regel des erwähnten Ordens, eines sogenannten Laienordens, die Klostergelübde nicht einschloß.

Allerdings muß man zwischen den Beguinen einer früheren und denen einer späteren Zeit unterscheiden, die außer ihrer gegensätzlichen Stellung zur katholischen Kirche wohl nur den Namen miteinander gemein hatten, und strenge genommen auch diesen nicht, denn die Beguinen der späteren Zeit, denen er anfangs als ein Ueber- oder Spottname beigelegt wurde, suchten sich seiner lange zu erwehren und nahmen ihn nur widerwillig als ein unwillkommenes Erbe an. Die ersten Beguinen traten hauptsächlich in Köln noch vor der Mitte des elften Jahrhunderts mit den Begharden oder männlichen Mitgliedern ihrer Gemeinschaft als eine Sekte auf, die ihrer Tendenz nach vielleicht als

Digitized by Google

eine Vorläuferin der nachmaligen Waldenser anzusehen ist und von der Kirche rasch und energisch unterdrückt wurde. Den Beguinen der späteren Zeit begegnen wir etwa seit 1050 in Holland, Deutschland und dem nördlichen Frankreich als Frauen, die ohne Klostergelübde und ohne direkte Zugehörigkeit zu einem kirchlichen Orden in größerer oder geringerer Zahl miteinander lebten, um Andacht sowie Werke der Wohltätigkeit und Barmherzigkeit zu pflegen. Zu einer festeren Organisation gelangten solche kleinere oder größere freiwillig zusammenlebende Frauengruppen im dreizehnten Jahrhundert hauptsächlich infolge von Stiftungen. Man nannte die Vereinigungen dieser Art dementsprechend daher meist Stifter, in Deutschland auch Samenungen (Versammlungen) und ihre Heimstätten Klausen oder Gotteshäuser, je nach der Zahl der in ihnen vereinigten Bewohnerinnen. Die ihnen angehörigen Frauen nannten sich selbst Schwestern, wurden sonst Pfründeschwestern, Pfründnerinnen oder auch Mantelfräulein genannt, weil sie eine eigne Tracht von geistlichem Zuschnitt trugen. Der Name „Beguinen“ und „Beguinenhäuser“ tauchte erst im fünfzehnten Jahrhundert auf und wurde damals von den Schwestern, wie gesagt, als ein Schelt- oder schimpflicher Sektenname zurückgewiesen, was aber nicht hinderte, daß er bald ganz allgemeine Geltung erlangte, und das derart, daß in einzelnen Gegenden Deutschlands, wie zum Beispiel am Niederrhein, die Bezeichnung „Beguine“ schlechtweg identisch mit der „Nonne“ oder „Klosterfrau“ geworden ist, trotz des grundsätzlichen Unterschieds, der von jeher zwischen den frommen Schwestern der Klausen und Gotteshäuser und den Angehörigen der weiblichen Orden bestanden hatte.

Mittags 12 Uhr: Beim Beten des „Englischen Grußes“

Beguinen bei häuslicher Arbeit im Klostergarten

Was das Aufkommen und die rasche Verbreitung der nachmaligen Beguinenhäuser wesentlich förderte, war der Ueberschuß an dem Frauenelement, wie er sich in den Bevölkerun

gen der Länder Europas seit den Kreuzzügen immer empfindlicher geltend machte. Die Zahl der alleinstehenden Mädchen und Witwen nahm stetig zu, während die Mittel zu ihrer Versorgung nur spärlich flossen. Die Einrichtung der Nonnenklöster konnte nur in sehr beschränktem Umfange Abhilfe schaffen, da während des ganzen Mittelalters diese Klöster im ganzen und großen nur Versorgungsanstalten für die Töchter des minderbemittelten Adels und Bürgerlichen nicht zugänglich waren. Wenn die Frauen während dieser Zeit auch nicht so grundsätzlich von dem Gewerbebetriebe ausgeschlossen waren, wie man es lange geglaubt hat, so machte die Tendenz, die Frauenarbeit zurückzudrängen, sich doch immer mehr geltend, so daß Frauen nur wenig lohnende Tätigkeit auf diesem Gebiete zu finden vermochten. Der allgemeine Wohltätigkeitssinn richtete sich daher immer mehr darauf, Stiftungen zu gründen, die den unverehelicht gebliebenen Töchtern und den Witwen des Bürgerstandes ein menschenwürdiges Dasein ermöglichen sollten. Erst nachdem auf dem Konzil von Vienne diesen Stiftungen eine Lebensführung nach der Regel des Tertiarierordens aufgenötigt worden war, begannen sie in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis zu einzelnen religiösen Orden und vor allem zu dem der Dominikaner zu geraten, was indes ihren Laiencharakter und die Möglichkeit des Rücktritts in die Welt für ihre Pfründnerinnen niemals behindert hat.

Im eignen Gärtchen

Wie mit andern ähnlichen überlebten Einrichtungen räumte die Reformation auch mit der der Beguinenhäuser auf. Selbst in den katholischen Ländern verschwanden sie während des 16. Jahr-

Das Zimmer einer Insassin des Beguinenhauses in Gent

Digitized by Google

Bei der Mahlzeit

hunderts faſt gänzlich; nur in Belgien, wo ſie kirchlich ſtraffer als anderswo organiſiert worden waren, erhielten ſie ſich, und dort ſind ſie heute noch mit 20 Heimſtätten und etwa 1500 Angehörigen vorhanden.

Das größte und bemerkenswerteſte der belgiſchen Beginenhäuſer iſt das Genter, das allein 700 Inſaſſinnen zählt und mit ſeinen baulichen Anlagen eine vollſtändige kleine Stadt für ſich ausmacht. Es liegt, wie geſagt, mitten in dem Arbeiterviertel der Stadt und iſt von einem weiten Mauerring eingeſchloſſen, innerhalb deſſen ſich die Kirche, die Wohnung der Oberin und die Häuschen der einzelnen Schweſtern erheben. Man kann ſich kaum etwas Hübſcheres denken als den Anblick dieſes Stadtbildes in verkleinertem Maßſtabe an einem ſchönen Sommertage. Ueberall lugen hinter Sträuchern oder Baumgruppen die niedlichen kleinen Häuschen mit ihren ſauberen Backſteinwänden, ihren ſoliden Eichenholztüren, ihren ſtaffelförmigen Giebeln und ihren Schieferdächern hervor. In jeder Tür iſt ein kleines Guckloch, und wo nur eine Mauer es geſtattet, vertieft ſie ſich zu einer Niſche, um einer Heiligenſtatuette Obdach zu gewähren. Die kleinen Häuschen mit ihren grünlichen Fenſterſcheiben und ihren herabgelaſſenen blendendweißen Fenſtervorhängen ordnen ſich zu förmlichen Straßenzügen zuſammen, und wie in jeder ordentlichen Stadt haben die Straßen ihre beſonderen Namen, wie Evangelinusſtraße, Straße Pius' IX. und ſo weiter. Zu jedem Häuschen gehört ein beſonderes kleines Gärtchen, das von der Hausinhaberin ſo hübſch und ſauber gehalten wird, wie nur ein flämiſches Gärtchen gehalten werden kann. Das gleiche gilt natürlich auch von dem großen allgemeinen Hausgarten, in dem während der beſſeren Jahreszeit die Beguinen den größeren Teil des Tages verbringen, mit ihrer Arbeit beſchäftigt. Denn jede von ihnen iſt eine fleißige, emſige Arbeiterin, die mit der Stecknadel oder auf dem Klöppelkiſſen oft geradezu ſtaunenswerte Wunderwerke hervorbringt. Die Regel des Hauſes gebietet während der Arbeit ſtrenges Schweigen und ununterbrochene Aufmerkſamkeit auf das Werk, und es wird dieſer Regel auch durchgehends nachgelebt, was indes nicht hindert, daß an einem Sommermorgen, wenn das Wetter gar zu ſchön iſt, hier und da ein junges Schweſterlein, dem das roſige flämiſche Geſichtchen noch gar zu kokett unter der weißen Kopfhülle hervorlugt, die Hände müßig in den Schoß und den Kopf einen Augenblick wie traumverloren in den Nacken ſinken läßt.

Die erwähnte Kopfhülle, ein weißes Tuch, das nach Art des Sonnentuchs der Süditalienerinnen viereckig um den Kopf geſchlagen wird, iſt wohl das einzige, was bei den Genter Beguinen an eine Kloſtertracht erinnert; ſie gehen ſonſt in einfacher, ſchlichter und bürgerlicher Kleidung, allerdings von dunkler Färbung. Nur wenn ſie ausgehen, müſſen ſie ſich — ein Zug, der an die alten deutſchen „Mantelfränlein" erinnert — in einen groben ſchwarzen Mantel hüllen, unter deſſen weitem Ueberſchlag das Geſicht vollſtändig verſchwindet. Ausgehen können ſie übrigens nach Belieben, doch müſſen

Digitized by Google

sie die Oberin stets davon verständigen und zu einer bestimmten Stunde nach ihrer Beguinenstadt zurückkehren.

Interessant ist es, im Sommer bei gutem Wetter um die Mittagszeit einen Blick in den großen Hausgarten zu werfen. Schlag 12 Uhr setzt das Glockenspiel auf dem großen Kirchturm ein, dessen Melodie im Häuschen der Oberin von einem Spielwerk wie von einem piepsenden Kinderstimmchen aufgenommen wird. Die in dem Garten beschäftigten Schwestern sind alle wie auf einen Schlag ins Knie gesunken und sprechen still für sich den Englischen Gruß. Dann aber sind sie plötzlich wie ausgewechselt. Sie, die kurz vorher noch stummen Statuen oder automatisch bewegten Wachsfiguren glichen, sind nunmehr zu heiteren, plaudernden und lachenden Menschenkindern geworden, die sich gruppenweise nach dem gemeinsamen großen weißgetünchten Speisesaal begeben. Gemeinsam ist hier indes nur die Oertlichkeit, nicht auch der Tisch, denn jede Schwester nimmt ihr frugales Mahl an ihrem Speiseschrank ein, hinter dessen aufgeklappter mächtiger Tür sie einsam, fast wie in der Schlafkabine eines großen Ozeandampfers, dasitzt. Das beeinträchtigt ihre Stimmung jedoch nicht, denn in der großen Erholungspause, die dem Mahle folgt, macht jede die Zeit sich nach ihrem Belieben nutzbar; das junge Schwesterchen mit dem rosigen Gesichtchen ergreift den zierlichen Rechen und harkt aus ihrem Miniaturgärtchen einige welke Blätter weg, die vorzeitig auf dessen saubere Wege gefallen

Ein Plauderstündchen

Auf Besuch

waren, während die älteren Genossinnen sich zum Spaziergang rüsten oder, in die erwähnten Ausgehmäntel gehüllt, das Beguinenheim verlassen, um in der Stadt eine Freundin oder eine Kranke zu besuchen, deren Pflege sie übernommen haben.

Lange Zeit übten die Beguinen den Beruf aus, der jetzt fast ganz und gar von den katholischen Barmherzigen Schwestern versehen wird, das heißt sie waren die eigentlichen Vertreterinnen der Krankenpflege, weshalb später noch die katholischen Pflegeschwestern mit ihrem Namen belegt wurden und die Bezeichnung „Beguine" sogar mancherorts zum allein üblichen Namen für „Nonne" werden konnte. Die ursprünglichen Verhältnisse, wie sie vorstehend beschrieben wurden, sind fast nur in Belgien und hauptsächlich in dem großen Genter Beguinenhause bestehen geblieben.

So leben hier die frommen Schwestern genau so, wie ihre Vorgängerinnen vor Jahrhunderten gelebt haben, und auch Ursache und Ziel ihres weltabgewandten Daseins sind wohl die gleichen geblieben. Nicht überall hat die Einrichtung der Beguinen sich so rein und ungetrübt erhalten wie in Belgien, und namentlich in Deutschland kam es mit der Zeit zu bösen Entartungen. Mag Sebastian Brant wohl auch etwas übertreiben, so war es ihm wahrscheinlich doch ehrlich gemeint mit seinem Stoßseufzer gegen die Beguinen seiner Tage:

„Ach werent sie zu Portugall.
Ach werents an derselben statt.
To der pfesser gewachsen hatt.
Und nymmer möchten her gedenken,
Ich wollt in gern das weg gelt schenken."

Digitized by Google

Die Hunde der Braunschweiger Polizei: Harras, Luchs I und Luchs II

Polizeihunde

Von

Dr. Th. Zell

Zu jüngster Zeit haben einige Polizeibehörden bei der Suche nach Verbrechern sich mit Erfolg abgerichteter Hunde bedient. Schon seit Jahren ward für diese Verwendung von Polizeihunden in einigen Fachblättern Propaganda gemacht. Umgekehrt scheint es auch nicht an Mißerfolgen zu mangeln. Es erheben sich sogar warnende Stimmen, die dringend von einer solchen Verwendung des Hundes abraten. Welche Stellung soll man zu dieser Streitfrage einnehmen?

Zunächst erhebt sich die Frage: Wie kann ein Tier überhaupt eine bessere Leistung vollbringen als der Mensch?

Allerdings wird jeder Jäger oder Naturmensch, der viel mit Hunden zu tun hat, über diese Frage lächeln. Denn jene wissen aus Erfahrung, daß sie sich täglich von Leistungen ihrer vierbeinigen Gefährten überzeugen können, zu denen sie selbst unfähig wären. Beispielsweise folgt der Hund der Fährte eines Wildes an Stellen, wo dem menschlichen Auge nicht das geringste sichtbar ist. Oder man denke sich einen Fall, der unendlich oft vorgekommen ist. Ein Kind ist verschwunden, und die besorgten Eltern wissen nicht, wohin es geraten ist. Da ist nun wieder der Hund der Retter in der Not. Wenn er das Kind nicht kannte, so gibt man ihm dessen Kleidungsstücke zum Beriechen und führt ihn um das Haus herum. Gewöhnlich hat er schnell die Spur gefunden und verfolgt sie eilends, bis er das verirrte Kleine erreicht hat. Unter solchen Umständen versteht man Lobsprüche, die sich bei alten Völkern finden: durch den Verstand des Hundes besteht die Welt.

Diese Leistungen des Hundes beruhen also darauf, daß seine Sinne Dinge wahrnehmen, bei denen unsre Sinne versagen. In meinem Buche: „Ist das Tier unvernünftig?“ habe ich eingehend die abweichende Sinnesorganisation der Tiere besprochen.

Beginnen wir mit dem leichtesten Unterschiede, nämlich dem von Tag- und Nachtsehern. Wir Menschen bedürfen als Tagseher eines gewissen Quantums Licht, um deutlich sehen zu können. Die zahllosen Nachtseher hingegen, wozu alle Katzenarten (Löwe, Tiger, Leopard, Jaguar, Luchs, Wildkatze und so weiter) gehören, brauchen ein viel geringeres Lichtquantum. Sie sehen also bei einer Dunkelheit ausgezeichnet, bei der wir nichts mehr erblicken können. Umgekehrt ist ihnen das volle Tageslicht höchst unangenehm, weshalb sie ein nächtliches Leben führen und am Tage schlafen oder wenigstens selten angreifen. Wegen der Empfindlichkeit ihrer Augen gegen Licht kann man sich durch ein Lagerfeuer gegen Ueberfälle vor ihnen schützen.

Gehen wir einen Schritt weiter. Der Unterschied zwischen Mensch und Hund besteht darin, daß jener ein Augengeschöpf, dieser ein Nasentier ist, das heißt, jener hat seinen Grundsinn in den Augen, dieser in der Nase. Denn es herrscht in der Natur das Grundgesetz, wie ich in meinem genannten Buche zu beweisen versucht habe: je besser die Augen eines Geschöpfes sind, desto schlechter ist seine Nase. Dieser Satz gilt auch umgekehrt: je besser die Nase eines Geschöpfes ist, desto schlechter sind seine Augen. Deshalb kann der feinnasige Hund nicht scharf sehen, deshalb kann der Mensch nicht wittern. Dagegen kann wiederum der Hund

Digitized by Google

ausgezeichnet wittern, und durch diese Fähigkeit vollbringt er staunenswerte Leistungen. Was ist denn nun eigentlich Wittern, und worin besteht seine Eigentümlichkeit?

Es gibt gewisse Dinge im alltäglichen Leben, die jeder tausendmal gesehen hat und täglich sehen kann und über deren Wesen doch die größte Unklarheit herrscht. So bemerken wir, daß der Hund sich fortwährend mit der Nase orientiert, sei es, daß er sie hoch hält und wittert, sei es, daß er sie auf die Erde senkt und einer Spur folgt, also spürt. Wir gebrauchen zwar auch unsre Nase, zum Beispiel um zu unterscheiden, ob die Luft im Zimmer gut ist, oder ob eine Speise angebrannt ist, oder ob eine Flasche Wasser oder Karbol enthält, aber eine derartige Rolle wie beim Hunde spielt sie nicht im entferntesten. Wie kann sich denn nun unser treuer Gefährte mit seinem Geruchsorgan so vorzüglich orientieren?

Mehr als durch andre Vergleiche scheint mir, wie ich schon früher auseinandergesetzt habe, das Verständnis für das Geruchsvermögen der Tiere dadurch erleichtert zu werden, wenn wir uns die Eigentümlichkeit der Farbenblindheit vorstellen. Der Farbenblinde sieht nicht schlechter, aber da zum Beispiel der Rotblinde beim Erdbeersuchen die reifen Erdbeeren ebenso sieht wie wir die unreifen grünen, so ist es leicht erklärlich, daß er vergeblich sucht, wo der Normalsichtige sofort zugreift. Dieselbe Eigentümlichkeit liegt auch wohl beim Unmusikalischen vor, der tontaub ist, das heißt die Unterschiede, die der Musikalische sofort erkennt, nicht wahrnimmt, obwohl der Unmusikalische an sich vorzüglich hören kann. Wenn wir uns nun vorstellen, daß jemand auf einem Plan eine rote Linie verfolgen soll, zum Beispiel auf einer Schiffahrtskarte die Route eines bestimmten Schiffes oder auf einem Plan von Berlin die einer bestimmten Straßenbahn, so ist das für den Normalsichtigen eine Kleinigkeit, während der Farbenblinde vor einer Unmöglichkeit steht. Hat nun der Hund — wie anzunehmen ist — zu jeder Ausdünstung eine bestimmte Vorstellung analog den verschiedenen Farben, so ist es klar, daß er unter hundert Fährten untrüglich die richtige findet und verfolgt, während wir vor einem Rätsel stehen.

Die Verwendung des Hundes als Polizeihund beruht also auf seiner Fähigkeit, Fährten von Verbrechern, speziell von Mördern, ausfindig zu machen, die uns entgehen. Hierfür ist besonders der Vorsitzende des Vereins für deutsche Schäferhunde, Rittmeister von Stephanitz, eingetreten, ferner die Zeitschrift „Der Diensthund".

Letzterer entnehmen wir folgende von Albert Behrens bearbeitete Skizze, welche die Entdeckung des Mörders Duwe durch den Polizeihund Harras (s. Abb.) betrifft. Der Verlauf dieser Entdeckung war folgender: Auf dem Hagenhof bei Königslutter war am 3. Juni vorigen Jahres die elfjährige Helene Bebenroth ermordet worden, und zwar in der Wohnung ihrer Mutter. Nachmittags bald nach 3 Uhr war der anscheinend kurz vorher verübte Mord entdeckt worden, und bereits am Abend desselben Tages traten Staatsanwalt, Gerichtschemiker und Gendarmen in die Entdeckungsarbeit ein.

Die vorgenommenen Recherchen führten zu der Ueberzeugung, daß der Mörder unter dem Personal des Hagenhofes zu suchen sei. Ein Verdacht gegen eine bestimmte Person lag nicht vor.

Als trotz eifrigster, tagelang fortgesetzter Recherchen der Mörder nicht gefunden wurde, bat der Staatsanwalt den Polizeiinspektor Bussenius, doch mit seinen Hunden einen Versuch zu machen, den Mörder zu entdecken. Polizeiinspektor Bussenius sagte bereitwilligst zu, äußerte aber Bedenken, ob es möglich sein würde, eine Fährte, die bereits über vier Tage alt sei, mit Erfolg zu bearbeiten.

Am 7. Juni gegen Abend fuhr Polizeiinspektor Bussenius mit dem Motorrade nach dem Hagenhof, um den Tatort zu besichtigen, und traf dort mit dem Staatsanwalt und dem Gerichtschemiker zusammen. Die beiden Polizeihunde Harras und Cäsar hatte er durch ihren Führer mittels Droschke nach Königslutter und in die Nähe des Hagenhofes bringen lassen.

Es war bereits dunkel geworden, als Harras von seinem Führer aus der Droschke in das Mordzimmer getragen wurde. Hier beroch der Hund das noch dastehende blutige Bett, die Blutflecke an der Erde und die Kleidungsstücke der kleinen Bebenroth, worauf er mit tiefer Nase fleißig im Zimmer herumsuchte. Dazu wurden ihm zwanzig Minuten Zeit gegeben.

Währenddessen hatte der Staatsanwalt an einer Stelle des Gutes das gesamte Personal aufstellen lassen. Nun wurde die Zimmertür geöffnet, und lautlos nahm der Hund die Fährte auf, worauf Polizeiinspektor Bussenius, der Führer und ein Gendarm dem Tiere von weitem folgten.

Harras ging zunächst am Hause entlang, durch den Torweg, schlug dann einen sehr primitiven, über einen Wassergraben führenden Steg ein und ging auf das Duwesche Wohnhaus zu; die Haustür war verschlossen. Harras machte kehrt, ging über den Graben zurück, dann an diesem entlang und durch die offene Gartentür nach dem hinter dem Gutshause liegenden Gemüsegarten. Hier fand er das aufgestellte Personal, zirka zwölf Personen.

Es war inzwischen so dunkel geworden, daß man kaum auf 2 Meter eine Person wahrnehmen konnte. Harras beroch nun die einzelnen Personen; plötzlich — es mochte die achte Person sein — sprang er zurück, ging dann gleich auf die Person wieder los, umkreiste sie einigemal lebhaft, gab dann Laut und sprang auf sie zu. Die angegriffene Person schrie laut auf. Auf die Frage des Polizeiinspektors Bussenius: „Wer hat ‚au' gerufen?" kam die Antwort: „Ich!", und auf die weitere Frage: „Wer ist der Ich?" die Antwort: „Duwe!"

Jetzt wurde der Hund aufgenommen, wieder in das Mordzimmer getragen und in dieses für fünfzehn Minuten eingesperrt. Während dieser Zeit hatte der Staatsanwalt das Personal auf dem Hofe aufgestellt. Als Harras diesmal herausgelassen wurde, ging er zunächst den alten Weg, den Steg passierte er nicht, sondern ging direkt in den Garten, nach der Stelle, wo das Personal zuerst gestanden hatte. Hier nahm er mit tiefer Nase eine Spur auf, die schräg über verschiedene Gemüsebeete führte, und blieb dann vor der geschlossenen Gartentür stehen. Anscheinend war diese absichtlich vom Staatsanwalt geschlossen worden.

Digitized by Google

Sobald die Tür geöffnet wurde, lief Harras mit tiefgehaltener Nase weiter, bis er auf dem Hof zwischen mehreren Ackerwagen das Personal fand. Hier nahm er schnell Wind und sprang sofort auf Duwe los, der durch lautes Aufschreien bekundete, daß der Hund ihn gebissen hatte.

Nun wurde der Hund wieder fortgetragen, und beim dritten Male legte er genau den beim zweiten Male benutzten Weg zurück. Das Personal war in der Nähe des zweiten Standortes von neuem aufgestellt worden. Als auch dieses Mal der Hund sofort wieder Duwe anpackte, wurde dieser verhaftet. Wie bekannt, hat Duwe dann noch in derselben Nacht das Geständnis abgelegt, daß er der Mörder sei.

„Ich halte es," sagt Behrens, „für notwendig, nochmals darauf hinzuweisen, daß der Hund jedesmal von seinem Führer angenommen und fortgetragen wurde. Die ganze Arbeit des Hundes zeigte deutlich, daß Harras mit größter Ueberlegung handelte."

„Der Erfolg, den Harras in diesem Falle errang, dürfte förderlich für die ganze Polizeihundfrage sein. Was in tagelanger angestrengter, mühsamer Arbeit erfahrene Kriminalisten nicht zu erreichen vermochten, das brachte Harras trotz der für einen Hund außerordentlich ungünstigen Verhältnisse fertig." —

Die Gerechtigkeit gebietet jedoch, auch die Kehrseite der Medaille nicht zu vergessen. Ueber die Nachteile der Verwendung von Polizeihunden hat sich neuerdings Eberhard im „Teckele" ausgesprochen. Es seien hier folgende Stellen angeführt:

„In Güstrow in Mecklenburg wurde vor einiger Zeit ein Mord verübt und Teile der Leiche von dem Mörder vergraben. Die inzwischen eingeleitete Untersuchung hatte sämtliche Leichenteile bis auf ein Bein wieder ans Tageslicht befördert. Dieses konnte trotz angestrengten Suchens bisher nicht gefunden werden, weil der Mörder über die Stelle, wo er das Bein vergraben hatte, keine genauen Angaben mehr machen konnte. Darauf ließ der Untersuchungsrichter zwei Bluthunde der Hamburger Kriminalpolizei kommen, die von ihrem gewöhnlichen Führer, dem Polizeiinspektor Hauptmann a. D. Klaeber, und zwei Schutzleuten an Ort und Stelle gebracht wurden. Die Hunde suchten die ganze Umgebung ab, ohne das Bein zu finden.

„Daraus kann man den Hunden keinen Vorwurf machen, und diese Nachricht ist nicht geeignet, einen Schluß auf ihre Leistungsfähigkeit nach der negativen Seite zu ziehen, weil hier der Erfolg vom Zufall abhängt. Der Zufall spielt aber auch nach der positiven Seite eine Rolle, und wie ist es dann, wenn es dem Betroffenen nicht möglich ist, sich von dem Verdacht, den ein unvernünftiges Geschöpf auf ihn gelenkt hat, zu reinigen? Wenn er in der unter einem so schweren Verdachte begreiflichen Verwirrung, die ihm unter Umständen als Ausfluß des Schuldbewußtseins ausgelegt wird, sich in Widersprüche verwickelt und obendrein jeden Alibibeweis schuldig bleibt? Indizien kommen zu Indizien, und das Ende kann man sich unter Umständen gar nicht ausdenken, namentlich wenn der Hund Harras, oder wie er heißt, im ersten Falle seine Zuverlässigkeit bewiesen hat. Wenn weiter nichts geschieht, als daß im Falle eines Mordes ein Unschuldiger vorübergehend seiner Freiheit beraubt wird, so genügt dieses vollkommen, um die Tauglichkeit des Mittels anzuzweifeln."

Eberhard hat darin vollständig recht, daß man Bedenken gegen die Verwendung von Polizeihunden hegen soll, nur sind die seinigen nicht gerechtfertigt. Daß die Hunde das vergrabene Bein nicht gefunden haben, spricht, wie er selbst zugibt, nicht gegen sie. Füchse oder Schweine können es ausgegraben und gefressen haben.

Ebenso kann man auch nicht deshalb gegen die Verwendung der Polizeihunde stimmen, weil es sich um „unvernünftige Geschöpfe" handelt. Ich möchte nur auf folgendes hinweisen. Hunderttausend Menschen vertrauen in Deutschland ihre Angehörigen, namentlich ihre Kinder, dem Schutze großer Hunde an. Bei „unvernünftigen Geschöpfen" wäre es doch nun leicht möglich, daß sie sich irren und beispielsweise ein Kind totbeißen, weil sie es für ein fremdes halten. Jeder Hundebesitzer wird über diese Anschauung lachen und mit Recht behaupten, daß, solange sein Hund nicht toll geworden sei, so etwas ausgeschlossen sei.

Wie nun der Haushund seinen Herrn und dessen Angehörige unfehlbar am Geruch erkennt, so halte ich es auch für unwahrscheinlich, daß ein feinnasiger Hund bei einem Verbrecher sich im Geruche irrt. Die Bedenken liegen vielmehr darin, daß der Verbrecher, der vorher weiß, daß er durch Hunde verfolgt wird, die Entdeckung mit leichter Mühe vereiteln kann.

Er braucht zunächst nur Stoffe unter die Stiefelsohlen zu schmieren, die dem Hunde unangenehm sind, zum Beispiel Schnupftabak, gemahlenen Pfeffer und so weiter. Kein Hund wird dann seiner Fährte folgen.

Er braucht auch nur neue Stiefel anzuziehen, denn seine Ausdünstung steckt naturgemäß nur in getragenen Bekleidungsgegenständen. Schließlich aber — und das ist das schlimmste — kann er den Verdacht auf ganz Unschuldige lenken. Nehmen wir folgenden Fall an. Der Knecht Müller, der mit dem Knecht Schulze zusammenschläft, will einen Mord begehen. In der Nacht zieht Müller Schulzens Sachen, namentlich dessen Stiefel, an, verübt den Mord und legt sich ruhig wieder hin. Dann würde der Polizeihund unfehlbar auf Schulze sich stürzen. Der Hund irrt sich absolut nicht, denn er behauptet ja nur, ein Mensch mit Schulzes Stiefeln war hier entlang gegangen. Und das war richtig. Nur Polizei und Gerichtsbeamte werden den Schluß ziehen: Dann muß es Schulze gewesen sein. Und dieser Schluß ist hier irrig.

Polizei und Gericht mögen also nie vergessen, daß die Bezichtigung eines Menschen durch einen Hund noch immer nicht beweisend ist.

Digitized by Google

Schnepfenflug. Nach dem Gemälde von Otto Recknagel (München)

Das Feſt im Grünwinkel

Ein Bild

von

Ernſt Zahn

I

Der Kirchweihſonntagsgottesdienſt im Grünwinkel iſt zu Ende. Aus der Tür der das Dorf überragenden, auf grünen Hügel gebauten Kirche quellen die Menſchen, aus dem weißen Turme quellen die Glockentöne, beide flutähnlich, beide nach allen Seiten ausſtrömend, nur daß die Menſchen nach kurzem Wege in Häuſern und Wirtshäuſern verſchwinden und daß in dieſem kurzen Wege und plötzlichen Verſchwinden eine kleinliche Eile liegt, während die Glockenklänge ſich teilen und wie von großen, ſtillen Schwingen getragen, hoch über die Köpfe derer vom Grünwinkel hin in eine unbeſtimmte Weite ziehen, über den glitzernden See die einen, andre an waldiger Lehne entlang, an die Steinwälle des grauen Aren hinauf, in das weißgoldene Feuer, die Sonne hinein, die über dem Grünwinkel und ſeiner Kirchweih wie ein Feſtzeichen ſteht. Und die Glockenklänge verſchwinden nicht plötzlich mit hartem, klappendem Schritt wie die von Grünwinkel, ſie vergehen langſam und ſchön und feierlich ob dem See, an den Felſen, in der goldenen Sonne.

Als das Läuten ſelbſt ſtill iſt, iſt auch der Kirchweg leer. Dafür hebt im Dorf das Leben an. Aus der Gaſſe fährt ein Jauchzer in den heißen, hellen Tag. Der unmelodiſche Schrei vermiſcht ſich eben noch mit dem letzten Glockenklang, als könnte die Menſchenfreude nicht abwarten, bis die Gottesandacht ihre Zeit gehabt hat. Der Zeno Lauener, der den Schrei in die Luft geſchickt hat, hat damit die Grünwinkler Kirchweih eröffnet, kommt ſich auch ganz befugt vor, das zu tun, denn er iſt Gemeindepräſes und Schützenmeiſter, alſo ſicher der, welcher der Kirchweihfreude den erſten Stoß geben darf: Jetzt: Lauf und tanz!

Bald folgt dem Schrei auch ſchon der erſte Schuß vom Schützenſtand her.

Der Lauener, der gejauchzt hat, ſteht vor dem Gaſthaus zum „Weißen Kreuz“ auf der Eingangstreppe, ſpricht und ſcherzt jetzt zur langen, der Vorderfront des Hauſes entlang gebauten Zinne hinauf, über deren Geländer herab ein paar Grünwinkler Honoratioren ihm Rede und Antwort ſtehen, jetzt in die Straße zurück, wo eine Anzahl andrer in den Feiertag gekleideter Bauern ſtehen geblieben ſind und ihm den Schrei und die Erlöſung

Digitized by Google

vom Sonntagsernst mit einem Lachen bezahlt haben.

„Es muß einer den Tag anfangen," sagt der Zeno, dreht den Hals im gesteiften Kragen und schwingt sich ein wenig in den breiten Hüften, wie nach einer großen Tat. Neben ihm auf der Treppe steht seine junge kleine, blonde Frau und gießt einen Sonnenschein von Blicken, in denen Stolz, Lustigkeit und Selbstzufriedenheit glänzen, über den Zeno, die Bauern in der Gasse und die andern auf der Zinne.

„Ueberhaupt — heut soll einmal etwas laufen," läßt der Lauener sich wieder vernehmen. „Wir fangen schon gut an, wir zwei." Er winkt dabei nach seiner hübschen, noch neuen Frau hin. Der Zeno, der als Präses erst ein Halbjahr amtet, amtet so lange auch erst als Ehemann. „Sie soll einmal nicht kochen, die Frau," fährt er fort, „im Wirtshaus essen wir! Geschwollen geben wir es einmal!"

Mit diesen Worten und einem Auflachen nickt der Lauener denen in der Gasse zu und verschwindet in der Gasthofstür, gefolgt von seinem lächelnden Gespons. Kurz nachher tauchen der große breitschulterige Mensch im dunkeln, grobstoffigen Sonntagsanzug und die leuchtend blau gekleidete, schmächtige Frau auf der Terrasse auf. Da ist ein lautes Grüßen zwischen denen, die schon da waren, und den beiden Ankommenden. Ein Dutzend Stühle klappern und lärmen, dann hocken die Bauern und der Lauener um einen langen Tisch, die blaue Frau mitten darunter, so daß sie hervorsticht wie eine grelle Blume aus dunkelm Gras. Die Julia Lauener sticht aber nicht nur der Kleider wegen aus ihrer Umgebung heraus. Sie sind eine seltsame Gruppe, wie sie da beisammen sitzen. Da ist der Josmarie Furger, der Bergführer, kaum mittelgroß, häßlich von Gesicht, häßlich von Gestalt, etwas Katzenartiges im Wesen trotz der schweren Glieder, so daß man ihn in Gedanken immer an irgendeiner Felswand angekrallt sieht, dort sitzt der Gnos, der ehemalige Ratsherr, der Vater der Julia, breiter und schwerer als der Führer, mit dem eckigen Kopf, über dessen rotes Haar allmählich und spät das Weiß der hohen Jahre stäubt, ja, und dort neben der Julia hat der alte Gisler-Andreas, der Junggeselle, Platz, der lange knochige Mensch. Wenn der aufrecht steht, sieht er wie ein Baum aus, der vom langen Tragen schwerer Fruchtlasten krumm geworden ist. Seine Beine sind etwas nach außen gebogen, sein Rücken ist hoch und gewölbt, eben wie von oben zusammengedrückt, aber selbst so noch ist er ein Zweifötziger der Länge nach, und die lebendige Zähheit ist er. Sein Gesicht hat etwas merkwürdig Beruhigendes. Weil sein Oberleib und der angegraute schwarze Kopf so vornüberlasten, sehen seine Augen etwas von unten herauf einen an, blicken aber so klar und mit langsamem Sinnen, daß man vielleicht, um des andern Bedächtigkeit Rechnung zu tragen, selber in Rede und Gebärde langsam und darum ruhig wird. Wie die drei sind alle, knochiges, ungeschlachtes, dunkles Volk, in dessen Mitte die zarte, feinwangige Frau sich ausnimmt wie eine Porzellanfigur unter Granitblöcken. Die Sprache aller aber ist rauh, wie sie in die Berge paßt, die grau, schwer und hoch auf zwei Seiten vom Grünwinkel aufsteigen.

Der Lauener führt am Tisch das große Wort. Er ist einer, der gern viel und gern groß redet. Weil er dabei hinter der schönen braunen Stirn gesunden Verstand hat, weiß er neben manchem Ueberflüssigen auch manches Richtige zu sagen; vielleicht hat ihm das zur Präsesstelle verholfen.

„Ja, laufen soll heute einmal etwas," wiederholt er jetzt und stößt mit dem gefüllten Weinglas an die der Tischgenossen. „Die erste Kirchweih im Ehestand, das, meine ich, ist etwas, he, Josmarie!"

„Ja, ja," gibt der Führer trocken zurück und kichert ins Glas.

Der Lauener schlingt seiner Frau den Arm um die Hüfte. Die wird rot und ziert sich, aber im geheimen lebt sie einen großen Augenblick. Es ist ihr vielleicht noch nie wie heute deutlich gewesen, daß sie einen zum Mann hat, der etwas zu sagen hat. Er regiert sozusagen die Kirchweih, der Zeno, ihr Mann! Der Truttmann-Joseph, der auch mit am Tisch sitzt und manchmal hungrig nach ihr hinüberblickt, der blonde, mit dem schönen flachsigen Schnurrbart, den sie auch hätte haben können und der ihr lang die Wahl schwer gemacht hat, der ist jetzt noch gar nichts, ist einer wie jeder andre im Dorf. Bah, doch recht hat sie gehabt, daß sie End' aller Ende für den Lauener-Zeno sich entschlossen hat. Der spricht und schwadroniert indessen, während der Frau das Oel des Wohlbehagens so durch die Glieder fließt, weiter. Sein Gesicht wird heiß dabei. Er streicht sich leicht über den schwarzbraunen Schnurrbart und das lockige, gleichfarbige Haar, und die großen, etwas hervorstehenden Augen rollen und blitzen lebhaft. Ein ansehnlicher Mensch ist er.

Ueber dem Reden, Planen und Großtun vergeht eine halbe Stunde. Der Lauener bestellt dazwischen hinein Essen für sich, die Julia und deren Vater; ein paar Bauern brocken ab und trollen sich heim an den eignen Eßtisch. Als es so lichter wird, wird auch die Unterhaltung langsamer. Schließlich schlägt die Uhr Mittag. Da stehen die Bauern auf.

„Also bis nachher," geht es hin und wieder. Der Lauener hält sie mit seiner Kirchweihlaune noch fest. Er weiß immer noch etwas.

„Und ein Wetter haben wir," rühmt er jetzt. Sie stehen jetzt alle um ihn und seine Frau herum, die einen schon halb im Gehen begriffen, die andern noch den letzten Schluck im Glas beäugelnd. Als der Zeno jetzt vom Wetter spricht, wenden sich ihre Blicke auswärts. Von der Terrasse ist ein prachtvoller Ausblick. Das Dorf Grünwinkel liegt in einer Felsennische, die nach hinten in ein langes schmales Tal, nach vorn aber mit weichem, grünem Mattland weit und froh gegen den See hin sich auftut. Auf dieses Mattland, das sich wie eine glänzende und reiche Uferwiese ausnimmt, und auf den See haben die auf der Zinne Aussicht. Aus der dunkeln Nische gesehen erscheint der letztere doppelt hell. Das jenseitige, steil aus dem Wasser aufsteigende Ufer steht wie in einem Dunst, so daß der Fuß der Felsen, ein Dorf, eine Waldmatte, wie sie der See dort bespült, schwer

Digitized by Google

unterscheidbar sind. Dafür ist das hohe Gebirg um so klarer. In wunderbar scharfen Linien hebt sich dunkler Stein und strahlender Firn vom blauen Himmel ab, und eine große Welt von ragenden Bergen, einer immer mächtiger als der andre, baut sich vor den Blicken der Grünwinkler auf.

„Den Tag schaut an," tut der festtrunkene Lauener groß.

„Grünwinkler Festwetter," prahlt der Gnos.

„Grünwinkler Festglück," grölt ein andrer, der schon vom Morgentrunk seinen Stüber weg hat.

Da kommt mit seiner ruhigen, langsamen Stimme der Gisler-Andreas dazwischen. „Ja — ja — es ist denn noch nicht Abend."

„Was meinst damit?" fragt, sich nach ihm umdrehend, ärgerlich der Lauener.

„Es kann dann noch wettern heute," sagt der Andreas, stützt sich aufs Geländer und sieht mit seinen großen ruhigen Augen weit hinaus.

„Haha, wettern," spöttelt der Gnos, der gern andrer Meinung als andre ist.

„Die Wolke dort —" sagt der Furger, der Führer, sinnend, „es könnte ja sein, könnte es."

Der Andreas betrachtet die Wolke, die er zuerst entdeckt hat und die der Furger meint. Gläuzend weiß, wie eng zusammengeballte Baumwolle hängt sie am dunkeln Gitzistock im Westen. „Von da herüber kommt es immer, das Wetter," sagt der Andreas.

„Aber heute schon nicht," lacht der Lauener. „Wetten will ich dann noch."

„Wenn nicht, desto besser," nickt der Andreas, macht ein vergnügtes Gesicht dazu, sagt: „Also, bis Nachmittag," und geht mit seinen langen, langsamen Schritten davon.

„Bis Nachmittag!"

„Bis nachher!"

So grüßend setzen sich die Bauern endlich alle in Bewegung, und die Terrasse leert sich. Nur der Lauener, seine Frau und der ihr Vater, der Gnos, bleiben zurück. Die zwei letzteren lassen sich an ihr Essen nieder und hauen gleich fest ein. Der Zeno steht noch. Er hat den letzten der Fortgehenden, den blonden Truttmann, bis unter die Tür begleitet und mit ihm noch gesprochen. Jetzt dreht er sich um, und während er dem Tisch sich zuzuwenden im Begriff steht, bleibt sein Blick an etwas hängen, was weit unten zu seiner Rechten auf der scheinenden, staubweißen Landstraße ist. Er zögert einen Augenblick und sieht scharf hinaus.

„Was ist?" fragt seine Frau.

„Es kommt etwas da unten, Fremdzeugs etwas, Touristen vielleicht, aber — es ist mir, als ob sie barfuß gingen." Mit diesen Worten kommt er an den Tisch und setzt sich. Weder er noch die andern reden weiter von dem, was seinen Blick eben eine Minute lang festgehalten hat. Mit Scherzen und eifrigem Schwatzen würzen sie sich die Mahlzeit.

Inzwischen ziehen auf der stanbigen Grünwinkler Straße zwei fremde Menschen ins Dorf. — Hinter dem Gitzistock die flatschweiße Wolke ist um eine Hand breit gewachsen.

II

Wo die breite Straße um die Felsnase in den Dorfbann hereinbiegt, steht das große, vornehme Hotel „Sonne" so am See, daß es zwischen diesem und der Landstraße wie auf einer Insel liegt. Ueber das heiße, staubbedeckte Straßenband, der Gartenmauer des Hotels entlang, kommen ein Weib und ein Mann geschritten, zwei hohe, schlanke Menschen von auffallendem Ebenmaß der Glieder, einer edeln, unbewußten Anmut der Bewegungen und — in Lumpen. Das junge Weib trägt weder Hut noch Tuch auf dem wirren, schwarzen, unordentlichen Haar, der Mann hat einen bandlosen, verwaschenen Filz auf dem glatten schwarzen Scheitel sitzen. Wenn sie lachen, und sie tun es häufig, blinken die Zähne aus den braunen Gesichtern; wenn sie in abgerissenen Sätzen sprechen, geschieht es im fremden, zischenden Deutsch des Nordens, der Sprache, die etwas Scharfes, Klares an sich hat.

„Xander!" ruft lachend die Frau den um ein paar Schritte vorausstapfenden Mann an. Als er sich umsieht, deutet sie mit einer Bewegung des Kopfes nach dem Hotelgarten. Eine Anzahl fremder Gäste sind dort an das Geländer getreten und blicken nach den beiden. Unverhohlene Bewunderung äußert sich in ihren Blicken und in der Unterhaltung, die sie miteinander führen. In der Kopfbewegung des fahrenden Weibes aber liegt etwas wie Hochmut. Die Art, wie sie den Gefährten auf die Gaffer aufmerksam macht, zeigt, daß es ihnen nichts Neues ist, angestaunt zu werden. Die Bewegung hat aber erst recht die Bewunderung der Zuschauer geweckt. Ein Mann klatscht in die Hände, eine Dame schwenkt winkend und grüßend ein Tuch. Nun grüßt auch die braune Frau zurück und hält unwillkürlich einen Augenblick, dem Herrenvolk zugewendet, in der Straße still. Auch der Mann bleibt unfern stehen. Sein Gesicht ist weniger hell als das der Gefährtin, die nicht unfreundlich blickt; aber auch er erwidert ihr Lachen.

Als sie sich wenden und ihren Weg fortsetzen wollen, lassen die Hotelgäste sie nicht. Sie treten aus dem Garten an die Straße und winken sie heran. Eine Dame spricht sie italienisch an. Aber die Landstreicherin schüttelt den Kopf und sagt ein kurzes, scharfes Wort: „Deutsch." Nun nehmen andre die Unterhaltung auf. „Woher kommt ihr?" fragt ein städtisch herausgeputzter Herr mit einem Lebemannsgesicht und einem Monokel im Auge, durch das er den schlanken Wuchs des Weibes mustert.

„Norddeutschland", steht die Fahrende Rede, und auf weitere Fragen gibt sie Bescheid: „Wir sind nur den andern vorausgegangen. Korbflicker sind wir. Unser Wagen steht noch drüben, vier Stunden von hier, bleibt dort bis über den Sonntag. Italien wollen wir uns ansehen."

Als das Weib das sagt, lacht sie wieder und blickt fast herausfordernd, wie um zu sagen: „Als ob wir nicht auch reisen könnten wie ihr andern!"

„Seid ihr Mann und Frau?" fragt der mit dem Augenglas.

Die Fahrende nickt. Ihr Auge blitzt zum Gefährten hinüber. Etwas Sengendes liegt in der Art der sich kreuzenden Blicke.

„Wirklich getraut? In der Kirche getraut?" erkundigt sich mit naiver Neugier ein noch junges Fräulein.

Wieder wirft die Fahrende den Kopf hoch. Der Mann spricht statt ihr: „Nein, nicht in der Kirche."

Digitized by Google

Sein Ton ist höhnisch. Das fremde Fräulein wird ganz klein davor. Der Korbflicker aber nimmt sein schlankes Weib am Arm und zieht sie weiter. „Komm, Maria," sagt er ungeduldig.

So schreiten sie davon. Einmal blickt Maria zurück und lacht, als sie die Fremden noch alle stehen und staunen sieht. Uebermütig schwenkt sie das Kopftuch, das sie in der Hand hält. Auch die Gäste winken zurück. Die zwei aber ziehen dorfein.

Als sie zwischen den ersten Grünwinkler Häusern hindurchgeschritten sind, biegt die Hauptgasse des Dorfes aus ihrer Straße ab. Zu ihrer Rechten aber liegt der offene See. Ein schmaler Fußweg führt durch eine Matte ans Ufer hinab, das dort nicht steil, sondern mit Kies bedeckt, gleich der Küste des Meeres zur Ebbezeit, sich mählich in den See verliert. Xander, der Korbflicker, blickt hinunter.

„Da im Dorf wollten wir ausruhen," sagt er.

Sein Weib ist mit dem Blick dem seinen gefolgt. „Recht! Gehen wir," sagt sie kurz.

Es ist eigentümlich, wie sie fast ohne Worte sich verstehen.

Sie biegen ab und schreiten, eines hinter dem andern an den See hinunter. Dort werfen sie sich auf den heißen weißen Kies, und jedes zieht einen Imbiß aus der Tasche. Sie haben einen stillen Rastort, stiller noch, als er sonst ist; denn die Kirchweih hat alles Leben in das eigentliche Dorf hinaufgelockt. Der blaue Himmel leuchtet über ihnen, und dicht vor ihren Füßen, so nah, daß es ihnen sein kann, als trieben sie auf ihm, leuchtet der See. Sie sitzen, schlagen die weißen, starken Zähne in Brot und dürres Fleisch und reden wenig.

Die Maria dehnt sich einmal, stößt einen wohligen Seufzer aus und sagt: „Liegen bleiben möchte einer hier." Der Xander ist eben mit seiner Mahlzeit fertig. Er antwortet nicht, legt die Arme unter den Kopf und sich selbst lang auf den Rücken. Als er eine Weile die Augen am Himmel gehabt hat, sagt er: „Sag's, wenn du hier bleiben willst. Ein Wetter zieht ohnehin auf."

Von jenseits des Sees schieben sich weiße blitzende Wolken herauf, als ob Rauch aus den weißen Bergen stiege.

„Nun sitzen wir einmal," sagt die Maria. Was sie nicht sagt, aber meint, heißt: Und was wir weiter tun werden, wird sich weisen.' Sie rückt näher zum Xander hin, stützt den Ellbogen auf seine Brust und lehnt so über ihn hin. Als er die Augen schließt, sinkt ihr Oberkörper tiefer, bis ihr Kopf dort ruht, wo sie den Ellbogen aufgestemmt hatte. In den Sand hingeworfen liegen die beiden, unbekümmert, eine Stunde und länger. Etwas Herrenhaftes liegt in der Art, wie sie, um Gewand und Sitte nicht sorgend, lang ausgestreckt ihre Ruhe sich nehmen, wo es ihnen gefällt. Der Xander schläft, die Maria blinzelt. Sie richtet sich zuerst wieder auf, rutscht vollends zum Wasser hinab und schiebt die Füße hinein.

Indessen ist das Dorf völlig zum Fest erwacht. Das Schießen ist lebhafter geworden. Manchmal tönt es wie Salvenfeuer. Dazwischen hinein klingen die Töne einer Blechmusik.

Der Xander richtet sich nach einer Weile auch auf. „Droben im Dorf muß etwas los sein," sagt er.

Maria plätschert mit den Füßen im Wasser. „Eine Kirchweih wohl, wie neulich in dem Dorf bei Luzern," sagt sie.

Darauf schweigen sie wieder geraume Zeit, bis der Mann spricht: „Wenn wir weiter wollen, Maria —"

Sie zieht die Füße ans Trockene, dreht sich faul nach ihm hinauf und dehnt sich. „Ach, ich mag nicht," sagt sie, „wohl ist mir hier."

Erst als droben im Dorf die bisher ferne Musik plötzlich näher und lauter schallt und eine Tanzweise sich deutlich unterscheiden läßt, richtet sie sich mit einer rascheren Bewegung halb auf und lauscht. Drüben über dem See in den weißen Wolken steht schon eine dunkle, drohende, und über das Wasser kriechen Schatten.

„Da oben wird getanzt," sagt die Maria, die ins Dorf hinaufblickt.

Der Kirchweihlärm rückt wieder mehr ins Innere des Dorfes. Johlen, wie das, mit dem der Lauener das Fest eröffnet hat, bricht nun alle Augenblicke durch die Musikklänge.

„Willst du hinaufgehen und es dir ansehen?" fragt der Xander nach einer abermaligen Pause. Da steht die Maria auf und sieht hinüber. In ihren halbverschlafenen Blick kommt Leben, auch ihre Glieder überrinnt es wie erwachende Lebendigkeit. „Ich hätte beinahe Lust," sagt sie, und dann: „Da wir hier bleiben, müssen wir uns ohnehin umsehen, wo wir unterkommen für die Nacht."

Der Xander erwidert nichts, sondern schiebt sie vor sich her: „Komm!"

Wie sie hinabgeschlendert sind, schlendern sie hinauf, mit freien, schlenkernden Armen und leichten Schritten. In die Dorfgasse einbiegend, die zum „Kreuz" hinaufführt, geraten sie mit einem Schlag mitten in den Kirchweihtaumel hinein. Vor allen Haustüren ist Leben. Weiber und Kinder stehen in Festkleidern beisammen, schwatzend und lachend, eine Art Freudetrunkenheit glänzt aus allen Augen. Vor den Schenken geht es lebhaft zu. Die Männer, meist das Gewehr über die Schulter gehängt, gehen da aus und ein. Am meisten aber drängt das Volk nach dem „Kreuz", wo getanzt wird. Zur Rechten der Eingangstreppe befindet sich ein großer Saal. Dort stampfen schon jauchzend die eifrigsten der Bauern und erhalten allmählich Zuzug.

Der Xander und die Maria schreiten langsam straßauf, mit erhobenen Köpfen und halb neugierigen, halb herausfordernden Mienen. Das Volk begafft sie, wie das vorher die Hotelgäste getan haben. Wo sie vorbeigehen, verstummt das Reden und Lachen vor den Haustüren, und an den Schenken stellen sich die Männer auf einen Haufen, starren erst, reißen dann Witze und weisen mit Fingern. Die Maria vergnügt sich daran. Das Kopftuch liegt ihr wieder im Nacken. Das schwarze Haar hängt ihr wirr um den Kopf, aber es ist, als trete aus dem Wust das braune, scharfe Profil mit der geraden, feinen Nase nur um so edler hervor. Des Xanders Gesicht überfliegt manchmal ein Zornblitz, wenn er ein Hohnwort auffängt, aber die Maria wirft verächtlich die Schulter hoch und spricht laut und lustig auf den Gefährten ein. Dann, während sie gemächlich weiterschlendern,

Digitized by Google

Der Bootzieher. Bronzestatue von Achille Alberti (Mailand)

Digitized by Google

scheint auch in die Bauern eine Art Bewunderung für die zwei zu fahren.

„Hudelvolk", sagt einer.

„Zwei Stattliche sind das," gibt ein andrer zurück.

„Das Mädchen schau an," sagt ein dritter und schleckt.

Die Maria, dem Xander um ein paar Schritte voraus, geht langsam gegen die Vortreppe zum „Kreuz" hin. Ein Stück ab davon, bleibt sie stehen und lauscht auf die Musik. Sie singt nach dem Takte, schwingt sich in den Hüften, die Hände in die Seite gestemmt. Als der Xander herankommt, tritt sie völlig zum Geländer und lehnt sich daran, hinaufhorchend. An ihr vorbei geht das Ansinnd-ein der Grünwinkler.

In der Straße stellt sich ein Kreis von Kindern um die zwei Brannen auf. Ein paar Weiber treten hinzu. Xnn kommt vom Oberdorf her der lange Gisler-Andreas gegangen. Er nähert sich mit großen, plumpen Schritten. Von weitem blickt er schon mit seinen klaren, von unten spähenden Augen auf die Korbflicker. Ehe er die Treppe hinaufsteigt, hält er einen Augenblick an, streicht sich mit der großen Hand über den Bartstreifen am Ohr und ans Kinn hinab und sagt ein langsames „Tag". Er ist der erste, der die beiden grüßt.

Der Xander gibt den Gruß zurück. Sie messen einander mit einem ruhigen Blick.

„Ist hier im Ort wohl eine Unterkunft für die Nacht zu finden?" fragt der Korbflicker den Bauern. Der sieht sich gemächlich um, als suchte er nach der verlangten Unterkunft, streift dabei über ein paar Gesichter mit einem stillen Lachen, wie um zu sagen: Die da brauchst nicht zu fragen. Dann nennt er eine kleine Schenke im Oberdorf, beschreibt mit zwei Worten, wo sie liegt, und trottelt die Treppe hinauf. Die Maria und der Xander sind wieder allein und lehnen frei an der Treppenmauer. Zuweilen wirft eines dem andern ein Spottwort zu, wenn die Reihen der Gaffer, die sich dichter um sie schließen, neuen Zuzug bekommen.

Noch ist die Dorfgasse heiß vom Brand der Sonne, aber die Sonne ist erloschen. In den Lüften ist es still. So lant das Dorf ist, so atemlos still sind der Wald über den Hütten, die Berge, der Himmel und in der Tiefe der See. Und der Himmel ist schwarz, und schwarzblau ist der See.

Die Zudringlichkeit der Bauern wächst, oder vielleicht wächst ihr Erstaunen über die zwei adligen Bettler, den Xander und die Maria. Die Nachricht, daß an denen etwas zu schauen sei, scheint durchs Dorf zu fliegen. Immer mehr Menschen sammeln sich vor dem Gasthaus, und aus diesem tritt jetzt und jetzt einer, von einem andern gerufen, um einen Blick auf die Fremden zu tun. Plötzlich scheint die Neugierde den ganzen Haufen Festende zu fassen, die sich bisher im Tanzsaal vergnügt haben. Eine Schar Männer und Mädchen quillt durch die Gasthoftür auf die Treppe. An ihrer Spitze steht der Lauener, dicht neben ihm seine blonde Frau. Ihr blitzblankes Kleid leuchtet aus dem Menschenklumpen.

„Wo sind sie, die Wundertiere?" fragt der Zeno im Heraustreten mit schreiender Stimme. Er ist barhaupt, erhitzt. Sein braunes Haar ist feucht, und seine hervortretenden Augen glänzen. Er dampft gleichsam von Festfreude und Festerregung und ist das leibhaftige Bild dessen, was er für den Tag geweissagt hat: heute soll etwas laufen!

Als er von Wundertieren schreit, tritt unten der Xander ein wenig in die Gasse hinaus und schaut hinauf. Er lacht scharf und wirft der Maria das ebenso scharfe Wort zu: „Komm, wir sind lang genug ausgestellt gewesen."

Den Lauener faßt der Hochmutskoller, ein Lärmiger ist er Tag seines Lebens gewesen, zum Ueberfluß hat ihn jetzt der Wein beim Kragen. „Was will das Hudelvolk! Ist es nicht frech, sich da unten hinzustellen, als ob man zum Fest gehörte?" murrt er hinter sich in die Bauernschar. Dann reißt ihn der Präsesdünkel und die Weinlaune fort. Er packt mit beiden Händen das Treppengeländer und brüllt zum Xander hinab: „Macht, daß ihr weiterkommt jetzt, ihr! Ihr habt nichts herumzulungern da unten."

Der Xander hatte sich zum Gehen gewandt, auch die Maria ist von der Treppenmauer weggetreten. Jetzt bleibt der erstere stehen und blickt zum Lauener und den andern hinauf. Gemächlich stopft er die Hände in die Taschen seiner zertragenen und verflickten Hosen und stellt sich breit hin. Ueber sein Gesicht länft ganz sichtbar ein weißer Schein, die Züge erscheinen schärfer; der kleine spitze, schwarze Bart zittert einmal nmmerlich.

Da kracht es plötzlich dumpf über den Hütten und Bergen. Es grollt und rollt, weiß keiner aus welcher Richtung. Es will nur kein Ende haben. Gedonnert hat es! Und die Luft in der Gasse ist schwül und schwer.

Der Lauener scheint geglaubt zu haben, daß seine lärmige Aufforderung genüge. Er hat sich gleich um und der Tür wieder zugedreht. Ehe er hineingeht, schaut er sich fast zufällig noch einmal um und sieht den Xander noch immer breit in der Gasse stehen.

„Ja — ja — geht er nicht, der Hudel," lallt er und kommt auf die Treppe zurück. Sein Kopf ist glührot. In die Bauern hinter ihm und die in der Gasse fährt Unruhe. Ein paar Schreier melden sich. „Fort mit dem Hudel! Zum Teufel mit dem Pack!" Andre mahnen ab. Durch allen Lärm ist die langsame, starke Stimme des Gisler-Andreas hörbar: „Das wird keinem groß weh tun, wenn die da unten stehen!"

Der Lauener beugt sich übers Geländer hinaus. „Hast mich nicht verstanden, du?" schreit er, „weg sollst da unten, du — oder —"

Der Xander, weiß und spitz im Gesicht, geht an die Treppe heran, wie vorhin die Maria, er lehnt sich an. Es liegt eine Art Frechheit in seinem Gebaren. Er lächelt auch.

Das Lächeln stachelt den Zeno. Er tut zwei Schritte die Treppe herab. Die schlanke Maria tritt zum Xander und zupft ihn am Aermel. Auch sie ist bleich. „Komm," sagt sie leise und hastig zum Manne. Dem Lauener wirft sie ein Schimpfwort ins Gesicht.

Der Xander rührt sich nicht von seiner Treppe.

Von denen, die ihn stacheln, und den andern, die ihn zurückhalten wollen, macht sich der Lauener los. Die Treppe herab fährt er an den Korbflicker

Digitized by Google

heran, feſt- und weindampfend, wie er iſt. „Willſt gehen oder nicht!“ brüllt er. „Meinſt, es will ſich einer etwas holen an dir, Lauſer?“

„Wohl hier ſtehen werde ich dürfen,“ ſagt der Xander nicht laut, in verbiſſenem Ton.

Der Lauener flucht auf und ballt die Fauſt: „Willſt gehen oder nicht?“

„Wenn ich will,“ ſagt der Xander.

Da zuckt ein Blitz über den Himmel, kracht wieder der Donner, und plötzlich bricht flutähnlich der Regen nieder. In das Strömen wirft ſich ein jäh aufgeſprungener Wind. Es iſt ein wildes Durcheinander in den Lüften.

Ein wirres Durcheinander iſt auch in der Gaſſe. Da ſind der Lauener und der Korbflicker aneinander. Jener mag zuerſt geſchlagen haben, er iſt immer ein Raufbold geweſen. Jetzt taumelt er auf einmal und ſchlägt ſchwer hintenüber. Der Xander hält ein Meſſer, und das iſt rot.

Der Zeno hat keinen Laut von ſich gegeben. Er liegt nur und rührt ſich nicht mehr. Einen Augenblick lang ſtarren dreißig, vierzig Menſchen mit weit aufgeriſſenen Augen auf das, was geſchehen iſt. Mit gereckten Fäuſten ſtehen einige Bauern da, mit denen haben ſie den Zeno und den Korbflicker trennen wollen. Da kreiſcht ein Weib auf: „Geſtochen hat er ihn!“ Die Bauern vom Grünwinkel ſehen rot. Wie eine Meute fallen ſie über den Xander her. Der zückt das Meſſer, aber der zähe Finger, der Führer erhaſcht ſein Handgelenk und hält es wie zwiſchen Klammern. Die andern aber faſſen zu, am Hals, an der Bruſt, an den Haaren. Es iſt ein wildes, wüſtes Durcheinanderwogen von Menſchenleibern. Aus dem Haufen tönt das gelle Aufkreiſchen einer Frauenſtimme; die Maria iſt mitten unter den Ringenden.

Der Xander wehrt ſich verzweifelt. Der Regen gießt auf die balgende Schar, der Himmel ſchüttert im Donner, und um die Berge loht es. Der Regen kühlt aber die Bauern nicht. Sie ſind wie die Stiere. Es iſt, als ſei die ganze Wildheit in ihnen lebendig geworden, welche die Natur ihrer Heimat an ſich trägt, Lawine und Rüfe und Steinſchlag und Sturm. Sie zerſtampfen und zerreißen ihn buchſtäblich, den Xander. Erſt als er leblos unter ihren ſchweren Schuhen liegt, laſſen ſie ab. Selbſt dann ſtehen noch zwei, drei ſchäumend über ihm: „Fremder Hund, verfluchter!“

Als ſich das Gewühl löſt, zeigt die wetterverſchlagene Gaſſe ein fürchterliches Bild. Dort liegt der Lauener; der Regen wäſcht ihm das Blut ab. Hier iſt der Korbflicker hingeſtreckt, entſtellt, zerriſſen. Dazwiſchen halten die Bauern mit heißen Köpfen und wildem Blick, Flüche auf den Lippen. Trüben ſtehen andre bleich, kopfſchüttelnd, neben ihnen händeringende Weiber. Von einem Munde kommt ein atemloſes: „Jeſſes — Jeſſes.“

„Jeſſes, Jeſſes“ geht es weiter rundum. Jetzt, da es geſchehen, kommt der bleiche Schrecken. Und die Maria ſteht da, mitten unter den andern, zerzauſt, mit zerriſſenem Gewand — ſie hat Fäuſte genug zu fühlen bekommen — und ſie ſieht ſich rings um, mit einer grauſigen Langſamkeit, mit weit aufgeriſſenen Augen, wie als zu fragen: „Kommt ihr jetzt an mich, ihr — ihr Teufel?“ Aber ihre Geſtalt iſt ſelbſt jetzt ſchlank und hoch, und ſie ſteht wie ſchwebend auf den nackten Füßen.

Plötzlich kommt etwas über die Gaſthaustreppe herab, im feinen Staat, das Gewand leuchtet in die Düſterkeit der Gaſſe hinaus: die Julia Lauener! Ihr Vater führt ſie. Sie haben ſie ins Haus gezogen, als der Streit angehoben hat. Aber ſie weiß ſchon, was geſchehen iſt. Sie flennt und das „Jeſſes, Jeſſes“ iſt auch auf ihren Lippen.

Hinter ihr aber auf der Höhe der Treppe ſteht der alte Gisler-Andreas, lang, vornübergebeugt. Mit ſeinen klaren Blicken ſieht er über alles hin. Dann ſagt er laut: „Er hat es geſagt, der Lauener: Etwas laufen ſoll heute! Es iſt etwas gelaufen — etwas!“ In des alten Menſchen Stimme zittert der Zorn.

III

Es iſt Nacht. Das Wetter, das über den See gekommen, hat ſich in den Winkel, in dem das Dorf liegt, eingeniſtet. Der Donner dröhnt noch immer, der Regen praſſelt und der Wind faucht zwiſchen den Hütten. In der Tiefe, wo es am finſterſten iſt, donnert dumpf der See. Im Haus des Präſes, des Lauener, in einer niedern, ſauberen Stube ſitzt ſeine junge Frau am Bett, zu deſſen beiden Seiten brennende Kerzen ſtehen, ſitzt da in ihrem blauen Kleid, blondhaarig, zart, mit dem feinen, hübſchen Geſicht, ſieht mauchmal den Toten an, der auf dem Bett liegt, und hat ein Zucken um den Mund und ein Würgen in der Kehle. In einer Nebenſtube hockt ihr Vater, hockt viel Volk, geht viel Volk aus und ein und jammert: „Jeſſes, die arme Frau. Ein kurzes Glück hat ſie gehabt.“

Durch das ganze Dorf geht dieſes Jammern, von Hütte zu Hütte. Den toten Landſtreicher, den Xander, haben ſie nach dem Leichenhaus geſchafft. Morgen werden ſie ihn einſcharren.

Die Julia Lauener aber ſitzt und ſtarrt über das Bett hin, und allmählich wird das Zucken in ihrem Geſicht ruhiger. Gedanken kommen. Tot iſt er, der Zeno! Jeſſes, ſchon tot, der, von dem ſie immer nicht gewußt hat, ob ſie ihn nehmen ſoll, oder den andern, den Truttmann. Ja — und — jetzt iſt ſie wieder frei und der andre auch, und — die Zeit wird gehen — und man kann nie wiſſen, was in der Welt geſchieht — und am Ende kommen ſie doch noch zuſammen, der Truttmann und ſie.

„Jeſſes, die arme Frau,“ jammern die Dörfler.

An die Korbflickerin kein Gedanke! Keine Frage, wo ſie hingekommen ſein mag. Haha! Sie wiſſen nicht, daß der Landſtreicher nicht mehr drüben im Leichenhaus liegt! —

Den Kirchweg nieder, an deſſen oberem Ende das Leichenhaus neben der Kirche ſteht, ſchreitet die Maria, die Korbflickerin, und trägt über den Schultern eine ſchwere Laſt. Die Gaſſe iſt menſchenleer, denn der Sturm iſt Herr darin und hat die Bauern mit ſeiner Peitſche wie Hunde in ihre Hütten gejagt, und kommt auch da oder dort einer gelaufen, ſo hat er nicht Zeit, ſich umzuſehen, und hat nicht Helle, zu unterſcheiden, wer mit ihm zugleich die Gaſſe teilt. Es iſt eine fürchterliche Finſternis und ſchlagender Regen und ſauſender Wind, und Donner im Himmel und Donner vom See her. Die Maria ſchreitet ſchwer und unſicher,

Digitized by Google

sie trägt einen zwiefachen Tod, auf der Schulter den verstümmelten Leichnam des Xander, in der Seele das Elend; was wissen die Braven, die nach dem Gesetz Braven, wie zwei in der Welt Umhergewirbelte zusammenwachsen! Der Sturm packt die Röcke der Frau und schlägt sie ihr ums Knie, und die regenschweren klatschen vor Nässe. Die Maria taumelt. Der Weg ist schwer zu finden. Gut, daß der See eine so laute Stimme hat und immer wieder ruft, wenn die Maria irregehen will.

Hahaha! Und in der Lauener-Hütte sitzt die Julia, die arme Frau!

Jetzt ist das wilde Tosen des Sees ganz nah. Dort schlägt er schon an die Straße herauf. Etwas hebt sich blitzähnlich aus der schwarzen Wirrnis der Nacht und versinkt wieder, das war der Gischt einer Welle. Die Maria steht still. Da kommt kein Mensch mehr über sie, da hinab verirrt sich keiner. — Ist er schwer, der tote Xander! Mit beiden Armen den ohnmächtigen Körper umklammernd, läßt das Weib ihn langsam zu Boden sinken. Jetzt liegt der Kopf zu ihren Füßen. Sie tastet darüber, denn sehen kann sie nicht. Sie ist durchnäßt bis auf die Haut, das Haar hängt nicht mehr in unordentlichem Knoten, sondern hat sich gelöst und rieselt über den Rücken, auf die Brust, und aus jeder Strähne rinnt ein Bach. Die Maria ist zerzaust und zerrissen. Zerzaust und zerrissen sind auch ihre Gedanken. Was war — was ist — was wird — wer soll sich darum quälen! Da liegt der Xander! Mit den Fingern befühlt sie sein kaltes Gesicht. Dabei steigt aus der Wirrnis und Wildnis ihrer Gedanken und Empfindungen ein einziges Gefühl der Wut und Verzweiflung. Sie zuckt auf, wirft die Faust in die Höhe, schüttelt sie gegen das Dorf hinauf und kreischt ein gellendes Wort in die Nacht: „Teufel!“ Wenn es einer gehört hat in der Nähe oder Ferne — das Kreischen wird er seiner Lebtag — bis an sein letztes Stündlein nicht mehr aus den Ohren bringen.

Und in der Lauener-Stube sitzt die Julia, die arme Frau!

Die Maria beugt sich wieder über den Toten, packt ihn unter den Armen und schleppt ihn. Näher an den See! — Noch näher! — Nein, nicht hier, da ist das Ufer sanft wie eine Meerbank! Weiter! Dorthin! Ha! Die Maria schüttelt sich. Der See hat ihr ins Gesicht geschlagen. An der Stelle, wo sie jetzt steht, wirft er sich mit seiner ganzen Gewalt aus Ufer. Welle um Welle prallt ab und spritzt hoch auf. Da ist der Ort! Das Weib schleppt den toten Körper. Ein Ruck und ein Stoß! Es ist keine Sorgfalt und keine Weichlichkeit dabei. Im Toben des Sees und in dem Stoß, mit dem die Maria ihm den Leichnam überantwortet, ist dieselbe Gewalttätigkeit. Aber fast gleichzeitig mit dem Toten, ja vielleicht noch durch ihre krallenden Finger mit ihm verbunden, taumelt sie selber hinein, kopfüber, still, mit einer stumpfen Entschlossenheit, in der Art, wie sie sich den Tod gibt, der den Xander schon hat, liegt etwas wie Haß gegen diesen Tod.

Und in der Lauener-Stube sitzt die Julia, die über den Leichnam des einen hin schon an den andern denkt — nicht böswillig, nur weil das doch so ist in der Welt und weil es doch so kommen kann später, schön ehrlich, nach dem Gesetz.

„Die arme Frau,“ ist das Bedauern derer vom Grünwinkel mit ihr.

Und ist es nicht gut so? Ihr Zahmen, Braven vom Alltag, laßt uns mitstöhnen: die arme Frau! Denn sie ist eine von uns, die Julia, die ihren Mann nach dem Gesetz begräbt und betrauert, und nach dem Gesetz den andern erst nehmen wird, wenn die Zeit um ist. Sie ist eine von uns, die Julia. Und — ei — sind wir brav! Wir regeln alles nach dem Gesetz, auch die großen Gefühle, und — und — ei — sie werden schön zahm und klein dabei. Was ist die andre, die Wilde, die Maria, für ein verächtlicher Mensch gegen uns, ihr Braven, Zahmen vom Alltag!

Sprichwörter des Morgenlandes

Uebersetzt von

Roda Roda

Wer den Armen zulächelt, den wird Gott streicheln.

•

Wer vierzig Tage kein Fleisch ißt, ändert seinen Charakter.

•

Am zartesten heilt dich der Arzt, der selbst verwundet gewesen.

•

Als er satt war, nannte er sich Pascha.

•

Zürnen und schweigen am unrechten Orte — das ist die Art der Dummköpfe.

•

Der mit zwanzig Jahren nichts weiß und mit dreißig nichts hat, wird kaum je was wissen und haben.

Wehe den Beinen, die einen dummen Kopf tragen müssen!

•

Mit dem Gast kommt sein Schicksal ins Haus.

•

Das Grab ist das erste Nachtlager auf dem Wege nach dem Jenseits.

•

Wer sich selbst lobt, mag Hungers sterben, und niemand wird ihn betrauern.

•

Wer bittet, ist ehrlos — wer verweigert, ist's doppelt.

•

Wer die stärkeren Diener hat, hat auch die stärkeren Gründe für sich.

Digitized by Google

Der Säugling

Nach dem Gemälde von Ludwig von Zumbusch (München)

Digitized by Google

Außenansicht des Luxembourg-Museums

Im Luxembourg-Museum

Von

Karl Eugen Schmidt (Paris)

(Mit zehn Abbildungen)

Wenn man in Paris kurz „Luxembourg“ sagt, so kann das zweierlei bedeuten. Ist von Politik die Rede, so meint man damit den Senat, spricht man aber von Kunst, so ist das moderne Museum gemeint. Die dritte, dem Deutschen am nächsten stehende Deutung kommt in Paris keinen Augenblick auf. Denn Paris ist für den Pariser die ganze Welt, und wie könnte es in Paris einem Menschen einfallen, jemals von dem Großherzogtum oder der Stadt Luxemburg zu reden?

Da wir keine Politiker sind, meinen wir also das moderne Museum, wenn wir uns anschicken, dem „Luxembourg“ unsern Besuch zu machen. Wer ihn zum ersten Male besucht, wird etwas enttäuscht, denn im Gegensatze zu Maria Stuart ist der Luxembourg nicht besser als sein Ruf. Sein Ruhm ist größer als er selbst. Ich glaube nicht, daß es in irgendeiner Stadt von europäischer Gesittung und von mehr als hunderttausend Einwohnern ein elenderes Museumsgebäude gibt als das, welches in Paris, in der Hauptstadt der „Patrie des Arts“, die moderne Kunst birgt. Mit den Pariser Museen hat es überhaupt seine ganz eigne Bewandtnis. Während man in fast allen deutschen Städten besondere Bauten aufgeführt hat, um die Schätze der alten und neuen Kunst aufzunehmen, ist in Paris noch nicht ein einziges Gebäude zu dem ausgesprochenen und ausschließlichen Zweck des Museums errichtet worden. Durch die Revolution und die Konfiskation der königlichen Schlösser erhielt man zunächst Raum genug: der Louvre in Paris selbst, sodann die Paläste von Versailles, St. Germain,

Delacroix-Denkmal im Luxembourg-Garten, entworfen von Jules Dalou

Digitized by Google

Fontainebleau in der näheren Umgebung wurden zu Museumszwecken benutzt. Natürlich hatte man da prächtige Gebäude und auch ausgedehnte Räume zur Verfügung, aber den Anforderungen, die man heute an einen Museumsbau stellt, genügt ebenso natürlich keiner dieser ehemaligen Paläste.

Aber bei allen Mängeln kann man doch sagen, daß die Kunst im Louvre königlich untergebracht ist und daß Raffael, Tizian, Rubens und Rembrandt sich nicht zu beschweren haben. Anders ist es mit dem Luxembourg, wo die moderne Kunst hauſt. Auch der Luxembourg war einſt ein königliches Schloß. Er war nie ſo ſchön und ſo prächtig wie der Louvre, aber er konnte und kann ſich doch ſehen laſſen. Leider aber hat man hier der Kunſt nicht das eigentliche Schloß eingeräumt. Das Schloß gehört dem Senat, der alle ſeine prächtigen Räume füllt. Vielleicht iſt den Leſern nicht unbekannt, daß der franzöſiſche Senat ungefähr einem vornehmen Klub zu vergleichen iſt. Man kann allerdings, abgeſehen von dem Präſidenten und einer Anzahl der Senatsbeamten, die hier ihre Wohnungen haben, nicht übernachten, aber ſonſt findet man hier ungefähr alles, was man in einem Klub erwartet: Schreib- und Leſeſäle, Baderäume, einen Turnſaal, Barbier, Schenke, Reſtaurant, dergeſtalt, daß die Senatoren, die nicht verheiratet ſind, abgeſehen von der nachtſchlafenden Zeit, mehr im Luxembourg leben als anderswo. Da alſo die Politiker den ganzen Palaſt beſetzt halten, iſt für die moderne Kunſt weiter nichts als das Gewächshaus übriggeblieben, ein einſtöckiger Backſteinbau von ſehr beſchränkten Dimenſionen. Der Bau iſt ſo beſcheiden und klein, daß nicht der zwanzigſte Teil der dem franzöſiſchen Staate gehörenden modernen Kunſtwerke hier untergebracht werden kann. Der Direktor hilft ſich damit, daß er in einigen Sälen den Inhalt alle ſechs oder acht Wochen ändert, um ſo nach und nach alle ſeine Schätze zu zeigen. Für die geſamte ausländiſche Kunſt ſteht ihm nur eine einzige Kammer zur Verfügung. Ich ſage eine Kammer, weil der Raum einen andern Namen nicht verdient. Er iſt etwa ſo groß wie eine gewöhnliche Wohnſtube bei Bürgersleuten, und nur durch völliges Bedecken der Wände von oben bis unten iſt man imſtande, hier zwanzig Bilder von beſcheidenen Dimenſionen auf einmal zu zeigen.

Gustave Moreau — Salome

Zum Glück hat der Luxembourg einen großen und ſchönen Garten, wo ſich wenigſtens die Skulpturen unterbringen laſſen — und zum Unglück gehört dieſer Garten nicht zum Muſeum, ſondern zum Senat. Kopfſchüttelnd werden Sie ſagen: „Was hat das zu ſagen? Die ganze Geſchichte gehört doch wohl dem franzöſiſchen Staate.“ Das iſt richtig, aber über den Senat wacht der Miniſter des Innern, über das Muſeum der Unterrichtsminiſter oder, ſeit man vor wenigen Monaten einen beſonderen Unterſtaatsſekretär für die Kunſt ernannt hat, dieſer Unterſtaatsſekretär. Und der müßte die franzöſiſchen Beamten ſchlecht kennen, der meinte, daß eine Abteilung der Verwaltung im Intereſſe des Ganzen nur das kleinſte Titelchen ihres Rechtes zugunſten einer andern Abteilung fahren ließe. Nein, in unſerm Falle ſtehen ſich Muſeum und Senat ſo fremd gegenüber, als wenn das eine dem Kaiſer von Rußland und das andre dem Negus von Abeſſinien gehörte. Hier und da geſtattet der Senat die Aufſtellung einer Skulptur in dem Garten, aber das muß dann die Statue oder Büſte irgendeines berühmten Mannes ſein, und wie man weiß, iſt gerade dieſe Art der Bildhauerei nicht die beſte und intereſſanteſte. Dem Muſeum bleibt nur ein ſchmaler Streifen zwiſchen dem Gartenweg und dem Gewächshauſe, und hier ſind denn auch in Reih' und Glied einige zehn oder

Digitized by Google

Ernest Meissonier — Napoleon III. in der Schlacht bei Solferino

Auguste Renoir — Ball im Moulin de la Galette

Digitized by Google

fünfzehn Skulpturen aufgestellt. Von den Denkmälern im eigentlichen Garten ist bei weitem das interessanteste und schönste das dem Maler Eugen Delacroix gewidmete. Es ist eine der ausgezeichnetsten Arbeiten des vor wenigen Jahren verstorbenen Bildhauers Jules Dalou, der auch den großen „Triumph der Republik“ an der Place de la Nation geschaffen hat. Ebenso kühn und original in dem schwungvollen Aufbau wie dekorativ und wirkungsvoll in seiner kräftigen Linienführung, ehrt dieses Werk beide große Meister, den eigenartigen und selbstständigen Delacroix, das Haupt der sogenannten romantischen Schule, nicht weniger als den ebenso bescheidenen wie großen Bildhauer, dessen Ruf erst jetzt nach seinem Tode die Welt zu durchdringen beginnt, während man sich bei Lebzeiten herzlich wenig um den stillen Künstler gekümmert hat.

Der erste Raum, in den der Beschauer tritt, gehört der Skulptur. In vier Reihen, zwischen denen man sich nur mühsam durchdrängen kann, sind die Werke aus Marmor, Bronze, Holz, Kalkstein und so weiter aufgestellt, und man hat sogar noch Raum für einige Glastische gefunden, die Medaillen und Plaketten von Roty, Carabin, Charpentier, Daniel Dupuis, Chaplain und so weiter enthalten. Ueberhaupt muß man sich wundern, was man in dem engen Raume alles untergebracht hat. Es fehlt hier eigentlich kein einziger Bildhauer, der eine Vertretung im Nationalmuseum verdient, und einige wie Rodin sind mit sechs oder mehr Werken da. Alles oder auch nur das wichtigste zu nennen, ist unmöglich. Ich beschränke mich, den Besucher auf die wunderhübsche Statuette des geigenstimmenden Mozart aufmerksam zu machen, einmal um des Dargestellten willen, sodann weil der Schöpfer des Werkes, der Bildhauer Barrias, unlängst gestorben ist. Rechts schließen sich an die Skulpturenhalle zwei kleine Zimmer an. Das eine ist das schon erwähnte Kämmerlein der ausländischen Kunst, wo Meister wie Whistler, Sargent, Gari Melchers, Uhde, Knehl, Liebermann, Knaus gezeigt werden, wenn sie an der Reihe sind. In der Zwischenzeit stehen oder liegen sie im Speicher oder im Keller. Der andre Raum ist von großer Bedeutung für die moderne Kunst, und seine Geschichte ist höchst interessant. Es ist das die Salle Caillebotte, worin die Werke der Impressionisten Platz gefunden haben. Es kostete einen schweren Kampf, ehe man die Leute in das Nationalmuseum brachte, und die Geschichte ist lehrreich. Wäre es auch nur, um zu zeigen, daß es in der Patrie des Arts und in der Ville lumière genau so krähwinklig hergeht wie sonst irgendwo auf der Welt. Caillebotte, der selbst ein sehr mäßiger Maler war, versöhnte die ob seiner Werke entsetzten Maler dadurch, daß er ihnen ihre Bilder abkaufte, und da ihn der Zufall zu den Impressionisten gebracht hatte, gab es in seiner Sammlung kein einziges

Th. Fantin-Latour

Atelier in Batignolles

Digitized by Google

Jules Bastien-Lepage Heuernte

von den akademischen Obrigkeiten approbiertes Gemälde. Als er daher starb und seine Sammlung dem französischen Staate vermachte mit der Bedingung, der Staat müsse die ganze Sammlung annehmen und dieser einen besonderen, den Namen des Stifters tragenden Saal einräumen, packte kalter Graus die Spitzen der offiziellen Kunst.

Caillebotte besaß zehn oder zwölf Bilder von Claude Monet, ebensoviele von andern Großen, wie Raffaëlli, Cezanne, Sisley, Pissarro, Degas und fünf oder sechs von Manet. Es war eine Sammlung, die damals schon, denn die Sache ist erst sechs oder sieben Jahre her, bei einer öffentlichen Versteigerung mehrere Millionen erzielt hätte. Trotzdem konnte man sich zur Annahme des fürstlichen Geschenkes nicht entschließen. Auf der einen Seite schrien die akademischen Künstler und die von ihnen beeinflußten Beamten laut vor Entrüstung über die beabsichtigte Entheiligung des Kunsttempels, auf der andern schrien die Anhänger der neuen Richtung nicht weniger laut in den ihnen zur Verfügung stehenden Blättern. In ihrer Not machte die Verwaltung einen Kompromiß. Dem Wortlaut des Testamentes des Stifters entgegen einigte sie sich mit den Erben dahin, daß diese die gute Hälfte der Erbschaft behielten. Die Kunstbeamten wählten sich einige zwanzig Bilder aus, die ihnen am wenigsten anstößig vorkamen, und ließen den Rest den natürlichen Erben, die dabei ein besseres Geschäft machten, als der Erblasser ihnen zugedacht hatte. So kam das ungemein farbige und lichtvolle Bild von Renoir in den Luxembourg, das wir hier in der Abbildung zeigen, und das den Volksball im Moulin de la Galette auf dem Montmartre darstellt. Uebrigens gaben sich die Akademiker mit diesem Kompromiß nicht zufrieden. Als die Salle Caillebotte geöffnet war, erschienen einige Künstlerprofessoren, an ihrer Spitze der inzwischen auch verstorbene Maler und Bildhauer Gérôme, und spotteten und schimpften dermaßen in dem neuen Saale, daß es beinahe zu einer Prügelei im Museum gekommen wäre. Jetzt aber sind diese Kämpfe vergessen, und wem die impressionistischen Bilder nicht gefallen, der begnügt sich mit einem stummen Kopfschütteln und geht weiter.

In den fremden Saal werfen wir nur einen Blick, um zu sehen, wer an der Reihe ist: Zorn, Edelfelt, Grimelund, Kroyer, Baschkirtseff, also die Leute aus dem Norden. Die lustige Versammlung der Straßenjungen von der Baschkirtseff erinnert uns an diese merkwürdige junge Russin, die mit vierundzwanzig Jahren starb, nachdem sie mehrere Gemälde geschaffen hatte, die man beinahe Meisterwerke nennen könnte, die außerdem Tagebücher hinterlassen hat, worin sie mit seltenstem Freimut die Bekenntnisse ihrer Seele ablegt, und die durch ihren Briefwechsel mit Maupassant wie durch ihr Verhältnis zu Bastien-Lepage noch weiteres Interesse erhält. Von Bastien-Lepage ist die „Heuernte" da, und wenn man dieses kräftig, aber trocken gemalte Bild mit den Straßenjungen der Baschkirtseff

Digitized by Google

vergleicht, so fühlt man sich versucht, die Schülerin dem Meister vorzuziehen.

Meissonier ist vor kurzem in den Louvre eingezogen, und sein „Solferino", ein Bild, das man mit dem Mikroskop betrachten muß und das lange Zeit eine Perle des Luxembourg war, hängt nun im Louvre. Die Regel schreibt nämlich vor, daß die Werke der lebenden Künstler in den Luxembourg kommen und erst zehn Jahre nach dem Tode des Künstlers in den Louvre kommen können. Die Frist wird selten oder nie verkürzt, aber sehr oft verlängert. Manet ist schon zwanzig Jahre tot, und doch bleibt er im Luxembourg, weil sich die Akademiker gegen seine Aufnahme in den Louvre sträuben. Im Luxembourg ist der Führer der impressionistischen Bewegung nicht nur durch eigne Arbeiten vertreten, außerdem ehrt ihn ein großes Gemälde von Fantin-Latour, dem vor einem Jahr gestorbenen musikalischen Maler, der keine Festvorstellung in Bayreuth versäumte und der in herrlichen Lithographien die schönsten Szenen aus Wagner, Schubert, Berlioz festgehalten hat, wie es nur ein Maler, der zugleich Musiker war, konnte. Auf seinem, „Das Atelier in Batignolles" genannten Gemälde sehen wir Manet vor der Staffelei sitzen, umgeben von seinen Freunden, darunter Emile Zola, Renoir und Claude Monet. Zola suchte damals noch seinen Weg und glaubte, ihn in der Kunstkritik gefunden zu haben. Manet und sein Kreis bedienten sich auch der Feder Zolas, um ihre Sache zu verteidigen.

Gustave Moreau ist im Luxembourg nur mit wenigen kleinen Arbeiten vertreten, die einer seiner intimen Freunde dem französischen Staate geschenkt hat. Wer diesen geheimnisvollen und seltsamen Künstler näher kennen will, muß das Haus aufsuchen, das er mit seinem Inhalte der Stadt Paris vermacht hat, und das nun als Moreau-Museum dem Publikum geöffnet ist. Hier, wo Tausende und Abertausende von unglaublich sorgfältig durchgeführten Zeichnungen und Malereien den ungeheuern Fleiß und die mysteriösen Gedanken des Künstlers offenbaren, erhält man erst eine Vorstellung von dem, was Moreau war. Aber auch seine „Salome" im Luxembourg kann uns wenigstens eine Ahnung geben. Zum mindesten sehen wir hier, was in der Charakteristik Moreaus an einer ersten Stelle steht: nämlich die Art, wie er als unermüdlicher Sammler aus allen Epochen der Kunst seine Edelsteine sucht, um sein Geschmeide davon zusammenzusetzen. In den arabischen Schlössern Andalusiens war er zu Hause wie in den Tempeln Indiens, in den Grüften Ägyptens, in den Palästen von Byzanz. Wo immer er eines seltsamen Ornaments, eines außergewöhnlichen Kleinods, einer fremdartigen Architektur gewahr wurde, kopierte er fleißig und treu, was ihm auffiel, um das dann später bei einer passenden Gelegenheit zu benutzen. In der strahlenden, schillernden, gleißenden, fremdartigen Pracht seines Details, das nicht selten seine Arbeit dermaßen überwuchert, daß über der Einzelheit der Gesamteindruck verloren geht, gesellt sich dann stets ein geheimnisvoll perverser Zug, der durch die sinnliche Glut seiner Farbe unterstrichen wird.

Ganz andrer Art ist das letzte Bild aus dem Luxembourg, dessen Abbildung hier beigegeben wird. Weerts hat hier den Tod eines französischen Nationalhelden dargestellt, dessen Name wohl nur den wenigsten Deutschen bekannt ist. Die ersten Jahre der großen Revolution schenkten den Franzosen vier Helden, die eine gute Weile vergöttert wurden. Louis David, der revolutionäre Maler und nachmalige Kunsttyrann, erhielt vom Konvent den Auftrag, die vier zu malen, aber seine Aufgabe ist nie ganz durchgeführt worden. Es handelte sich um vier Märtyrer: um die beiden Deputierten Marat und Lepelletier, die beide ermordet worden sind, und um zwei jugendliche Revolutionshelden. Der eine, Joseph Barra, eine Junge von dreizehn Jahren, der als Trommler in der revolutionären Armee diente, wurde von den royalistischen Bauern in der Vendee erschlagen, weil er ihre Aufforderung, „Vive le Roi" zu rufen, mit dem Rufe „Vive la Révolution" erwiderte; der andre, Agricola Viala, noch jünger als Barra, kappte ein über die Rhone gespanntes Tau, mit Hilfe dessen die Royalisten auf einem Fährboote die Durance überschreiten wollten, und wurde dabei von den Kugeln der Royalisten getötet. Am 8. Nivôse des Jahres II hielt Robespierre eine Rede, feierte die jugendlichen Helden und forderte David auf, ihre Heldentaten zu verewigen. David hat dann auch sowohl Marat und Lepelletier als auch Barra gemalt. Das letztere Bild befindet sich im Museum von Avignon und ist weniger dramatisch und heroisch als elegisch und pathetisch. Es zeigt einfach den weiblich zarten, nackten Leichnam Barras, an einem felsigen Hange liegend. Das Bild von Weerts ist vielleicht nicht so gut gezeichnet wie Davids „Barra", aber dafür packt es durch sein dramatisches Feuer, das die Beschauer anzieht und interessiert, selbst wenn es nicht begeistert und hinreißt.

Ernst L. Barrias — Der junge Mozart

Digitized by Google

J. J. Weerts

Der Tod des jungen Barra

Digitized by Google

Marie Baſchkirtſeff — Straßenjungen

Wieder nichts

Skizze

von

Klaus Rittland

Heinrich Frehſe hieß er, war der Sohn eines alten Bremer Kaufmannshauſes und hatte noch nichts erlebt. Wenigſtens war er ſeit etwa einem Jahr zu dieſer Ueberzeugung gelangt und haderte mit dem Schickſal, daß es ihn bisher ſo überaus glatte Wege geführt hatte. Fünfundzwanzig wohlbehütete Kindheits- und Jugendjahre lagen hinter ihm. Seine faſt allzu zärtlich liebende Mama hatte ihn ſeeliſch und körperlich in Watte verpackt gehalten. Und Papa hatte auch gemeint, daß die Anſicht vom Austobenmüſſen junger Leute eine ganz frivole, gefährliche Torheit wäre. Nach ſeiner Meinung hatten junge Leute pünktlich ihre Stunden auf dem Kontor abzuſitzen und Erholung in den Freuden des Familienlebens zu ſuchen. Und die Familie Frehſe war ſo groß, angeſehen, korrekt, geſund, mit ſich und der Welt zufrieden. Eine hochgradig ſtaatserhaltende Familie. Jeden Sonntag kamen ſie bei irgendeinem der vielen Onkels zuſammen, dreiundbreißig an der Zahl — uralte Frehſes, die bei der Unterhaltung den zahnloſen Mund aufſperrten und die welke, zitternde Greiſenhand hinter die Ohrmuſchel hielten, ganz kleine Frehſes, die mit vorgebundenem Serviettchen am Katzentiſch aßen, ſehr würdevolle, wichtige Frehſes, die das Amt eines Senators oder überſeeiſchen Konſuls bekleideten, dicke weibliche Frehſes in reiferen Jahren mit vortrefflichen Grundſätzen und Seidenſchleppen (elf Mark der Meter), blonde Töchter mit ſchlanken Figuren und unerſättlichem Lachbedürfnis und junge Männer, die Anzüge und Stiefel nach engliſchem Geſchmack trugen und den ſchlanken Couſinen pflichtſchuldigſt die Cour machten. Alle Glieder dieſes reichgeſegneten Familiengemeinweſens zeichneten ſich durch blütenweiße Wäſche und Wohlerzogenheit aus. Man wählte liberal, ging von Zeit zu Zeit in die Kirche, wenn ein Paſtor predigte, der gerade Mode war, wußte ganz genau Holſteiner Austern von Natives zu unterſcheiden, beſaß nette, blitzblank gehaltene Einfamilienhäuſer und ſah mit kühler Verachtung auf die Leute herab, die nicht in der „guten Gegend“ wohnten.

Digitized by Google

Der junge Heinrich hatte sich früher ganz wohl gefühlt in seiner geregelten Tätigkeit und bei dem weise zugemessenen Maß sittlich und hygienisch einwandfreier Vergnügungen. Manchmal waren ihm die Sonntagnachmittage freilich ein wenig lang erschienen — aber in irgendeine der hübschen blonden Cousinen war er doch immer verliebt gewesen, und das hatte die Sache erträglich gestaltet. Seit einiger Zeit aber war ein Geist der Unzufriedenheit und unbestimmten rebellischen Sehnsucht über ihn gekommen — seit er mit Fritz Cordes, seinem alten Schulkameraden, die achttägige Harzreise unternommen hatte. Fritz Cordes lernte das Bankfach in Berlin, interessierte sich aber viel mehr für die moderne Literatur und Kunst, als für Wechsel, Pfandbriefe und Obligationen; ein unruhiger, phantastischer Kopf, der während des achttägigen engen Zusammenseins in das wohltemperierte Gemüt seines Freundes eine unheimliche Menge Zündstoff geworfen hatte. Vor allem — er machte ihn mit Nietzsche bekannt. Und wenn Heinrich auch nicht allzutief in die Gedankenwelt des Dichterphilosophen eindrang, so viel wurde ihm doch zu seiner Beschämung klar: daß er bis jetzt unzweifelhaft zu den ganz simplen „Herdenmenschen", zu den „Viel-zu-Vielen" gehört hatte. Und diese Erkenntnis ärgerte ihn. Er begann sein sorgsam gepflegtes, fein abgezirkeltes Lebensgärtchen mit kritischem Auge zu betrachten und all diese saubere Nettigkeit öde und abgeschmackt zu finden. Die Arbeit auf Papas Kontor wurde „geisttötend", die Familiensonntage „der Gipfel des Stumpfsinns", die hübschen Cousinen „abgerichtete Puppen". Auf Antrieb von Fritz Cordes setzte er es endlich beim Papa durch, daß er eine Stellung in Berlin annehmen durfte, bei einem alten Geschäftsfreunde der Firma J. C. Frehse.

Nun begann ein neues Leben für das wohlbehütete Muttersöhnchen. Fritz Cordes lehrte ihn die Freuden der Großstadt kennen, machte ihn mit allerlei jungen Künstlern und Literaten bekannt und nahm ihn mit in die Ueberbrettltheater und Kabaretts, wo die Modernsten der Modernen ihr Licht leuchten ließen, wo junge Männer mit müden Gesichtern und unerschütterlichem Selbstbewußtsein orakelhaft dunkle Sprüche, freche Bänkelsängerlieder und schwüle Liebespoesie vortrugen und hoffnungsvolle Dichterinnen auftraten, die sich vor nichts genierten.

Heinrich Frehse fand alles, was er sah und hörte, „fabelhaft interessant". Aber so ganz wohl fühlte er sich doch nicht unter den modernen Rittern vom Geiste. Er wurde zwar leidlich gut behandelt, man pumpte ihn an, erlaubte ihm, das Souper zu bezahlen, schickte ihm neu erschienene Werke mit grotesken Buchdeckeln zu, die er anstandshalber kaufen mußte, und hielt ihm lange, lehrreiche Vorträge über die „kommende Kunst". Aber er hatte doch bei alledem das niederdrückende Gefühl, nicht recht für voll angesehen zu werden. Man duldete ihn freundlich als Zubehör zu einem stets gefüllten Portemonnaie, als Persönlichkeit aber zählte er nicht mit.

Fritz Cordes stand ganz anders da. Der wußte sich aufzuspielen als eine Art „Raffael ohne Hände", auf das literarische Gebiet übertragen, als einer, in dessen Seele die genialsten Schöpfungen schlummerten, der aber, faul und selbstbewußt, die Unproduktivität vorzog und sich daran genügen ließ, ein „Künstler des Erlebens" zu heißen.

Was für wunderbare Dinge begegneten diesem Beneidenswerten auf Schritt und Tritt! Manchmal dachte Heinrich: er flunkert. Aber seit er ihn einmal in traulichem Tete-a-Tete mit einer Dahome-Amazone aus dem Wachsfigurenkabinett getroffen hatte, glaubte er ihm die abenteuerlichsten Erfolge.

Erfolg bei den Damen hatte Heinrich Frehse übrigens auch. Viel öfter als ihm lieb war, wurde er in das Haus von Papas Geschäftsfreund zu einer „gemütlichen Tasse Tee" eingeladen. Diesem Herrn war das bittersüße Glückslos des „Grafen von Habsburg" zugefallen: ihm „blühten sechs liebliche Töchter", drei davon erwachsen. Und alle drei liebten den jungen Frehse. Er aber fand, daß die gemütlichen Teeabende den Bremer Familiennachmittagen gar zu sehr ähnelten. Und die lieblichen Töchter unterschieden sich von den Bremer Cousinen eigentlich nur durch etwas vorwitzigeres Auftreten und dadurch, daß sie Tennis „sch—pielten", während die Bremerinnen Tennis mit dem feinen spitzen sp „spielten".

Nein, davon hatte er jetzt genug. Er sehnte sich nach Liebe, nach einer großen zerwühlenden Leidenschaft. Aber sie mußte in fremder, ungewöhnlicher Gestalt kommen — irgend etwas unheimlich Irrlichterndes — oder Dämonisches. Nur keine frische, freundliche Allerweltsliebe.

Und er suchte, suchte, sehnte, wartete. Aber es war, als ob die außergewöhnlichen Begebenheiten immer einen großen Bogen um ihn herum machten. Immer passierte ihm nur das Normale und — Triviale.

Da, eines Abends, als er mit Fritz Cordes und einigen nachtschwärmenden Literaten im Kabarett „Die grüne Punschterrine" saß, kam die Rede auf ein neu erschienenes Bändchen Lyrik, das in wenigen Monaten drei Auflagen erlebt hatte. Es hieß: „Das bin ich!", und seine Autorin nannte sich Diabola.

Einige fanden die Gedichte genial, eigenartig, verblüffend, andre erklärten sie für unreifes, zusammengelesenes Zeug. Aber was davon zitiert wurde, weckte Heinrich Frehses brennende Neugierde.

Am nächsten Morgen kaufte er sich das Buch. Blutrot war es eingebunden, und über den Deckel tanzte ein grinsendes Wesen hin, mit Engelsflügeln und nackten Beinen, eine Peitsche in der einen Hand, einen Lilienstengel in der andern haltend.

Die Gedichte enthielten so ziemlich alles, was sich von ungesunder Erotik vorstellen läßt — eine Verherrlichung aller Unnatürlichkeiten und Verirrungen.

Heinrich berauschte sich an den quälenden Bildern, an der schwülen Stimmung. Er deklamierte die Verse Fritz Cordes vor. Der teilte nicht ganz sein Entzücken, fand aber doch, daß „Zukunft darin läge".

Von dieser Stunde an beherrschte die geheimnisvolle Diabola Heinrich Frehses Phantasie mit uneingeschränkter Gewalt. Sie zog durch seine nächtigen Träume und raubte ihm bei Tage die Arbeitslust. Sie drängte sich an seine Seite, wenn er die löbliche Absicht hatte, ein ernstes Buch zu lesen

Digitized by Google

oder einen braven Sohnesbrief nach Bremen zu schreiben, und machte diese löbliche Absicht grausam zunichte. Ja, bis ins Kontor verfolgte ihn ihr Bild, und manchmal, auf der Straße, im dichtesten Menschengewühl, sah er es ganz plötzlich vor sich auftauchen. Zu einer deutlich greifbaren Erscheinung hatte seine sehnende Neugierde die Geheimnisvolle gestaltet: groß mußte sie sein und üppig — nicht so schlottrig mager wie die ungenierten jungen Dichterinnen, die er in den Kabaretts kennen gelernt — wachsbleich mit blutroten breiten Lippen, grünschillernden, sehr tief liegenden Augen, wüstem schwarzen Haar, ein höhnisches Lächeln umspielte den Mund, heiße Zärtlichkeit glühte aus den Augen. — — Alles Kleine, Alltägliche mußte wie Flaumfedern zerstäuben vor dem Glutwind dieses dämonischen Temperaments, dieser heißen, kranken Seele. Eine müde Stimme mußte sie haben, weich und dunkel, vibrierend von verhaltener Leidenschaft.

O, diese Stimme hören, dieses finstere Auge ergründen — dieses unheimlich lockende Rätsel lösen zu können!

Ein unsinnig tolles Verlangen hatte das harmlose Seelchen Heinrich Frehses ergriffen. Und eines Tages trat er in das Bureau von Diabolas Verleger — eine ziemlich obskure Verlagsfirma — weit, weit im Norden von Berlin, und bat um die Adresse seines Abgotts.

Aber der Verleger erklärte, das Pseudonym nicht lüften zu dürfen.

Ob er dann wenigstens die Güte haben wollte, einen Brief an die Dichterin zu übermitteln?

O gewiß, die Diabola bekäme häufig Briefe durch den Verlag.

Und Heinrich verfaßte eine lange begeisterte Epistel — nicht hinglеitend in schöner, schwungvoller Form, o nein, kurz abgerissene Sätzchen, manche nur angefangen, nicht zu Ende geführt, dunkle Andeutungen, sehr viele Gedankenstriche — so mußte es der Diabola imponieren. Er bat, sie aufsuchen zu dürfen, Chiffre H. F., Postamt Nr. 3.

Acht Tage lief er allmorgendlich und allabendlich vergebens aufs Postamt. Dann schrieb er noch einmal, noch dringlicher, flehender und schlug ein Rendezvous vor, Sonnabend, Zoologischer Garten, sechs Uhr, vor dem Elefantenhaus; Erkennungszeichen: eine Lilie in der Hand.

Gleich darauf ärgerte er sich, daß er den dummen, von Provinzlern und Kindermädchen bevölkerten Zoologischen gewählt hatte. Und die „Lilie in der Hand" war vielleicht auch etwas lächerlich? Aber die Blumen „im Knopfloch" erschienen ihm zu banal. Ob es überhaupt noch Lilien gab? Daran hatte er gar nicht gedacht. — Gott sei Dank, es gab noch welche!

Sonnabend, abends sechs Uhr, stand er vor dem buntprächtigen Bau im indischen Pagodenstil und nahm sich mit dem nickenden Stengel in der Hand wie Stucks Innocentia, ins Männliche übersetzt, aus.

Zehn Minuten sah er nichts als das gewöhnliche Vergnügungspublikum. Da plötzlich — er hatte ein Gefühl, als ob sein Herz sich überschlüge — dort, die große brünette Dame, das mußte sie sein. Unzweifelhaft. Das schwere schwarze Haar, die tiefliegenden Augen, blaß wie der Tod — ein wenig jünger hatte er sie sich vorgestellt — schön war sie, von dämonischem Reiz — aber der Lilienstengel? — — Da gewahrte er mit Entzücken den Griff ihres Sonnenschirmes, der in eine silberig weiße Blüte auslief. Ah, so hatte sie die Bedingung erfüllt. Sie wollte nicht auffallen. Fein. Also eine wirkliche Dame.

Er trat auf sie zu, zitternd vor Erregung. „Diabola?"

Aber, o weh! Mit einem langen verächtlichen Blick maß sie die schmächtige Jünglingsgestalt, stieß ein paar Worte in einer fremden Sprache hervor, die er für Russisch hielt, und verschwand dann im Elefantentempel.

Bitter enttäuscht blieb er stehen, in tödlicher Verwirrung.

Doch plötzlich zuckte er von neuem zusammen. Wahrhaftig — dort in der Ferne — das war er wirklich, ein großer prächtiger Lilienstengel! Aber die ihn trug, ja — das konnte doch unmöglich die Diabola sein, diese feine, zarte Mädchengestalt im dunkelblauen Sommerkleide, ein steifes Leinenkrägelchen um den Hals, einen einfachen Matrosenhut auf dem blonden Haar — mattblondes Haar, das, nach Vorschrift der Mode, die jetzt jede Putzmacherin und Ladenmamsell befolgte, in dicken Wülsten das hübsche Gesichtchen umrahmte.

So ein harmloses Tutzendgesichtchen — unglaublich. Kaum wagte er, sie anzureden.

Aber als sie sich näherte, bewies ihm ihr tiefes Erröten, daß sie auf eine Anrede rechnete.

Und er trat auf sie zu. „Diabola?"

Die hübsche Blondine nickte. „Sie wünschten mich zu sprechen, mein Herr?"

„Ja, ich wollte — es drängte mich, Ihnen auszudrücken — —"

Herrgott, was hatte sie für unschuldige blaue Augen! Dieser schüchterne Jungemädchenblick tötete ja im Keime alles Absurde, Gewagte, was er ihr zu sagen beabsichtigt hatte. Tief seufzte er endlich auf. „Ich kann es gar nicht glauben — darf ich in Ihnen wirklich die Verfasserin des wunderbaren Werkes: ‚Das bin ich!' begrüßen?"

„Allerdings. — — Aber — wollen wir nicht lieber weitergehen? Die Leute dort beobachten uns —"

„Gewiß, ja." Seltsam, sie, deren Phantasie in allen Tiefen des Lasters wühlte — sie scheute die beobachtenden Blicke einer albernen Philisterfamilie!

Während sie in einen etwas einsameren Laubengang bogen, faßte er sich endlich ein Herz und schilderte ihr den Eindruck, den ihre schwüle Lyrik auf ihn gemacht, zitierte die Verse, die ihn besonders begeistert hatten — aber einige, gerade seine auserwählten Lieblinge, ließ er weg — es dünkte ihn unmöglich, solche Dinge vor diesen zarten Ohrchen auszusprechen — — und doch — es war ja klar: der Schein trog. Gab sie nicht selber zu, daß sie die Verse geschrieben hatte? Sie war eben eine von den ganz Raffinierten. Der Gedanke flößte ihm Mut ein.

Während er eine der gewagtesten Stellen aus ihrem Gedicht „Höllenfreude" deklamierte, ergriff er ihre herabhängende Hand.

Sie schnellte erschrocken zurück. „Ach, aber, ich weiß ja noch gar nicht, mit wem ich — —"

Ja so, er mußte sich vorstellen. Sehr ernüchtert gehorchte er.

Digitized by Google

Alte Freunde

Nach dem Gemälde von Alexei A. Naumow

Digitized by Google

Und sie sagte mit ihrem feinen hohen Stimmchen: „Ich heiße Henny Lüdecke."

Der Name gefiel ihm nicht. Lüdecke — rechter Allerweltsname.

Nachdem nun der Form genügt war, wurde sie zutraulicher. Sie erzählte von der Freude, die sie an dem Erfolg ihres Buches hatte, sprach von ähnlichen Erzeugnissen der modernen Literatur und bewies eine geradezu verblüffende Belesenheit. Aber obald er ein näheres Eindringen in den Stoff ihrer Gedichte versuchte, geriet sie in Verwirrung. Bald merkte er, daß sie anfing müde zu werden, und schlug vor, eine Portion Eis zu essen. Gern ging sie darauf ein.

Es war ganz nett, mit ihr an einem kleinen Tisch zu sitzen und sie die — augenscheinlich ungewohnte — Leckerei genießen zu sehen. Mancher Kopf wandte sich im Vorübergehen nach dem hübschen Gesichtchen um.

Henny Lüdecke wurde immer zutraulicher gegen ihren neuen Freund. Und Heinrich Frehse hätte allen Grund gehabt, mit dem Verlauf seines Stelldicheins zufrieden zu sein.

Und doch — es war ihm zumute — etwa wie einem, der ins Konzert gegangen ist, um Berlioz' Sinfonie fantastique zu hören, und dem statt dessen ein Lannerscher Walzer vorgespielt wird. Ueber ihre allerpersönlichsten Verhältnisse war sie bis jetzt noch scheu ausweichend hinweggeglitten. Aber als jetzt, bei einbrechender Dämmerung das junge Paar seine Wanderung durch die einsamer werdenden Parkwege fortsetzte, hielt sie nicht mehr mit ihrer Mitteilsamkeit zurück.

Er erfuhr, daß sie die Tochter eines Steuerrats war, der, früh verstorben, die Seinen in äußerst bescheidenen Verhältnissen zurückgelassen hatte. Henny und ihre Mama lebten mit einer alten Tante zusammen und sparten sich so mühsam auf anständige Weise durch — „ein entsetzlich einförmiges Dasein, keine Geselligkeit, kein Theater, keine Reisen; als einzige Abwechslung hin und wieder ein Ausflug nach Tegel oder in den Grunewald".

„So, so; ja, aber — das war wohl früher? Aber seitdem Sie der Enge Ihres Familienlebens entflohen sind und —"

„Entflohen?" Weit riß sie die hübschen blauen Augen auf. „Bin ich ja gar nicht."

Er lächelte. „Nun, ich meine — bis zu einem gewissen Grade doch wohl? Wenn man sich in dieser Weise von den — Sie verzeihen meine Offenheit, nicht wahr? — von den beengenden Schranken kleinbürgerlicher Moral befreit, wenn man das alles durchmacht, was Sie durchgemacht haben — —"

Jetzt kicherte Henny in sich hinein — ein Kichern, das ihn ganz merkwürdig an die Bremer Cousinen erinnerte. „Aber nein, was Sie nur von mir denken! Erlebt? So was erlebt man doch nicht. Sehen Sie, das kam so: Ich hatte immer Talent zum Dichten, schon als kleines Mädchen dichtete ich meine Neujahrswünsche für Papa und Großpapa selber. Und wie ich erwachsen war, schrieb ich ein Bändchen Mädchenlieder, die meine Freundinnen für himmlisch erklärten. Es fand sich auch einer, der sie verlegte. Aber gekauft hat sie niemand. Nichts wie Aerger und Enttäuschung hatt' ich davon. Da gab ich vorläufig das Selberschreiben auf und las desto mehr — kolossal viel, alles, was ich kriegen konnte. Und da merkte ich bald, was für Gedichte Glück haben. Nichts zieht so sehr, wie das Verderbte. Aber es muß recht toll sein. Na — und da machte ich's denn wie die andern, und — wie Sie sehen — es gelang mir."

Triumphierend warf sie den Kopf zurück. Und ihm fiel auf einmal das Urteil ein, das Dr. Wiedebold, einer von Fritz Cordes' Freunden, neulich über die Diabola-Gedichte gefällt hatte: „Aber sehen Sie denn nicht die langen Finger überall hervorgucken? Das hat sie von der Doloroſa gestohlen — das von Dehmel — das von Marie Madeleine — das von Arno Holz —"

Wahrhaftig, Dr. Wiedebold mochte recht haben — — zusammengelesen, nachempfunden — geschickte Versefchmiederei — ein spekulatives Talent, das „den Markt kannte!"

„Ach Gott, nein, so müssen Sie wirklich nicht von mir denken," versicherte sie ihm noch einmal mit einem Anflug von Wärme in ihrem hohen Stimmchen. Und schmiegte sich ein wenig näher an seinen Arm. Dann erzählte sie ihm stolz, daß sie sich von ihrem Honorar bereits ein Rad gekauft hatte — neuestes System. Und nächstens wollte sie in ein Seebad reisen, vielleicht sogar nach Norderney. Sie kannte ja noch gar nichts.

Aber es fing an stockfinster zu werden. Nun mußte sie wirklich nach Hause.

Ob er Mama einen Besuch machen würde?

„Ach bitte, ja."

Von dem Rendezvous durfte Mama natürlich nichts wissen. Er konnte ja Grüße von irgendwem bringen. Sie wollte sich schon etwas ausdenken.

Er versprach, was sie wollte — und war froh, als sie mit der Elektrischen von dannen fuhr.

Zu einer höchst unzufriedenen, aus Wut und Beschämung gemischten Laune trat er den Heimweg an.

Wieder nichts!

Wieder hatte das Schicksal ihn genarrt. Einen Dämon hatte er gesucht und — eine höhere Tochter gefunden. Eine sehr belesene, ziemlich schlaue und — ganz gewiß äußerst heiratslustige höhere Tochter.

So etwas konnte nur ihm passieren.

— — — Als an diesem Abend im Kabarett wieder von den Diabola-Liedern die Rede war, zuckte er mitleidig lächelnd die Achseln und „vermißte den Pulsschlag echter Empfindung in diesen Reimereien. Mache, meine Herren, nichts als Mache."

Und die Habitués der „Punschterrine" staunten. Der kleine Frehse fing ja wohl an, sich ein eignes Urteil zuzulegen?

Digitized by Google

Das Volkslied. Nach dem Gemälde von Franz Müller-Münster (Berlin)

Literatur

Man kann versucht sein, die Monumental- wie überhaupt die dekorative Malerei ein Stiefkind in der Kunstbetrachtung unsrer Tage zu nennen. Denn nicht wie das Staffeleibild präsentiert sie sich auf Ausstellungen oder an sonst leicht erreichbarer und auffälliger Stelle, im Gegenteil, die Monumentalkunst, wie sie in Kirchen und öffentlichen Gebäuden, in Villen, Hotels, Cafés gepflegt wird und vielfach Meisterwerke an großzügiger Komposition, an lebendiger Phantasie, an Humor und Farbenfreudigkeit aufzuweisen hat, sie führt recht oft ein beschauliches Dasein. Der Kunstfreund muß, sie zu genießen, zu ihr kommen in den Raum, zu dessen Schmuck sie bestimmt ward. So ist denn von vornherein ein Sammelwerk von Egon Heßling, das unter dem Titel „Dekorative und monumentale Malereien zeitgenössischer Künstler" in zwei Mappen zum Gesamtpreise von 100 Mark bei Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig erschienen ist, als willkommener Mittler des Genusses mit Freuden zu begrüßen. Das Unternehmen erscheint bei näherer Prüfung um so dankenswerter, als man aus ihm vermöge der Größe der Reproduktionen taktschick ein Urteil über die schöpferischen Kräfte auf dem in Frage kommenden Gebiet gewinnen kann. Der Herausgeber ist selbst Maler, die von ihm getroffene Auswahl berücksichtigt gleichmäßig Männer neuerer und älterer Richtung, um so den Ueberblick, der auf 96 Lichtdrucktafeln Werke von 30 Künstlern vorführt, in jeder Hinsicht abzurunden. Die Wiedergaben sind vorzüglich zu nennen, was etwas heißen will, wenn man erwägt, mit welchen Schwierigkeiten manche der Aufnahmen unter den in Betracht kommenden Raum- und Lichtverhältnissen gemacht sein mögen. Alles in allem eine Veröffentlichung, die jedem ernsthaften Kunstfreund, dazu selbstredend auch ausübenden Künstlern als wertvoller Besitz mit gutem Gewissen zu empfehlen ist.

— Ein seit Jahren erprobtes hauswirtschaftliches Handbuch, „Das ABC der Küche" von Hedwig Heyl ist unlängst in siebenter Auflage erschienen (Berlin, Carl Habel), was der Zahl nach das 31. bis 36. Tausend der ausgegebenen Exemplare bedeutet. Es ist mehr als ein bloßes Kochbuch, was sich in diesem etwas dickleibigen Vademekum darbietet. Das Buch sucht der hauswirtschaftlichen Bildungsfrage zu dienen, für die mehr und mehr das Interesse in allen Schichten der Gesellschaft wächst und seinen Niederschlag in der sich mehrenden Zahl von Haushaltungsschulen findet. Als Lehrbuch für diese ist das ABC nach den Worten der Verfasserin in erster Linie bestimmt, aber auch der Hausfrau alter Schule gleichsam empfiehlt sich das Buch als ein wertvoller Berater für eine rationelle und hygienische Führung des Haushalts. Geht wirklich nach einem „hausbackenen" Sprichwort für die Frau der Weg zum Herzen des Mannes durch dessen Magen, so ist dieses Buch dafür ein Erfolg verheißender Wegweiser.

— Nach dem Vorgang andrer Galerien ist jetzt auch für die Aeltere Pinakothek in München" ein illustrierter Katalog zu relativ billigem Preise erschienen (Verlagsanstalt Bruckmann, München). In seiner früheren Ausgabe mit einer mäßigen Anzahl Lichtdrucken kostete der Katalog 20 Mark, der Preis der neuen, die nicht weniger als 200 Autotypienachbildungen gleicher Größe aufweist, ist 6 Mark. Die Bilder selbst erfüllen in den scharfen Reproduktionen, die ihnen zugrunde liegen, und in dem sauberen, klaren Druck, der sie auszeichnet, alle Ansprüche, die an derartige Wiedergaben überhaupt gestellt werden dürfen. Bei dem ungeheuern Fremdenstrom, der alljährlich durch die Museen Ifar-Athens flutet, ist leicht zu ermessen, welch großer Erfolg diesem neuen Katalog beschieden sein wird, der über seine Bestimmung lediglich als Führer durch die Galerieschätze weit hinausgewachsen ist.

Digitized by Google

Das neue Stuttgarter Rathaus

Der stattliche Neubau des Stuttgarter Rathauses, von dem wir unsern Lesern schon bei Gelegenheit der Fertigstellung der Hauptfassade ein Bild vorführten, ist nunmehr auch im Innern vollendet und konnte am 1. April 1905, an demselben Tage, da durch die Eingemeindung von Cannstatt, Untertürkheim und Wangen die Stadt sich in ein Groß-Stuttgart verwandelte, seiner Bestimmung übergeben werden. Das neue Stadthaus hat eine verhältnismäßig lange Baugeschichte hinter sich; wenigstens begann man schon im Jahre 1870 einen Neubau zu planen, und lange Jahre gingen darüber hin, daß bald diese, bald jene Stelle dafür in Betracht gezogen und dann wieder verworfen wurde. Endlich erkannte man es doch als das Richtige, das neue Rathaus da zu erbauen, wo schon das alte seinen Platz gefunden, am Markt, im Mittelpunkt der Altstadt, nahe der Stiftskirche, deren malerische Türme das Wahrzeichen Stuttgarts bildeten. Mag man es auch beklagen, daß der alte, für die örtliche Bauweise der vergangenen Jahrhunderte so charakteristische Bau mit seinen so gut zu ihm passenden Frontmaßen vom Erdboden verschwinden mußte, so handelte es sich eben doch dabei um eine unumgängliche Notwendigkeit; und die beiden Architekten, denen der Neubau übertragen worden war, Oberbaurat Jassoy-Stuttgart und Professor Vollmer-Berlin, haben ihr Bestes getan, ein den gesteigerten praktischen Anforderungen entsprechendes Ganzes in monumentaler Form zu schaffen. Nicht überladen, sondern in ansprechender Einfachheit und dabei doch frei von kasernenhafter Monotonie entwickeln sich die vier Fassaden, von denen die dem Marktplatz zugewandte als Hauptfront mit dem hochaufstrebenden Uhrturm natürlich am reichsten ausgestattet ist. Als mustergültig darf die Anordnung und Raumverteilung im Innern bezeichnet werden. Das schön angelegte und geschmückte Treppenhaus, die Korridore, die Amtszimmer bis aufs letzte sind von gleichmäßig wohltuendem Licht erhellt, praktisch und übersichtlich disponiert. Die der Repräsentation dienenden Räume, denen ja im gewissen Sinn die Haupttreppe zugerechnet werden darf, sind als künstlerische Einheiten aufgefaßt und in allen Einzelheiten liebevoll durchgeführt. Die Krönung der Innenausstattung bilden die Fresken, mit denen Robert Haug den Hauptsitzungssaal und das zu diesem führende Vorzimmer geschmückt hat; in beide Räume gewähren die hier wiedergegebenen Ansichten einen Einblick.

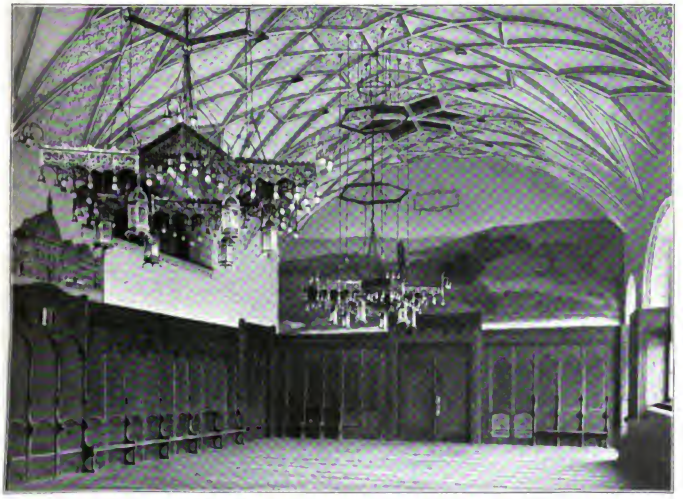
Illumination des neuen Stuttgarter Rathauses am Einweihungstag

Zur Entschädigung des herzoglichen Hauses Holstein-Glücksburg

Das preußische Abgeordnetenhaus hat kürzlich in erster Lesung einen Gesetzentwurf erledigt, der dem herzoglichen Hause Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg das Schloß Glücksburg und eine Jahresrente von 150 000 Mark zuweist. Der Chef des Hauses, Herzog Friedrich Ferdinand, hatte bereits vor drei Jahren dem preußischen Staatsministerium die Bitte unterbreitet, der Frage der Entschädigung seines Hauses näherzutreten, wie es gegenüber den andern Linien des Hauses Holstein und den sämtlichen 1866 bepossedierten Fürstenhäusern mit ihren Nebenlinien geschehen sei. Das preußische Staatsministerium konnte zwar nicht anerkennen, daß das Haus Glücksburg sich in der gleichen Lage befinde wie die Fürstenhäuser, die in den 1866 dem preußischen Staate einverleibten Ländern regiert haben, da es sich bei diesen um eine Vergütung für Rechte gehandelt habe, wie sie dem Hause Glücksburg nicht zu eigen gewesen seien; immerhin konnte es nicht in Abrede stellen, daß das Haus Glücksburg ebenso wie das Haus Augustenburg durch den Gang der politischen Ereignisse an seinem Vermögen geschädigt worden sei, und so brachte es den obenerwähnten Gesetzentwurf ein, der zweifellos definitiv angenommen werden wird. Schloß Glücksburg, das somit wieder in den Besitz des nach ihm benannten Ortes des herzoglichen Hauses Holstein übergeht, ist bei der gleichnamigen Stadt unweit des Flensburger Meerbusens reizend gelegen. Es wurde 1582 erbaut und war lange die Residenz einer Nebenlinie des Hauses Schleswig-Holstein-Sonderburg. Als diese 1779 ausstarb, fielen ihre Besitzungen an die dänische Krone. Im Jahre 1825 verlieh König Friedrich VI. von Dänemark das

Digitized by Google

Vorsaal im neuen Stuttgarter Rathaus mit dem Fries der Zünfte von Robert Haug



Der große Festsaal des neuen Stuttgarter Rathauses
(An der Hinterwand Neckarlandschaft von Robert Haug; links altes Rathaus von Adolf Treidler)

Digitized by Google

Phot. Hans Breuer, Hamburg

Das dem Hause Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg zugesprochene Schloß Glücksburg in Holstein

Schloß nebst dem Herzogstitel von Glücksburg dem Herzog Friedrich Wilhelm Paul Leopold von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Beck, der somit Stammvater des neuen Hauses Glücksburg wurde. Doch schon 1854 mußte Herzog Karl das Schloß dem dänischen König Friedrich VII. überlassen, der daselbst am 15. November 1863 starb.

Andrew Carnegie

Unter den Multimillionären Amerikas gibt es außer solchen, die von ihren märchenhaften Reichtümern kaum einen andern Gebrauch machen, als daß sie damit ihre kostspieligen Launen befriedigen oder die Welt durch unsinnige Verschwendung und beispiellose Prachtentfaltung verblüffen, auch so manche, die ihre Glücksgüter in wahrhaft vorbildlicher Weise zur Linderung fremder Not und zur Förderung des Gemeinwohls verwenden. Keiner von diesen aber hat der Welt ein so glänzendes Beispiel von Freigebigkeit und Menschenfreundlichkeit gegeben wie Andrew Carnegie, der „Stahlkönig", dem man nachgerechnet hat, daß er im Laufe der Zeit mehr als 200 Millionen Dollars (= 800 Millionen Mark) für philanthropische Zwecke und zur Förderung von Kunst und Wissenschaft gestiftet hat. Carnegie ist ein Selfmademan; er kam 1848 von Dunfermline bei Edinburgh, wo er am 25. November 1837 als Sohn eines Webers geboren wurde, nach Amerika und arbeitete anfangs als Haspeljunge in einer Baumwollspinnerei, dann als Laufbursche in einem Telegraphenbureau. Hier lernte er das Telegraphieren, wurde Telegraphist in Pittsburg und kam dann in dieser Eigenschaft zur Pennsylvanier Eisenbahngesellschaft. Bald wurde er Sekretär des damaligen Superintendenten dieser Bahn, Thomas A. Scott, und damit hatte er sich den Weg zu seinen künftigen großen Erfolgen erschlossen. Als Scott Präsident der Gesellschaft wurde, ernannte man Carnegie zu seinem Nachfolger. Mit Scott führte er die von Woodruff erfundenen Schlafwagen ein und legte als Teilnehmer den Grund zu seinem späteren Reichtum. Anfang der sechziger Jahre kaufte er mit andern eine Farm in Pennsylvanien, auf der eine mächtige Oelquelle erbohrt wurde, gründete in Pittsburg eine Gesellschaft zum Bau eiserner Eisenbahnbrücken und baute die erste eiserne Brücke über den Ohio. Dann kaufte er die Homestead-Stahlwerke, welche die Panzerplatten für die Kriegsschiffe der Union liefern, und errichtete sieben weitere Stahlwerke, die insgesamt 25 000 Arbeiter beschäftigen. Nachdem er seine Werke in eine Aktiengesellschaft umgewandelt hatte, zog er sich 1899 als Milliardär von den Geschäften zurück. Er ist auch als sozialer, politischer und Reiseschriftsteller hervorgetreten. Die ausgesprochen demokratischen Anschauungen, zu denen er sich bekennt, hat er kürzlich mit bemerkenswerter Entschiedenheit dadurch betätigt, daß er die Heirat seiner Nichte Nancy mit ihrem früheren Reitlehrer, der Kutscher bei ihm gewesen war, rückhaltlos billigte. Seine jüngste Stiftung ist ein Betrag von 10 Millionen Dollars, aus dessen Zinsen nicht mehr dienstfähigen Universitätsprofessoren jährliche Pensionen gewährt werden sollen.

Phot. Grantham Bain

Andrew Carnegie

Zum Besuch des Prinzen und der Prinzessin Arisugawa am deutschen Kaiserhofe

Prinz Takehito Arisugawa, der den Mikado bei der Hochzeit des deutschen Kronprinzen vertritt, ist im Jahre 1862 als zweiter Sohn seines Hauses geboren, das der Hauptlinie der japanischen Kaiserfamilie am nächsten steht. Wegen dieses nahen verwandtschaftlichen Verhältnisses wurde er vor längerer Zeit vom Kaiser als rechtmäßiger Thronerbe designiert, und

Digitized by Google

Prinzeſſin Arifugawa.

Prinz Takehito Arifugawa,
die Vertreter des Mikado bei der Hochzeit des deutſchen Kronprinzen

erſt als er durch den Tod ſeines älteren Bruders Oberhaupt ſeines eignen Hauſes wurde, ward der junge Sohn des Kaiſers als Kronprinz anerkannt. Prinz Takehitos älterer Bruder, Prinz Tarubito Arifugawa, war ein Mann von hervorragender Begabung, mit der er der Sache des jungen Mikado in der der Reſtauration vorausgehenden Periode der Bürgerkriege diente, gewann er das ſchrankenloſe Vertrauen ſeines Monarchen und des Volkes und wurde wiederholt mit dem Oberbefehl über das kaiſerliche Heer betraut. Im Kriege mit China vor zehn Jahren war er der Chef des japaniſchen Generalſtabs, da ſein andrer Führer der Aufgabe gewachſen erſchien, die altgedienten Generale zu leiten. Als er 1895 auf Formoſa ſtarb, noch ehe der Friede mit China geſchloſſen war, herrſchte allgemeine Trauer in Japan. Der jetzige Chef des Hauſes Arifugawa, Prinz Takehito, wurde für den Dienſt in der Kriegsmarine erzogen. Er lebte jahrelang mit ſeinem Erzieher Sakumoto in der Marineſchule zu Tokio und nahm mit den andern Knaben an allen Unterrichtsſtunden und Uebungen teil. Nachdem er dann noch die Marineakademie durchgemacht hatte, kam er zur chineſiſchen Flottenſtation Englands auf Admiral Towells Flaggſchiff, um ſeine ſeemänniſche Ausbildung zu vollenden. Im Jahre 1890 wurde er Unterleutnant in der japaniſchen Marine. Seitdem bekleidete er nacheinander die Kreuzer „Takeo“ und „Chioda“, und in der Seeſchlacht am Jalu das Flaggſchiff „Matſuſhima“. Gegenwärtig bekleidet er den Rang eines kommandierenden Admirals. Die Gemahlin des Prinzen iſt eine Tochter des Marquis Maeda; ſie hat ihrem Gatten einen Sohn und eine Tochter geboren. Der Sohn ſoll, wie es heißt, mit einer Tochter des Kaiſers verheiratet werden. Abgeſehen von der hervorragenden Stellung, die der Prinz in Japan einnimmt, haben ihn ſein lebhaftes Temperament und ſein liebenswürdiges Weſen bei allen Klaſſen der Bevölkerung und allen Ausländern, die mit ihm in Berührung getreten ſind, außerordentlich beliebt gemacht. Seine Lehrer an der Marineſchule ſprachen ſtets mit Worten höchſter Anerkennung von ſeinen Fähigkeiten und Leiſtungen. Der Prinz ſpricht ausgezeichnet Engliſch und hat, wie alle japaniſchen Prinzen, auch Franzöſiſch gelernt. Ausländiſche Diplomaten, die in jüngſter Zeit nach Tokio kamen, waren aufs angenehmſte überraſcht durch das Fehlen jedes ſteifen Zeremoniells bei den geſellſchaftlichen Veranſtaltungen in dem der amerikaniſchen Geſandtſchaft in Tokio gegenüberliegenden Palais des prinzlichen Paares. Die Prinzeſſin erſcheint in der Oeffentlichkeit ſtets in europäiſcher Kleidung. Wie ihr Gemahl ſpricht ſie vortrefflich Engliſch und unterſtützt ihn in der Erfüllung ſeiner repräſentativen Pflichten in anmutigſter Weiſe. Der Garten des Palais Arifugawa iſt einer der ſchönſten in Tokio und liefert eine Fülle herrlicher Blumen, mit denen das Palais bei feſtlichen Veranſtaltungen dekoriert wird. Wie andre japaniſche Prinzen hat auch Prinz Arifugawa ſchon früher eine Weltreiſe gemacht; aber noch keine japaniſche Prinzeſſin hat ſich bisher ſo weit außer Landes begeben wie Prinzeſſin Arifugawa.

Delcaſſé

Der franzöſiſche Miniſter des Auswärtigen, Theophil Delcaſſé, hat in der Marokko-Angelegenheit eine empfindliche Niederlage erlitten, die durch den Rückzug Frankreichs vor dem japaniſchen Proteſt gegen die Neutralitätsverletzung in Oſtaſien noch verſchlimmert worden iſt. Einmütig hat die franzöſiſche Volksvertretung die ſtarrköpfige Haltung des Miniſters in der Marokko-Frage mißbilligt, ſo daß ihm ſchließlich nichts andres übrigblieb, als ſeine Entlaſſung einzureichen, und nur weil Frankreich den Anſchein vermeiden zu müſſen glaubte, als bedeute der Rücktritt Delcaſſés einen Triumph der deutſchen Diplomatie, wurde dem Miniſter erſchütterte Stellung noch lange wird behaupten können. Der jetzt dreiundfünfzigjährige Staatsmann hat ſein Portefeuille faſt ſieben Jahre lang inne, für einen franzöſiſchen Miniſter eine ungewöhnlich lange Zeit. Er hat, wie das ja in Frankreich nicht ſelten

Th. Delcaſſé, franzöſiſcher Miniſter des Auswärtigen

Digitized by Google

ist, seine staatsmännische Laufbahn als Journalist begonnen; er war einige Zeit Redakteur an der „République française“ und wurde 1889 in die Deputiertenkammer gewählt, wo er sich den gemäßigten Republikanern anschloß. 1893 wurde er Unterstaatssekretär im Kolonialministerium, 1894 Kolonialminister; 1898 übernahm er im Kabinett Brisson die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und behielt sie auch in den Kabinetten Tupuy (1898), Waldeck-Rousseau (1899), Combes (1902) und Rouvier (1905) bei. Sein Hauptbestreben war auf die Aufrechterhaltung des Bündnisses mit Rußland gerichtet, daneben aber war er auf die Pflege guter Beziehungen zu England und Italien bedacht, und als sein größter Erfolg galt bisher das im vorigen Jahre abgeschlossene englisch-französische Kolonialabkommen, das nun in so überraschender Weise zu einer Niederlage des Ministers und seiner Politik geführt hat.

Das Anzengruber-Denkmal in Wien

Auf dem Schmerling-Platz in Wien, inmitten einer zierlichen Gartenanlage, die den Platz zwischen dem Parlamentsgebäude und dem Justizpalast angenehm ausfüllt, wurde am 30. April das Denkmal Ludwig Anzengrubers enthüllt. Damit hat Wien eine Tantesschuld erfüllt gegenüber dem vor sechzehn Jahren in voller Manneskraft heimgegangenen Dichter, dessen von echtester Heimatskunst erfüllte dramatische Werke von hier aus ihren Weg über alle deutschen Bühnen genommen haben. Der Bildhauer Hans Scherpe, der durch sein stimmungsvolles Grabdenkmal Anzengrubers zuerst bekannt geworden, ist auch der Schöpfer des prächtigen Werkes, das sich den Monumenten Grillparzers und Raimunds als neuer Schmuck der Kaiserstadt an der Donau würdig anreiht. In einem kleinen Hain von eben erst dorthin verpflanzten Nadelbäumen erhebt sich auf einem gleichfalls eigens geschaffenen Hügel die Felsgruppe mit dem Denkmal des Volksdichters. Wir sehen Anzengruber, der als ein eingefleischter Großstädter seine geliebte Vaterstadt selten verlassen hatte, mit Stock und Schlapphut in der Hand auf einem Spaziergang im nahen Wienerwald. Er hat eine kleine Anhöhe erstiegen und schaut sinnenden Blickes von hier ins Land hinab. An den Felsen gelehnt, sitzt zu den Füßen des Dichters die Gestalt des Steinklopferhans („Kreuzelschreiber“), wohl eine der populärsten Figuren der Anzengruberschen Muse. Der Steinklopferhans, dem der Künstler die Maske des Schauspielers Martinelli, des Schöpfers und bisher nicht übertroffenen Darstellers dieser und andrer Anzengruber-Figuren, gegeben hat, ruht, in seine Gedanken versunken, von der Arbeit aus, Werkzeug und Bündel liegen zur Seite. Die überlebensgroße porträtgetreue Figur des Dichters ist namentlich wegen ihrer ungezwungenen Haltung und des natürlichen Hinschreitens von packender Wirkung. Der vorzüglich gelungene Bronzeguß der Gruppe ist ein Werk Hans Frömmis; die mächtigen Felsblöcke des Sockels sind im Leithagebirge, nahe der ungarischen Grenze, gebrochen worden.

m. w.

Phot. Hans Makart

Das Anzengruber-Denkmal in Wien. Entworfen von Hans Scherpe

Das „Echterhaus“ in Bamberg

Das Echterhaus, auch das schöne Haus genannt (Judenstraße 12), wird schon 1367 als bischöfliche Münze erwähnt; später gehörte es einer Liechtensteinerin und 1595 den Erben des Kanzlers Dr. Otto Reinhold. Im Jahre 1615 besaß das Haus Philipp Sebastian Echter von Meipelbrunn (ein Neffe des Bischofs Julius von Würzburg); er war Domherr von Würzburg, Mainz, Bamberg, Halberstadt und Eichstätt; durch Heirat seiner Nichte ging das Haus an Werner Schenk von Stauffenberg über und später durch Erbschaft an Marquard Sebastian Schenk von Stauffenberg, der 1683 bis 1693 Fürstbischof von Bamberg war. Da dieser am 9. Oktober 1693 plötzlich und ohne Testament starb, so beanspruchte das Hochstift Bamberg vermöge des damals geltenden Rechts als Intestaterbe die ganze Allodialerbschaft. So ging in einem Vertrage von 1694 das „schöne Haus“ zu Bamberg an die beiden Brüder des verstorbenen Fürstbischofs titulo donationis über. Im Jahre 1762 war Freifrau Theresia Schenk von Stauffenberg, geborene Gräfin von Castell (Witwe) Besitzerin des Hauses, und von 1832 bis 1833 gehörte es dem Appellationsgerichtsdirektor Martin Reinhard von Godin (Vater der Dichterin A. von Godin). Später kam es dann in bürgerliche Hände. Das Wappen am Portale des Hauses ist das der Freiherren Schenk von Stauffenberg. Im Dreißigjährigen Kriege war das Haus häufig Absteigequartier des Generalissimus und Schauplatz verschiedener Feste. Das große, ausgedehnte Anwesen, das zu den ältesten und interessantesten Privatgebäuden Bambergs gehört, bietet aus vergangenen Jahrhunderten eine Fülle historischer Erinnerungen. Wir bringen eine Abbildung von Hof und Garten. Das Haus entspricht auch in seinem vornehmen Innern seiner einstigen Bestimmung und mutet uns heute mit seiner ruhigen Abgeschlossenheit, mit seinen Terrassengärten wie eine klösterliche Idylle an. Wer unter unsern Lesern die alte, auf ihren fünf Hügeln so malerisch gelegene Bischofsstadt besucht, wer sich an der gewaltigen, einfachen Majestät des Domes erbaut hat wie an der reizvollen Architektur der fürstbischöflichen Residenz, der findet vielleicht auch noch Zeit, einen Blick in das stille, heimliche Idyll des Echterhauses zu werfen, das seinen Beinamen das „schöne Haus“ nicht mit Unrecht trägt.

Digitized by Google

Phot. Erste A. Kunze, Potsdam

Mannſchaften des Lehrinfanteriebataillons in der neuen Felduniform

Eine neue deutſche Felduniform

Die Erfindung des rauchſchwachen Pulvers und andre in den letzten Jahrzehnten eingeführte bedeutungsvolle Neuerungen in der Kriegführung der Kulturſtaaten, wie die Verwendung des Luftballons und dergleichen, haben ſchon lange in den Kreiſen der Fachleute wie der Laien zu der Erkenntnis geführt, daß eine durchgreifende Aenderung der Uniformierung unſres Heeres unbedingt notwendig iſt, die alle weithin ſichtbaren grellen Farben und nach Möglichkeit auch blinkendes Metall vermeidet. Wenn dieſer Erkenntnis nicht unmittelbar die Tat gefolgt iſt und die deutſche Armeeleitung ſich bisher begnügt hat, für die Ausrüſtung der in die Kolonien und nach Oſtaſien entſandten Truppen möglichſt unauffällige Farben zu wählen, ſo hat das ſeinen guten Grund; denn die Tradition und die berechtigte Freude des Soldaten an ſeiner bisherigen farbenprächtigen Uniform ſind zwei Faktoren, über die man ſich nicht ohne weiteres hinwegſetzen kann. So ſieht ſich denn die Heeresleitung erſt jetzt nach langen Vorbereitungen in der Lage, mit einer neuen, den modernen Verhältniſſen an-

Das „Echterhaus“ in Bamberg: Aufgang vom Hof in den Garten

Digitized by Google

Phot. B. Gribaydoff, Paris

Von der Mittelmeerreise Kaiser Wilhelms: Die Landung des Kaisers in Tanger

gepaßten Felduniform praktische Versuche anstellen zu lassen, und hat zu diesem Zwecke drei Truppenteile, das Lehrinfanteriebataillon in Potsdam, ein Bataillon des Grenadierregiments Nr. 3 in Königsberg und ein Bataillon des Infanterieregiments Nr. 145 in Metz, damit ausgerüstet. Die wichtigste Neuerung ist die graue Grundfarbe der Uniform, die der der Mannschaftsmäntel entspricht und die sich bei den zahllosen, mit allen möglichen Farben angestellten Versuchen als die am wenigsten auffällige erwiesen hat. Die Farbe der Aufschläge, Kragen, Litzen und so weiter ist unverändert geblieben, da man nicht auf jede bunte Ausschmückung verzichten wollte und diese unbedeutenden Farbenflecken nur auf geringe Entfernungen sich von der Grundfarbe abheben. Die blanken Knöpfe sind nicht durch andre ersetzt worden, sie werden nur im Felde durch eine Tuchleiste verdeckt, die der bei Zivilröcken gebräuchlichen entspricht, aber mit Knopflöchern versehen ist, so daß die Knöpfe im Frieden sichtbar getragen werden können. Helm und Mütze sind vorläufig unverändert geblieben. Die neue Uniform weist auch im Schnitt einige praktische Aenderungen auf. Der Kragen ist ½ Zentimeter niedriger gehalten als bisher. Der Rock ist in der Taille weiter gearbeitet als der alte und kann durch eine innen angebrachte Schnürvorrichtung nach Bedarf enger gemacht werden, ferner sind seitlich Taschen und oberhalb dieser Tragehaken angebracht, auf denen die Koppel und das Gewicht der daran befestigten Patrontaschen, des Seitengewehrs und so weiter ruht. Die neue Uniform unterscheidet sich praktisch von der alten dadurch, weg zu ihrem Vorteil.

Phot. B. Gribaydoff, Paris

Die Abreise des Grafen Tattenbach von Tanger nach Fez

Deutschland und Marokko

Die deutsche Politik hat in der Marokkofrage einen Erfolg von weittragender Bedeutung erzielt. Nur wenige Stunden hat sich Kaiser Wilhelm auf seiner Mittelmeerreise am 31. März in Tanger aufgehalten, aber dieser kurze Besuch auf marokkanischem Boden hat genügt, um Delcasses einseitig auf Frankreichs Vorteil bedachte Politik zu durchkreuzen und dem Deutschen Reich in der weiteren Entwicklung der Dinge den Platz zu sichern, der ihm wegen seiner vielfältigen marokkanischen Interessen gebührt. Was der Besuch des Kaisers in die Wege geleitet hat, soll nun die unter der Führung des Grafen Tattenbach stehende deutsche Spezialmission vollenden. Diese trat ihre Reise an den Hof des Sultans von Marokko am 2. Mai von Tanger aus an. Das ganze diplomatische Korps in Tanger und alle Notabeln des Ortes hatten sich im Hause der deutschen Gesandtschaft versammelt, um dem Vertreter des Deutschen Kaisers glückliche Reise zu wünschen, und vor dem Hause stand eine bunte Volksmenge, die durch Hochrufe ihrer freudigen Anteilnahme an dem politisch bedeutsamen Vorgang Ausdruck gab. Die Gesandtschaft, die von einer unter Führung des Generalmajors v. Schent stehenden Militärmission begleitet wird, wählte für ihre auf zehn Tage berechnete Reise im Gegensatz zu der französischen Mission, die zur See reisen mußte, den bisher für unsicher geltenden Landweg und nahm 40 Kamele und 100 Maultiere mit. Der Sultan von Marokko hatte für den Gesandten ein besonderes Prunkzelt geschickt. Am Vormittag des 11. Mai traf die Gesandtschaft in Fez ein. Ihr Einzug vollzog sich in überaus feierlicher und prunkhafter Weise. Der Zeremonienmeister und der Kriegsminister kamen der Reisegesellschaft entgegen, von einer großen Menge begleitet. Der Ritt der Gesellschaft durch die spalierbildenden Truppen und Stämme vom Lager bis zur Stadt dauerte eine Stunde. Der Sultan sah dem Vorbeimarsch vom Turme seines Palastes zu und beauftragte den deutschen Konsul Fassel, dem Grafen Tattenbach herzliche Grüße zu überbringen. Kurz nach der Ankunft des letzteren im Hause des Finanzministers erschienen der Minister des Aeußern, der Kriegsminister und der Zeremonienmeister, um die Glückwünsche des Sultans zu der guten Ankunft zu übermitteln.

Digitized by Google

Die Kinder des Admirals Togo

Vom Krieg in Ostasien

Ist das Ende des Krieges nahe, wie alle Welt hofft und viele glauben, oder hebt das Morden von neuem an? Die Frage ist zurzeit nach keiner Richtung mit einiger Bestimmtheit zu beantworten: sicher ist nur, daß Rußland weiter rüstet, aber möglicherweise verfolgt es dabei lediglich den Zweck, nicht wehrlos dazustehen, wenn der Friede unvermeidlich wird. Vor allem zur See glaubt Rußland jetzt endlich sich mit dem Gegner messen zu können; die Vereinigung der Geschwader Roschdjestwenskys und Nebogatows ist erfolgt, und es ist nicht zu leugnen, daß, wenn es zu einem ernstlichen Kampfe kommt, die Japaner dieser feindlichen Flotte gegenüber keinen leichten Stand haben werden. Die Welt sieht dem bevorstehenden Entscheidungskampf zur See mit einer Spannung entgegen, wie sie wohl bisher noch in keinem Abschnitt des ereignisreichen Krieges geherrscht hat. Wenn auch der seit dem Huller Zwischenfall so viel verlästerte und verspottete russische Admiral sich plötzlich in der öffentlichen Meinung völlig rehabilitiert hat und jetzt wieder als bedeutender Seemann gefeiert wird, so gilt doch Admiral Togo als ein ihm durchaus ebenbürtiger oder sogar überlegener Gegner, und die Frage, wer den Sieg über den andern davontragen wird, hat in der Tat, selbst abgesehen von den bedeutungsvollen Folgen der Entscheidung für den weiteren Verlauf des Krieges, einen ungewöhnlichen, nervenerregenden Reiz. Der Mann, in dessen Hand jetzt Japans Schicksal ruht, steht gegenwärtig im achtundvierzigsten Lebensjahre. Er erhielt seine wissenschaftliche und seemännische Ausbildung in England, dessen Sprache er geläufig spricht, und tat in den Jahren 1873/74 Dienst auf dem englischen Kreuzer „Worcester". Im chinesisch-japanischen Krieg zeichnete er sich als Befehlshaber des japanischen Kreuzers „Naniwa" mehrfach aus und gelangte in raschem Emporsteigen auf den hohen, verantwortungsvollen Posten eines kommandierenden Admirals der japanischen Flotte. Er wird als schlicht, wortkarg und zurückhaltend geschildert. In seiner Häuslichkeit findet sich keine Spur von Luxus irgendwelcher Art; er lebt mit seiner Familie — Gattin, drei Söhnen und zwei Töchtern — in höchst einfachen Verhältnissen, aber außerordentlich glücklich. — Von Chiyo, der dreizehnjährigen Tochter des Admirals Togo, die mit ihren Geschwistern auf unserm Bilde dargestellt ist, wird ein hübsches Geschichtchen erzählt. Admiral Togo, der in der japanischen Marine der „Menschenfresser" genannt wird, lag krank zu Bett, als er unmittelbar vor Ausbruch des Krieges den Befehl erhielt, sein Kommando zu übernehmen. Ohne Rücksicht auf seinen Zustand traf er sofort Anstalten zur Abreise, und als seine Frau ihm liebevoll zuredete, seine völlige Genesung abzuwarten, versetzte er ihr in der Erregung einen leichten Schlag und rief: „Rede keinen Unsinn!" Auf dem Bahnhof angekommen, fand der Admiral dort sein Töchterchen Chiyo, das ihn ernst anblickte und zu ihm sagte: „Warum hast du meine Mutter geschlagen? Du bist wirklich ein Menschenfresser!" Die Worte des resoluten Mädchens machten solchen Eindruck auf den Admiral, daß er ganz kleinlaut antwortete: „Es ist wahr, liebes Kind, ich habe unrecht getan. Geh nach Hause und sage deiner Mutter, sie möge mir verzeihen!"

Phot. B. Gribayédoff, Paris

Admiral Togo auf seinem Flaggschiff „Mikasa"

Digitized by Google

Für müßige Stunden

Silbenrätsel

Zu dem Künstler, der geschwind
Ihm die Erste muß beschneiden,
Spricht der Studio: „Heute sind
Frisch gefüllt die letzten beiden.

Rasch zur Kneipe treibt's mich fort,
Wo die Gläser blitzend winken,
Auf des Alten Wohlsein dort
Mir das Ganze anzutrinken."

F. M.-S.

Homonym

Ich kam nach Berlin — das Zentralhotel
Erwählt' ich zum Uebernachten:
Dort sah ich es tätig, sicher und schnell,
Und konnte genau mir's betrachten.

Gemütlich machte ich einen Gang
Durch die Straßen am andern Tage:
Da kam es vorbei, die Linden entlang,
Mit Fahnen und Trommelschlage.

Des Abends saß ich im „Wilhelm Tell"
Recht hungrig im Schauspielhause:
Ich sah es mit zweimal an — dann schnell
Fuhr ich zu Borchardt zum Schmause.

F. M.-S.

Buchstabenrätsel

Wer wandelt stolz am Manzanares,
Hat er im Beutel auch nichts Bares?
Selbst ohne Kopf ist's noch voll Stolz,
Besteht's auch nur aus Tuch und Holz.

F. M.

Kapselrätsel

Ob ihr ein Mineral wohl wißt,
In dessen Namen enthalten ist:
Eine Grenzstation im welschen Land,
Ein Stoff, in der Molkerei verwandt,
Ein Band, das kräftige Fasern hat,
Ein hohes, feines Kartenblatt,
Ein Ding, das an Baum und Strauch ihr seht,
Eine Blume, die im Garten steht.

F. M.

Anagramm

Samtaugen sind's, mit denen dich
Anschaut mein Blütenkind
Und voller Duft und Schönheit sich
Wohl leicht dein Herz gewinnt.

Stell um, sobald das Köpfchen schwand,
Ein einzig Blättchen zart —
Was aus der Wandlung wohl entstand?
Zur Frau die Blume ward!

Vielleicht nicht oft des Namens Ton
Im Leben dich berührt,
Doch hat auf einen Nordlands Thron
Die Kön'gin ihn geführt.

Setz nur das Köpfchen wieder an
Und misch ein s auch ein,
Um andere Gestaltung dann
Nochmals dem Wort zu leihn.

Ein ernster Bau erhebt sich nun
Und tut die Pforten auf
Für hohe Schläfer, die dort ruhn
Nach ihrem Pilgerlauf.

M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 9:

Des Bilderrätsels: Die Silben unten werden der Reihe nach mit den Ordnungszahlen 1—16 bezeichnet. Die oben notierten Appoints der vier Spieler A, B, C und D werden nun bei jedem separat von oben nach unten durch die den Zahlen entsprechenden (numerierten) Silben erlegt. Es vertritt dann: A die Silben: Wan-(3)del(10) bringt(1) fel-(12)ten(5) B Ge-(15) winn,(7) klagt(11) Chi-(2)lon(16) C der(8) Wei-(6)fe(14) von(9) D Spar-(13)ta.(4)

Des Silbenrätsels: Spargel-b.

Des Rätsels: Gesch—meide.

Des Anagramms: Tiroler — Ottler.

Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe VIII

Von Dr. J. Linder in Weimar (Neu)

Schwarz (6 Steine)

Weiß (9 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe III

W. 1. e6—e7
S. 1. Lf6×e7
W. 2. Db3—e6†
S. 2. Kd6×e6, —c5
W. 3. Se8×c7, d3—d4 matt.

A.

S. 1. Lf8—g7 (h6)
W. 2. Db3—d7†
S. 2. Kd5—e6
W. 3. Dd7—b5 matt.

B.

S. 1. Lb7—e6, Sg1×h3
W. 2. Se8×c7†
S. 2. Kd6—c5
W. 3. e7×Sf. (D) matt.

C.

S. 1. Kd6—e5
W. 2. e7×Sf. (D)† u. s. w.

Interessant ist eine zweite, von mehreren Seiten angegebene Lösung durch 1. Db8—h4. Zu ihrer Beseitigung würden wir einen schwarzen Bauern (oder einen weißen Bh6) hinzuzufügen vorschlagen.

Letzter Versuch

Verschuldeter Bewerber: „Gnädiges Fräulein wollen mir wirklich einen Korb geben. — Ja, fürchten Sie denn nicht die Rache meiner verzweifelten Gläubiger?!"

Digitized by Google

Briefmappe

Ein Bayer in Kairo. Das Projekt eines Denkmals für König Ludwig II. in München liegt vollständig ausgearbeitet vor und ist von den maßgebenden Stellen bereits genehmigt worden. Das Denkmal soll auf dem südlichen Teil der Kohleninsel an den beiden Corneliusbrücken aufgestellt werden. Es besteht aus einem 22 Meter hohen, pylonenartigen Aufbau mit einer Nische, aus der die Gestalt des Königs hervortritt. Der Gesamtentwurf ist dem Architekten Michael Dosch, die Herstellung der Statue dem Bildhauer Ferdinand von Miller übertragen worden. Für einen Teil der Details werden öffentliche Konkurrenzen ausgeschrieben. Bis jetzt verfügt der unter dem Protektorat des Prinzregenten Luitpold stehende Verein zur Erbauung des Denkmals über 110 000 Mark. Nach der Kostenschätzung wird aber eine Summe von zirka 485 000 Mark erforderlich sein, und es sind somit noch zirka 355 000 Mark aufzubringen. Spenden nehmen entgegen die Geschäftsstelle des Vereins, München, Salvatorstraße 10/0, die Bayrische Hypotheken- und Wechselbank und die Münchner Industriebank.

Dr. L. in O. Das geistige Eigentum reichsdeutscher Autoren genießt in Nordamerika einen durchaus unzulänglichen Schutz. Das im Jahre 1892 geschaffene Uebereinkommen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten, das den gegenseitigen Schutz des geistigen Eigentums herbeiführen sollte, ist in geradezu unbegreiflicher Weise zum Vorteile der Vereinigten Staaten ausgefallen, da die amerikanischen Werke in Deutschland ohne weiteres gegen Nachdruck geschützt sind, während deutsche Werke in Amerika nur dann Schutz genießen, wenn zwei Kopien des betreffenden Buches in Washington eingereicht werden, die in Amerika gesetzt und gedruckt worden sind. Der Verband deutscher Journalisten- und Schriftstellervereine hat daher auf seinen letzten Delegiertentage in Graz mit vollem Recht beschlossen, gegen das bestehende Uebereinkommen zu agitieren, und will zunächst den Schaden, der durch den widerrechtlichen Nachdruck deutscher Geisteswerke in Amerika verursacht wird, durch eine Umfrage feststellen, um auf Grund des Ergebnisses Petitionen an die Reichsregierung, den Reichstag und den Bundesrat zu richten. Der mit der Ausführung des Beschlusses betraute Münchner Journalisten- und Schriftstellerverein, der den verursachten Schaden jetzt schon auf mehrere Millionen Mark beziffert, ersucht dringend um zweckdienliche Hinweise sowie um Uebermittlung von Drucksachen, Zeitungsausschnitten und

Modeste von Unruh,
Äbtissin d. gräfl. Linie Lippe-Biesterfeld

Anwend. d. physik.-diät. Heilweise (Naturheilk.) Sonnen-, Luft-, Dampf-, elektr. Licht-, elektr. Wasser, kohlens. Bäder, Packung, milde Wasserbeh., Massage, Vibration, Bestrahlung, Heilgymn., angep. Diät. Behandlung v. Frauenleiden, Thure Brandt-Massage. — Vorzügl. Verpflegung. Herrl. gesunde Lage im sonn. sächs. Nizza. Aller Komfort. Elektr. Licht, Zentralheiz. Auch für Erholungsbedürft. Einz. schöne Lage. Nach d. nah. Residenz Dresden m. ihr. viel. Kunstgenüssen alle 8 Min. Fahrgelegenh. Bilz' Naturheilbuch, 1 Million Expl. verkauft, Tausende verdank. d. Buche ihre Genesung.

Vorbereitung für das Freiwilligen-, Fähnrich-, Primaner- und Abitur.-Examen, rasch, sicher, billig. Sommerferien werd. nicht gegeb. **Dresden-N. 8, Bachstr. 3. Moesta.**

Thale/Harz. Für Töchter wissenschaftliche und häusliche Ausbildung. Gute Pflege. Näh. Prospekt. **Frau Prof. Lohmann.**

Sanatorium Oberwaid b/St. Gallen (Schweiz)
Naturheilanstalt I. Ranges · 2 Aerzte, 1 Aerztin.
Auch für Erholungsbedürftige und zur Nachkur geeignet.

Direktion: **Otto Wagner**, früher Dir. und Pächter d. Bilz'schen Anstalt. — **Beste Kurerfolge** bei fast **allen Krankheiten** durch angepasste Anwendung d. **physik.-diät. Heilmittel.** (Ausgen. Tuberkulöse u. Geisteskranke.) — **Spez. Abteilung zur Behandlung von Frauenkrankheiten.** — Aller Komfort, herrliche geschützte Lage, eigener alter Waldpark und wundervolle Ausflüge. — Illustrierte Prospekte gratis.

Digitized by Google

so weiter, in denen auf granierende Fälle unbefugten Nachdrucks Bezug oder in irgendeiner Weise zu dem deutsch-amerikanischen Abkommen Stellung genommen wird.

L. Z. in P. Die Beantwortung Ihrer Anfrage würde mehr Raum erfordern, als uns hier zur Verfügung steht. Wir können Sie daher nur auf R. v. Schweiger-Lerchenfeld „Buch von der Weltpost“ (Wien, A. Hartleben) verweisen, worin alle einschlägigen Verhältnisse ausführlich geschildert werden.

E. K. in J. Ueber die Höhe des Vogelfluges sind sich die Ornithologen noch immer nicht völlig einig. Gewiß ist nach seinen auf Helgoland angestellten Beobachtungen der Ansicht, daß der Wanderflug vieler Vögel in Höhen von 3000 bis 5000 Metern stattfinde. Dem ist von andern entgegengehalten worden, daß nach den Erfahrungen der Luftschiffer, die eigens auf das Problem hingewiesen worden sind, nur selten Vögel in Höhen von über 400 Metern angetroffen werden. Die größte Höhe erreichte ein Adler mit 8000 Metern, eine Lerche mit 1900 Metern, Krähen wurden bis zu 1400 Metern Seehöhe angetroffen. Manche sind der Ansicht, daß in einer Höhe von mehreren tausend Metern der Flügelschlag des Vogels an der dünnen Luft kaum genügenden Widerstand finden würde; in noch größeren Höhen würde ihnen auch die niedrige Temperatur verderblich werden. Indessen ist es durch die Beobachtungen A. v. Humboldts und andrer Forscher erwiesen, daß der Geier bis zu Höhen von 7000 Metern emporsteigt. Auf dem Cotopaxi sah der berühmte Reisende 6500 Meter über der Meeresoberfläche diesen Vogel so hoch über sich, daß er wie ein kleines Pünktchen erschien. Die Region, die man als den gewöhnlichen Aufenthalt dieses Riesenvogels bezeichnen kann, beginnt überhaupt erst in einer Höhe gleich der des Aetna.

E. M. in M. Der meistgelesene der gegenwärtig lebenden Romanschriftsteller Frankreichs ist weder Bourget noch Prevost, sondern Anatole France. Nach der „Bibliographie de la France“ ist sein „Crime de Sylvestre Bonnard“ in 85 Auflagen erschienen, „Le Lys Rouge“ in 86, „L'Orme du Mail“ in 77, „Le Mannequin d'Osier“ in 75 und „Monsieur Bergeret“ in 55 Auflagen. Diese Zahlen sind um so erstaunlicher, als France ja keineswegs für die große Masse, sondern für die geistige Elite schreibt; sie wären auch kaum so hoch, wenn France nicht auch im Ausland viel gelesen würde.

W. R. in A. Auf Ihre Anfrage ist vor allem zu bemerken, daß nach den neuesten Untersuchungen und Messungen des englischen Kapitäns H. Wood Gaurisankar und Mount Everest nicht, wie man lange angenommen hatte, identisch, sondern zwei verschiedene, etwa 60 Kilometer voneinander entfernte Berge sind. Die Lage ist nach Wood für den Gaurisankar: nördliche Breite 27°47'02", östliche Länge 86°32'48", der Mount Everest liegt nördliche Breite 27°59'16", östliche Länge 86°56'27". Die Höhe der beiden Berge beträgt nach Wood: Gaurisankar 7130 Meter, Mount Everest 8817 Meter. Bisher nahm man für den Gaurisankar-Mount Everest gewöhnlich 8840 Meter Höhe an.

F. 30, Weimar. Ihre Information ist richtig; die französische Regierung, die seit 1883 die internationalen Ausstellungen in München nicht mehr beschickt hat, wird sich dieses Jahr zum ersten Male wieder mit einer staatlichen Kollektion im Glaspalast beteiligen und zwei Regierungskommissare nach München entsenden.

Grand Prix Weltausstellung St. Louis 1904.

Zu haben in Apotheken, besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

O. WALTER-OBRECHT'S

Krokodillkamm

ist der Beste Horn-Frisierkamm

Ueberall erhältlich.

Digitized by Google

Phot. Hans Hildebrandt, Stuttgart

1. König Wilhelm II. — 2. Königin Charlotte — 3. Herzogin Wera — 4. Alex. Frhr. von Gleichen-Rußwurm

Das württembergische Königspaar bei der Feier des Schwäbischen Schillervereins in Marbach

Eingegangene Bücher und Schriften.

Altenberg, S., Wie die Weiber lieben. Pfychol. Momentaufnahmen. ℳ 1.60. Dresden, E. Pierson.

Amman, T., Ich kenne dich! Praktische Anleitung zur Enthüllung des Charakters aus der Handschrift. Mit Anhang: Schülerschriften. ℳ 2,—. Stuttgart, Schwabacher.

Walcke-v. Enckevort, Johanna, Das Rote Schloß. Roman. ℳ 2.50. Dresden, E. Pierson.

Engelhardt, A. v., Weltferne Klänge. ℳ 1.40. Stuttgart, Streder & Schröder.

Jeberm, Karl, Jahre der Jugend. Roman. ℳ 5,—. Berlin, Gebr. Paetel.

Glümer, Claire v., Aus einem Flüchtlingsleben (1838—1839). Die Geschichte meiner Kindheit. Dresden, H. Minden.

Hickmann, A. L., Geogr.-statist. Universal-Taschen-Atlas. ℳ 3.80. Wien, Freytag & Berndt.

Lie, Jonas, Grabwater. Roman. 4. Aufl. ℳ 3,—. Berlin, Alch. Toendler.

Maurer-Hartmann, R., Kritik. Eine Studie. 40 ₰. Altenburg, Th. Unger.

— — Jens Peter Jacobsen ℳ 1.—. Ebd.

Torrefani, C. v., Pentagramm. Novellen. ℳ 2.50. Dresden, E. Pierson.

Michaelis, Paul, Neues Altertum. Roman aus der Gegenwart. ℳ 3,—. Dresden, E. Pierson.

Musketiere einer altdeutschen Garnison. Ein Gedenkbüchlein. ℳ 2.—. Zürich, C. Schmidt.

Rouanet, Jean P. B., Van Toulouse bis Breslau. Lebenserinnerungen. ℳ 3.—. Berlin, Fontane & Co.

Haemogallol

ein von hervorragenden medizin. Autoritäten warm empfohlenes, für

Bleichsüchtige u. Blutarme

geradezu unentbehrliches blutbildendes Kräftigungsmittel.

Haemogallol wird nicht nur bei Bleichsucht und Blutarmut, sond. auch bei Schwächezuständen aller Art, Skrophulose, Rhachitis, Neurasthenie etc. mit grösstem Nutzen verwendet.

Haemogallol greift nicht, wie andere Eisenpräparate, die Zähne an, sondern ist frei von jeglichen unangenehmen Nebenwirkungen und wird deshalb von jungen Mädchen mit Vorliebe genommen.

Haemogallol wird selbst vom zartesten und kranken Organismus mit Appetit genommen, leicht assimiliert, gut vertragen und eignet sich auch deshalb vorzüglich als Nahrungsmittel für Kinder.

Haemogallol ist in Pulver-, Tabletten- und Pastillenform in allen Apotheken zu haben. Eine Schachtel Haemogallol-tabletten zum Preise von M. 2.40.

E. Merck, chemische Fabrik, **Darmstadt.**

Zweighäuser in London, Moskau und New-York.

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von

Bergmann & Co., Radebeul-Dresden

erzeugt ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weisse, sammetweiche Haut, blendendschönen Teint u. beseitigt Sommersprossen, sowie alle Arten Hautunreinigkeiten, à St. 50 Pf. in allen Apotheken, Drogen-, Parfüm- u. Seifen-Geschäften.

Digitized by Google

Der Umzug der Charlottenburger Studenten

Der Friede, der vor einigen Wochen zwischen der preußischen Unterrichtsverwaltung und der Studentenschaft geschlossen worden war, ist nicht von langer Dauer gewesen. An der Technischen Hochschule in Charlottenburg ist der Streit um die akademische Freiheit bald aufs neue entbrannt. Der neugebildete Ausschuß der Studentenschaft wurde, da er über die konfessionellen Verbindungen den Bericht verhängt hatte, von dem Rektor und dem Senat aufgelöst, und die Studenten beschuldigten darauf das Rektorat, es habe ihnen in der Frage der konfessionellen Verbindungen Zusicherungen gemacht, die nun nicht eingehalten würden. Umgekehrt erklärte der Rektor, dessen Versprechungen an die Hochschüler allerdings verschiedenartige Deutung zuließen, die Studierenden als wortbrüchig, und eine weitere Verschärfung des Konflikts entstand dadurch, daß am 5. Mai das Geschäftszimmer, das dem Studentenausschuß bis dahin eingeräumt war, amtlich geschlossen wurde. Nach der Tarstellung des Rektors wurde damit nur eine Maßregel vollzogen, die dem Ausschuß auf Grund des Auflösungsbeschlusses bereits vierzehn Tage vorher angekündigt worden war, während die Mitglieder des bisherigen Ausschusses der Meinung sind, daß, wie ihnen als Personen die Weiterführung der Geschäfte anvertraut geblieben war, ihnen auch das Zimmer zu persönlicher Benutzung hätte weiter überlassen bleiben müssen. Die Studentenschaft befundete ihre Ueberzeugung, daß die Schließung der Räume völlig ungerechtfertigt war, in demonstrativer Weise durch einen Umzug, an dem fast alle Studierenden mit Ausnahme der Ausländer teilnahmen. Der Zug, der sich von der Hochschule nach dem in der Backstraße gelegenen Heim der „Hütte" bewegte, umfaßte viele hundert Studenten. In das Haus der „Hütte" wurden dann auch die Fahnen der Verbindungen getragen und hier auch alles sonstige Eigentum der studentischen Körperschaften und Organisationen untergebracht. Zugleich richtete der bisherige Ausschuß darin eine neue Geschäftsstelle ein. Unser Bild gibt eine Szene des Umzuges gerade vor dem Portal der Hochschule wieder.

Stottern
heilen gründl. **Dir. O. Denhardt's** Anst. **Loschwitz** b. Dresden. **Stuttgart, Burgsteinfurt.** Herrl. Lage. Honorar **nach** Heilung. Prosp. grat. **Aelteste staatlich** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I.** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Ein **heller** Kopf

gibt den
Kindern
Milchpuddings
bereitet mit
Dr. Oetker's
Pudding-Pulvern
à **10** Pfg. — Vorrätig in den besten Geschäften jeder Stadt.

Bestes Motorrad der Welt!
Viele Tausende in allen Weltteilen im Gebrauch.
Aeltestes renommiertestes Fabrikat. Prachtkatalog gratis.
Ein Hebel reguliert: Bergsteigen, Rennen, Langsamfahren
bei höchster Annehmlichkeit. Tausende von Anerkennungen.
Höchste Erfolge bei allen Konkurrenzen.

NECKARSULMER FAHRRADWERKE·A.G.
·KGL·HOFLIEFERANT·NECKARSULM.

Bad Salzbrunn i/Schles.
407 m über dem Meere. **Bahnstation der Strecke Breslau – Halbstadt. Saisondauer vom 1. Mai bis 15. October,** ist durch seine **altberühmte, alkalische** Quelle, den **Oberbrunnen**, weitgedehnte **Anlagen** in herrlicher **Gebirgslandschaft, Gebirgsluft,** bedeutende **Milch-** und **Molkenanstalt** (sterilis. **Milch, Kefir, Eselinmilch, Schafmilch, Ziegenmilch**), das **pneumatische** Kabinet u. s. w., angezeigt bei Erkrankungen des **Halses,** der **Luftröhren** und **Lungen,** bei **influenza,** bei **Magen-** und **Darmkatarrh,** bei **Leberkrankheiten** (Gallensteinen), bei **harnsaurer Diathese (Gicht), bei Diabetes.** Die neuerbaute **Badeanstalt** bietet ausser **Bädern jeder Art** (auch **kohlensaure** und **elektrische** Bäder) Einrichtungen für **Massage u. hydrotherapeutische Behandlung;** sie enthält ein **medico-mechanisches Zander-Institut,** ein **Inhalatorium** (Heyer), sow. Einzelinhalatorien. — **Versand d. Oberbrunnens** durch d. Herren **Furbach & Striebold i. Bad Salzbrunn.**
Fürstlich Pleßsche Bade-Direction Bad Salzbrunn.

Digitized by Google

Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Auszug des Ausschusses der Studierenden aus der Technischen Hochschule in Charlottenburg

Gefundenes Geld! Briefmarken billigst, Preisliste gratis. Paul Geweike, Berlin S.W. 48. Ankauf.

EMIL WÜNSCHE A.G.
für photographische Industrie
REICK bei DRESDEN.

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

Schillers Gedichte

Illustriert von G. Bencur, E. Brünner, W. Camphausen, C. Gehrts, F. A. Kaulbach, F. Keller, C. Roeber, A. Wagner u. a.

In Prachteinband

4 Mark.

Neue billige Ausgabe

NESTLE'S Kindermehl.

Altbewährte Nahrung

Für gesunde u. kranke Kinder, sowie Magenleidende.

Verhütet u. beseitigt Brechdurchfall, Diarrhoe, Darmkatarrh.

VAN HOUTEN'S CACAO

Ein erfrischendes, nahrhaftes Getränk, das infolge seines Wohlgeschmackes zu täglichem Gebrauch ganz besonders geeignet ist. — Dank seiner hervorragenden Qualität und Reinheit, ist Van Houten's Cacao stets gleichmässig zuträglich. — Ein einmaliger Versuch führt stets zu dauerndem Gebrauch.

Digitized by Google

Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

E. L. Glockenhol, Hamburg. Es fehlt Ihnen an Weichheit, Biegsamkeit und Geschmeidigkeit, an liebenswürdiger, gewandter Anpassungsfähigkeit. Sie sind egoistisch und wenig geneigt, die Wünsche andrer stark zu berücksichtigen. Recht scharf und rücksichtslos offen. Lebhaft in Sympathien und Antipathien. Unangenehm scharf; aber wahr, reell, zuverlässig und deshalb mehr reell und vertrauenerweckend als speziell ansprechend.

H. v. H. Sie sind ein Mann, der eigne Initiative hat, rasch eine Situation erfaßt und diese dann geschickt auszunutzen weiß und energisch eingreift, wenn ihm der Moment hierfür gegeben scheint. Sie streben zuversichtlich vorwärts und empor, einem sicheren Ziel entgegen und lassen sich auch durch Hindernisse nicht abschrecken. Besonders weich und nachgiebig sind Sie nicht, dafür erreichen Sie aber auch mehr als mancher andre.

Rudolf B., Hauptmann a. D. Ein nervöser, erregbarer und etwas empfindlicher älterer Herr. Schwierig im täglichen Verkehr. Leicht beleidigt in seiner Eitelkeit und seinem ziemlich ausgeprägten Selbstgefühl und dann kühl abweisend oder durch Schärfe verletzend. Mißtrauisch. Verschlossen und unzugänglich. Geistig gewandt und selbständig. Hat mancherlei Interessen.

M. R. in Wien. Sie gestatten sich nicht, sich zwanglos zu geben, wie Sie wirklich sind, sondern stehen entweder unter einem fremden Druck oder Zwang oder erlegen sich letzteren selbst aus dem einen oder andern Grund auf. — Sie wären eigentlich lebhaft und impulsiv, möchten aber einen kühlen Eindruck hervorrufen. Sie sind feinfühlend, taktvoll und nicht ohne Sinn für Höheres und Ideales. Etwas eitlustig und wählerisch im Anschluß und so weiter.

J. v. J., Augsburg. Weniger gewandt als gründlich, langsam, zuverlässlich weiterstrebend. In manchen Dingen sehr umständlich und pedantisch. Ohne geistige Grazie und Gewandtheit. Tod eigentlich tiefe Empfinden wird gewaltsam durch den Verstand beherrscht. Energisch und bestimmt. Sparsam und übertegt in den Ausgaben.

L. Meyer, Matenfeld bei Nagas.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart.
Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Hermann Jacob & Braunfisch, Berlin O., Alexanderstrasse 27a

Vereinigte Berliner Möbelfabriken und Tapezierwerkstätten.

Specialität:

Wohnungs-Einrichtungen.

Illustrierte **Preislisten** für Möbel sowie Dekorationen, Gardinen, Teppiche gratis und franko.

Preis Bahnfracht durch ganz Deutschland.

Das Haar

Die Haarkrankheiten, ihre Behandlung und die Haarpflege

von **Dr. J. Pohl.**

5. neu bearbeitete und erweiterte **Auflage.**

Ueber alles

was mit dem Haar irgendwie zusammenhängt, z. B.

Haarpflege — Haarschwund
Graue Haare — Haarfärbung
Frauenbart — Haarentfernung
Kopfschmerzen — Nervosität
Geheimmittel u. s. w.

gibt dies

anerkannt beste Buch

Aufschluss und vielfach erprobte Ratschläge.

Preis geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart.

Der beste Anzug ist verpfuscht

wenn bei den Nähten schlechte Seide verwendet wird. Man sage seinem Schneider, daß er stets **Gütermann's Nähseide,** die anerkannt gut ist, verarbeite.

Dampfpflüge
Strassen-Locomotiven
Dampf-Rollwagen
Dampf-Strassenwalzen
Strassen-Aufreisser

bauen in den besten Ausführungen und zu den mässigsten Preisen

John Fowler & Co.

in Magdeburg.

Stottern

heilt Prof. Rudolf Denhardt's Anstalt Eisenach. Prosp. gratis

Honorar nach Heilung. Garteni, 1878 No. 13, 1879 No. 5. **Einzige** Anst. Deutschl., überrl. Lage, die mehrf. **staatl.** ausgezeichnet, wiederh. d. S. M. **Kaiser Wilhelm II.**

Sachsen-Altenburg.

TechnikumAltenburg

Maschinenbau. Elektrotechnik, Papiertechnik. Programm kostenfrei.

Staatskommissar.

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Briefe und Sendungen nur an die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.**

Digitized by Google

Digitized by Google

Ungarische Bauernmädchen

Nach dem Gemälde von Franz Paczka (Berlin)

Digitized by Google

Die Wiskottens

Roman in zwei Büchern

von

Rudolf Herzog

(Fortsetzung)

II

Wenige Tage vor dem Auszuge Ewald Wiskottens aus der Zinterschen Wohnung war es, als Gretchen Zinters die Treppe zur Mansarde hinaufstieg, klopfte und aufklinkte. Sie trug einen Brief in der Hand, der sie sehr zu interessieren schien. Ewald Wiskotten saß am Tisch, den er unter das schräg abfallende Fenster gerückt hatte, und quälte sich mit einer Kompositionsarbeit.

„Gretchen! Kommst du auch mal wieder?"

„Hier is ene Brief. Kuck doch mal, wat da drin steht."

„Leg nur hin."

„Biste denn nich neugierig? Ene Handschrift wie gestochen. Der is von vornehme Leut."

„Was von außen kommt, ist mir gleichgültig. Es muß von innen kommen."

„Dat soll nu wieder so jet heißen. Ich bin mehr für et Aeußerliche. Da weiß mer doch wie un wo. Mit em Innerlichen kann mer de Menschen schöne blaue Dunst vormachen."

„Hab' ich das getan, Gretchen?"

„Du biste eso e langweilige Pitter. Dat hat doch jar keinen Zweck, wenn wir alle beid' Trübsal blasen. Ich darf dat ja auch jar nich. Dat leid't der Vatter nich wegen et Geschäft."

„Aber dich ein bißchen um mich kümmern, das hätt'st du doch gekonnt. Wochenlang seh' ich dich nicht."

Sie verzog die Lippe. „Ich hab' nix davon. Und 's Theater spielt nur im Winter."

„Dafür hab' ich augenblicklich kein Geld," sagte er und blickte mit finsterem Trotz auf seinen Zeichenbogen.

„Du hast überhaupt nie Geld."

„Aber hier! Hier!" Er schlug auf das Zeichenbrett. „Das wird was. Jetzt hab' ich's gepackt. Geh nur zu deinen Freunden, lauf nur mit ihnen ins Theater, lach mich nur aus. Eines Tages wird dir das Weinen kommen, weil du nicht an mich geglaubt hast."

Sie wiegte sich in den schlanken Hüften und pürschte sich, vor sich hinsummend, hinter ihn an den Stuhl. „Wat machste denn, Jung'?" Und sie schmiegte ihren Körper an seinen Arm und streckte den Kopf vor, daß Wange neben Wange lag.

Er rührte sich nicht. Er fühlte nur, wie ein heißer Strom ihn durchflutete, wie sein Atem langsamer, schwerer und lauter ging und seine Wangen zu brennen begannen. Sie streichelte mit den Fingerspitzen sein Haar. „Sag et doch, Ewald."

Da erklärte er hastig. „Ein Hochzeitszug in Nürnberg. Die Patrizier in reichen Gewändern. Die Bürger wie Fürsten."

„So'n Kleid, dat ließ' ich mir auch gefallen. Kannste mir keins besorgen?"

„Ich mal's dir ja."

„Eja, du malst mir jet," lachte sie an seiner Wange. „Dat weiß ich ja längst."

„Gretchen!" Er umfaßte sie so heftig, daß der Tisch ins Wanken kam. „Du sollst mich küssen. Hörst du, du sollst! Und ich schaff' dir, was du willst. Nur den Anstoß brauchst du mir zu geben. Siehst du, das da, das macht mir keiner nach. Diese Ausführung, diese Phantasie —" Ihre Nähe berauschte ihn zu Uebertreibungen, zu Fanfaren. „Das sind keine Farbenflecken, die das Unvermögen überkleckſen, das ist Zeichnung, Reichtum, Verschwendung. Das sind Menschen, die wirklich Kleider anhaben statt den Abhub von der Palette. Darin steckt Erfindungskraft und kein blasses Kopistentum. Gretchen, küß mich."

„Willste auch den Brief öffnen?"

„Auch den Brief ..." Seine verdursteten jungen Lippen bezwangen ihren Mund. Nichts hörten sie als das Klopfen ihrer Pulse, als das Vorwärtsdrängen des Herzschlags. „Laß mich ..." „Noch nicht!" — „Du tust mir weh ..." — „Du mir auch!" — „Verrückte Jung'!" — „Ach —"

Nun war sie los. Mit beiden Händen strich sie sich das Haar hinter die Ohren. „Mach den Brief auf."

„Laß den Brief doch Brief sein! Gretchen! Fühl mal — mein Herz ...!"

„Nu mach doch voran. Ich muß in die Wirtschaft."

Noch einmal lachte er sie an. Mit heißen, siegesfreudigen Knabenaugen. Dann nahm er den Brief, riß das Kuvert auf und las. Er las wie ein Nichtverstehender. Er wandte das Kuvert um und überzeugte sich noch einmal von der Aufschrift. Und wieder las er den Brief. Die Flammen in seinem Gesicht erloschen. Das Nicht-

Digitized by Google

verstehen machte jäher Bestürzung Platz. Und seine Züge wurden welk und alt.

„Is et nix — Angenehmes?“

„Nein.“

„Zeig.“

Er knitterte den Brief in der Faust zusammen. Und mit irren Augen blickte er von dem Papierknäuel in seiner Hand auf seine neue Komposition. Die Lippen zogen sich schmerzhaft zusammen. Der Atem verkroch sich.

„Nu zeig doch endlich her.“

Seine Hand öffnete sich, und der Papierknäuel fiel zu Boden. Er sah gar nicht hin. Mochte sie sich bücken und ihn glätten und lesen.

Das Mädchen hob ihn auf und buchstabierte die Worte heraus.

„Da Sie in den ersten beiden Semestern nicht gezeigt haben, daß Sie den Forderungen der Schule gewachsen sind, so bitten wir Sie, Ihr Studium an hiesiger Kunstakademie mit Schluß des Semesters als — beendet — anzusehen — —.“

Das Mädchen blickte ihn starr an.

„Wegen Unfähigkeit — 'raus?“

Um seine Mundwinkel zuckte es. Auflehnung, Trotz, zwischendurch niedergekämpftes Weh der Jugend. Aber sie sah es nicht.

Sie sah nur den mit dürren Worten Verurteilten.

„Nu is et ganz am End'.“

Er löste die Zähne voneinander. Die Angst überflügelte den Trotz. „Nein!“ rang es sich hervor.

„Dat sagt sich so. Aber darauf kann ich mich warten. Ich hab' die Fopperei satt. Wo is denn jetzt deine reiche Familie, dat sie dich aus der Patsche zieht? Nee, ich dank' schön. Zum Vertrauern bin ich auch nich auf der Welt.“

„Gretchen, bleib! Das — das ist doch nur ein Uebergang. Nur jetzt mich nicht allein lassen, wo — wo ich jemand nötig habe. Die Akademie — die Akademie kann mir gestohlen werden! Ich brauch' sie nicht! Aber dich brauch' ich jetzt — du — hör . . .!“

„Wenn dat der Vatter erfährt, müssen Sie hier räumen. Er is als so nich auf Sie zu sprechen.“

„Weshalb sagst du jetzt ‚Sie‘?“

„Wieso denn anders? Dat hat doch nu aufgehört.“

„Gretchen, lauf doch nicht so fort. Sieh mal da! Da ist doch mein neuer Entwurf. Und vorhin, wie du mich geküßt hast, da hab' ich gespürt, daß — daß —“

„Lassen Sie mich vorbei.“

„Gretchen, küß mich doch . . .“

„Sie sollen mich nicht anrühren! Immer belogen haben Sie mich. Nix glaub' ich Ihnen mehr. So ene Flausenmacher. Ich laß mich nich von Ihnen blamieren, und reden Sie mich nich noch einmal an.“

Er starrte sie ganz entgeistert an. Und als lange schon die Tür hinter ihr ins Schloß gefallen war, starrte er noch immer auf denselben Fleck, wo sie gestanden hatte, und er glaubte sie noch immer zu sehen mit dem mitleidslosen Zug naiver Grausamkeit, der die drängende Genußsucht ihrer Jugend stempelte.

Und doch schrie er hinter ihr her, als müßte er sich an ihren Schatten klammern: „Gretchen —!“

Eine Stunde darauf verließ er das Haus. Er ging zu Ernst Kölsch, den er daheim traf.

„Lies mal den Wisch.“

Der Heimatsgenosse überflog das Schreiben und reichte es ihm zurück. „Hab' ich kommen sehen.“

„Und was soll ich tun? Nach Haus? Zu Kreuz kriechen? Eher klopp' ich Steine.“

„Du gehörst auf die Kunstgewerbeschule, Ewald. Nimm Vernunft an. Dort wirst du einer der ersten werden.“

„So! Was denn? Anstreicher? Zeichenlehrer! Musterzeichner! Wo bleibt da die Kunst?“

„Du gerad' sollst sie dort finden. Das ist ein Gebiet, das aus dem Handwerksmäßigen ins Künstlerische gehoben werden kann. Kommt nur auf das Genie an. Und das hast du.“

„Weiter weißt du nichts?“

„Ist das nicht viel?“

„Neidhämmel seid ihr, Dummköpfe! Ihr versteht mich einfach nicht! Euch geht das Feingefühl ab, weil ihr nur die brutale Farbe kennt und vor den Details blind seid! Ach Gott, was hab' ich denn mit euch noch zu schaffen!“

Bevor der Freund ihn halten konnte, war er fort. Und andern Tags erhielt Ernst Kölsch einen kurzen Brief, in dem ihm Ewald Wißkotten mitteilte, daß er nicht mehr zu den gemeinsamen Mahlzeiten erscheinen würde und ihn bäte, keinen Verkehr mehr mit ihm zu suchen. Er als Handwerker könne von einem Künstler kein Almosen mehr annehmen.

Zwei Tage war Ewald Wiskotten den Rhein entlang geirrt. Er aß nicht und trank nicht. Die paar Mark, die er bei sich trug, hütete er wie ein Geizhals. Wenn das Hungergefühl zu mächtig wurde, rannte er lange Strecken, ohne anzuhalten. Dann wieder lag er dumpf brütend am Rhein, und seine Augen schweiften mit dem breiten Strom, der hinaus wies, hinaus in die Welt. Bis sich ihm ein Schleier vor den Blick zog und der Schleier sich in Tropfen löste, die brennend über seine Wangen liefen und heiß auf seine Hand fielen. Da streckte er sich lang aus im weißen Rheinkies und weinte wild vor sich hin. Um Gretchen. Und wieder um Gretchen. Und dann um seine Kunst — —

Ueber den Rhein senkten sich tiefe Schatten, die schwerfällig mit den Wellen spielten, bis sie sich in der Umarmung verloren. Das war die

Digitized by Google

Nacht. Nur Raunen und verhaltenes Auflachen stieg noch aus dem Strom. Und fröstelnd zog sich Ewald Wiskotten zusammen. Aber die Stimmen der Nacht, die so brünstig erklangen, zerbrachen sein Denken, lähmten ihn und erfüllten ihn mit Gier, daß er die Lähmung um so wütender empfand. Wie unter einem Alpdrucke bäumte er sich auf, griff in die Zweige einer verkrüppelten Weide und horchte erregt über den Strom hinaus. Scheu kroch er am Ufer entlang, glitt aus und spürte die Kälte des Wassers. Gellend schrie er auf. Die Nacht griff nach ihm und der Strom, mit langen schwarzen Polypenarmen, die sich um sein Herz wanden und sein Gehirn. „Mutter!" hatte er geschrien. Dann hatte er festen Boden, und er schnellte sich auf und lief in rasender Flucht querfeldein. Die Schauer der Nacht wie zischende Schlangen um ihn.

Als es tagte, fand er sich in der Nähe der Stadt. Und das Morgenlicht griff um sich und griff in seine Seele und breitete Klarheit aus. Drüben tauchte die Akademie auf. Sein Blick hastete daran vorbei, kehrte zurück, blinzelte und lag dann ruhig auf dem Gebäude.

„Ich muß meine Sachen noch aus der Klasse holen."

Aber es war noch zu früh. Er ging zum Rhein zurück, setzte sich auf eine Böschung und ließ, die Hände zwischen den Knien, die Beine hinunterhängen. Der Morgen war klar. Keine Schatten krochen mehr über das breit dahinströmende Wasser. „Vor was hab' ich mich denn gefürchtet? Ich bin ja da und die Nacht nicht." Langsam und müde atmend, aber mit schadenfrohen Augen blickte er den fernen Wellen wie einem abziehenden Gegner nach.

Die Augendeckel wurden schwer und fielen zu. Ein paarmal zuckte er im Halbschlaf. Die Augen öffneten sich wieder und sahen starr und verwundert geradeaus. Als er sie müde schließen wollte, besann er sich. Er zog die Uhr aus der Tasche. Zehn Uhr.

„Ich muß meine Sachen aus der Klasse holen," wiederholte er laut. Das gesprochene Wort machte ihn lebendig. Er erhob sich und schlug den Weg zur Stadt ein. Mühsam gehorchten seine Füße.

Schritt für Schritt kam er der Akademie näher. Nun durch das Portal. Der steinerne Korridor hallte heute nicht wieder. Darüber grübelte er nach, als er, Stufe für Stufe, die Treppe zu seinem Zeichensaal hinaufstieg. Ach, das war's! Die Füße schlurften. Dann konnte es nicht hallen.

Er öffnete die Tür. Die Kameraden waren bei der Arbeit. Terpentinduft zog ihm in die Nase und stach wunderlich in sein Gehirn. Dinge, die er nicht recht zu erkennen vermochte, kreisten lustig vor seinen Augen, der Boden wurde so wellig, er lief ihm unter den Füßen weg. Schwankend hielt sich seine lange Gestalt im Türrahmen.

Wie aus weiter Ferne vernahm er entrüstete Ausrufe, sah er Augen auf sich gerichtet, die ihn durchbohrten, die ihn verspotteten. Er riß sich zusammen und stolzierte mit steifen Knien durch die Reihen zu seinem Platz. Als er sich bücken wollte, um seine Gerätschaften aufzunehmen, hüpfte der Boden unter ihm, daß er das Gleichgewicht verlor und mit der Schulter gegen die Fensterbank stürzte. Schweigend richtete er sich auf. Drohend ging sein Blick in die Runde.

„Der Lange hat seinen Schmerz ersäuft!"

„So en Kümmeltürke!"

„Siehste schon weiße Mäuse?"

Einer reichte ihm die Terpentinflasche. „Hier, drink ens."

Schallendes Gelächter.

Ewald Wiskotten hob die Hand. Er holte weit aus zum Schlag. Und von der Heftigkeit seiner Bewegung fortgerissen, stürzte er taumelnd vornüber und schlug hart zu Boden . . .

Voll Abscheu eilte der korrigierende Professor aus dem Nebenatelier herbei.

„Stehen Sie auf, Wiskotten. Auf der Stelle verlassen Sie den Saal. Sie haben wohl keinen Rest von Scham mehr, daß Sie schon am frühen Morgen betrunken sind."

Er blieb liegen, mit festgeschlossenen Augen.

„Rufen Sie den Hausmeister." Der Professor besann sich. „Nein, besser den Arzt. Gleich an der Ecke."

Ein paar Mitleidige richteten den Gestürzten auf und setzten ihn in den Lehnstuhl des Modells, in dem er zusammensackte. Dann kam der Arzt und untersuchte ihn.

„Betrunken?" sagte er nach einer Weile. „Keine Spur. Im Gegenteil, er ist leider Gottes viel zu nüchtern. Ganz einfach Hunger hat der junge Mann."

Betroffen blickten sich die Akademieschüler an. Einer holte beschämt sein Butterbrot aus der Tasche. Dem Professor rötete sich die Stirn.

„Lassen Sie doch, bitte, vom Hausmeister warme Milch bringen."

In wenigen Minuten war sie zur Stelle. Der Arzt beugte sich über den Patienten und ließ ihn trinken. In großen, gierigen Zügen leerte Ewald Wiskotten das Geschirr.

„Hat's gut geschmeckt, junger Freund?"

Er nickte und bemerkte die Versammlung. Ohne ein Wort zu sagen, erhob er sich und wollte zur Tür.

„Sachte, sachte; wohin so eilig? Sie sind in ärztlicher Behandlung." Der Arzt faßte ihn beim Rockärmel. „Jedenfalls werde ich Sie nach Hause begleiten."

Der alte Zinters zog die Augenbrauen hoch,

Digitized by Google

als er seinen Mieter in Begleitung des Doktors ankommen sah.

„Dat is mich ja wieder en janz neu Trauerspiel. De jung Här is mich zu talentvoll, Herr Doktor. Erst die Miet' schuldig bleiben, darauf als Freiherr von der Akademie entlassen und nu obendrein krank werden. Auf den Luxus bin ich nich einjerichtet."

„Ihr Mieter ist nicht krank. Nur eine ordentliche Fleischsuppe hat er nötig und einen Tag Ruhe. Das riecht ja ganz gut aus der Küche heraus. Ich werde so lange oben bleiben, bis Sie die Fleischsuppe heraufgeschickt haben."

Die Anordnungen klangen so selbstverständlich, daß Zinters murrend der Magd den Auftrag erteilte.

„Sons kömmt et in 't Blättchen. Mach als!"

Wohlig dehnte sich Ewald Wiskotten in seinem Bett. Feine neue Lebensstimmen zirpten wie Heimchen in seinem Blut. Er schloß die Augen und schlief traumlos ein . . .

Als er erwachte, war es Abend. Er setzte sich aufrecht und grübelte. Ein Modell hatte ihm erzählt, daß es in einem Hause der Ratingerstraße für ein Dachzimmer monatlich acht Mark zahlte. Das würde die rechte Wohnung für ihn sein.

Er kleidete sich an. Draußen huschten leise Schritte vor seiner Tür. ‚Gretchen —?' dachte er und horchte. Aber bald polterten schwerere Schritte die Treppe hinauf. Man hatte den alten Zinters von seinem Erwachen benachrichtigt.

Ohne anzuklopfen trat der Hauswirt ein.

„Wat machen mer nu mit Euch? Miete zahlen mögen Se nich, un Sie adoptieren mag ich nich."

„Ich werde ziehen, Herr Zinters."

Der Wirt blickte sich im Zimmer um.

„Schön zugericht' haben Se die Prachtstub', dat muß mer Ihne lasse. Ich kann die Weißbinder herbestellen. Unter zwanzig Mark is dat nich zu machen. Pfandstücke —? Möcht' wissen, wo?"

Ewald Wiskotten war es, als würde er von den Blicken des Mannes nackt ausgezogen. Scham und Zorn zitterten durch seine Glieder. Und machtlos litt er unter der Demütigung.

„Ich werde Ihnen einen Schuldschein schreiben, Herr Zinters. Ich bleib' ja in Düsseldorf. Ich — ich — geh' zur Kunstgewerbeschule."

„Sie wollen en Schuldschein schreiben? Sehr gütig. Aber Sie erlauben wohl, dat ich dat lieber selber beforge. Ich hab' schon vorgeahnt. Hier unterschreiben Sie mal, dat Sie mir diese Summe für Miete, Reparaturen, Auslagen und Zinsen schulden und für jeden Monat sechs Prozent Verzugszinsen."

Ewald Wiskotten las den hohen Gesamtbetrag. Wie kam der zusammen? Aber jetzt nur nicht fragen, nur nicht feilschen. Er unterschrieb.

„Ein Jahr werd' ich dat Papierchen bewahren. Nur zur Schonung der verehrten Eltern."

„Kann ich jetzt ziehen?"

„Ich wüßt' nix, womit Sie mir en herzlicher Vergnügen machen könnten."

Unter den Augen des Hauswirts packte Ewald Wiskotten hastig seine Sachen in ein großes Bündel, setzte den Hut auf und ging steif die Treppe hinab. In der Ratingerstraße wurde er mit der greisenhaften Witwe eines Taglöhners handelseins. Von den zwei Dachkammern, welche die Alte bewohnte, trat sie ihm die kleinere ab. Außer einem Bettsack, der auf dem Fußboden lag, und zwei Kisten, die Tisch und Stuhl vorstellten, besaß der Raum kein Mobiliar.

Der freundliche Gemüsehändler, der in der Bolkerstraße neben der Zinters'schen Likörstube sein Lädchen hatte, fuhr ihm auf der Schiebkarre das Bündel hin. Ewald Wiskotten sah sich noch einmal in der alten Behausung um. Er suchte — —

„Kann ich Fräulein Gretchen adieu sagen?"

„Et Jretchen? Dat is mit dem Franz Stibben aus Neuß in et Thiater. Soll ich ene schöne Jruß sagen?"

„Nicht nötig. Adieu."

„Bitte um freundliches Gedenken."

In der Dachstube, in der die Luft dick und dumpf war, öffnete er die Glasluke und ließ den frischen Abendwind, der vom Rhein herüberkam, hindurchwehen. Der fegte auch den Kopf klar. Wenn er das Gesicht durch die Luke zwängte, sah er über die Dächer hinweg bis zur Akademie und über einen Streifen des Rheins. Er packte seine Zeichnentensilien aus, aß heißhungrig Brot und Wurst zum Nachtmahl und fiel müde auf den Bettsack.

Am andern Tage überdachte er ruhig seine Lage. „Durchhalten," sagte er sich, „nichts unversucht lassen. Weshalb soll ich's zunächst nicht mit der Kunstgewerbeschule versuchen? Die Professoren dort sind ebenso tüchtig. Der Maler Neudörfer hat einen Namen von Klang. Vielleicht kann ich gleich durch kunstgewerbliche Arbeiten verdienen? Und später suche ich eine neue Akademie oder als Privatschüler einen großen Meister auf. Nur nicht so vor die Eltern und die Brüder treten. Ich würd' mein Leben lang darunter leiden. Ich will nicht zum Maler Weert auf die Säuferbank."

Er dachte an die Briefe seines Bruders Paul, die er unbeantwortet gelassen hatte, und an die vergeblichen Bemühungen des Bruders, ihn zu sprechen. Er hatte ihm nichts zu sagen. Jetzt noch nicht; heute weniger denn je. Erst wenn er die schweren Prüfungen hinter sich hatte und stolz und frei den Kopf heben konnte, wie die zu Hause ihn hoben. Nicht eher. Das war ihm zur fixen Idee geworden, und er bohrte sich immer heftiger hinein. Als er am Sonntag die Stimmen

Digitized by Google

von Ernst und Anna Kölsch vor seiner Tür vernahm, wurde er blaß vor Wut. Hatte man ihn schon wieder ausspioniert? Sollte er sich in seiner Armseligkeit schon wieder nackt zeigen? Damit man es in Barmen herumtrug? Er stieß verächtlich mit dem Fuß nach dem zerschlissenen Bettsack. Hier war sein Revier. Ruhe! — — Er legte das Ohr gegen die Tür und horchte auf die langsam sich entfernenden Schritte, während ein schadenfrohes Lächeln auf seinem Gesicht irrte . . .

Am Montagvormittag ließ er sich im Privatatelier des Professors Neudörfer melden. Er fand einen großen, starken Mann von stillem Wesen, der ihn durch die Gläser seiner Brille freundlich musterte.

„Was führt Sie zu mir?"

„Ich möchte — dem Herrn Professor — meine Zeichnungen vorlegen."

„Lassen Sie sehen. Haben Sie schon irgendwo eine fachmännische Vorbildung genossen?"

Ewald Wiskotten würgte es in der Kehle. Aber das Bekenntnis mußte heraus.

„Ich war zwei Semester — auf der Kunstakademie."

„Hier in Düsseldorf?"

„Ja —"

„Und wollen umsatteln?"

„Ich muß."

„Ah — man hat Ihnen den Rat erteilt, abzugehen?"

„Ja."

Der Professor strich seinen braunen Bart, unterwärts vom Kinn bis zu den Spitzen. Hinter den Brillengläsern forschten die Augen. „So, so. Na! Ansehen kostet nichts. Zeigen Sie her, was Sie mitgebracht haben."

Ewald Wiskotten reichte ihm die Mappe.

„Sie zittern ja. Sind Sie krank?"

„Mir fehlt nichts. Nur — ein Lehrer — —"

„Setzen Sie sich."

Ewald Wiskotten nahm auf einem Schemel neben der Tür Platz und drehte den Hut in der Hand. Der war speckig und abgegriffen. Das hatte er nie bemerkt. In diesem Augenblick sah er jeden Flecken. Er legte den Hut neben den Stuhl und saß still mit gefalteten Händen. Schlimmer konnte es nicht mehr kommen. Wenn der Mann, der da seine Zeichnungen in der Hand hielt, „nein" sagte, so griff er eben nach seinem speckigen Hut und — und —

„Kommen Sie doch mal her, Herr — Wie war der Name?"

„Wiskotten."

Der Professor sah ihn an.

„Wiskotten? Doch nicht von den Barmer Industriellen?"

„Doch, Herr Professor."

„Wie kommen Sie denn — Verzeihung — wie kommen Sie denn in diese Verfassung?"

Ewald Wiskotten wurde glühend rot. Sein Blick glitt an seinem abgescheuerten Anzug hinab bis zu den Hosenfransen und den schiefgetretenen Schuhen.

„Sie — dürfen — meine Familie nicht nach mir beurteilen," stieß er hervor.

Der Professor lachte. „Fällt mir auch im Traume nicht ein. Die Wiskottens würden mir schön auf den Kopf kommen. Aber Sie? Sagen Sie mal, haben Sie etwa — dumme Streiche gemacht?"

„Nein, Herr Professor. Nur, weil ich Künstler werden wollte. Das war nicht Wuppertaler Tradition."

„Das freut mich. Sonst wären wir von vornherein geschiedene Leute gewesen. Sie erhalten also keinen Zuschuß? Und die Akademiegelder? Wer hat die bezahlt?"

„Der Vater eines Freundes. Aber nun kann ich das nicht mehr annehmen."

„Sie möchten also bald in die Lage versetzt werden, zu verdienen?"

„Ja, Herr Professor."

„Ihre Zeichnungen reden von einer auffallend starken Begabung, Herr Wiskotten."

Ewald Wiskotten brauste es vor den Ohren. Vor seinen Augen drehte sich die Gestalt des Professors in Spiralen. Aus ganz tiefer Brust kam es herauf, stoßweise, in schmerzhaften Pausen, Gefühle wie Lasten, Worte, die sich nicht zu Sätzen finden konnten.

„Sie sagen —? Und von der Akademie? Weggejagt. Und nun doch? Alles nicht wahr? Herr Jesus — —"

„Ruhig! Wie wollen Sie mit solcher Zerfahrenheit etwas leisten? Hier, trinken Sie mal einen Kognak. So! Sie sind ja ganz aus dem Leim, wie mir scheint. Sie müssen mehr auf sich halten."

„Werd' ich auch, Herr Professor. Man hat mich — nur nicht zur Ruh' kommen lassen. Jetzt, jetzt —"

„Keine Gefühlsergüsse. Die haben nur nach getaner Arbeit Berechtigung. Vorläufig stehen wir erst vor der Arbeit. Ob Sie einmal Bilder malen werden, ist mir fraglich. Aber ein Stilist sind Sie heute schon. Mit den Linien springen Sie prachtvoll um. Diese Ranken aus Wein und Lorbeer, diese Ornamente, die wie kühne Blumen aus der Erde wachsen — als Spitzen über ein samtenes Gewand geworfen: das ist neu und — schön."

Wie warm diese Stimme machte. Wie warm und still. Nur zuhören, nur auf den Klang dieser Stimme achten — —

„Man merkt, daß Ihre Wiege in der Textilgegend gestanden hat, Herr Wiskotten. Das ist angeborene Liebe, gesteigert durch Originalität."

Und wenn die Stimme gesagt hätte, er sei

Digitized by Google

im Zuchthaus geboren: nur zuhören, nur sich wohl tun lassen von dem Klang —

„Das also gilt es auszubauen. Konzentrieren Sie Ihre Begabung zunächst ganz auf diesen Punkt. Lassen Sie sich nicht von falsch verstandenem Künstlerstolz verführen, abzuspringen. Zeigen Sie Ihre Energie, zeigen Sie, daß Sie ein Mann sind. Dann wird der Künstler nicht dahinten bleiben."

„Der Künstler — —," wiederholte Ewald Wiskotten.

„Jawohl, der Künstler! Oder halten Sie mich für einen Handwerker?"

„Herr Professor!"

„Schon gut. Und derselbe Mann, der vor Ihnen steht, wurde in seiner Jugend ebenfalls von der Akademie verwiesen. Sie sehen, es hat mir nichts geschadet. Nur Zielbewußtsein muß man haben statt Sentimentalität. Ein Künstler ist nicht zu unterdrücken. Und Künstler sein, heißt nicht nur Oelfarbe mit Leinwand verbinden; in allem, was froh und schön macht, können Sie's zeigen, und wär's in einem Stückchen Bandmuster. Verstehen Sie das? Und wollen Sie ein Mann sein? Ein Mann und Künstler in eins?"

„Ich will, Herr Professor!"

„Sie haben eine ganz energische Schädelbildung. Strafen Sie Ihren Schöpfer nicht Lügen. Morgen können Sie als mein Schüler eintreten. Pünktlich um acht!"

„Als Ihr —?"

„Als mein Privatschüler. Sie interessieren mich, daher bring' ich Sie nicht mit der ganzen Herde zusammen. Nur sorgen Sie, daß das Interesse nicht erlischt."

„Herrgott, Herr Professor! Aber ich — ich kann's nicht bezahlen — —?"

„Wenn das Ihre ganze Sorge ist — Sie werden es bald nachholen. Sonst" — er lächelte und strich aufs neue seinen Bart — „hat sich der schlechte Lehrmeister den Verlust selbst zuzuschreiben."

„Ich werde arbeiten," sagte Ewald Wiskotten und sah aus großen klaren Augen den Lehrer an. Der nickte ihm zu.

„Noch eins. Könnten Sie sich nicht etwas — etwas sauberer anziehen?"

Schweigend sah der junge Mensch zu Boden.

„An Ihre Familie wollen Sie sich nicht wenden?"

„Nein. Noch nicht."

‚Trotzkopf,' dachte der Professor. Aber der Trotz gefiel ihm. Es stak Arbeitsfieber dahinter.

„Wie weit waren Sie auf der Schule?"

„Ich habe das Abiturientenexamen gemacht."

„Auf einem Gymnasium?"

„Ja."

„Da haben Sie's weiter gebracht als ich. Und meine Jungens daheim möchten ihren Vater nicht ausstechen. Seit zwei Jahren hocken die Bengels auf Obertertia. Diese Pietät macht mich nun doch ängstlich. Würden Sie ihnen Nachhilfestunden geben können? Abends, wenn das Licht fort ist? Sagen wir: einen Taler für beide."

„Herr Professor, Sie — ich —"

„Soll das ‚Ja' heißen?"

„Ja!"

„Dann also auf morgen. Ich habe jetzt auch keine Sekunde mehr für Sie frei. Adieu, Herr Wiskotten."

Draußen blickte Ewald Wiskotten in die Sonne. Er zwang seinen Blick, das Gefunkel auszuhalten; wie ein Kind, das seine Kräfte mißt. Seine Glieder spannten sich, sein Schritt wurde elastisch. Und daheim steckte er den Kopf aus der Dachluke und hielt den Blick fest auf die Kunstakademie gerichtet, und das verlorene Paradies erschien ihm nicht mehr als das einzige, in dem der Baum der Erkenntnis zu finden sei. Die Jugend machte ihr Recht geltend, mit neuen Hoffnungen die Geschehnisse zu überwältigen.

Tagaus, tagein hielt er seine Arbeitsstunden. In einem Nebenraum des Meisterateliers stand sein Zeichentisch, und seine Phantasie, auf ein Ziel gerichtet, regte die Flügel, den Turnierplatz zu erforschen und mit Gebilden zu erfüllen. Das Wort des Lehrers legte ihm Zügel an, wenn er aus der Bahn brechen wollte, und das Wort des Lehrers lenkte seinen Blick auf das Blühen und Sprießen am Wege, wenn er dem Zug der Wolken folgte, die ihn nicht mitnahmen. So lernte er die Nähe erkennen und sie liebgewinnen, und aus den Fernen kehrte er heim und erkannte in der Nähe sein eignes Bild.

Neudörfer hatte ihn am ersten Abend seiner Familie zugeführt. Nach kurzer und freundlicher Begrüßung durch die Frau des Hauses waren ihm die Knaben überliefert worden, aufgeweckte Burschen, die sich unter der Pflichtrute wanden und in die Freiheit ihrer Wünsche strebten. Sie suchten aus dem Hauslehrer einen Spielgenossen zu machen, aber Ewald Wiskotten packte eisern zu und übertrug seine junge Erkenntnis, die er dem Vater seiner Schüler dankte, durch sein lebendiges Beispiel auf die staunenden Knaben. Und alle Gärten, die er verriegelt hatte, schloß er wieder auf und lehrte die jungen Seelen das Geheimnis des Familienstolzes, der nicht nachgäbe, bis er in ebenbürtigen Leistungen sich den Namen der Altvorderen erworben hätte, um ihn weiter zu tragen wie ein vorwärtsdringendes Wappenzeichen. Da horchten die Knaben mit leuchtenden Augen den ritterlichen Verkündigungen, steckten, wenn der Lehrer auf die Bücher wies, die Zeigefinger in die Ohren und memorierten mit heißen Köpfen.

„Weshalb reisen Sie nie zu Ihrer Familie?" fragten sie einmal.

Digitized by Google

„Ich muß erst eine Fahne erbeuten," sagte er. „Oder möchtet ihr in die letzte Reihe gestellt werden, wenn man eure Kameraden feiert?"

„Nein, vornan. Ganz vornweg."

„Seht ihr, deshalb halt' ich mich zurück, bis ich die Kraft habe, zuzupacken. Eines Tages — bin ich da! Mit der Fahne! Und wer eine Fahne trägt, ist ein Führer. Macht's auch so."

Da erhielt für sie die Gestalt des jungen, abgerissenen Lehrers einen romantischen Schimmer. Sie sahen unter dem abgeschabten Röcklein einen heimlichen, goldenen Panzer blinken. Und sie erstrebten seinen Beifall in den Uebungen des Stolzes. Denn das Geheimnisvolle reizte ihre Knabenseelen. Ewald Wiskotten aber fand bei der Sammlung ihrer jungen Kräfte die Sammlung seiner eignen, und er selbst wurde Schüler seines Lehramtes.

Vier Wochen gingen dahin. Sie hatten genügt, ihn auf eigne Füße zu stellen. Seine geringen Bedürfnisse konnte er bestreiten, und für den Sommer hatte ihm Neudörfer die Verwertung von Zeichnungen zu kunstgewerblichen Arbeiten vorausgesagt. Frei trug er den Kopf, und weiter ausschauende Pläne regten sich wieder hervor, wenn er aus seiner Dachluke den Blick sinnend zu dem verlorenen Paradies schweifen ließ, das sich höhnisch vor ihm breitmachte. Ein Bild beginnen. Ganz insgeheim. Ob er es wagen sollte? Nur, um denen da die Quittung über sein Abgangszeugnis zu überreichen?

Als er tags darauf zu Neudörfer aufs Atelier kam, teilte ihm der Aufwärter mit, der Professor sei plötzlich abgereist. Nach Kassel, zu seiner Mutter. Er eilte zur Privatwohnung seines Lehrers und fand nur Frau Neudörfer vor. Mit halbem Ohre hörte er, daß die Mutter des Professors einen Schwächeanfall erlitten und sehnsüchtig nach der Gegenwart ihres Sohnes verlangt habe. Um ihr eine Freude zu machen, hätte ihr Mann die Jungens für die Dauer der Osterferien mitgenommen. Er ließe Herrn Wiskotten bitten, ebenfalls für drei Wochen Ferien zu machen.

Der Lehrer hatte in der Unruhe um die Mutter die Lage seines Schülers vergessen.

„Drei Wochen!" sagte Ewald Wiskotten vor sich hin. „Eine hielte ich aus. Aber drei Wochen ..."

Er strich ziellos und zwecklos den Rhein entlang. Mitten aus dem aufsteigenden Fluge war er herabgefallen durch eine unerwartete Laune des Schicksals. Woher für diese drei Wochen das Geld nehmen? Für diese kurze Spanne, diese lächerlich kurzen drei Wochen, die ihn um alles bringen konnten. Von Ernst Kölsch? Nein, nicht betteln. Das hatte er nicht verdient, jetzt betteln zu müssen, nachdem er gearbeitet hatte. Von der Erkrankung einer alten, unbekannten Frau, von einer dreiwöchigen Unterbrechung seines Lebensplanes durfte er seinen Willen nicht abhängig machen lassen. Hatte er ein Leidensjahr aushalten können, so sollten ihn nun, da es bergan ging, drei Wochen Stillstand nicht um den Gewinn bringen. Jetzt erst ging es in Wahrheit um den Beweis der Ebenbürtigkeit, jetzt, vor dem Ziel.

Den ganzen Tag sann er über Hilfsquellen nach, die ihm ermöglichen könnten, sich diese drei Wochen über Wasser zu halten. Irgendeine ehrliche Arbeit, welche es auch sei. Vor sich, auf dem Golzheimer Sand, sah er eine Bretterbude und eine Kantine. Arbeiter mit Schaufel und Hacke kamen in Trupps heraus, um zu Chausseearbeiten ins bergische Land geführt zu werden. Die Arme gerührt! Hier konnte er seinen Willen beweisen! Ohne sich zu besinnen, trat er vor den Aufseher und ließ sich anmustern. Zwischen den neuen Kameraden stand er in der Kantine, finstere und leichtfertige Gesichter um sich, Menschen, denen das Leben nur noch Schanfelschläge galt, in den Erdboden hinein, auf dem sie Stiefkinder waren, hohnlachend oder verbissen.

Am nächsten Morgen zog Ewald Wiskotten mit einem Trupp aus. Die Schaufel geschultert, den Hut in die Augen gezogen, hielt er tapfer gleichen Schritt. Ihm schien der Boden, den er bearbeiten sollte, nicht feindlich, ihm schien die Erde die sorgende Mutter.

„Zugepackt, Wiskotten!" rief der Aufseher.

Und Ewald Wiskotten packte zu.

III

Es waren grüne Ostern im Wuppertal. Der Neuschnee, der sich auf den rauhen Höhen meist noch einmal einzustellen pflegte, wenn der Kalendermacher Frühlingsanfang verkündet hatte, war ausgeblieben. Durch die Wälder ging ein kaum sichtbares grünes Flimmern. Und wer es nicht sah, ahnte es. Einer erzählte dem andern die große Neuigkeit: auf den Bergen ist Frühling. Keiner, der sich nicht verwunderte und es weitersprach.

Durch den Hochwald, dem Laufe des kristallklaren Murmelbaches folgend, wanderte Gustav Wiskotten. Wenige Menschen nur begegneten ihm. Drunten hatten die Kirchenglocken gerufen, und die Häuser des Herrn waren angefüllt mit der gläubigen Gemeinde. Ihm war es nicht möglich, unter den vielen zu sitzen. Am Sonntag Palmarum hatte er es versucht und mit den Ohren hörend, nicht mit dem Herzen, die Predigt ausgehalten. Der Pastor sprach gut. Das Wuppertal wählte sich nur auserlesene Redner. Aber der Mann sprach doch nur für die Allgemeinheit, für die Schmerzen und Hoffnungen aller, nicht für Einzelfälle. Und hätte er es getan: er hätte doch nicht mehr vermocht, als in seine Seele hineinzuleuchten, nicht aber, die Schatten zu bannen. Und hineinleuchten, das konnte er selber besser, dazu brauchte er keinen Fremden von Amts wegen. War ihm doch schon während der Predigt gewesen, als wäre der Redner am Nächstliegenden,

Digitized by Google

der Alltagswelt mit ihren kategorischen Imperativen, vorübergegangen, um in fernen Gärten mit Früchten zu winken, deren Blüte sie nicht gesehen hatten, sie alle nicht, die im Menschenfrühling ihr Bestes glaubten. Wohl, wohl. Eine Erbauung mochte das sein, eine Erlösung war es nicht. Nicht für ihn. Er brauchte stärkere Beschwörungen.

Aus dem braunen blankpolierten Buschholz schimmerten die weichen ährenförmigen Kätzchen. Er schnitt ein Bündelchen ab und prüfte das junge Holz, in das der Saft gestiegen war. Auf einem Mooshügel saß er, vor sich den Wald, hinter sich das weite einsame Plateau des bergischen Landes, und bearbeitete emsig mit dem Schlägel des Messers die braunen Ruten, bis sich die Rinde vom Holze löste und wie eine Schlangenhaut herunterglitt. Jedes Jahr hatte er für seine Kleinen die ersten Flöten geschnitten. Die Aermchen auf sein Knie gestützt, hatten sie vor ihm gelegen und mit staunenden Augen die Entstehung des Wunderwerks verfolgt, bis es vollendet war, bis der langgezogene plärrende Ton sie in einen Rausch des Entzückens versetzte und der Vater ihnen als der Wundermann der Welt erschien, der da konnte, was er wollte.

Viel hatte er nicht gekonnt. Die Mutter dachte anders als die Kinder. Sie war nicht für Frühlingswunder, die von der Erde stammen.

Den Kopf vorgebeugt, das Flötchen an den Lippen, saß Gustav Wiskotten und blies leise Töne durch den Wald. Es klang wie vor Zeiten. Und der Frühling war auch da, und der Saft stieg ins Holz.

Er warf die Spielerei von sich, jäh, als ob er sich die Finger daran verbrannt hätte. „Na, na, na," beruhigte er sich. „Nimm dich zusammen. Aber diese Luft — diese Luft ist kaum auszuhalten."

Er sprang auf, sah sich scheu um, ob er unbelauscht geblieben wäre, und schritt dann hastig vom Wege ab quer durch den dichtbestandenen Wald. Hier sah ihn keiner, und keiner sah seine Gedanken. Sein Arm lag um einen Frauenleib, dessen Zucken seine Hand verspürte, an seine Schulter schmiegte sich ein Kopf, und in einer Fülle braunen Haares verfingen sich die Sonnenstrählchen, die durch das Gezweig flirrten, und schufen rotgoldene Flämmchen. Wenn er sie fortküssen wollte, neigte sich der Kopf hintenüber, schelmische Augen blinzelten ihn an, rote Lippen entzogen sich ihm spielerisch, um ihn plötzlich zu überfallen, ein Losreißen gab's und eine Jagd durch den Wald, und eine Beute, die ihm in der Gefangenschaft das Blut noch heißer machte wie bei der Verfolgung. Bis ein lachend Menschenkind mit geschlossenen Augen, auf Gnade und Ungnade, an seinem Halse hing . . .

„Emilie — —"

Nein, doch nicht Emilie. Ihr Körper war es, nicht ihre Art. Und weshalb nicht ihre Art? Gehörte sie nicht zu diesem jungen, blühenden Körper? Waren sie schon Spitzelleute? Krochen sie bereits auf allen vieren? Wenn die junge Natur ihr brausendes Zueinander hatte, sollte er in seinem Lebenslenz darauf verzichten?

Und herrisch, verlangend schrie er durch den Wald.

„Du! — — —!"

Irgendwoher kam ein Echo — — —

Da ging er aus dem Wald, einen wilden Pulsschlag in sich, und als er in das Tal und unter die Menschen kam, die vom Kirchgang heimströmten, hatte er den festen Gang und das kühlwägende Auge des Fabrikherrn.

Er wußte, der Fabrikherr mußte die Oberhand behalten. Heute mehr denn je.

Zu Hause traf er Anna Kölsch. Sie hatte sein Wohnzimmer mit Sträußen blühender Haselkätzchen geschmückt. Er schaute sie an und wurde rot.

„Wie appetitlich Sie aussehen, Fräulein Anna."

Sie zeigte ihre Hände.

„Ich habe Ostereier gefärbt. Da sehen Sie's noch. Nennen Sie das appetitlich?"

„Ach, ich mein' ja nicht die Hände, ich mein' das liebe Gesicht, das Ganze."

Sie versteckte die Hände auf dem Rücken und lachte ihn fröhlich an. Und dann, erst verwundert, erstarrte das Lachen, und in die Augen trat langsam ein seltsames Erschrecken. Gustav Wiskotten hatte den Arm um sie gelegt.

„Anna —"

Ganz steif wurde der Mädchenkörper in seinem Arm. Und nun sah er in ihren Augen das stumme Entsetzen.

Da ließ das tolle Flimmern vor seinen Augen nach. Schwerfällig hob er die Hand und strich ihr mit der ganzen Breite über das erblaßte Gesicht. „Nein, nein, ich fress' dich nicht auf. Ich bin doch nicht der Werwolf. Das ist nur die Freude an dir. Närrchen! Gönnst du sie mir nicht?"

Da wich die Starrheit aus ihren Blicken, die Augen wurden weich, und um ihre Mundwinkel zitterte es.

„Doch, Herr Wiskotten."

„An andern Menschen erleb' ich keine Freude. Das ist ein verfluchtes Gefühl."

Sie lehnte wie ein Kind den Kopf gegen seine breite Brust. Von unten herauf sah sie bettelnd zu ihm auf. „Herr Wiskotten —"

„Ja, Kleine —?"

„Rufen Sie Ihre Frau —"

„Anna, das verstehen Sie kleines Mädchen nicht."

„O doch, ich versteh' es."

Staunend blickte er in das junge, errötende Gesicht. Und da er nichts zu antworten wußte, streichelte er mechanisch die langen blonden Flechten, die wie eine Krone um ihre Stirn lagen. „Ich versteh' es," hatte das junge Ding gesagt, das

Digitized by Google

noch nicht zwanzig war, und seine alte Mutter, die die Sechzig überschritten hatte, hatte ihn auch verstanden. Trugen denn alle Frauen, jung und alt, heimlich ein Liebesvermögen? Etwas, das sie miteinander verband und sie dennoch befähigte, Licht und Schatten zu verteilen, um einer gerechten Liebe willen. Die sechzig Jahre der Mutter, die rückwärts sahen, sprachen für den Kampf, die zwanzig Mädchenjahre, die vorwärts blickten, für den Frieden. Das Ziel aber war beiden gemeinsam.

„Sagen Sie mal — Anna — haben Sie — eine heimliche Liebe?"

„Davon ist doch nicht die Rede."

„Es kommt mir aber fast so vor —"

„Rufen Sie Ihre Frau, Herr Wiskotten."

„Und wenn ich's täte?"

„Dann den Ewald auch!"

„Was? Auch den Ewald?"

„Nun ja," lachte sie und schlüpfte aus seinem Arm, „es ist doch nur Ihretwegen, damit Sie wieder an Menschen Freude haben."

„Kleine Anna, da sind Sie sehr falsch berichtet. Der Ewald trotzt nach wie vor, ja noch mehr als früher. Da er bald mündig wird, hat er sich jede Einmischung verbeten. Und meine Frau schreibt mir, daß es den Kindern ausgezeichnet gehe. Von sich kein Wort."

„Das ist es ja eben."

„Was ist es?"

„Daß sie von sich nichts schreibt. Sie möchte gewiß, daß Sie kämen und selbst nachsähen."

„Anna, Sie sind doch noch ein Kindskopf. Das hatt' ich einen Moment vergessen. Tut mir leid."

„In gewisse Feinheiten können nur Frauen hineinsehen, die sie selbst verspüren. Männer begreifen das nicht so leicht."

„Nun grüßen Sie mir aber Ihren Vater. Und das schleunigst! Das kommt davon, wenn man sich mit Wickelkindern einläßt, die nur ‚Ja' oder ‚Nein' sagen, weinen oder lachen, je nachdem man auf den Knopf drückt. Marsch!"

„Kommen Sie heute abend? Vater liest Mörike. Nein, heute Reuter."

„Und o b ich komme!"

„Adieu, Herr Wiskotten. Heute ist Auferstehungstag."

„Abschüs, Dummkopf." —

Ah, das hatte gut getan. Er reckte die Arme und durchquerte das Zimmer. Das war noch angefüllt von Mädchenlachen. Lachten so Mädchen? Oder lachten so Mädchen mit Frauengefühlen? Und — Frauen mit Mädchengefühlen — —? Das war beinahe dasselbe. Und doch nicht. — Er horchte, als ob er Musik vernähme . . . — Das erstere, das war die Ouvertüre. Das letztere: das Lied.

Mittagstafel war bei den alten Wiskottens angesetzt. Auch Wilhelm und Frau Mabel erschienen. „Herrjeh, Gustav, hast du in der Lotterie gewonnen? Wir können's brauchen."

„Gute Nachrichten?" fragte Mabel.

„Das eine nicht und das andre nicht."

„Was hast du nur?" meinte August ärgerlich. „Zum Vergnügtsein ist kaum die Zeit."

„Nix hab' ich, gar nix. Nur in meiner Wohnung, da ist heut morgen gelacht worden. Oder war es Schwalbengezwitscher? Die streichen ja schon durchs Tal. Möglich, daß mir das in den Kleidern hängen geblieben ist."

„Der Gustav steht knapp vor dem Verrücktwerden," erklärte Fritz.

Nur Paul kam heran und schlug ihn auf die Schulter. „Gustav, hast du sie auch gehört? Ja, wahrhaftig, es sind schon Schwalben."

„Dichterseele," sagte der Bruder und lachte.

Bei Tisch ging es heute geräuschvoller zu. Man kam in der Unterhaltung an der Geschäftslage, die sich von Tag zu Tag schärfer zuspitzte, nicht vorbei. Obschon man sich Mühe gab, sie nur wie absichtslos zu streifen.

„Heut vor 'm Jahr war noch der Streik," meinte Frau Wiskotten. „Aber Aufruhr bringt keinen Segen."

„War das so schlimm wie die Revolution, Papa?" fragte Mabel. Sie schwärmte für den still-fröhlichen Mann, und der alte Wiskotten schwärmte für die unbeirrt fröhliche Schwiegertochter. Sie zwinkerte ihm zu. Das hieß: erzähl, sonst kommen die andern mit ihren unendlichen Geschäften.

„Nee, Kindchen," sagte der alte Wiskotten. „Aber schlimm war auch die Revolution nicht. Ich stand damals als junger Gesell bei einem Meister vorübergehend in Arbeit, der zu den Elberfelder Barrikadenmännern gehörte. Jeden Tag sagte er zu der Frau: ‚Mutter, ich muß auf Wache.' Oder: ‚Mutter, heut hab' ich Patrouille.' Oder: ‚Et is Exerzieren angesetzt mit Scharfschießen.' Un als dann plötzlich mal Alarm geblasen wurd', da rannt' er durch et ganze Haus und sucht' und sucht' sein Gewehr. ‚Herrgott, Wiskotten, lop doch ens schnell tum Hasenklever en de Wirtschaft, op ek do min Gewehr gestern haw stonn loten, un wenn et do nich is — Deuwel, wo woar ek denn vorgestern — ah so, dann kiek ens en de Wirtschaft vom Krüger em Island noh, ob ek et do vergehten haw.' Und et war richtig seit vorgestern beim Krüger im Schirmständer, obwohl de Meister gestern zur Patrouille un heute zum Scharfschießen ausgezogen war. Wenigstens war dat Mutters Meinung . . ."

„Wenn et sich um 't Biertrinken handelt, werden Frauen i m m e r hinter 't Licht geführt," bemerkte Frau Wiskotten.

„Mutter," sagte der Alte und sah seine Frau gutmütig an, „et gibt auch Ausnahmen darunter, die sich dat nich gefallen lassen."

Digitized by Google

„Sind nich die schlecht'sten, Vatter."

„Mein' ich auch."

Mabel hatte sich die plattdeutschen Wendungen der Erzählung übersetzen lassen. Sie amüsierte sich nachträglich.

„Ich möcht' auch einmal eine Revolution mitmachen."

„Mutter, Mabel hat Durst," sagte Gustav Wiskotten. „Sie spielt auf 'ne neue Flasche an."

„Mabel, wir müssen mal 'ne Bierreise machen," rief Fritz.

„Eine Inspektionsreise," verbesserte Paul. „Vielleicht finden wir beim Hasenklever oder beim Krüger im Island auch noch Vatters Gewehr!"

„Es wär' euch besser," grämelte August, „ihr sorgtet mal zunächst für Schießpulver. Hier habt ihr ein größer Wort als in der Fabrik. Da ist euch das Witzemachen nun vergangen."

„Uns? Du meinst wohl: dir?"

„Der August kriegt es mit der Angst!"

„Er sieht schon den Sieg der Kirche in Gestalt seines Betbruders Scharwächter."

„Fang doch en Kompaniegeschäft mit dem Kerl an."

August Wiskotten sah auf. Seine Augen zogen sich scharf zusammen. „Wenn nicht Ostern wäre, würd' ich dir —"

„Nee, laß lieber. Ich hau' wieder."

Frau Wiskotten pochte mit dem Zeigefinger auf die Tischkante. „Schämt ihr euch nicht? Is dat ein Betragen am heiligen Feiertag? Wo soll da Segen herkommen?"

„Is ja Spaß, Mutter," beruhigte Gustav. „Aber der August hat mich unrecht. Et Schießpulver wird verdammt knapp."

Am Tische trat ein langes Schweigen ein. Jeder war mit seinen Gedanken in der Fabrik.

„Wie lang reicht et noch?" fragte Frau Wiskotten. Ihre Stimme war ganz ruhig.

„Wir führen für das Seidenverfahren ein Extrakonto. Wenn der Scharwächter noch drei Monate seine Barverluste aushält, bleibt uns nur noch die Baumwolle wie früher."

Fritz Wiskotten schlug mit der Hand auf den Tisch. Seine Erfindung tanzte wie eine bunte Seifenblase in der Luft. Aber er sagte kein Wort. Gustav tat ihm leid . . .

„Drei Monate!" sagte Frau Wiskotten. „Heut haben wir Ostern. Und der Heiland ist in dreien Tagen gestorben und wieder auferstanden. Wenn er will, kann er an uns auch in drei Monaten ein Auferstehungswunder tun."

„Jawohl."

Dann sprach August Wiskotten ein kurzes Dankgebet für Speis und Trank, und man wünschte sich gesegnete Mahlzeit.

„Machen wir keinen Ausflug?" fragte Mabel. „Eine kleine Wagenpartie?"

„Sei nich so leichtsinnig," verwies sie Frau Wiskotten. „En Taler hat nur dreißig Groschen."

„Ach, nicht meinetwegen. Die Männer brauchen eine Auffrischung."

„Sobald wir in der Fabrik Luft schnappen, Mabel," tröstete Gustav. „Den ersten Tag widmen wir dir. Verlaß dich drauf."

„Gustav, ich werde an meinen Vater schreiben."

„Daß du hier unter die Barbaren geraten bist?"

„Daß ich mich unter diesen Barbaren so wohl fühle, daß ich mich revanchieren muß."

„Wie das?"

„Mein Vater soll dir beispringen, Gustav. Es gibt Menschen, die nur im Ueberfluß, und Menschen, die nur im Uebermut leben können. Du gehörst zu den letzteren."

„Ist das etwas so Notwendiges?"

„Ja. Denn wir zehren alle davon. Siegesbewußtsein reißt immer mit. Du siehst, es sind ganz egoistische Motive."

„Hast du Angst um mich?"

„Nein."

„Danke dir. Das tut besser als deines Vaters Geld. Uebermut muß den Glauben der andern hinter sich stehen haben, dann ist er Kraft für alle. Sonst — Leichtsinn eines einzelnen. Und auf den Hund komm' ich nicht."

Sie schüttelte ihm die Hand. „Du sollst es nur wissen."

Er nickte ihr zu. Aus einem warmen Kameradschaftsgefühl heraus. Dann ging er heim.

Der Nachmittag wurde ihm nicht lang. Früher, bei Frau und Kindern, hatten die Feiertage kein Ende nehmen wollen. Einer hatte den andern gelangweilt, keiner mit sich und dem andern etwas anzufangen gewußt. Der Unterhaltungsstoff des Tages war bald erledigt, und aus der Langeweile entsprang die leichte Gereiztheit von Menschen, die da fühlen, daß sie sich nicht genug sind und sich mehr sein könnten. Heute war sich Gustav Wiskotten genug.

Er saß im Sofa und las. Bücher aus der Hausbibliothek seines alten Freundes Kölsch. Seit Wochen las er darin, und die Bücher hatten ihn zum Feiertagsmenschen gemacht. Wenn er abends mit dem Werkmeister zusammensaß, strömten ihm Gedanken zu, die fernab von der Fabrik im blauen Aether schwammen, und er hatte eine Freude daran wie an einer sonnenbeschienenen Ferienerholung. Er mußte sie aussprechen und mußte sie ergänzen lassen, und die Vereinigung schuf die Stimmung, und die Stimmung eine neue Welt, in der selbst die Arbeitsmenschen ruhten und weiße Gewänder trugen und, wenn sie sich berührten, sich nicht nur mit den Händen, sondern auch mit der Seele umschlangen. Und eines Abends hatte er es sich gesagt: „In meinem Hause und in meiner Ehe haben die Ausgleiche gefehlt. Wie soll das tiefe erwartungs-

Digitized by Google

freudige Gefühl in die Liebe kommen, wenn man wenige Minuten vorher brutal den Arbeitsrock in die Ecke geschleudert hat und nun auf sein Recht pocht? Das Recht auf Liebe ist das Aufgeben aller Rechte zugunsten eines Geschenks, das uns so jubelnd in die Arme geschoben wird, als hätten wir in der Tat Besitzrechte — —"

Nein, Emilie hatte ihm die Geschenke nicht in die Arme geschoben. Sie war mit ihren Geschenken davongelaufen.

Das war's, über das er nicht hinwegkam. Er war ein betrogener Betrüger. Sie hatte im Hause und außerhalb des Hauses mobil gegen ihn gemacht.

Die Adern traten auf seiner Stirn hervor. Es dunkelte im Zimmer, und er vermochte die Worte auf den Buchseiten nicht mehr zu unterscheiden. „Scharwächter," las er aus jedem heraus, „Scharwächter — Scharwächter — —"

„Mann, du oder ich! Einer muß dran glauben."

Die Feiertagsstimmung war verflogen. Was sollten ihm die Romane, in denen er von den Kämpfen papierner Weltanschauungen las! Hier gab's einen Kampf der Wirklichkeit. Einen Kampf des gesunden, lebensroten Blutes mit dem schleichenden Duckmäusertum, das den Saft verdarb!

„Ich bin nötiger auf der Welt. Ueber Augenverdreher verfügt unser Herrgott hüben und drüben zur Genüge, über handfeste Kerle weniger. Das ist auch ein Glaubensbekenntnis, Männeken."

Er unternahm einen Spaziergang durch die engen Straßen, in denen sich die Menschen in Feiertagskleidern mit steifer Würde aneinander vorüberschoben, als seien sie mehr als am Alltag, ließ sich die frische Luft wohltun und stellte sich pünktlich zur Essensstunde bei Kölsch ein.

„Was gibt's denn?"

„Pannhas. Pur Schinkenknochenfleisch un Buchweizenmehl. Von Anna selber eingekocht. Jetzt brät sie ihn. Fingerdick, wie et sich gehört."

„Kölsch, ich muß mal ganz arg ausspucken."

„Haben Sie keine Meinung dafür?"

„Ach wat! Mir läuft bloß so arg et Wasser im Mund zusammen."

Und dann riefen sie beide nach Anna.

Nach der Mahlzeit steckte Gustav Wiskotten seine Zigarre an, und Kölsch setzte seine Pfeife in Brand. „Reuter?" fragte er schmunzelnd.

„Ja, Herr Kölsch, die Geschichte vom Korl Hawermann. Wissen Sie, dat is wie so 'n fetter Ackerlandduft, der Herz und Seele auf den Damm bringt."

Korl Hawermann und sein großer Freund Bräsig hatten das Wort. —

Gustav Wiskotten lag, die Zigarre im Mund, die Hände hinter den Kopf geschoben, lang ausgestreckt im Strohsessel, zog die Stirn zusammen, wenn es wehmütig wurde, oder lachte, wenn der Humor über die Stränge schlug, daß er die Zigarre mit den Zähnen halten mußte.

„Nee, nee, nich weiter. Dat Stücksken nochmal!" Und der Leser entzündete sich an der Freude des Hörers. Beide hatten sie die Umwelt vergessen.

Anna Kölsch saß in einer Ecke des Zimmers vor ihrem Arbeitstischchen. Auch sie feierte. Hin und wieder knisterten ein paar Blätter zwischen ihren Fingern, wenn sie umwandte. Sonst war es ganz still um sie her.

Einmal sprach der Vater sie über die Schulter hin an. „Na, Anna? Was machst du?"

„Ich beseh' Bilder."

„Hören Sie auch zu, Fräulein Anna? Das is ja ein göttlicher Kerl, der Reuter."

„Ich hör' alles."

Wieder die Stimme des Vorlesers, ein Räuspern oder ein Auflachen des Hörers, und das Knistern der Blätter unter des Mädchens Händen, das langsam in Versunkenheit geriet . . .

Plötzlich schrak es auf. Die Männer hatten eine Kraftstelle erwischt. Ihr schallendes Gelächter erschütterte den Raum.

„Gott, bin ich erschrocken!"

Gustav Wiskotten drehte sich um. „Famos, Fräulein Anna!" Er sprang auf und hob die Blätter auf, die ihr vom Schoß gefallen waren. „Einfach zum Radschlagen! Der weiß, was Humor ist! Heulen und lachen möcht' man immer zugleich."

„Danke," sagte sie und nahm die Blätter.

„Sie haben wohl ein bißchen geträumt? Waren die Bilder so süß? Was is es denn? Erstes Liebessehnen'? Oder gar 'ne heilige Genoveva mit dem Prinzen Schmerzensreich?"

Da kreuzten sich ihre Blicke.

„Mädelchen," sagte Gustav Wiskotten, „wenn ich mich über etwas lustig gemacht habe, was Ihnen teuer ist: es war nicht bös gemeint."

„Sie dürfen es ruhig sehen, Herr Wiskotten." Aber sie streckte die Blätter doch nur zögernd hin.

Gustav Wiskotten wehrte scherzend ab. Da streifte sein Auge eins der Blätter, und sein Blick spannte sich. „Was ist denn das — für eine sonderbare — Mädchenschwärmerei?"

Nun trat auch der Werkmeister heran. Seine Augenbrauen zogen sich zusammen. Er blinzelte, als ob er nicht richtig sehe. „Was ist das, Anna? — Wie kommst du dazu — —?"

„Ist es denn so was Wichtiges?"

Der Werkmeister nahm die Blätter, staunte hinein, blickte verdutzt auf Gustav Wiskotten, der sie ihm schnell aus der Hand nahm, und nun blickten sie beide hinein.

„Aber das ist ja — das sind ja —"

„Kölsch, was sagen Sie dazu?"

„Ja, Herr Wiskotten — Sprechen Sie zuerst!"

„Das ist ja unbezahlbar. Das sind ja Entwürfe von einer Pracht der Muster und einer Mannigfaltigkeit der Dessins — sehen Sie mal hier, diese kostbare Bandzeichnung, und hier, diese

Digitized by Google

phantastisch schöne Spitze! Das ist ja eine hagelneue Stilart! Das schmeißt ja alles über den Haufen, was man bisher in dem Genre gehabt hat! Wo sind die Sachen nur her? Wem gehören die Entwürfe?"

„Mir," sagte Anna. Sie war plötzlich so aufgeregt wie die Männer.

„Ihnen?"

„Dir?"

„Können Sie sie wirklich gebrauchen, Herr Wiskotten?"

„Mädel, stellen Sie nicht so furchtbar dumme Fragen. Sie sind sich der Tragweite ja gar nicht bewußt! Ob ich sie gebrauchen kann! Ich lieg' ja schon seit Wochen wie ein Wegelagerer auf der Lauer und wär' heilfroh gewesen, wenn ich nur die Hälfte von so viel origineller Schönheit erwischt hätt'. Und unterdes ruht hier der ganze Reichtum in der Hand von einem kleinen Mädchen. Ja, wissen Sie denn gar nicht, was das für eine sündhafte Hinterziehung ist? Donnerwetter, lachen Sie nicht!"

„Doch! Doch! Wenn ich mich doch freue!"

„Heraus mit der Sprache! Wem gehören die Musterentwürfe?"

„Ihnen, Herr Wiskotten! Ich schenk' sie Ihnen."

„Machen Sie keine Scherze! Die Sache ist ernster, als Sie glauben! Sind die Blätter frei? Sind sie der Konkurrenz zugänglich? Mädel, nun sprechen Sie doch ein einziges Mal zusammenhängend."

„Herr Wiskotten, ja! Die Blätter sind frei. Kein Mensch hat sie gesehen. Ich hab' sie geschenkt erhalten, kürzlich erst, und — und für mich waren sie ein Andenken. Ich habe ja keine Ahnung gehabt, daß sie für Sie von solchem Wert sein könnten. Und nun freu' ich mich ja wie Sie, ach, noch viel mehr. Und nur Ihnen gehören sie jetzt."

Gustav Wiskotten warf die Blätter auf den Tisch und faßte das Mädchen bei der Schulter.

„Anna! Was heißt das? Es steht viel auf dem Spiele, besinnen Sie sich. Mir braust es ja im Kopf, als wär' da irgendwo ein Loch hineingeschlagen, und die ganze Dumpfheit könnt' nun hinaus. Ist das wahr? Kann ich die Muster benutzen?"

„Ja, Herr Wiskotten, tausendmal ja!"

Er stieß einen Laut aus. Wie ein Falke, der eine Beute schlägt. Und dann preßte er das Mädchen an sich, daß es in seiner jähen Umarmung aufschrie.

„Sie sind ja wie die Fee im Märchen! Ein Osterengel! Anna, Kind, woher haben Sie die Schätze?"

„Von — von — —"

„Anna, dem Menschen müssen Sie einen Kuß geben."

„Jetzt sag' ich's nicht."

„Also nein, geben Sie ihm keinen Kuß. Wie heißt der Halunke, der so was verschleudert?"

„Er tut's ja nicht mehr."

„Was —?"

„Er zeichnet gar keine Muster mehr. Das war nur Spielerei für ihn. Er — er —"

„Wer?"

„Ewald!"

Vor Ueberraschung ließ er sie los. Hochrot stand sie vor den Männern und strich sich das Haar zurück. Kölsch klopfte ihr auf die Schulter. Seine Augen leuchteten. Sprechen konnte er nicht.

Dann schlug sich Gustav Wiskotten mit den flachen Händen klatschend auf die Schenkel. „Ewald! Ewald!"

„Jetzt wollen Sie wohl die Zeichnungen nicht?" fragte sie angstvoll, und das Blut wich aus den Wangen zurück.

„Und wenn der Mann Beelzebub hieß, Luzifer, Deubelsdreck! Was kauf' ich mir für den Namen? Aber Wiskotten — —?" Er tat einen tiefen Atemzug. „Wiskotten is mir lieber — — —!"

Da fiel ihm das Mädchen um den Hals und nach ihm ihrem Vater.

„Jetzt ist alles gut!"

„Nee, jetzt soll's erst gut werden. Kölsch, Mann, alter, treuer Hagen, stehen Sie nicht so väterlich bewegt! Der Wind springt um! Jetzt wollen wir die Segel setzen . . ."

„Herr Gustav, wenn wir mit den prachtvollen Nouveautés kommen, unter Musterschutz kommen, da kann Scharwächter zunächst einpacken. Das bricht ihm den Hals."

„Die soll er uns nachmachen, Kölsch! Jetzt kann er zeigen, ob er Phantasie hat oder bloß Einbildung. Kein Huhn un kein Hahn wird nach seinem alten Kram noch krähen, wenn wir mit den Lockvögeln kommen. Wer kauft Ladenhüter, un wenn er sie halb geschenkt kriegt! Ui, ui, Scharwächter, nu hab' ich dich."

Er nahm die Blätter auf, eins nach dem andern, hielt sie weit ab, hielt sie dicht vor die Augen, und Kölsch tat es ihm nach.

„Aus den Betten möcht' ich die Jungens trommeln, Kölsch, wenn nicht der Vater seinen Schlaf haben müßt'. Na, morgen! Wär' es schon morgen! Ich freu' mich ja nur, daß — daß Mutter — —"

Der Alte nickte. „Sie hat fest zu Ihnen gestanden."

„Ja, die Mutter — —"

„Und — Ewald — —?" fragte Anna ganz leise.

Gustav Wiskotten hörte es nicht. Er sah nur die Entwürfe, sah die Färberei dampfen, die Bandstühle hasten, Wilhelm auf der Reise, Orders, die festeren Preisnotierungen — —. „Ich muß nach Haus," sagte er, „ausschlafen. Das wird endlich einmal ein gesegneter Schlaf werden. Und

Digitized by Google

Scharwächter soll an meinem Bett stehen und ihn mir behüten."

In seinen Augen saß der kalte, wilde Stolz, der sich so lange verkrochen gehalten hatte. —

„Gute Nacht, Kölsch. Gute Nacht, Fräulein Anna. Wenn Sie mich einmal nötig haben —"

„Ewald hat Sie nötig."

„Er soll sich an mich wenden. Ich werd' mich schon um ihn kümmern."

Kölsch begleitete ihn zur Haustür. Als er zurückkam, rannte ihm Anna in den Arm. Ganz fest schmiegte sie sich hinein.

„Wird's nun gut mit der Fabrik?"

Er sah ihr forschend in die Augen. „Nur deshalb — —?" — —

*

Alle Wiskottens waren versammelt. Auch Mabel war mitgekommen. Wie vor Jahresfrist die Baumwollfitzen, die Fritz Wiskottens Erfindungskunst zeigten, so gingen heute die Blätter von Ewald Wiskotten von Hand zu Hand, die Ernst Kölsch seiner Schwester als Unterhaltung für die Bahnfahrt geschenkt hatte. Aber heute brach kein lärmender Jubel los wie damals. Die Kämpfe des Winters mit ihren schweren Rückschlägen hatten sie stiller gemacht. Dafür glühten die Augen um so heißer.

Wilhelm Wiskotten sprach zuerst. Als der Reisende der Firma, der mit der Kundschaft verkehrte und den Markt aus der Praxis heraus übersah, vermochte er den Wert der neuen Musterkollektion am sichersten einzuschätzen.

„Ich bin bereit, abzureisen, sobald ihr mir eine Musterkarte davon in die Hand gebt. Ich garantiere das größte Geschäft, das ich je gemacht habe."

„Zu Preisen, an denen wir uns erholen können?"

„Zu Preisen, wie wir sie ansetzen. Das m ü s s e n die Leute kaufen. Es wird der Cri der Mode werden."

Frau Wiskotten legte auf der Tischplatte die Hände zusammen. Sie schaute auf ihren Aeltesten. Ohne zu sprechen, saß sie und blickte ihn an, bis er es fühlte. Er hob den Kopf und wandte ihn langsam nach ihr. Da glitt ein rätselhaftes Mutterlächeln über ihre harten Züge. — —

„Ich werde heute noch Brinkmann aufsuchen," sagte Gustav Wiskotten. „Keine Stunde darf verloren werden, denn jede kostet uns Geld. Er muß den Festtag opfern und sofort damit beginnen, die Muster einzurichten, damit nach den Zeichnungen sofort die Karten für den Bandstuhl geschlagen werden können. Das muß er in ein paar Tagen zwingen, und wenn er sich Hilfe nehmen soll. Was fertig ist, wird sofort zum Musterschutz angemeldet. Dann — dann wird's luftig. Ich kann's kaum abwarten."

Nun sprachen sie alle durcheinander.

Gustav Wiskotten nahm seinen Hut. „Heute abend trinken wir einen."

„Nein, heute nachmittag die Wagenpartie," bat Mabel. „Du hast es mir versprochen. Und es ist gut, wenn ihr vor der Schlacht erst Luft schöpft. Das verkürzt die Wartezeit."

„Heute geht's nicht, Mabel. Ich muß zu Brinkmann."

„Nun denn morgen. Morgen nachmittag. Du verzappelst ja sonst in der Fabrik. Ein Mann, ein Wort, Gustav."

„Na, meinetwegen, ich stürm' ja doch sonst jede Stunde dem Brinkmann in die Musterstube. Morgen bin ich wahrhaftig überflüssig. Wohin soll's gehen?"

„Ins Neandertal, wo die vorsündflutlichen Menschen wohnten. Das ist morgen die richtige Umgebung für dich."

„Nimm dich in acht, du Spötterin."

„Ich fahr' mit," erklärte Fritz Wiskotten, „ich hab's verdient. Nix wie Aerger hab' ich bisher von meiner Erfindung gehabt."

„Paul muß mir morgen bei den Kalkulationen helfen," bestimmte August, bevor auch der sich melden konnte.

„Na, tröst dich, Paul. August nimmt dich dafür Mittwoch mit in den Jungfrauenverein."

„Albernes Geschwätz."

„Sei gut, August."

Dann waren die alten Wiskottens allein. Sie saßen sich an dem langen Tisch gegenüber, der vor die Fenster gerückt war, und blickten hinaus.

„Mutter . . ."

„Ja, Vatter?"

„Dat hat unser Ewald gezeichnet . . ."

„Ja, Vatter, dat hat der liebe Gott wohl so gewollt."

Der Alte lächelte in sich hinein. Es mußte eben jeder seinen Weg gehen. Er baute mehr auf die Wiskottensche Art. — —

Am nächsten Mittag fuhren Gustav, Wilhelm und Fritz Wiskotten mit Mabel über Mettmann ins Neandertal. Der Landauer war bequem und der Tag sonnig wie die Stimmung.

„Bist doch eine Prachtfrau, Mabel. Ich würd' jetzt in der Fabrik verzappeln. Und beschleunigen könnt' ich doch nix. Ach, tut die Luft gut."

„Mabel, das Reitpferd, das ich dir versprach, nimmt jetzt schon greifbarere Form an. Sorg nur, daß der Wilhelm tüchtig verkauft. An dem liegt's."

„Werd' mit den Inglischmen schon Deutsch sprechen, Mabel. Was meinst du, Frau!"

Sie dehnte im Wohlgefühl heimlich die Arme. Dieser Schlag Männer sagte ihr zu. Das war Lebenstemperament.

Auf den Feldern arbeiteten die Landleute. Aus den Gehöften schrien aufjauchzende Kinder

Digitized by Google

sie an und hängten sich eine Wegstrecke an den Wagen. Die Hügel rückten heran, links und rechts säumte der Wald ihren Pfad, dann wurde der Blick wieder frei, lang streckte sich die Chaussee, und drüben winkten die Felsbildungen des Neandertals.

„Heute früh habe ich von Mutter eine Predigt bekommen," erzählte Mabel, und sie machte ernsthafte Augen. „Als ich ihr sagte, hier wären Schädel von Menschen gefunden worden, deren Alter nicht nach Jahren, sondern nach Zehntausenden von Jahren berechnet werden könnte. Der älteste Mensch, sagt Mutter, sei Adam, und der wäre vor fünftausendneunhundert Jahren geboren. Es sei sehr traurig, daß ich das nicht aus der Bibel wüßte, sagt Mutter."

Die Brüder lachten. Dann bog Gustav Wiskotten den Oberkörper über den Wagenschlag und spähte scharf aus.

„Was hast du entdeckt, Gustav?"

„Mir war doch einen Augenblick so — — Aber das is doch Unsinn — nee, doch! Schaut mal da! Sakrament, da, unter den Chausseearbeitern! Der mit der Karre, der Erde fährt! Habt ihr ihn? Ist das nicht — Ewald?"

„Bist verrückt?" Die Brüder waren aufgefahren. Auch Mabel. Aufrecht standen sie in dem Landauer, der sich rasch der Arbeiterkolonne näherte.

„Halten Sie mal an."

Gustav Wiskotten stieg aus. Ohne Zögern schritt er durch die Reihe der arbeitenden Leute hindurch, die ihm finster nachsahen. Jetzt hatte er den jungen Menschen mit der Karre erreicht. Er legte ihm hart die Hand auf die Schulter. „Ewald!"

Der warf den Zugriemen ab und wandte sich blitzschnell um. Erregt blickte er auf den Bruder. Dann schwand die Schamröte, die ihm jäh ins Gesicht geschlagen war, er preßte die Lippen aufeinander, und sein Blick wurde feindselig.

„Was soll das da?" Gustav Wiskotten stieß mit dem Fuß nach der Schieblarre.

„Geht's dich was an?"

„Hoho! Auf dem Ton pfeifen wir nicht! Was soll das heißen, daß du dich unter dem Volk da herumtreibst? Wie?"

„Du siehst es ja. Ich arbeite."

„Du hast wohl vergessen, was du dem Namen Wiskotten schuldig bist! Hast du den Verstand verloren? Da bin ich ja gerade zur rechten Zeit gekommen. Marsch, mit!"

„Ich hab' dich nicht gerufen. Stör mich hier nicht, oder ich ruf' den Wegeaufseher."

„Was —? Renitent willst du sein?" Gustav Wiskotten packte ihn mit eisernem Griff vorn bei der Jacke. „Dreh dich mal um. Siehst du den Wagen? Fritz sitzt drin und Wilhelm mit seiner Frau. Die wird Freud' haben, ihren jüngsten Schwager begrüßen zu können."

Ewald Wiskotten zitterte. Er hatte die Dame bemerkt. „Los," stieß er hervor, „auf der Stelle los! Ich geh' nicht mit. Willst du mich loslassen? Hilfe! Leute! Hierher! Zur Hilfe — —!"

Die Chausseearbeiter liefen mit den Schippen herbei. „Loten Sie den Mann loß!"

„Ef well önk den Deubel donn! Dä geht mit! Vorwärts!"

„Ich hab' nix mit ihm zu schaffen! Der will mir das Recht auf Arbeit wehren! Sind wir hier solidarisch oder nicht?"

„Hände weg von dem Mann! Aber wat plötzlich!"

Schippenstiele fuchtelten vor Gustav Wiskottens Augen. Aber er hielt fest. Da flog ihm eine Schippe Erde ins Gesicht. Er ließ los und wischte sich die Stirn. Neue Schippen Erde flogen heran, Knüttel wurden geschwungen, dreißig Stimmen heulten um ihn her. Mitten in den Knäuel griff er, um sich Bahn zu machen. Wilhelm und Fritz sprangen über den Wagenschlag und stürzten herbei. Ein Wutgeheul empfing sie, Erdklumpen, Steine. Aber sie rissen den Bruder aus dem Knäuel und zum Wagen hin. Wie eine Lawine die Schar der Arbeiter hinter ihnen her, alle Leidenschaften urplötzlich entfesselt. Unter ihnen Ewald Wiskotten wie in einem Rausch. Die Brüder erreichten den Wagen. Mabel stand hoch aufgerichtet und hielt das Lorgnon vor die Augen. Das reizte den Haufen zum Aeußersten.

„Dat Frauenzimmer 'rut! Dat Frauenzimmer!"

Gustav Wiskotten kletterte auf den Bock. Er riß dem schlotternden Kutscher Zügel und Peitsche aus der Hand. Mitten durch den auseinanderstiebenden Haufen ließ er die Gäule gehen, und links und rechts hieb er mit der Peitsche hinein. Hinter dem davonsausenden Landauer flogen Flüche und Steine — —

„Was war das?" fragte Mabel erstaunt.

„O — o — —" Gustav Wiskotten würgte an den Worten — „nur eine kleine Ovation, die dein jüngster Schwager dir darbrachte."

„Was seid ihr Wiskottens für amüsante Menschen . . ." — —

Der Chausseearbeiterhaufen hatte sich beruhigt. Der Aufseher ließ sich Bericht erstatten. „Das waren Ihre Brüder?" fragte er. Spöttisch blickte der Haufe auf Ewald Wiskotten und rückte, ausspuckend, von ihm ab. „Mak schnell, dat du no Hus kömm's!"

Ewald Wiskotten sah sie entgeistert an. „Gehen Sie schon," sagte der Aufseher finster, „Sie gehören nicht hierher."

Da ging er wortlos. ‚Sie gehören nicht hierher.' Wohin gehörte er denn eigentlich? Nicht hierhin, nicht dorthin. Er fror. Seine Knie wurden müd. Schwankend zog er die stundenweit sich dehnende Straße nach Düsseldorf, ohne Begleitung. Und verkroch sich wie ein geschlagenes Tier in seinen Winkel. — —

Digitized by Google

IV

„Du kannst nicht sagen, Gustav, daß ich dir lästig gefallen bin."

„Gewiß nicht, Herr Pastor."

„Als das Unglück, das Mißverständnis zwischen dir und deiner Frau, über dich kam, sagte ich mir: Männer wie Gustav Wiskotten müssen das Erkennen von Recht und Unrecht aus sich selbst schöpfen, wenn es Bestand haben soll. Wird es von außen an sie herangetragen, empfinden sie es als eine Demütigung. Und gerade ihnen spielt die liebe Eitelkeit am leichtesten einen Streich, weil sie sich frei davon glauben."

„Ich eitel, Herr Pastor? Diesmal haben Sie sich getäuscht."

„Lieber Gustav, lehr du mich nicht die Eitelkeit des Mannes kennen. Wir tragen an diesem Uebel viel schwerer als die Frauen. Bei den Frauen pflegen wir sie geradezu, wir phantasieren in Samt und Seide, Bändern und Spitzen, um sie herauszuputzen, die ganze Industrie unsers Tales, die halbe Industrie der Welt wetteifert, um ihnen zu schmeicheln. Wie man einem schönen Kinde schmeichelt, an dem man seine Freude hat. Die Eitelkeit der Frau wird also im Grunde bedingt durch — die Eitelkeit des Mannes. Ja, ja, das ist so. Sie sind eitel um ihrer Schönheit willen. Man nennt das ja wohl einen Kultus. Die Herren der Schöpfung aber sind eitel darauf, daß dieser Kultus ihretwegen geschieht, und sehr ungehalten, wenn ihnen der heimliche Weihrauch, über den sie so erhaben tun, nicht Tag für Tag angenehm in die Nase steigt. Die Eitelkeit der Frau ist die Freude des schenkenden Kindes, die Eitelkeit des Mannes — der Egoismus des fordernden Herrn und Gebieters."

„Sie sind nicht schlecht beschlagen auf dem Gebiet, Herr Pastor."

„Weil ich die Dinge aus der Vogelperspektive sehe, mein lieber Gustav. Ein Pastor ist gewissermaßen ein Neutrum wie ein Arzt, vor dem man sich nicht geniert. Wir sind sozusagen die unbeteiligten Zuschauer, die höchstens ihrem Beifall oder ihrem Mißvergnügen Ausdruck geben dürfen, auch wohl einmal zum objektiven Kriterium zugelassen werden, wenn den Darstellern Zweifel aufsteigen. Aber befolgt werden die Aussprüche des Arztes und des Seelsorgers nur in den seltensten Fällen. Und drängt man sich auf, bekommt man die Eintrittskarte entzogen."

„Das hat in meinem Hause keine Not."

„Nein, ein Vorwurf für dich sollte das auch nicht sein. Aber was hilft es, in deinem Hause zu sein, wenn du — hinter dem Vorhang bleibst?"

„Ich bin mir als Publikum beinah selbst schon zuviel."

„Das hatte ich gefürchtet. Du magst dich selbst nicht mehr anhören. Weil du in den Zweifel geraten bist, ob deine Melodie noch stimmt. Gustav, reden wir einmal offen. Die Vorfälle zwischen dir und deiner Frau sind ja sehr bedauernswerte, aber doch nicht so furchtbar schwerwiegende, daß aus den Steinen des Anstoßes eine Mauer aufgerichtet werden muß. Im Gegenteil. Nur die Manneseitelkeit sieht einen Berg, die Liebe sieht ein Stäubchen."

„Ich höre Ihnen zu, Herr Pastor, weil Sie einmal da sind und weil Sie es gut meinen. Und deshalb antworte ich Ihnen auch. Mag sein, daß es der Egoist ist, der aus mir spricht. Aber dann soll man mir doch auf der andern Seite die Liebe zeigen! Emilie hat sich durch mich vernachlässigt gefühlt. Ist das ein Wunder, wenn man sich überhaupt nicht finden lassen will? Ich bin nicht fürs Versteckspielen. Vielleicht fall' ich zu polternd mit der Tür ins Haus. Dann ist es doch Sache einer klugen Frau, die feinen Linien herzustellen, daß wir glauben, sie schenkt uns noch was obendrein, und verschämt und doppelt verliebt schnurren. Aber — überhaupt keine Linie? Keine ineinanderlaufenden? Was bleibt einem da übrig, als, jeder für sich, in gesonderten Welten herumzusteigen, bis man sich selbst zum Ueberdruß wird? Und diesen Ueberdruß hat Emilie empfunden, aus diesem Ueberdruß an sich selbst ist sie gegangen. Nicht, weil ich ein paarmal ein bißchen über die Stränge geschlagen habe. So was bemerkt eine vernünftige Frau gar nicht. Und wenn sie es bemerkt, zieht sie sich ihre Lehre daraus. Aus purem Ueberdruß an sich selbst und aus innerer Energielosigkeit, dagegen anzugehen! Das ist die Geschichte."

„Du glaubst also, deine Frau empfindet anders, als sie handelt?"

„Herrgott, sie ist doch ein Frauenzimmer und kein Phänomen!"

„Und du? Bist du ein Phänomen?"

„Hab' niemals Anspruch darauf erhoben. Auch nicht, daß ich unfehlbar bin. Emilien gegenüber am wenigsten. Aber was, zum Henker — — verzeihen Sie, Herr Pastor, das flog so heraus — was gibt ihr das Recht, ihre Fehler mehr zu hätscheln, als ich die meinen? Mich zu bestrafen und sich zu belohnen, indem sie mir die Kinder auf eine Zeitlang entzieht? Ich will annehmen, daß die Gedankenlosigkeit der Energielosigkeit die Hand gereicht hat. Diese Gedankenlosigkeit kann ich wieder gutmachen, und wenn ich's noch nicht tat, geschah es, um den Kindern keinen Knacks in ihre Jugenderinnerungen zu schaffen. Ihrer Energielosigkeit aber muß sie selber Herr werden, oder wir kommen aus der Lazarettstimmung nicht mehr heraus. Weiber sind wie Kinder. Wenn man sie bedauert, ist des Heulens kein Ende."

„Was also muß man mit ihnen tun?"

„Ihren Mut bewundern. Dann schlagen sie vor Vergnügen das Rad. Ganz wie die Kinder."

Digitized by Google

„Ich habe darin keine Erfahrung," meinte Pastor Schirrmacher. „Aber vielleicht sagst du mir, welchen Mut du meinst?"

„Den Mut der Frau, es frischweg mit dem Mann, den sie liebhat, zu wagen. Aus keiner Mücke einen Elefanten zu machen. Und zeigt sich doch einmal ein Elefant, zu tun, als sei's eine Mücke. Vor allem aber, die Liebe zu ihrem Mann höher zu bewerten als die Lehren ihrer Erziehung. Bei Emilie war die Erziehung grundverkehrt. Deshalb ist auch ihre Liebe grundverkehrt. Weil sie nicht den Mut hatte, sich für ein funkelneues Dasein zu entscheiden, wie es eine Ehe verlangt, und nun Gott einen guten Mann sein zu lassen, der schon den richtigen Schick in die Sache bringen wird. Eine Frau, die auf die Weisheit ihres Vaters schwört, hat der Ehegatte nur auf Borg."

„Aber du sagtest doch, Gustav, daß deine Frau Ueberdruß an sich selbst empfunden hätte. Dann muß doch eine Selbsterkenntnis vorangegangen sein?"

„Ich weiß doch, daß sie Blut hat," murmelte Gustav Wiskotten. „Wenn's mal geweckt war, ging's durch. Nur ihre Erziehung verbot ihr, es wecken zu lassen. Nachher war's immer, als ob sie etwas Verbotenes getan hätte. Herr Pastor" — er lachte kurz auf — „man nennt das übrigens ‚aus dem Nähkörbchen schwätzen'."

Pastor Schirrmacher wiegte den Kopf. „Ueberlassen wir diese Deutung Menschen von gewöhnlicher Sinnesart. Wenn wir erst beginnen, uns des rein Menschlichen in uns zu schämen, hat es keinen Zweck mehr, über die Erde zu wandern, und wir verstehen Gott nicht mehr, der uns also schuf." Er erhob sich. „Und nun will mir scheinen, als ob euer Fall gar nicht so hoffnungslos läge. Wo das Blut einmal gesprochen hat, bleibt die Erinnerung. Und die Erinnerung veredelt, verschönt und — gleicht aus."

Er reichte dem Hausherrn die Hand.

„Die Frau ist der schwächere Teil. Trotz aller ihrer Emanzipationsbestrebungen. Ohne die Liebe findet sie nie das harmonische Gleichmaß, das sie anstrebt. Nur in einsamen Frauen erwächst die Verbitterung ihres Geschlechts. Sorge dafür, Gustav, daß Emilie von dieser Verbitterung befreit wird, indem du ihr die Einsamkeit nimmst."

„Sie betrachten die Dinge mit einer Milde, Herr Pastor, die ich bei Ihnen am wenigsten gesucht hätte."

Pastor Schirrmacher lächelte. „Es klingt nicht schön, was ich dir jetzt sage, Gustav. Aber ein Pastor muß ein Stück Diplomat sein. Du kennst mich als den Kanzeldonnerer, als den Zeloten. Schau dich um. Glaubst du, mit diesem Volk hier wäre anders auszukommen als mit Gewalttaten? Wenn wir Pastoren im Tal die Leute nicht andonnerten, würden sie nicht zufrieden sein. Hier liegen die Gegensätze dicht beieinander. Die Lauen heißt es zu erschrecken und mitzureißen, und den Frommen die Einbildung zu nehmen, als ob sie frömmer als der Pastor seien. Das letztere ist nämlich eine Kardinaltugend der Wuppertaler, und wenn man in der Welt gegen die Wuppertaler Pastoren zetert, so vergißt man, daß hierzulande der Hirt nur das Echo seiner Herde ist. Du aber, mein Sohn, bist in deiner Art selber eine Persönlichkeit. Da können wir ruhig als Menschen miteinander reden, die da von der Erde sind."

„Nun, Herr Pastor," sagte Gustav Wiskotten, „diese Diplomatie ist auch die meine. Im übertragenen Falle. Auch ich gebrauche Gewalttaten, um mir Achtung und Nachdruck zu verschaffen. Solange es sich um Kindsköpfe oder Dummköpfe handelt. Biegen oder brechen. Mit frischen Persönlichkeiten aber rede ich aus dem Herzen. Vielleicht kommt auch Emilie noch einmal dahinter."

„Ich werde mir überlegen," meinte Pastor Schirrmacher nachdenklich, „wie hier der Hebel anzusetzen ist."

„Sehr freundlich, Herr Pastor. Aber zerbrechen Sie sich nicht darüber den Kopf. Es gibt Dinge, die nur zu zweien ausgetragen werden können. Freiwillige Einsicht von innen heraus! Interventionen schaffen nur den maskierten Kriegszustand in Permanenz. Das macht den Menschen kaputter als ein offener Kampf, Herr Pastor, und ich bin keine Kompromißnatur."

„Adieu, Gustav, ich komme wieder."

„Aber mit einem andern Gesprächsthema, Herr Pastor."

Auf der Straße lief Pastor Schirrmacher gegen Anna Kölsch. „Willst du verreisen, Kind?" Und er klopfte auf ihre Handtasche.

„Nach Düsseldorf nur," erwiderte sie hastig.

„Aber das ist doch nicht der Weg zum Bahnhof."

„Ich habe noch mit Herrn Gustav Wiskotten zu sprechen."

„So, so. Der ist noch daheim. Höre mal — nach Düsseldorf, sagst du? Hm, Anna, du könntest mir da ein Geschäft abnehmen. Wenn du einmal zu Frau Emilie Wiskotten gingst —"

„Was soll ich dort?" fragte sie in abwehrendem Ton.

„Nur sie besuchen, sehen, wie es ihr geht, mit ihr plaudern und ihr von Herrn Gustav erzählen."

„Ich weiß nichts Gutes."

„Gemach, gemach. Um dich zur Richterin aufzuwerfen, dazu gebricht es dir doch wohl an Uebersicht. Aber so sind die Frauen. Was bei ihnen Gemüt, Verstand oder rasche Laune ist, das wissen sie oft selber nicht zu entwirren. Besuche nur Frau Emilie Wiskotten. Auch durch

Digitized by Google

Vornehme Leut'

Nach dem Gemälde von Hermann Angermeyer (Düsseldorf)

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

gegenseitige Uebertreibungen kann man der Vernunft näher kommen. Gute Reise, mein Kind."

Anna Kölsch stürmte an ihm vorbei und die Treppen hinauf. Sie traf Gustav Wiskotten im Begriff, sich zur Nachmittagsarbeit in die Fabrik zu begeben. „Mädel, Sie explodieren ja!"

„Herr Wiskotten, ist es wahr, daß — ist es wahr —"

„Was soll wahr sein, Anna?"

„Daß Sie gestern Ewald bei den Chausseearbeitern getroffen und geprügelt haben?"

„Unsinn, geprügelt! Ein bißchen fest angefaßt hab' ich ihn."

„Sie haben ihn aber nicht anzufassen!"

„Wa —? Nun wird's aber Tag! Ich hab' ihn nicht anzufassen? Ich soll mir den Hohn gefallen lassen, daß der Jung' aus lauter Trotz gegen seine Familie verkommt? Aus purstem Oppositionsgeist uns lächerlich macht?"

„Zeigen Sie nicht auch immer und überall Ihren Oppositionsgeist?"

„Kleine, Sie fangen an, mir Spaß zu machen. Und jetzt muß ich in die Fabrik."

„Ja, weil Sie sich schuldig fühlen, deshalb brechen Sie ab. Der Ewald ist mehr wert als Sie alle!"

„Kind, bitte, nun aber Schluß."

„Einem Menschen, der so kämpft, wie der, der zu der letzten Arbeit greift, nur um sich nichts schenken zu lassen —"

„Wir kriegen auch nichts geschenkt."

„Doch! Sie lassen sich was schenken, und zum Dank prügeln Sie den, der Ihnen geholfen hat. Das — das ist — —!"

„Das ist eine Gemeinheit, wollen Sie sagen. Ich halte das Ihrer jugendlichen Aufgeregtheit zugute. Aber um Sie zu beruhigen, kann ich Ihnen sagen, daß ich wegen des Dreckes, mit dem mich die Kumpanei Ihres heldenhaften Ewald beworfen hat, heute ein Bad hab' nehmen müssen."

„Das scheint nicht weit gedrungen zu sein," stieß das Mädchen trotzig hervor.

„Fräulein Anna!"

Das Mädchen brach in Tränen aus. Aber es waren zornige Tränen.

„Was wollen Sie denn von ihm? Wenn er nicht nach Düsseldorf durchgebrannt wäre, in das elende Leben, dann säßen Sie jetzt mit der Fabrik fest! Nur seine prachtvollen Musterzeichnungen werden Sie retten. Das haben Sie und Vater vorgestern doch selbst ausgesprochen. Dann findet man doch ein Wort des Dankes eher als das Anschreien, das ihn nur noch verbitterter machen muß. Er ist doch ein Kranker, der Ewald, der sich bald gar nicht mehr zurechtfindet. Aber Sie mit Ihrer harten Gesundheit meinen immer gleich zupacken zu müssen. Alle Menschen sind nicht wie Sie. Es gibt auch weiche Naturen."

„Zu denen scheinen Sie mir nicht zu gehören, Anna."

„Aber ich hab' Gerechtigkeitsgefühl."

„Und das streiten Sie mir ab?"

„Seinen Zeichnungen haben Sie Gerechtigkeit widerfahren lassen, o ja, weil Ihnen das gelegen kam. Aber Sie nehmen alles hin, als ob es ganz selbstverständlich sei, weil es ja von einem Wiskotten kam. Statt nun zu allererst dem Ewald Hilfe zu bringen —"

„Er will keine."

„Nein," sagte sie und trocknete rasch ihre Tränen, „solche möcht' ich auch nicht. Es muß Liebe dabei sein. Aber die Familie Wiskotten glaubt sich ja etwas zu vergeben, wenn sie sich mal weich zeigt."

„Kind! Sie spielen hier mit unsrer Freundschaft . . ."

Da hob das Mädchen ruhig den Kopf und sah ihn unerschrocken an.

„Wozu brauchen Sie meine Freundschaft? Sie sind sich ja immer und überall selbst genug. Ich will sie lieber denen bringen, die nicht so — gesund sind."

„Fräulein Anna, vergessen Sie nicht —"

„Nein, ich vergesse nicht, daß ich die Tochter vom Werkmeister Kölsch bin."

„Mädel, machen Sie mich nicht fuchtig! Daß ich das nicht hab' sagen wollen, liegt auf der Hand. Aber ich hab' den Kopf nun voll genug, als daß ich mich jetzt um andre Dinge als um die Fabrik kümmern könnte. Erst erscheint der Pastor, nun erscheinen Sie, und wir alle drei tun, als hätten wir ein Kaffeekränzchen, während in der Zeichenstube, am Musterstuhl, in der Buchbinderei, überall, nur hier nicht, meine Anwesenheit dringend erforderlich ist. Erst das Geschäft, dann das Vergnügen."

„Wie kann da die Arbeit Vergnügen machen . . ."

„Anna, Sie sind doch sonst ein vernünftiges Geschöpf. Hier gilt es jetzt, einen Hauptschlag zu tun, und der verlangt Arme, Fäuste und Gehirn eines ganzen Mannes. Es handelt sich in dieser Stunde nicht um mich oder um Ewald, überhaupt nicht um einen einzelnen, sondern um die Gesamtheit des Namens Wiskotten. Wenn ich alle Kräfte zur Schlacht heranziehe, kann ich nicht hinter Deserteuren herlaufen. Aber ihre Munition verwend' ich, wo sie mir in die Hände fällt. Und nach dem Sieg wollen wir weiter sprechen. Dann ist die Zeit, Wunden zu verbinden."

„Und wenn die Verwundeten vorher zugrunde gehen?"

„Das bringt der Krieg mit sich. Ich — ich bin auch nicht dagegen gefeit."

„Ich werde also allein hinausfahren."

„So ist's recht. Das ist der Beruf der Frau. Krankenpflegerinnen sind die besten Bundesgenossen unsers Gewissens."

Digitized by Google

„Ich zweifle manchmal, Herr Wiskotten — —“

„Ob ich eins besitze? Da schauen Sie mal zum Fenster hinaus, da sehen Sie es greifbar vor sich. Die Fabrik! Das ist mein Gewissen. Und Hunderte von Menschenleben, deren Wohlergehen mir anvertraut ist, sind mein Gewissen. Was will dagegen mein kleines Privatgewissen besagen? Zwei oder drei Menschen von Hunderten abgezogen, das macht nichts aus. Aber Hunderte von zwei oder drei abgezogen —? Adieu, Anna, ich muß in die Fabrik. Wir stehen vor dem kritischen Augenblick, und es ist Zeit, daß ich mein Gewissen beruhige.“

Sie fuhr mit dem Nachmittagszug nach Düsseldorf. Grübelnd saß sie im Wagen. Das Gewissen! Sollte darin der Frauenberuf bestehen, das kleine Gewissen des Mannes zu sein . . .?

Sie suchte Ernst auf. Er war nicht in seiner Wohnung. Sie nahm eine Droschke und fuhr erfolglos die Kneipen ab, in denen er zu verkehren pflegte. Um dem Kutscher ihre Mutlosigkeit nicht zu zeigen, gab sie ihm Auftrag, sie im Hofgarten spazieren zu fahren. Zwischen den Bäumen spann schon die Dämmerung, und nun kam die treibende Angst und wirbelte ihre Gedanken durcheinander. Allein Ewald aufsuchen? Sie schrak zusammen, wenn sie an das fürchterliche Haus dachte mit seinen zusammengepferchten Menschen. Alle würden sie aus den Türen kommen, um zu sehen, weshalb das Fräulein des Abends bei dem jungen Mann so laut und anhaltend pochte. Nein, allein konnte sie es nicht. Sie mußten zu zweit sein, um sich Mut zu machen. Wer? Wer? Wen kannte sie außer Ernst in Düsseldorf? Da fiel ihr Emilie Wiskotten ein. Mit einem Ruck saß sie im Wagen aufrecht. Emilie Wiskotten — —

Nur ein paar Herzschläge lang überlegte sie. Gustavs Frau würde helfen. Weil sie eine Frau und — weil sie selbst in der Fremde war. Sie würde den Schwager nicht entgelten lassen, daß sie sich in ihrem Manne getäuscht glaubte. Das war nicht Frauenart.

„Fahren Sie in die Gartenstraße, zur Villa von Fräulein Scharwächter, Kutscher.“

Fünf Minuten später hielt der Wagen vor dem Haus. Sie hieß den Kutscher warten und klingelte. Das alte Fräulein kam selbst, um zu öffnen.

„Könnte ich — einen Augenblick nur — Frau Emilie Wiskotten sprechen?“

„Mit wem habe ich das Vergnügen?“

„Anna Kölsch aus Barmen.“

„Doch nicht die Tochter von —“

„Ja, die Tochter von Werkmeister Kölsch aus der Wiskottenschen Fabrik. Bitte, lassen Sie mich Frau Wiskotten nur einen Moment sprechen.“

„Treten Sie in dies Zimmer. Es ist doch — in Barmen — nichts passiert?“

„Nein, nein. Ich möchte nur Frau Wiskotten — —“

„Sofort, sofort.“ Und das alte Fräulein eilte schnell hinaus.

Dann hörte Anna Kölsch droben eine Tür schlagen, Schritte die Treppe hinunterhasten, und vor ihr stand Emilie Wiskotten.

„Fräulein Anna . . .!“

„Frau Wiskotten —“

„Was ist? Weshalb kommen Sie? Ist etwas geschehen? Gustav? Um Gottes willen, sprechen Sie doch! Ist mein Mann nicht gesund? Ist er krank? Was fehlt ihm? So reden Sie doch nur, Anna.“

„O, Frau Wiskotten, wenn er Sie so sehen könnte.“

Emilie Wiskotten griff nach den Händen des Mädchens. Ihre Augen waren weit aufgerissen, und ihre Schultern bebten.

„Hat er nach mir verlangt? Soll ich heimkommen? Ja, er ist krank!“ schluchzte sie auf. „Er würde sonst Sie doch nicht geschickt haben. Anna, ist es schlimm?“

„Frau Wiskotten, Ihr Mann ist gesund. Es fehlt ihm nichts, oder — er läßt es sich nicht merken. Gerade jetzt denkt er an nichts als an die Fabrik, und deshalb komme ich zu Ihnen.“

„Deshalb? Wegen der Fabrik? — —“

Ihre Arme fielen matt nieder. Die angespannten Züge wurden schlaff.

„Setzen Sie sich.“

„Nein, Frau Wiskotten, ich kann mich nicht setzen. Ich möchte Sie mitnehmen.“

„Er braucht mich ja nicht. Er zeigt es mir ja — deutlich genug.“

Sie stand ganz aufrecht. Aber aus ihren Augen lösten sich ein paar Tränen und zogen über die blassen Wangen eine lange feuchte Spur.

„Doch, Frau Wiskotten, er braucht Sie. Gerade weil er nur an die Fabrik denkt. Da braucht er jemand, der ihm alles, für das er keine Zeit findet, abnimmt. Die Frau — ich habe es mir auf der Herfahrt überlegt — sollte das kleine Gewissen des Mannes sein, dem er im Lärm der Arbeit kein Gehör schenkt. Frau Wiskotten, es handelt sich um Ewald! Er geht unter! Die Männer können sich nicht um ihn kümmern, da die Geschäfte gerade jetzt sie nicht loslassen. Frau Wiskotten, da müssen wir Frauen doch heran. Um ihnen zu zeigen, daß es ohne das kleine Gewissen nicht geht. Daß sie sonst später an allen ihren Erfolgen ja gar keine Herzensfreude haben könnten.“

„Ewald — —,“ wiederholte Emilie Wiskotten, und ihre Gedanken waren nicht bei dem Wort.

Da erzählte Anna Kölsch mit fliegendem Atem von den Kämpfen des Jungen, von seinen Entwürfen, die nun in der Fabrik ausgearbeitet

Digitized by Google

würden, um als Vernichtungsschlag gegen Jeremias Scharwächter benutzt zu werden, und von der Behandlung, die man dem Retter in der Not im Neandertal hätte widerfahren lassen, nur weil er in seiner Art so stolz und trotzig gewesen wäre wie der Herr Gustav.

„Und nun?“ fragte Emilie Wiskotten, die plötzlich aufgehorcht hatte.

„Wir müssen den Ewald aufsuchen. Wir müssen an ihm gutmachen, was die Familie an ihm getan hat. Wenn er der Fabrik geholfen hat, müssen wir doch nun ihm helfen. Und wenn das die Männer vergessen, müssen die Frauen sie beschämen.“

„Kommen Sie,“ sagte Emilie Wiskotten rasch, „wir wollen sie beschämen.“

„Ach, Frau Wiskotten!“

In den Augen der Frau war ein sinnendes Leuchten, ein verlorenes Lächeln, das wehe tat.

„Schwache Männer können das nicht vertragen. Aber starke Männer muß man beschämen, wenn sie über uns hinwegsehen. Das habe ich früher auch noch nicht gewußt.“

„Ich habe einen Wagen draußen.“

„Warten Sie. Ich will nur den Kindern gute Nacht sagen. Glauben Sie, daß Ewald krank sein wird?“

„Ich weiß nur, daß er sehr verlassen sein muß.“

„Das ist noch schlimmer. Warten Sie, Anna.“

Als sie zurückkehrte, waren ihre Mienen fest und sicher. Aber ihr Wesen war lebhafter geworden. Als glitte eine geheime Freude hindurch. Schweigend fuhren sie zur Ratingerstraße und stiegen die vier Treppen hinauf.

„Wir wollen nicht anklopfen,“ flüsterte Anna Kölsch, „er läßt uns sonst nicht hinein.“ Und sie drückte resolut auf die Klinke. Die Tür war verschlossen. Drinnen blieb es still.

Die Frauen sahen sich an. Auf dem Korridor, den eine trübe brennende Petroleumlampe spärlich beleuchtete, herrschte eine dicke, verdorbene Luft, die ihnen das freie Atmen erschwerte. Emilie Wiskotten hielt sich das Taschentuch vor den Mund. Anna Kölsch biß die Zähne zusammen.

„Wir müssen zu seiner Wirtin,“ flüsterte sie, und sie rafften die raschelnden Röcke zusammen, um kein Geräusch zu machen.

Die greise Taglöhnerswitwe saß in schmutziger Nachtjacke und zerknitterter Haube, unter der die ungekämmten Haarzotteln hervorkrochen, stumpf bei ihrer Abendmahlzeit.

„Wir möchten zu Herrn Wiskotten . . .“

„Tür daneben.“

„Da ist zugeschlossen.“

„Is m'r egal.“

Emilie Wiskotten legte ein Markstück auf den Tisch. „Würden Sie die Freundlichkeit haben, zu sorgen, daß aufgeschlossen wird?“

Die Alte drehte das Markstück herum, schob es in die Tischlade und erhob sich.

„Sie müssen nicht sagen, daß Besuch da ist.“

Die Greisin schlürfte in ihren Filzpantoffeln hinaus. Sie klopfte nebenan. Dann verstärkt.

„Jesses, wat heißt dat? Hat'r mein Streichholzschachtel nich gesehn? Doch, sie is drin. Ich will ens kucke.“

Der Schlüssel schnappte im Schloß herum, die Alte ging hinein. Dicht neben der Tür standen die beiden Frauen. Als die Alte hüstelnd zurückkam, nahmen sie ihr die Tür aus der Hand und traten ein.

„Wer ist da?“ fragte aus der Fensterecke heiser eine Stimme.

„Guten Abend, Ewald,“ sagte Emilie. „Ich will mal zuerst Licht machen.“

Sie tastete herum und fand auf einer Kiste eine kleine Arbeitslampe.

„Nicht anzünden! Nicht!“

Aber schon drang der rötliche Schein durch das Zimmer. Ewald Wiskotten hatte sich auf seinem Bettsack herumgeworfen. In seinem alten Rock lag er, in eine zerschlissene Wolldecke gewickelt, mit dem Gesicht gegen die Wand und hielt die Augen geschlossen. In dem matten Licht sah seine Nase spitz und seine Backenknochen hochgewölbt aus.

„Verlassen Sie mein Zimmer.“

„Sie? Wer ist denn Sie? Junge, mach mal die Augen auf! Ich bin doch Emilie, deine Schwägerin Emilie.“

Er rückte den Kopf von der Wand und öffnete die Augen. „Anna!“ stieß er hervor. Sein Kopf fiel zurück. In ohnmächtigem Grimm blickte er auf die Frauen.

„Nun bitte aber einen freundlicheren Empfang. Wir tun dir nichts.“ Und Emilie streckte ihm die Hand hin.

Er stieß die Hand zurück, den Blick auf Anna gerichtet. „Hast du's erreicht mit deinem Spionieren!“

„Schimpf du nur, Ewald,“ sagte das Mädchen ruhig. „Heraus kriegst du mich nun doch nicht mehr.“

„Ich bin hier der Herr!“

„Junge, Junge!“ beruhigte Emilie Wiskotten und legte ihm die Hand auf die Stirn. Mit einer frauenhaften, mütterlichen Gebärde. „Du bist krank, Ewald. Da hast du ganz still zu gehorchen.“

„Ich nehm' nichts von der Familie!“

„Wer spricht denn von der Familie? Aber — Leidensgefährten, die — ja siehst du, die müssen sich doch aushelfen.“

Verständnislos starrte er sie an. So kannte er sie ja gar nicht. War das — Gustavs Frau?

„Ja, ja, Junge. Wir sind Leidensgefährten. Das hast du wohl nur nicht gewußt, sonst wärst du wohl zu mir gekommen.“

Digitized by Google

„Einmal hab' ich gehört — — aber —"

„Nicht daran geglaubt. Ich mach' dir auch keine Vorwürfe. Die Hoffnung hab' ich nicht verloren, und du sollst sie auch nicht verlieren, deshalb bin ich zu dir gekommen. Siehst du, Ewald, mir geht's schlecht, aber dir geht's augenblicklich noch viel schlechter. Da wollen wir zusammenlegen und Halbpart machen."

„Emilie — —"

„Würdest du deine Schwägerin im Stich lassen, Jung'? Wenn alle täten, als — als hätten sie mich vergessen? Du bist doch anders. Du mit deiner Begeisterung. Leute, die wie wir im Unglück sind, können doch nicht kleinlich gegeneinander sein."

„Nein, Emilie."

„Hast du Schmerzen?"

Er sah sich unruhig um. „Schmerzen? Gar keine!"

„Also, was fehlt dir? Wir beide brauchen uns doch nicht voreinander zu schämen?"

Seine Kinnbacken bewegten sich hin und her. Und langsam zog sich eine glühende Röte vom Halse herauf über sein eingefallenes Gesicht. „Anna soll's nicht hören," murmelte er.

Emilie Wiskotten winkte Anna lächelnd zu, zurückzutreten. Dann beugte sie sich dicht über ihn.

„Nun sprich, Ewald, was hast du?"

Er würgte an den Worten. Sie wollten nicht heraus. Und Emilie spürte die Glut seines Gesichtes wie eine heiße Luftwelle.

„Was hast du?" wiederholte sie ganz leise und mütterlich.

„Hunger!" stieß er hervor und schlug die Hände vors Gesicht.

Das Wort wuchs riesengroß empor, schwankte mit hageren Gliedern durch die Kammer, stieß sich an den leeren Kisten, die das Mobiliar ausmachten, und raschelte mit Rattenzähnen im Stroh des Bettsacks. Anna fühlte es, daß es im Zimmer war. Gesicht und Hände wurden ihr kalt, ihr Atem kroch mühsam aus der Tiefe, ein stummes Weinen saß ihr in der Kehle wie bei Kindern, die sich in der Dunkelheit fürchten. Mit hilfesuchenden Augen schaute sie auf Emilie.

Emilie Wiskottens Hand hatte gezittert. Einen Augenblick nur. Dann steifte sie ihren Körper gegen den Schauer, der ihr durch die Schultern rann. Hunger! Sie hatte auch Hunger. Der da vor ihr gestand es ein.

Sie zwang ihren Blick, ruhig und prüfend zu bleiben. Bis er fast eine kalte Schärfe gewann. So weit also ließen es die Wiskottens mit den Schößlingen kommen, die sich nicht freiwillig dem Stamm fügen wollten. Sie wurden ausgehungert.

„Du bist gerad' wie ein kleiner Junge, Ewald," sagte sie. „Wenn man Hunger hat, ißt man doch. Aber man legt sich doch nicht hin und zieht sich die Decke über die Ohren. Herrgott, solche Kleinigkeiten."

Er hielt noch immer die Hände vor den Augen. Aber er horchte verwundert auf. Hatte sie ihn nicht verstanden?

„Ich würd' dich einfach bitten, mit mir zu kommen," fuhr sie in dem Tone fort, mit dem man selbstverständliche Dinge behandelt. „Aber Tante Josephine, bei der ich wohne, ist so ein altes umständliches Fräulein, wenn sie nicht vorbereitet ist. Weißt du was, wir essen bei dir. Ich deck' den Tisch, und Anna holt ein."

Er blieb sprachlos. Nur jetzt nicht die wunderliche Stimmung mit einem Wort zerreißen und davonjagen. Alles mit sich geschehen lassen. Als ginge ein Märchen aus seiner Kindheit um ihn herum.

Emilie Wiskotten sprach leise mit Anna Kölsch. „Werden Sie sich nicht fürchten, über die Straße zu gehen?"

„Fürchten? O nein . . ." Und die Zähne schlugen ihr aneinander.

„Ich werde unterdes von der Alten ein wenig Feuer in das Ofentrömmelchen tragen lassen. Diese Nacht werden wir kaum fortkönnen."

Als Anna Kölsch nach einer Viertelstunde mit einer Flasche Portwein, Kakao, Milch, Eiern und Zwiebäcken heimkehrte, war das Oefchen geheizt, die große Kiste vor dem Fenster mit einem Tuch bedeckt und mit zwei Tellern, zwei Tassen und einer kleinen Pfanne bestellt. „Mehr war nicht sauber," sagte Emilie. „Es muß auch so gehen. Die Alte bringt einen Brief an Tante Josephine, daß ich nicht nach Haus komme. Ich hab' ihr noch eine Mark gegeben."

„Ich werde Rührei machen, das ist leicht."

„Geben Sie mir die Portweinflasche. Der Wein soll ihn vorher anregen."

Anna Kölsch hielt sich im Hintergrund. Ewald sollte von ihrer Anwesenheit so wenig wie möglich verspüren. Sie schob die Pfanne auf das Oefchen, wandte dem Zimmer den Rücken und beschäftigte sich mit dem Gericht. Emilie Wiskotten schenkte einen Tassenkopf voll Wein, beugte sich über den Jungen, der steif ausgestreckt lag, und veranlaßte ihn, zu trinken. „Das ist der Willkommenschluck. Langsam. In ganz kleinen Zügen." Und er trank . . .

Nach wenigen Minuten huschte ein Schatten heran. Anna trug das Pfännchen auf den Tisch und verschwand wieder in ihrer Ecke, aus der nur ihre Augen groß hervorlugten. Emilie Wiskotten füllte einen Teller, steckte einen Zwieback in den Wein und stützte Ewalds mageren Rücken.

„Nun iß."

Die Augen auf der Wolldecke, aß er langsam und dann hastiger, immer hastiger. Und die letzten Tropfen des Weines tupfte er gierig mit dem Zwieback aus der Tasse. Behutsam bettete

Digitized by Google

Emilie ihn zurück. Ihre Kraft ging zu Ende, wie sein Stolz zu Ende ging.

„Liegst du gut?“ fragte sie und meisterte ihre Erregung.

Er gab keine Antwort. Der Wein hatte ihn betäubt. Er war im selben Augenblick, in dem er die Glieder dehnte, eingeschlafen.

Emilie Wiskotten ging auf Fußspitzen durch die Kammer. Anna bewegte sich. Sie tat ihr einen Schritt aus der Ecke entgegen. Ganz fest umschlangen sie sich, als müßte eine die andre stützen, als müßte eine die andre daran hindern, Geräusch zu machen. Und eine weinte an der Schulter der andern. Als wäre ein Deich durchbrochen, der alle Tränen im Herzen aufgestaut hätte, weinten die Frau und das Mädchen — —

„Still,“ sagte Emilie, „er darf nichts hören.“

„Ich — will nicht — hinsehen.“

„Ach, Anna, ob ich hinsehe oder nicht — —.“

Da preßte das junge Mädchen dicht ihren Körper an Emiliens Brust.

„Frau Wiskotten, der, den Sie meinen, verhungert auch. Er ist nur stärker als der Ewald und hält es länger aus.“

„Ich — ich verhungere!“

„Nein, der Herr Gustav. Ich weiß es ja. Ich sehe ihn ja Tag für Tag. Er zeigt es nur nicht, weil er sich fürchtet, er könnte sich was vergeben. Aber er denkt nur immer an Sie.“

Sie saßen aneinandergeschmiegt auf der Kiste, die Stuhl und Sofa vorstellte. Das Feuer im Oefchen und die Lampe warfen tanzende Scheine durch die leere Kammer. Und die beiden Frauen füllten die Leere um sich her mit Gestalten.

„Hat er von mir gesprochen?“

„Es klingt immer durch, Frau Wiskotten.“

„Sag doch ‚Emilie‘. Ich kann dich — leichter fragen.“

„Ja, Emilie.“ Das Mädchen preßte sich dichter an sie.

„Und was — was sagt er?“

„Er hätte Sehnsucht nach der Freude. Aber es müßte die Freude sein.“

„Und das sagt er von mir? Nicht — von einer andern?“

„Er kommt ja nur noch zu uns. Sonst lebt er nur für die Fabrik.“

„Wie sieht er aus, Anna?“

„Zu Hause — stiller, in der Fabrik — strenger.“

„Was macht die Fabrik?“

„Ihr Vater, der Herr Scharwächter, hat sie totmachen wollen. Es ging immer schlimmer. Dann hat der Herr Gustav die Zähne zusammengebissen. Er soll sein ganzes Vermögen drangesetzt haben, sagt der Vater, damit seine Brüder keinen Schaden litten.“

„Der Gustav — —,“ sagte Emilie und starrte ins Feuer.

„Und nun haben sie die neuen Muster, die vom Ewald. Damit will Herr Gustav den letzten Schlag gegen Herrn Scharwächter führen. Vater sagt, das hielte er nicht aus.“

„Wer hielte es nicht aus?“ fuhr sie auf.

„Der Herr Scharwächter,“ sagte das Mädchen ängstlich.

„Ah — — nicht der Gustav,“ und sie atmete tief auf und hob den Kopf.

„Ich versteh' — dich nicht.“

„Ich versteh' mich selber nicht. Aber das muß wohl so sein. Ich hab' immer auf meinen Vater gehört, immer, immer! Und meine Angst war bei Gustav. Anna, er darf nicht verlieren!“

„Er wird auch nicht verlieren. Aber der Herr Scharwächter.“

„Sprich doch von Gustav! Hier sieht's ja keiner, daß ich mich schäme. Aber mein Vater, siehst du, mein Vater wäre mir gar nichts mehr, wenn er Gustav unterkriegte. Kein Mensch darf über ihm sein, keiner!“

„Emilie, wenn du ihm das sagtest.“

„Wenn ich allein bin, kann ich es sagen. Diese lange, fürchterliche Einsamkeit. Dann steht man ganz nackt vor sich selbst da. Und sieht sich selbst. Und gesteht sich zu, daß — ach du, daß all der kleinliche Widerstand und die Furcht, der andre könnte uns auch so sehen, im Grunde ja doch nur etwas Künstliches ist. Gerade so, wie die weibliche Schwäche nur dann eine Entwürdigung ist, wenn man daran deutelt und künstelt. Ich hab' es immer getan, und weil ich mir nicht eingestehen wollte, daß ich mich selbst betrog und ihn mit, wurde ich reizbar und verbittert gegen alle Welt. Dann ging ich. Und es war doch nur Zorn über mich selbst, daß ich ihm nicht mehr war. Das erfuhr ich erst in den leeren Tagen und schlaflosen Nächten, und auch, wer der Schuldige sei. Denn mich — mich hat — die Trennung — krank gemacht.“

Sie saß mit zusammengeflochtenen Händen und abwesenden Augen.

„Wenn du einmal Frau wirst, Anna, wirst du das verstehen. Man weiß ja gar nicht, was man alles an den Mann hängt. Könnt' ich es ihm doch zeigen! Aber dann schäm' ich mich vor mir selber.“

„Emilie, ich würde mich nicht schämen.“

Da sah Emilie Wiskotten das Mädchen, das die Scham nicht kannte, staunend an, und sie sah an Stelle der Scham die Keuschheit. Ganz still saßen sie beieinander, und die Nacht schritt vor. — —

Und wie aus tiefem Sinnen heraus sagte Emilie Wiskotten — und sie wußten beide nicht, waren Minuten oder waren Stunden vergangen —: „Als du heute abend zu mir kamst, um mich zu holen, da packte mich der Schreck, es könnte Gustav etwas zugestoßen sein, so arg, daß ich fast verrückt wurde. Und als ich hörte, es sei um Ewald,

Digitized by Google

da hätte ich gewünscht, es möchte Gustav sein. Ist das nicht fürchterlich?"

„Emilie, weil du Sehnsucht nach ihm hast. Kranken können wir helfen." — —

V

Werkmeister Kölsch schritt mit gefurchtem Gesicht durch die Fabrikräume hinauf zur Haspelstube, wo er die alte Frau Wiskotten wußte. Es war Frühstückspause. Die Leute saßen in Gruppen beisammen, tranken aus blechernen Milchkannen oder kleinen Steingutkrügen ihren Morgentrunk und unterhielten sich zwischendurch mit gedämpfter Stimme. Im Bereiche der Frau Wiskotten war es stiller. Hier tönte nur eine Stimme, gedehnt und mit Betonung. Frau Wiskotten hielt Morgenandacht. In ihrem Schoß lag aufgeschlagen der hundertachtzehnte Psalm.

„Tut mir auf die Tore der Gerechtigkeit, daß ich eingehe und dem Herrn danke. Das ist das Tor des Herrn; die Gerechten werden dahin eingehen. Ich danke dir, daß du mich demütigst und hilfest mir. Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein worden. Das ist vom Herrn geschehn und ist ein Wunder vor unsern Augen."

„Guten Morgen, Frau Wiskotten."

Sie sah ärgerlich auf.

„Guten Morgen, Kölsch. Sie hätten man ruhig zuhören können. Dat schad't keinen Menschen wat."

„Ich möcht' Sie mal eben sprechen."

„Man soll Gott zunächst die Ehre geben. Aber ich denk', auf dat Quantum kommt et nich an. Wenn nur dat Wenige sitzen bleibt, will ich et loben. Warten Sie, ich geb' mit."

„Frau Wiskotten," sagte Kölsch, als sie nebeneinander über den Korridor gingen, „Sie brauchen mir deshalb nich bös zu sein, aber nu muß wirklich eine Aenderung Platz greifen."

„Wenn die Aenderung eine vernünftige is, bin ich nie bös."

„Frau Wiskotten, et betrifft Sie selbst."

„Mich? Wat heißt dat? Ich mein', ich könnt' den Rest, den ich noch zu leben hab', ganz gut so verschlissen werden."

„Gewiß, Frau Wiskotten, aber die Meinung sollten auch alle haben. Un einer hat sie nich. Un er kann et auch wirklich nich."

„Sie wollen wohl vom Ewald sprechen, Kölsch. Ich fühl' dat schon heraus. Aber im hundertundneunzehnten Psalm, da wird der liebe Gott gefragt: ‚Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? Wenn er sich hält nach deinen Worten!' Jetzt is er in der Prüfungszeit."

„Ich könnt' Ihnen erwidern, Frau Wiskotten, dat Sie soeben selbst vorgelesen haben, ‚der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein worden'. Gottes Wege sind wunderbar, und es ziemt uns nicht, die Vorsehung zu spielen."

„Kölsch, wenn Sie nich der alte Kerl wären, würd' ich Ihnen jetzt aber mal den Kopp waschen."

„Nee, Frau Wiskotten, wie ich Sie kenne, würden Sie dat bleiben lassen. Denn wir haben hier Ernsthafteres als meinen Kopp, dem et nicht schlecht geht. Frau Wiskotten, Sie sind die Mutter, und Ihren Jüngsten, den Ewald, haben sie in einer Dachkammer auf einem Strohsack gefunden, halb verhungert. Einen Wiskotten! Halb verhungert!"

Die alte Frau blieb stehen. Hart legte sich ihre Hand auf den Arm des Werkmeisters, und ihre Finger krampften sich in seinen Rockärmel. „Wat — —?"

„Nich wahr, Frau Wiskotten, jetzt schweigen alle Bibelsprüche, denn jetzt spricht die Mutter. Wußt' ich doch."

„Is er — wieder auf de Beine?"

„Et wird noch ein paar Tage dauern. Gestern abend is meine Anna zurückgekommen. Die und die Frau vom Herrn Gustav, die haben ihn gefunden."

„Die — Emilie?"

„Dat braucht Sie doch nich zu wundern. Heimatlose stehen sich immer bei."

„Kölsch, dat ging auf mich. Lassen Sie dat gefälligst. De Jung' — is krank — — Bei fremde Leute —"

„Fremde Leute sind et nu gerad' nich, Frau Wiskotten."

„Nich? Wat verstehen Sie davon? Wenn en Kind krank is, un et is nich bei der Mutter, dann is et unter fremde Leute."

„Ja, darin eine Aenderung zu schaffen, dat liegt nu bei der Mutter."

Frau Wiskotten sah ihn an. Aus ihrem faltigen Gesicht drang der Blick ihrer Augen scharf in die seinen. Dann sagte sie, während sie seinen Rockärmel freiließ: „Et is gut, Kölsch. Dat weitere wird sich finden."

„Guten Morgen, Frau Wiskotten." — —

Sie blieb, als er mit seinem gleichmäßigen Schritt gegangen war, auf dem Fleck stehen und sah geradeaus. Bis die Augenränder sich von der Anstrengung röteten. Ihr selbstsicheres Gesicht schien plötzlich verfallener, die langen energischen Falten hingen welker. „Lieber Herrgott," murmelten ihre Lippen, „wenn mein Stolz da wat versehen hat, laß et mich nich an dem Jung' entgelten. Ich hab' ihn so lieb wie die andern."

Auf dem Privatkontor traf sie die Söhne beim Lesen der Post.

„Na, Mutter, jetzt wird der Schornstein rauchen! Der Brinkmann hat die Muster übertragen. Die Karten werden schon geschlagen. In acht Tagen kann der Wilhelm auf die Reise. Sapperlot, das wird ein Tanz!"

„Und der Ewald?"

„Wer —?"

Digitized by Google

„Der Ewald! Raucht bei dem der Schornstein auch?"

„Dat fragst du, Mutter? Auf einmal?"

„Ja, dat frag' ich. Denn von euch fragt et doch keiner."

„Dazu haben wir jetzt keine Zeit, Mutter. Hier geht es zunächst um et Ganze!"

„Ach wat, um et Ganze! Wenn die einzelnen Teile absterben, kann ich dat Ganze in de Luft blasen. Weshalb hat sich keiner von euch um den Jung' gekümmert? Weshalb nich?"

„Aber Mutter, du hast doch selber nich — —"

„Sind dat eure Sachen? Nee, dat sind gar nich eure Sachen! Wat eure Mutter zu tun hat, dat weiß sie ganz alleine, und wat ihr zu tun habt, dat solltet ihr nun auch bald alleine wissen. Groß genug seid ihr doch."

„Donnerschlag, Mutter, dat is aber 'ne Morgenpredigt. Wir haben erst eben den Kaffee im Magen."

„Ob der Ewald auch nur den Kaffee im Magen hat, danach habt ihr euch wohl nie gefragt?"

„Er schlägt sich durch, Mutter," sagte Gustav, „dat schadet seiner Entwicklung gar nix."

„Und dat man ihn halbtot auf dem Stroh aufgelesen hat, direkt am Verhungern, dat schadet seiner Entwicklung wohl auch nix? Man sollt' euch wirklich welche an de Ohren geben, wenn ihr nich so lange Bengels wär't."

„Mutter! Der Ewald is krank?"

„Gib Mutter mal en Stuhl, Paul!"

Mit starrem Gesicht saß die Alte auf dem Kontorstuhl unter ihren Söhnen. „Dat wir ihn so arg im Stich gelassen haben, dat war Sünde. Nu hat de Jung' et zu büßen."

„Mutter, er hat doch alle Hilfe zurückgewiesen."

„Man hätt' ihm mehr Liebe zeigen sollen als Geld. So 'n jung' Gemüt macht darin en Unterschied. Aber wir denken ja immer nur an et Geld und nehmen et, wo wir et kriegen können, selbst die Muster vom Ewald, un an Gegenzahlungen — nee, daran denken wir nich."

„Mutter, wenn die Fabrik so 'n fein Gewissen haben wollt', dann könnten wir die Bude zumachen."

„Dann macht sie doch zu! In Gottes Namen macht sie zu! Dat is mir lieber! Aber mein eigen Gewissen, dat spann' ich nich auf den Bandstuhl. Wenn et um den Jung' geht, nich!"

„Donnerwetter, Mutter, is et so schlimm — —?"

Da begann es in dem harten Gesicht der Alten zu zucken und zu zittern . . .

Tiefernst standen die Söhne um sie her. Ihre Hände legten sich scheu auf ihre Schultern und ihre Haube. Sie waren nicht gewöhnt, der Mutter schönzutun.

„Mutter, du, Mutter, dat werden wir schon wieder in de Reih' bringen. Dat müßt' doch mit dem Deubel zugehen."

„Wenn et nach Recht und Ordnung ging'," sagte die alte Frau und wickelte ihre erregten Hände fest in die Schürze, „dann müßt' ich ja jetzt zum Ewald nach Düsseldorf fahren. Aber der Vater darf et doch nich gewahr werden. Der sorgt sich so schon im geheimen genug um den Jung'."

„Nur nich! Kein Wort zu Vatter!"

Gustav Wiskotten blickte nach der Uhr. „Ich werde heut nachmittag hinfahren."

„Laß mich mit," sagte Paul. „Zu mir hat er immer Zutrauen gehabt."

„Wohnt er noch in der Ratingerstraße? Woher hast du denn die Nachricht, Mutter?"

„Ob er noch da wohnt, müßt ihr die Anna Kölsch fragen. Sie hat ihn gefunden, un — un — die Emilie hat ihn gefunden."

Keiner fragte mehr. Die Hände glitten von der Schulter der Mutter herab, die Blicke gingen aneinander vorüber. Jeder wartete darauf, daß Gustav Wiskotten etwas sagen würde. Sekunden vergingen. Dann hörte man Gustavs Stimme.

„Emilie —? Meine Emilie — —?"

Mutter und Sohn sahen sich in die Augen. Sie hatten zusammen gestritten und zusammen gelitten. Sie beide brauchten sich nichts vorzumachen.

„Weißt du, Gustav, wat der Albert Kölsch mir vorhin sagte, als ich mich wunderte? Heimatlose, sagte er, stehen sich immer bei."

„Paul kann mitfahren," entschied Gustav Wiskotten nach einer Pause. Er nahm die Mühe von der Fensterbank und zog sie sich in den Nacken. „Macht, daß ihr an die Arbeit kommt."

Schweigend gingen sie an ihre Beschäftigungen.

„Mutter," sagte August Wiskotten, der allein im Privatkontor mit der alten Frau zurückgeblieben war, „geh du jetzt zum Vatter und leist ihm Gesellschaft. Wenn du willst, schick' ich zum Pastor Schirrmacher, damit du eine Aussprache hast."

Frau Wiskotten erhob sich.

„Laß dir dat nur nich einfallen, August. Et gibt Dinge, darin is 'ne Mutter allein der Pastor. Und jeder Pastor von Beruf en Mannsbild. Laß dir dat von deiner Mutter gesagt sein."

August Wiskotten runzelte die dünnen Brauen. „Jedenfalls werde ich mal zu Anna Kölsch gehen, um Genaueres zu hören."

„Dat is en andrer Fall. Un — un du kannst dat Mädchen von mir grüßen." —

August Wiskotten erledigte die Post. Als es elf Uhr schlug, nahm er seinen Hut und ging durch die Fabrik, um Wilhelm zu ersuchen, für die letzte Stunde seinen Platz einzunehmen. An der Wupper traf er Kölsch, der die Partien zählte, die aus der Färberei kamen. „Nur en paar Couleuren, Herr August. Aber von nächster Woche an wird dat anders. Wenn die Muster vom Ewald auf die Stühle kommen, werden die Färber sich in die Hände spucken können, um mit der Wirkerei Pol zu halten."

Digitized by Google

„Ich möcht' mal zu Ihrer Tochter, Herr Kölsch. Sie haben doch nichts dagegen?"

„Dat Mädchen is groß genug, um Besuche allein zu empfangen."

„Auf Wiedersehen."

„Mahlzeit, Herr August."

August Wiskotten ging im Geschäftsschritt über die Straßen, erwiderte geschäftsmäßig die Grüße der Agenten, die von Fabrikkontor zu Fabrikkontor hasteten, und bog mit dem ernsten Gesicht des Geschäftsmannes in die Straße ein, in der sich das Haus von Albert Kölsch befand. Er zog die Klingel, und Anna öffnete ihm.

„Guten Morgen, Fräulein Kölsch. Ihr Herr Vater erlaubte mir, Sie einen Moment zu stören."

„Bitte, Herr Wiskotten, Sie stören mich durchaus nicht."

Er saß ihr gegenüber, sah ihre jugendschlanke, festgeformte Gestalt, den schweren Flechtenkranz um ihre Stirn, und sah an ihr vorbei. Die Stille wurde drückend. „Kommen Sie vielleicht Ewalds wegen, Herr Wiskotten?"

„Ja — die Mutter läßt Sie grüßen. Ich möchte gern, Mutters wegen, Genaueres von Ihnen hören, Fräulein Kölsch."

„Als ich gestern von Düsseldorf abfuhr, war er noch sehr schwach. Und sehr gereizt. Den — den Schwächeanfall wird er ja schnell überwinden, denn Emilie, Frau Emilie Wiskotten, pflegt ihn. Aber die Hauptsache bleiben die angegriffenen Nerven. Da kann nur Güte helfen, die sich nicht abschrecken läßt."

„Wird er die ebenfalls bei Emilie finden?"

„Männer wissen nicht damit umzugehen."

„Und Sie, Fräulein Kölsch?"

„Ich? — Ja, ich helfe Frau Emilie."

August Wiskotten zog die Finger seiner Handschuhe lang. Seine Stirn lag in nachdenklichen Falten. Er überlegte.

‚Gerechter Himmel,' dachte das junge Mädchen, ‚er wird doch nicht seinen Antrag erneuern wollen? Hätt' ich ihm doch nichts von der Güte der Frauen gesagt!'

„Fräulein Kölsch — —" Nun kam es. Ein Entschlüpfen war nicht mehr möglich.

„Ja, Herr Wiskotten?" — — Das klang sehr klein und leise.

„Es ist jetzt ein Jahr, daß ich durch Herrn Pastor Schirrmacher bei Ihnen anfragen ließ, ob — Nun, Sie wissen ja wohl."

„Ich weiß."

„Ich habe da einen großen Fehler begangen."

„Ja," sagte sie und atmete erleichtert auf.

„Weil ich nicht selbst gekommen bin. Derartige Angelegenheiten müssen persönlich erledigt werden."

Da war der Schreck wieder. Und die Angst entfärbte ihr Gesicht.

„Nun hängt die Angelegenheit zwischen uns immer noch in der Schwebe. Vielleicht — vielleicht ist es sogar möglich, daß Sie sich inzwischen anders besonnen haben —"

Sie nahm ihr Herz in beide Hände und allen ihren Mut dazu.

„Nein, Herr Wiskotten," sagte sie und sah ihn mit reinen, offenen Augen an.

„Sie haben einen andern lieber?"

„Ja," antwortete sie kurz und zog zornig die Stirn zusammen.

„Das freut mich, Fräulein Kölsch, denn ich habe mir die Sache auch anders überlegt."

Ganz überrumpelt blickte sie ihn an. „Anders?" Der Zorn wurde lachend. „Ja, weshalb fragen Sie mich dann?"

„Weil ich mich durch die Freiwerbung des Pastors Schirrmacher gewissermaßen gebunden fühlte. Man kann doch kein Konto offen lassen, wenn man ein neues eröffnen will."

„Sie wollen sich verloben, Herr Wiskotten? Ich wünsche Ihnen alles Glück!"

„Danke," sagte August Wiskotten und erhob sich. „Und da ich Ihnen doch eine Art Revanche schuldig bin, sollen Sie auch zuerst davon hören. Es handelt sich um die einzige Tochter von Pastor Großmann in Elberfeld."

„Ah — da gratulier' ich doppelt."

„Gefällt sie Ihnen?"

„Sie hat so viel Würde, und die fehlt mir ganz."

„Sie wird auch bei Ihnen noch kommen," sagte August Wiskotten in tröstendem Tone und reichte ihr die Hand. Und plötzlich hatte er es eilig. Die lustigen Augen des Mädchens brachten ihn um seine Ruhe, und wieder mußte er an ihr vorbeisehen.

„Sie tragen mir also nichts nach?"

Da lachte sie ihm ausgelassen ins Gesicht. „Nein, aber nein, Herr Wiskotten."

Er empfahl sich schnell und hatte Mühe, draußen wieder in den geschäftsmäßigen Schritt zu kommen. —

‚Eigentlich,' dachte das junge Mädchen, als es wieder ins Zimmer zurückkehrte, ‚eigentlich war das doch eine Unverschämtheit . . .'

Mit dem Nachmittagschnellzug fuhren Gustav und Paul Wiskotten nach Düsseldorf. Am Bahnhof nahmen sie sich eine Droschke zur Ratingerstraße. „Deubel," sagte Gustav Wiskotten im Hausflur, „dat stinkt ja hier wie die beilige Pestilenz." Es waren die ersten Worte, die er während der Fahrt gesprochen hatte.

Sie kletterten die Stiegen hinauf und suchten das Zimmer der Taglöhnerwitwe.

„Paul!"

„Ja, Gustav?"

„Wenn — Emilie drin sein sollte — dann — erwart' ich dich hier."

„Willst du sie nicht sprechen, Gustav?"

Digitized by Google

Morgen in China

Nach dem Gemälde von Theodor Rocholl (Düsseldorf)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

„Sie kann ja zu mir herauskommen."

Die alte Vermieterin trug einen Eimer schmutziges Wasser aus der Stube.

„Ist Herr Wiskotten zu Haus?"

„De jong Här, der hier sein Logis gehabt hat?"

„Gehabt hat? Wohnt er denn nicht mehr bei Ihnen?"

„Den hat die fürnehm' Dame, die alszu die Nächt' bei ihm jewacht hat, vorhin in en Wagen wegjefahren."

„War er denn wieder gesund?"

„De jong Här war ja noch jet schlapp. Aber bei so ene staatse Frau, da soll sich dat schon verliere."

„Hat er Schulden hinterlassen?"

„Wat zu zahlen war, hat die Dame gezahlt. Aber all die Angst und Not, die ich arm alt Dier ausjestanden hab' —"

„Gib ihr en Dahler, Paul." Dann stolperten sie die Stiegen hinunter. „Nur frische Luft!"

„Daß es der Ewald in dem Stall ausgehalten hat! Das ist doch heldenhaft!"

„Und die Emilie, zwei Tage und zwei Nächte! Da sitz' ich schon lieber beim Owteram in der Kneipe, und wenn der Hecht en Meter dick durch et Zimmer schwimmt. Man weiß doch wenigstens, wat dat is!"

„Gustav, jetzt müssen wir zu Tante Josephine Scharwächter."

„Wir?"

„Ja, Gustav, wir."

Gustav Wiskotten zog die Stirn zusammen. Schweigend schritt er nebenher. Dann sagte er kurz: „Begreif doch! In dem Haus leben drei Menschen, die zu mir gehören. Zu mir nach Barmen! Ich — ich kann nicht."

„Aber du hast doch Sehnsucht," sagte der andre leise.

„Ich werde sie schon unterkriegen. Aber sie zeigen, wo man sie mir nicht zeigt? So weit — so weit sind wir nun doch noch nicht."

„Ich werde also allein hingehen. Wann und wo treff' ich dich?"

„Kurz vor zehn am Bahnhof. Ich werd' mich inzwischen mal umtun, wo der Ewald noch Schulden hängen hat. Beste Grüße."

Sie trennten sich.

„Hör mal, Paul!"

„Ja?"

Gustav Wiskotten kam zurück. „Sieh doch zu, daß du — die Kinder zu Gesicht kriegst ... Du — du verstehst mich —"

Paul schüttelte ihm die Hand. „Selbstverständlich."

Gustav Wiskotten besah sich Düsseldorf. Was sollte er mit dem Rest des Nachmittags und dem Abend anfangen? Aber das Straßenbeschauen wurde ihm langweilig. Er kannte die Stadt zur Genüge. Von der Alleestraße bog er in die Volkerstraße ein. Hier wohnten ja die Zinters!

Hinter den kleinen Fenstern lockten die Flaschen mit grünem, gelbem, rotem und weißem Inhalt. Ein Paket Tabak „Hendrick Oldenkott" war darauf aufgebaut. Darüber kreuzten sich zwei lange holländische Tonpfeifen.

„Rein in die Giftbude."

Er ging ans Büfett, den Hut auf dem Kopf. „Sind Sie Herr Zinters?"

„Eso e fünfzig Jährchens dürft' dat schon sein' Richtigkeit haben."

„Mein Name ist Wiskotten. Mein Bruder Ewald hat bei Ihnen gewohnt."

„Wat Sie sagen! De scharmante jonge Här wär' Ihre Herr Bruder? Jretchen, komm mal fix jelaufen. Säch ens, die Ehr'! De Här is ene Bruder von dem Herrn Wiskotten."

Gretchen Zinters kam, prüfte mit blitzschnellem Blick den Besucher, knickste und reichte ihm unbefangen lächelnd die Hand. Gustav Wiskotten nahm den Hut ab.

„Schad', dat der Herr Ewald die Freud' nich mehr gehabt hat."

„Weshalb haben Sie ihn denn laufen lassen?"

„Och," sagte sie zögernd, „er wurd' leicht so zutraulich. Un dazu war er doch noch zu jung."

Gustav Wiskotten lachte amüsiert. „Haben Sie denn zum Alter mehr Zutrauen?"

„Die Alten sind jrad so doll wie die Jungen. Am liebsten sind mir schon die Gesetzten."

„Und in welche Kategorie tun Sie mich?"

„Wer so fragt, der weiß et auch. Soll ich en Genever bringen?"

„Meinetwegen einen Genever. Hoffentlich ist kein Gift drin."

„Gift?" mischte sich der alte Zinters ein und zwinkerte schlau. „Wo in Holland der Rhein mündet, dat weiß selbst so ene alte Rheinschiffer wie ich nich, auf Seel' un Seligkeit. Aber wie m'r in Holland an den echten Schabau kömmt un wie m'r ihn billig un unverfälscht über die Stromgrenz' bringt, Herr Wiskotten, dat dürfen Sie mich getrost et Nachts im Schlaf abfragen. Dat heißt — wenn keine Zollbeamte dabei sind."

Gretchen brachte das Gläschen auf einem Teller. „Wohl bekomm's." Sie knickste und sah ihn von unten herauf an.

„Trinken Sie nicht mit, Herr Zinters? Zu zweit geht so eine Zollhinterziehung leichter."

„Jretchen, en Glas. Sehr angenehm, Herr Wiskotten. Wollen Sie nich Platz nehmen? Dann is et nämlich auf der Stell' gemütlicher. Wat sagen Sie? Da bringt dat Mädchen jleich die janze Flasch'. Du hast et jut vor, Jretchen."

„Soll ich sie wieder fortnehmen?"

„Lassen Sie nur stehen, Fräulein!" Er leerte das Glas in einem Zuge. „Herunter mit allem, was uns quält. — Was kann man denn zu essen bekommen?"

Digitized by Google

„Einen prima Eidamer Käs'. Hol ens ene schöne Stück her, Jretchen."

Gretchen verschwand in der Küche, um gleich darauf mit einer rotgefärbten Kugel zurückzukehren. Sie legte flink eine Serviette über den Tisch, trug Teller, Butter und Brot herbei und rückte den Genever hinzu.

„Das ist ja für eine ganze Familie," lachte Gustav Wiskotten. „Was meinen Sie? Dem wollen wir drei gemeinsam zu Leibe!"

„Soll m'r recht sein, Herr Wiskotten. Aber et Brot janz fein schneiden, Jretchen, und der Käs' dick. M'r sind ja unter uns."

Gustav Wiskotten langte zu. Er fühlte sich ganz behaglich neben dem schönen Kind mit den lebhaften, schmiegsamen Bewegungen. „Augen haben Sie, so schwarz wie Kohlen, Fräulein."

„Fast akkurat so hat et der Herr Ewald gesagt."

„Gut, daß Sie mich an den erinnern. Herr Zinters, wie hoch steht nun der junge Mann bei Ihnen in der Kreide?"

„Mich der Red' wert, Herr Wiskotten. Deshalb brauchen Sie nich in et Portemonnaie zu fassen. Dat tragen Sie los' in der Westentasch'."

„Na, dann geben Sie mal her, damit Sie die Rechnung streichen können."

Der Wirt erhob sich, kramte auf seinem Büfett herum und brachte einen langen Streifen Papier. Gustav Wiskotten durchflog ihn. Er machte große Augen. Da spürte er die Berührung eines weichen Körpers und las, ohne seine Verwunderung über die angeführten Posten zu äußern, weiter. Gretchen Zinters hatte sich an ihn gelehnt, wie von ungefähr. Das dunkle Köpfchen über seine Schulter gereckt, sah sie mit ihm zugleich die Rechnung ein.

„All dat Extragute, wat m'r ihm getan haben, dat haben m'r gar nich erst aufgeschrieben. Er konnt' mitunter auch sehr anspruchsvoll sein."

„So, so. — — Was haben Sie für schönes schwarzes Haar."

„Dat hat der Herr Ewald auch gefunden."

„Dem haben Sie wohl nett den Kopf verdreht?"

„Er hat en ja mir verdrehen wollen."

„Und das ist ihm nicht geglückt?"

„Ich mach' mir nu mal nix aus so junge Leut'."

„Würd' ich mehr Glück haben?" scherzte er.

Sie stieß ihn leicht mit der Schulter. Wie ein Kätzchen, das einen Buckel macht und sich schnurrend reibt.

Gustav Wiskotten wurde es wohlig warm. Er warf noch einen Blick auf die Endsumme der Rechnung, zog seine Brieftasche und schob dem Wirt, der einen Gast bedient hatte, ein paar Scheine hin. „Bitte."

Zinters nahm sie auf und ging wechseln. „Die Zinsen werd' ich jleich einhalten. Et macht fast nix."

„Fällt denn für den Zwischenhändler nichts ab, Fräulein Gretchen?"

Der Gast drehte ihnen den Rücken zu, der Alte rechnete im Nebenzimmer. Sie bog horchend den Kopf nach allen Seiten, beugte sich schnell vor und legte fest ihre Lippen auf die seinen.

„Scht," machte sie. „Jetzt is et genug. Vor Ihnen muß m'r sich in acht nehmen."

Aber er zog sie mit kurzem Ruck noch ein zweites Mal an sich. So ein süßes Geschöpf...

„Machen Sie nich so böse Augen — —"

„Das sind keine bösen Augen, das sind hungrige Augen. Ich werde Sie gleich fressen."

„Bleiben Sie noch en bißchen? Ja?"

„Wenn Sie sehr lieb sind — —"

Sie strich ihm als Antwort mit der Hand über das Gesicht, hinauf und hinunter. „Dat is Plüsch und dat is Samt," lachte sie dazu. „Bleiben Sie noch en bißchen."

„Schmeichelkatze," knurrte er und rüttelte sie an der Taille.

Der alte Zinters kam zurück. Gustav Wiskotten überblickte Geld und Rechnung. „Da fehlen doch fünf Mark?"

„Hatten Sie nich gesagt, fünf Mark für die Bedienung? Entschuldigen Sie, dat hatt' ich gemeint." Und er suchte in der Westentasche. „Nix für ungut, Herr Wiskotten. M'r kann sich verhören."

„Lassen Sie nur. An das Dienstmädchen hatte ich nicht gedacht."

„Aber en Pfeifchen gefällig? Ene echte holländische Muß aus Gauda. Un echt holländische Tabak. De is in Barmen jar nich erhältlich."

„Schön. Der Wissenschaft halber."

Der Wirt holte Tabakskasten und frische Tonpfeifen. Die Ellbogen aufgestemmt, den dicken Qualm des Kanasters vor sich hinhüllend, saßen die Männer am Tisch. „Dat wär' esu die rechte Stimmung für ene kleine Skat. Wat halten Sie davon, Herr Wiskotten?"

„Fehlt der dritte Mann."

„Et könnt ja auch ene Frau sein. Et Jretchen versteht et janz leidlich."

„Fräulein Gretchen?"

„Krieg doch ens vor Spaß die Karten, Jretchen. So, nu misch. Aber et darf nich um hoch Geld gehen. Der Point en Pfennig. Mehr kann ich selbst enem Herrn Wiskotten nich bieten."

„Hören Sie mal! Der Point en Pfennig? Das kann ja Goldstücke kosten."

„Ja, wenn Sie uns die abnehmen wollen? Ich hab' dat nich vor. Trefflolo!"

„Halt, ich bin noch nicht so weit. Trefflolo? Sie passen, Fräulein Gretchen? Ich auch."

Das Spiel begann. Der Alte spielte raffiniert, er heimste Stich auf Stich ein. Gretchen Zinters trat unter dem Tisch Gustav Wiskotten leise auf den Fuß. Das machte ihn zerstreut. Nun ließ sie ihr Stiefelchen auf seinem Fuße stehen. Da

Digitized by Google

lugte er über die Karten weg lachend zu ihr hin, und sie fing seinen Blick mit den Augenwinkeln.

„Atout," sagte Zinters.

„Wieso? Haben Sie denn den letzten Stich genommen?"

„Aufpassen," meinte gleichmütig der Wirt, „Atout!"

„Bitte," sagte Gustav Wiskotten, langte über den Tisch und deckte den letzten Stich auf. „Na also! Womit wollen Sie den genommen haben?"

„Mit dem Coeurbuben . . ."

„Das scheint mir aber der Coeurkönig zu sein."

„Wat? Donnerlütsch! Der König? Nee, meine Augen. Gretchen, wo is denn nur mein' Brill'?"

Das Spiel ging weiter. Gustav Wiskotten und der Alte betrachteten sich mit mißtrauischen Blicken.

„Prr, Herr Zinters. Sie haben nicht bekannt. Spielen wir hier Skat oder spielen wir hier Mogelramsch —?"

„Gott," sagte Gretchen Zinters schmollend, „Sie sind aber auch gleich immer so. Wir spielen doch zum Vergnügen." Und sie zupfte ihn heimlich am Rockärmel und machte ihm mit den Augen Zeichen. Da ließ er den Alten spielen, wie er wollte. Das lustige Einverständnis mit dem augenblitzenden, zärtlich tuenden Mädel machte ihm mehr Spaß. Der Tabaksqualm legte sich über den Tisch, die Genevergläschen wurden geleert und gefüllt.

Hin und wieder stand der Alte auf, um Gäste zu bedienen. Den Skatblock, auf dem er Gewinn und Verlust der Spielenden notierte, nahm er jedesmal mit. Dann rückte Gretchen Zinters näher. „Lassen Sie ihm doch dat Vergnügen. Ich freu' mich ja so."

„Ueber mich, Katze?"

„Dat sollt' ich Ihnen eigentlich jar nich sagen. Ich mach' Sie nur noch einjebildeter."

„Ich kann's vertragen, Herrgott noch mal! Schnell! Vatter kuckt grad' weg."

Das Blut ging ihm schwer und heiß durch die Adern und schwoll ihm bis in die Stirn. Er war nicht mehr daran gewöhnt, Zärtlichkeiten zu empfangen. Der Geruch des Likörs, der Tabaksqualm — — und aus dem Tabaksqualm lockend und winkend die schwarzen Mädchenaugen wie dunkelglühende, reife Brombeeren — er reckte die breite Brust aufs neue. „Allons, Mädel!"

„Is et wahr, dat ihr in eurer Fabrik dreihundert Leute beschäftigt?"

„Es werden wohl noch ein paar mehr sein."

„Wat fabriziert ihr denn alles?"

„Besatzartikel, Bänder und Spitzen."

„Hurrijeh! Wenn ich dat doch nur mal sehen könnt'!"

„Soll ich dich mitnehmen?"

„Ach, dat is Ihnen ja nich Ernst. Aber schicken können Sie mir mal en Paket."

„Und was krieg' ich dafür? Na? Wollen wir uns wiedersehen?"

„Och ja! Aber et darf keiner wissen!"

„Nur wir beide."

„Hach, Sie! Ich könnt' Ihnen gradzu immer einen Kuß geben!"

„Du Räuber, du! Was für ein weich warm Geschöpfchen hab' ich da im Arm."

„Wissen Sie, wat ich möcht'? Wat ich am liebsten möcht'?" Sie sah ihm, bettelnd wie ein Kind, von unten in die Augen.

„Keine Ahnung. Von mir was?"

„Wenn Sie wollten, könnten Sie mir helfen. Ich — ich möcht' zum Theater."

„Alle Achtung! Aber ich glaub' wahrhaftig, du hast Talent."

„Ich würd' auch für Sie ganz allein spielen."

„So — —?" sagte er, streckte die Beine und ergab sich der unbekannten Stimmung, die ihn wie ein warmes Bad überflutete. „Und was hätte ich dabei zu tun?"

„Für meine Ausbildung sorgen," entgegnete sie rasch.

„Und später bin ich dich los."

„Dat trauen Sie sich ja selber nich zu," schmeichelte sie und sah ihn mit kindlicher Bewunderung an. „Zwei wie Sie gibt's ja jar nich auf der Welt. Sie sind so stark . . ."

„Soll ich dich mal mit einem Finger aufheben?" und er zeigte schmunzelnd seine Fäuste.

Blitzschnell beugte sie sich nieder und küßte sie. „Ich komm' nach Barmen."

Er fühlte die Mädchenlippen auf seinen Händen bis ins Mark. Eine wilde Kraft kam über ihn. Leichtsinn und Zerstörungswut. Rohe Lebensfreude und gänzliche Weltverachtung. Er griff nach dem Likörglas und trank es aus. Seine Hand schloß sich wie eine Klammer um die Finger des Mädchens. In seinen Augen brannte es. „Gut. Wir sprechen dann auch übers Theater."

Die Schankstube leerte sich. Der alte Zinters komplimentierte den letzten Gast hinaus, kam händereibend zurück und wollte das Spiel wieder aufnehmen. Gustav Wiskotten sah nach der Uhr. „Was ist das? Das kann doch nicht stimmen. Gleich halb zwölf?"

„Jetzt wird et erst jemütlich, Herr Wiskotten." Aber Gustav Wiskotten forderte die Zeche. „Ich muß sofort zum Bahnhof."

Da rechnete der einstige Rheinschiffer, die Mütze im Nacken, die Tonpfeife zwischen den Zähnen und die Hemdärmel weit aufgerollt, augenblinzelnd ab. Gustav Wiskotten hatte einige zwanzig Mark zu bezahlen.

„Wo stehen hier Droschken?"

„Jleich um die Eck'. Am Rathausmarkt. Gretchen, weis' ens Herrn Wiskotten zurecht."

„Adieu denn."

„War mir ein wirklich Vergnügen, Herr Wiskotten. Ich hoff', Sie tun mir bald wieder die Ehr' an."

Von der Haustürschwelle aus zeigte ihm

Digitized by Google

Gretchen Zinters den Droschkenstand. Es war dunkle Nacht. Und plötzlich fühlte er ihre Arme wie zwei weiche Schlangen um seinen Hals gleiten und ihre hastigen Lippen auf seinem Mund.

„Sie schreiben mir, gelt? Un mich nich vergessen — —!"

Kurz vor Abfahrt des letzten Schnellzugs langte er am Bahnhof an. Paul kam ihm aufgeregt entgegen. „Wo bleibst du nur, Gustav? Seit zwei Stunden wart' ich. Es ist dir doch nichts passiert?"

„Nix Unangenehmes," lachte Gustav Wiskotten aufgeräumt und dehnte die Arme in der Nachtluft.

Paul sah den Bruder von der Seite an. Sollte Gustav zu viel getrunken haben? Er vertrug doch sonst, was er trank. — —

„Steig schnell ein. Der Zug geht ab."

Gustav Wiskotten pfiff im Coupé vor sich hin. Dann unterbrach er sich. „Na? — Und — Ewald?"

„Ich hab' den ganzen Abend bei ihm gesessen. Du, es war doch schade, daß du nicht mitgegangen bist. Ewald erholt sich sichtlich. Er ist nur noch etwas störrisch. Aber das hält nicht stand, das kann ja auch gar nicht standhalten. In der Atmosphäre! Denk dir das Bild. Er liegt auf einem Diwan in einem Salon, der ganz in Rot gehalten ist. Rote Samtmöbel, rote Samtvorhänge und rote Samtdecken. Alles wie zum Einkuscheln. Und auf dem Tisch steht eine hohe Lampe mit abgedämpftem Licht. Nur ein Weißes ist im Zimmer. Das ist Emilie in einem langen, weißen Kleide."

„In der Woche?"

„Ja. Und ihre Bewegungen sind ganz ruhige, und das tut dem Ewald so wohl wie ihre Stimme, die ganz still und gütig ist. Die richtige Pflegerinnenstimme. Da geniert man sich nicht. Man möchte gleich dableiben und auch krank werden. Weißt du, es ist da so eine Reinheit in der Stille, die einen schnell gesund macht. Nachher kamen die Kinder."

„Die Kinder —?" Gustav Wiskotten fuhr aus seiner Ecke auf. „Wie sahen sie aus? Haben sie nach mir gefragt?"

„Der kleine Gustav trug einen weißen Matrosenanzug. Er will jetzt, wo er den Rhein kennt, Admiral werden. Und die kleine Emilie hatte ein weißes Kleidchen mit einer roten Schärpe an und rief ‚Papa', als sie mich sah. Wie sie ihren Irrtum bemerkte, fing das kleine Ding zu weinen an."

„Zu — weinen — —?"

„Aber Emilie beruhigte sie bald. ‚Papa hat noch keine Zeit. Aber er denkt nur immer daran, wie er uns bald wieder bei sich hat. Sei brav, dann darfst du nach Barmen. Dort kann man nur brave Menschenkinder gebrauchen.'"

Gustav Wiskotten biß sich auf den Schnurrbart. Und mit einer schwerfälligen Bewegung zog er sein Taschentuch und wischte über den Schnurrbart hin und her.

„Ich hab' währenddes Schnaps getrunken," sagte er rauh. — —

Er ließ das Fenster herunter und lehnte sich hinaus. Die dunkle Landschaft flog an ihm vorüber, und der Nachtwind zauste sein Haar. Er horchte hinaus . . . Weinte seine Kleine? Und der Jung' wollte nun Admiral werden? Und Emilie trug ein langes, weißes Kleid — — ?

Er verspürte einen schlechten Geschmack im Mund. Das war der Genever. — — —

(Schluß folgt)

Der Wanderer

Von

Carl Bulcke

In weissen Cempeln hab' ich in Träumen der Schönheit gesessen,
Ich hab' in den Schlössern der Grossen von goldenen Schüsseln gegessen,
Vom Himmel zur Erde baute der Mond seine silbernen Brücken,
Wandelnd schritt über sie meiner Seele weisses Entzücken.

Ich hab' in Winternächten kampiert im Strassengraben,
Ich sah auf schwarzem Gaul den Tod vorübertraben,
Er nickte mir zu und fletschte grinsend die Zähne,
Weit im Morgenrot sah ich flattern des Rosses Mähne.

An meinem Munde hingen die schönsten Mädchen der Erde,
Ich tat manch köstlichen Raub, jagend auf dampfendem Pferde,
Im freien Felde hört' ich die Halme singen im Ried,
Die Halme sah ich in Garben. — Da sang auch ich mein Lied.

Orgelnd sauste der Sturm um blendende Gletscherjacken,
Sausend beugte der Sturm mir tief den erhobenen Nacken,
Dann bin im nordischen Flachland wandelnd ich Gott begegnet,
Mit Gott hab' ich gerungen, und Gott hat mich gesegnet.

Auf ödem Flachland im Norden hab' ich gebaut ein Haus,
Des Wanderns bin ich müde. Nun wart' ich jahrein, jahraus:
Die meine Träume kennen, du meine Geliebte, komm!
Wir wollen loben und danken, und du bist tapfer und fromm.

Digitized by Google

Wo Menschen beieinander sind

Betrachtungen über Geselligkeit

Von

Adele Hindermann

Es ist etwas Wundervolles um die Einsamkeit — die selbstgewählte.

Und doch vertragen wir sie nur in ziemlich beschränktem Maße. Die Stunde kommt, bei dem einen früh, bei andern später, in der die Lautlosigkeit um uns her anfängt, die Seele leise zu bedrücken, der Reiz des Alleinseins sich verflüchtigt und eine dumpfe Unruhe sich schließlich zu dem Wunsche verdichtet: Menschen!

Hier sind, scheint mir, aller menschlichen Geselligkeit Grundursachen zu suchen.

Was wir heute unter Geselligkeit verstehen, jene unendlich verschiedenen Formen des Zusammenkommens — meist unter fremdländischen Namen etikettiert —, hat zum großen Teil mit diesen rein menschlichen Ursachen des Sichgesellens herzlich wenig zu tun. Der Rout der großen Welt, die Kaffeevisite der kleinen Stadt und alles, was dazwischen liegt, beruht recht selten auf jener Sehnsucht von Mensch zu Mensch, viel öfter dagegen auf einer Ausnutzung des Geselligkeitstriebs zu ganz bestimmten Zwecken.

An diese Erscheinung haben wir uns längst gewöhnt; und warum auch nicht? Schließlich ertragen wir mit mehr oder weniger Würde eine ganze Reihe Kulturprodukte, die mit ihren Entstehungsursachen nur noch eine sehr schwache Aehnlichkeit aufweisen; auf eine mehr kommt es da nicht an.

Der gewaltige Betrieb „Geselligkeit" — dessen ausländische Einzelbezeichnungen übrigens nach dem guten Ton von heute zu verdeutschen sind — ist zum mindesten als ein wirtschaftlicher Faktor anzusehen, der Riesensummen ins Rollen bringt; außerdem ist es ja beileibe nicht ausgeschlossen, daß man sich sogar äußerst wohl darin fühlen kann — unter Umständen. Wohler vielleicht als bei der anscheinend garantierten Pantoffelgemütlichkeit des zwanglosen Besuchens ohne eigentliche Einladung.

Das ist nämlich ein Kapitel zum Händeringen. Und immer noch und immer wieder wird sie gegeben, die Aufforderung: doch gelegentlich so ganz ungeniert und ungeladen zu kommen. Ein geradezu leichtsinniger Vorschlag, der es einem blinden Zufall anheimgibt, ob ein solcher Besuch erfreulich oder höchst unerquicklich für beide Teile sich gestalte. Hat der Gast nicht die Gabe des Hellsehens, um genau die Stunde zu wählen, in der dort Besuch gerade erwünscht kommt, so setzt er sich zum mindesten der Möglichkeit aus, „gerade jetzt" zu allen Teufeln gewünscht zu werden.

Er kann noch Gott danken, wenn er gleich an der Tür von einem dienstbaren Geist die Weisung empfängt: „Die Herrschaften bedanern."

Klappt aber durch irgendeinen Umstand der Mechanismus nicht ganz, so daß man ihn notgedrungen einläßt, dann wird ihm der weichste Sessel zum Rost, auf dem er bratet, angesichts der Erkenntnis, daß sein Wegbleiben hier so erheblich wünschenswerter gewesen wäre als sein Kommen — gerade jetzt. Er erinnert sich, daß man ihn nicht dringlich genug zu einem „gemütlichen" Besuch aufgefordern konnte, und sieht sich statt dessen in eine Situation hineingebracht, die an Ungemütlichkeit ihresgleichen sucht.

Auch das „offene Wort", das die Lage gleich zu Anfang hätte klären können, dürfte sehr selten ein solches gesellschaftliches Fegefeuer zu verhindern imstande sein. Denn erstens wird es in der Tat fast nie gesprochen, auch da nicht, wo es sehr Nahestehenden gegenüber allenfalls anwendbar wäre; und zweitens gehört — wo der Humor nicht in unfehlbarer Treffsicherheit die Sachlage launig festnagelt — viel Herzenstakt und eine feine Ausdrucksfähigkeit dazu, um einen Gast schmerzlos hinauszubefördern.

Selbstverständlich kann die Sache auch ganz anders kommen. Der Wunsch nach Menschen kann bei beiden Teilen zeitlich zusammenfallen und so eine Stunde äußerster Traulichkeit schaffen; aber nicht dank der planlosen Verabredung, sondern trotz ihrer.

Die es daraufhin immer wieder riskieren mögen, sind jene, für die alle Geselligkeit in zwei Hauptteile zerfällt: steife und gemütliche. Zu den ersteren zählen sie solche Zusammenkünfte, denen Einladungen mit bestimmten Angaben über Zeit und Stunde, Zuschnitt der Gesellschaft und Kleidung vorausgehen. Die stille Opposition gegen diese vorgeschriebene Form ist es, die in dem völligen Gegensatz ohne weiteres „tentsche Gemütlichkeit" garantiert sieht.

Es ist dies einer von den Irrtümern, die darum so gern geglaubt werden, weil sie der Wahrheit so — ähnlich sehen, weshalb diese Zweiteiler nie aussterben werden. Sie übersehen dabei nur, daß nicht sowohl den verschiedenen Geselligkeitsformen diese ziemlich plumpe Zweiteilung zukommt, als vielmehr

Digitized by Google

ihnen selbst und ihrer Wesensveranlagung, die feinere Abtönungen nicht hergibt.

Nur zu häufig sind gerade sie es, die ihre vielgenannte Gemütlichkeit da lassen, wo daheim der Hausrock hängt, und sich ihrerseits mit einem ausreichenden Maß von Steifheit wappnen, sobald sie in eine Gesellschaft eintreten.

„Man amüsiere mich," sagen ihre Mienen, und ein entsagendes Lächeln spricht gleichzeitig: „Man wird es nicht können." Zu völliger Passivität sind sie von vornherein entschlossen. Nicht daß sie sich völlig in Schweigen hüllten, o nein, dazu sind sie zu wohlerzogen; aber was sie reden, sind Dinge, an denen ihr Innenleben nicht den leisesten Anteil hat, was sie fragen, interessiert sie selbst nicht im geringsten. So glauben sie ihrer Gastpflicht zu genügen, indem sie jenes Redegeräusch produzieren, in Duett-, Terzett- und Quartettform, jene Schallwellen zwischen Fräcken und Seidenkleidern, die wir — Konversation nennen. Sie fühlen sich selbst tödlich gelangweilt dabei, und ihre auf der Lauer liegende Kritik dieser Geselligkeit labt sich förmlich am eignen Unbehagen; so merken sie gar nicht, daß sie Ursache und Wirkung total verwechseln.

Denn an ihrem mangelnden Wohlbehagen sind die genauen Bestimmungen über Zeit und Art des Zusammenkommens ebensowenig schuld, wie ein vom Zufall geleiteter Besuch Garantien für Gemütlichkeit bietet. Für beides scheinen mir ganz andre Faktoren bestimmend zu sein.

Um ihnen auf die Spur zu kommen, wird man das Gegensätzliche zwischen Einsamkeit und Mehrsamkeit zu betrachten haben und zurückgreifen müssen auf jenen Zeitpunkt, wo der Reiz des Alleinseins als solcher aufhört und den Einzelmenschen nach der Gegenwart andrer verlangen läßt.

Was eigentlich sucht, wünscht und erwartet er dort? Sehr selten wird er sich selbst darüber Rechenschaft ablegen; sicher aber handelt es sich um ein ganz ausgesprochenes Vermissen in ersterem Zustand, dem der zweite abhelfen soll.

Das Wesen der Einsamkeit kennzeichnet sich durch ein Zwiesaches: sie verarbeitet allmählich und verbraucht empfangene Sinneseindrücke; sie erzeugt anderseits durch die mit ihr verbundene gesteigerte Hirntätigkeit gewisse neue Werte, Erkenntnisse oder Fragen, die — sie mögen nun an sich so bedeutend oder so unbedeutend sein wie sie wollen — nach Ausdruck verlangen durch die Sprache.

Der so entstandene Eindrucks- und Ausdruckshunger dürfte wohl als die treibende Kraft anzusehen sein, welche die Menschen gesellig zueinander führt, wobei der Geselligkeit als solcher die Aufgabe zufällt, jene geistige Magenfrage, wenn ich so sagen darf, möglichst vollendet zu lösen.

Daß ihr mit einem allgemeinen Menü nicht beizukommen ist, steht ohne weiteres fest, wenn wir berücksichtigen, was alles eine solch geistige Magenfrage umfaßt, welch unendliche Verschiedenheiten sich zusammenfinden hinsichtlich dessen, worauf Eindrucks- und Ausdruckshunger des einzelnen abzielt. Denken wir nur an zwei menschliche Exemplare: der stille Gelehrte wird sich äußerst wohl fühlen, wenn er einen kongenialen Geist findet, der im Geben ihm starke Eindrücke schafft und seinem Ausdrucksbedürfnis durch verständnisvolles Nehmen entgegenkommt. Die „schöne Frau" dürfte wahrscheinlich keineswegs nach kongenialen Geistern dürsten; sie ist voll auf ihre Kosten gekommen, wenn sie nur einen Eindruck mit heimnimmt, nämlich den, solchen — gemacht zu haben.

Wesensentfaltung, das ist's. Und die ergibt bei jedem ein andres Bild. An der Hand jener zwei so weit auseinanderliegenden typischen Beispiele und dessen, was sich zwischen ihnen umhertummelt, tritt die Vielfältigkeit unsrer geistigen Mägen und damit die Schwierigkeit einer angemessenen Sättigung aller recht deutlich zutage.

So hat denn jeder Gast, der eine Gesellschaft aufsucht, bewußt oder unbewußt seinen höchsteigenen Wunschzettel in der Tasche; denken wir uns, daß diese etwa in der Garderobe gesammelt und der Wirtin vertrauensvoll übermittelt würden, so dürften sich die wohlfrisierten Haare der Aermsten wohl sträuben angesichts dessen, was alles man sich von ihrer Kunst als Gastgeberin, von ihren geistigen Menüs verspricht.

Es deckt sich nämlich keineswegs immer mit dem, was sie zu servieren gedacht hatte.

Vielleicht hat sie einen jungen Lyriker vorgesehen, dem sich die Rocktasche bäumt von allerhand vorzutragenden, noch ungedruckten Herrlichkeiten; vielleicht war es irgend ein musikalischer Star, männlichen oder weiblichen Geschlechts, den sie für ihre Gäste eingefangen hatte; gar nicht zu reden von dem „mit Recht so beliebten" Weltreisenden — wohin mit diesen glänzenden Programmnummern, die sie im Lauf des Abends wie Rosinen in den Kuchen zu streuen gedachte, wohin mit ihnen, wenn auf keinem Wunschzettel das Verlangen nach diesen Rosinen laut wird?

Es ist eben eine eigne Sache um dies Rosinenstreuen. Gar nicht ausgeschlossen ist es selbstverständlich, daß es unter Umständen zu zündender Wirkung gelangen kann, trotzdem kein Wunsch danach verlangte.

Aber es hat eine nicht ganz unbedenkliche Seite — immer von dem Gesichtspunkt aus gesehen, daß jeder Einzelgast sich möglichst wohl fühle — durch zwei Umstände: erstens daß gegenüber den Rosinen die Gesamtheit der andern Gäste zur Teigmasse herabgedrückt wird, was einen leisen Eingriff in das Ich-Gefühl des einzelnen bedeutet; zweitens, daß sogenannte „interessante" Menschen durchaus nicht jedem und in jedem Moment interessant sind.

Der Eindruckshunger des einzelnen ist eben nicht mit einem für alle vorgesehenen Gericht zu stillen; sein Ausdruckshunger anderseits kommt in jenen Momenten, wo er nichts als — Kuchenteig für jene Rosinen zu sein hat, erst recht nicht auf seine Kosten.

Daß er beides „über sich ergehen läßt" mit möglichst guter Miene, ist eine Pflicht der Wohlerzogenheit; keinesfalls aber war es dieses, was die Wirtin zu erreichen strebte.

Mir scheint, gewisse Möglichkeiten zu einer Rosine — um im Bilde zu bleiben — stecken mehr oder weniger in jedem Menschen.

Womit ich um Himmels willen nicht sagen will, daß jeder etwa sein Talentchen in der Tasche hätte, zur Not ein Gedicht zustande bringen würde oder sich sonstwie im Handumdrehen zum Brennpunkt eines größeren Kreises machen ließe.

Digitized by Google

An solches denke ich ganz und gar nicht, schon deshalb nicht, weil ich der ketzerischen Ansicht bin, daß ein besonderes Können auf irgendeinem Spezialgebiet keineswegs immer die sichere Voraussetzung dessen ist, was wir „interessant“ nennen.

Ich möchte dieses Interesse mit einem starken Faden vergleichen, der sich von Mensch zu Mensch, von Geist zu Geist spinnt, beide aneinander fesselt im gesteigerten Geben und Nehmen, wo das Wort lebendiges Leben atmet, wo das Hören zum Lauschen wird.

Und diesen Faden spinnen nicht glänzende Redewendungen, nicht gesellschaftliche Routine, nicht großes Wissen, sondern einzig die Persönlichkeit als solche. Das bedeutet: die Summe alles dessen, was nur auf eignem Acker gewachsen ist, nur auf eben diesem Acker wachsen konnte.

Freilich sind die Bodenverhältnisse sehr verschieden, und die Ernten fallen dementsprechend dürftig oder verschwenderisch aus. Aber so arm ist wohl keiner, daß er seinem Nachbar nicht wenigstens etwas zu geben hätte aus eignem Besitz.

Nur müssen diesem Eignen die Tore geöffnet werden, sperrangelweit, so daß das Unkraut „Konversation“, an das sich die Unbehilflichkeit vielleicht klammerte, an die Wand gedrückt wird!

So, nun sprich. Nun wirst du uns nicht mehr fragen, ob wir den „Roland von Berlin“ schon gesehen haben, ob wir gern Schlittschuh laufen oder wohin wir im Sommer zu reisen gedächten. Das waren Worte, die vom Rand deiner Lippe zu Boden fielen. Nun krame einen einzigen eignen Gedanken aus, ein wurzelechtes Wort; es braucht beileibe nicht bedeutend zu sein, ein Einfall nur, ein Augenblickseindruck meinetwegen, aber — Eigenprodukt; und der feine Faden einer lebendigen Beziehung wird sich ausspinnen, wenn er nur einen winzigen Stützpunkt am Gegenüber findet.

Ja, wer für all jene gesellschaftlichen „Füllnummern“ die Wünschelrute hätte, die einer frohen Entfaltung ihres Eigenwesens die Tore öffnete, er würde noch manche — Rosine finden, wo gar keine zu vermuten war. Und hätte vielleicht anderseits einem Ausdruckshungrigen die Bahn frei gemacht zum Sprechen, seinem Mitteilungsbedürfnis die Wege geebnet.

Eine solche Wünschelrute in der feinfühligen Hand der Wirtin, davon wäre mancherlei, aber noch nicht alles zu erhoffen: es muß ihr Unterstützung werden aus dem Kreis ihrer Gäste selbst.

Sie ist der Feldherr, der das Ganze leitet, die bestimmenden Linien in großen Zügen festlegt und aufmerksam überwacht. Dabei kann sie nicht immer mit Sicherheit unterscheiden, ob das Stimmengewirr um sie herum, auf dessen Anschwellen und Abebben sie lauscht, lebendiges Leben ist oder jene kraftlosen Schallwellen der Konversation, die nichts weiter bedeuten als: zwei Einsame und zwischen ihnen ein Redegeräusch.

In der Masse klingt eins wie das andre, für das Ohr der Wirtin entscheidet zunächst die Quantität.

Denn ihr Eingreifen in den Betrieb, soweit er sich auf geistigem Gebiet abspielt, kann nicht viel wirksamer sein als das eines ihrer Gäste, wenigstens kann zurzeit immer nur ein Kreis im Kreise ihrer Fürsorge teilhaftig werden. Die übrigen sind auf sich selbst, das heißt ein Gast auf den andern angewiesen.

Hier spielt sich jene Wechselwirkung im großen ab zwischen Geben und Nehmen; Ausdrucks- und Eindruckshunger gehen ihre so unendlich verschiedenen Wege, gehen sie in allen Gangarten: zielbewußt oder tastend unsicher; rücksichtslos oder schüchtern; scheu zurückhaltend oder mit heiterem Freimut.

Ein Tummelplatz aller möglichen Wesensveranlagungen; ein Probierstein außerdem für die Kunst — Gast unter Gästen zu sein.

Morgen in China

(Zu dem Einschaltbilde von Theodor Rocholl, zwischen S. 232 u. 233)

Wenn ich jetzt so viel von den Ereignissen im fernen Ostasien lese und höre“ — so schreibt uns der bekannte Maler Rocholl — „so muß ich immer an jene Zeit zurückdenken, da ich selber, zwar nur als Künstler, in China im Felde stand. Dies Bild ist eines meiner Bentestücke, die ich heimgebracht, und die Erinnerung an jene Zeit werde ich immer bewahren. Der erste Blick des Morgens zeigte die entzückende duftige Gebirgskette hinter Pantingfu. Bald war die Kolonne im Marsch begriffen, und hurtig gings dem nächsten Dorf entgegen. Vor dem Dorfe stehen in dichten Gruppen die Chinesen jeden Standes und Alters in fiebernder Neugierde. Doch weiter geht unser Weg, von Dorf zu Dorf. Hier erwartet uns der Ortsvorsteher und bietet uns Birnen oder Eier, dort wird gar ein mageres Rind herbeigeführt. Die Sonne steigt höher, wird heißer, und um so willkommener erscheinen dann in der duftigen Ferne die hohen Tortürme einer Stadt, unsers nächsten Nachtquartiers. Diese Erinnerungen mögen wohl in vielen nachgeklungen haben, als sich die einzelnen Vorgänge des großen Kriegsdramas, das sich jetzt nicht weit davon abspielt, vor ihnen aufrollten.“

Digitized by Google

Frage

Von

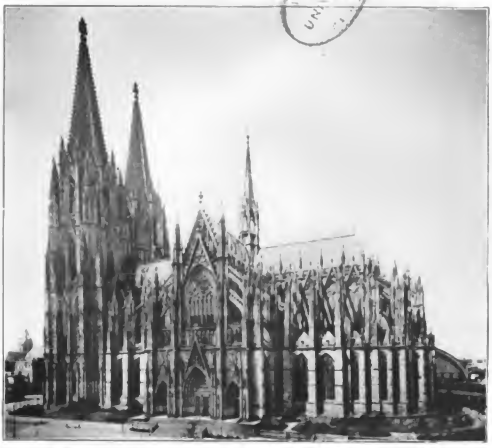
Paul Rüthning

Wird in diesen Sommertagen
Voller Rosenduft und Sang
Der beschwingte Fuß mich tragen
Das umblühte Tal entlang?

Lockend winkt die blaue Ferne,
Nähe blinkt wie lauter Gold.
Werd' ich wandern, bis der Sterne
Heereswagen leuchtend rollt?

Oder werd' ich unter Bäumen,
Unter Blumen wo am Wald
Aug' gen Himmel selig träumen:
Lieb', o Liebe, kommst du bald?

Digitized by Google



Dom in Köln. (Beispiel einer doppeltürmigen gotischen Kirche in Haustein)

Haustein- und Backsteingotik

Von

Dr. Hans Stegmann-Bürnberg

(Hierzu zwölf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Es gibt in der Kunstgeschichte wohl kaum eine Stilperiode, die ihren Namen so mit Unrecht trägt wie die gotische. Denn sie hat mit den Goten, die während und nach der Völkerwanderung ihre Rolle in der Geschichte spielten, gar nichts zu tun. Wenn nicht geprägt, so doch allgemein in Aufnahme gebracht hat den Namen für die zweite große Stilart des Mittelalters Giorgio Vasari, der Vater der modernen Kunstgeschichte, freilich nicht der systematischen Wissenschaft, wie wir sie seit kaum hundert Jahren betreiben. In dem ewig sich erneuernden Kampf zwischen Alt und Neu griff der begeisterte Anhänger der Renaissance, der Moderne seiner Zeit, Vasari, zu dem in seinen Augen verächtlichen Beiwort „gotisch", um damit die künstlerische Vergangenheit abzutun. Mit gotisch verband der Vollblutitaliener den Begriff barbarisch, was ja in betreff der Stellung der germanischen Stämme zu der so weit überragenden Kultur und Kunst des zusammengebrochenen römischen Weltreiches auch nicht ganz ungerechtfertigt war. Nur passierte Vasari das kleine Mißgeschick, daß er sich in seiner Zeitannahme ebenso irrte, nämlich um mehr als ein halbes Jahrtausend, wie über den Ursprung des betreffenden Stils, den er mit seiner Taufe den heute wie damals in Italien nur teilweise beliebten „Tedeschi" in die Schuhe schieben wollte. Die Taufe selbst aber hat eine merkwürdige Kraft bewahrt; sie hat trotz besserer Erkenntnis bis heute internationale Geltung behalten. Ja, der Glaube, daß die Gotik auf deutschem Boden gewachsen sei, hat sich bis zu einer Zeit erhalten, als schon die moderne Kunstwissenschaft ihre Kinderschuhe ausgezogen hatte, bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Die romantische Richtung, die als Reaktion gegen die vorangegangene klassizistische die erste Hälfte des vergangenen Jahrhunderts beherrschte, wiegte sich gern in dem Traum, in der Gotik den eigentlich nationalen Stil zu besitzen, ihr war gotisch und altdeutsch derselbe Begriff.

Heute wissen wir längst, daß die Wiege der Gotik auf französischem Boden gestanden, daß sie erst von unserm westlichen Nachbarn in die deutschen Gauen übernommen wurde. Aber wie so manche andre Kulturpflanze hat sie bei uns kräftige Wurzeln geschlagen und wiederum ihre eigne reiche Entwicklung erlebt, so reich und echt deutsch, daß doch etwas Wahres ist an der Behauptung, daß sie bis

Digitized by Google

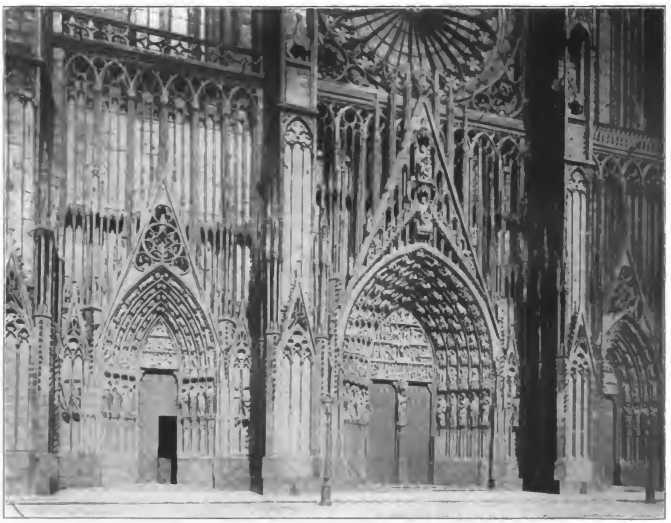
heute der nationalste Stil in germanischen Landen gewesen ist.

Nord und Süd, West und Ost haben seit frühesten Zeiten ihre eigne Mundart geführt, in der Sprache wie in der Kunst. Aber nicht nur die Stammesverschiedenheiten haben von jeher der Kunst ihren besonderen Stempel aufgedrückt, der deutschen Baukunst und in ganz besonderem Maße der Gotik hat das nach den geologischen Verhältnissen der einzelnen Landstriche verschiedene Material, die Verwendung des Hau- oder Backsteins wiederum ein verschiedenartiges Gepräge gegeben. Und zwar in so eigenartig bedeutender Weise wie in keinem andern Lande, denn Hau- und Backstein sind auch in Italien, Spanien, Frankreich und England immer nebeneinander verwendet worden, solange nur eine Kultur besteht. Darum wäre es auch müßig, an dieser Stelle die noch nicht zur Entscheidung gebrachte Frage aufzuwerfen, wie sich in Deutschland der im allgemeinen jüngere Backsteinbau entwickelt habe, ob selbständig aus dem Bedürfnis, den mangelnden Hausstein zu ersetzen, oder durch Uebertragung aus der in gleicher Lage wie die norddeutsche sich befindenden lombardischen Tiefebene.

So viel kann allerdings behauptet werden, daß der Backstein immer nur einen Ersatz für den behauenen Stein bilden konnte, das edlere, weil eben jedweder künstlerischen Regungzugängliche Material. Ebenso aber darf man getrost behaupten, daß der deutsche Backsteinbau in seiner Entwicklung und seiner Ausdrucksweise echter deutsch ist als der Hausteinbau, dessen System, wenigstens in der großen Monumentalbaukunst, aus Frankreich übernommen wurde. Die großen westdeutschen Dome wie Ulm, Freiburg, Straßburg und der herrlichste deutsche Kirchenbau, der Kölner Dom, können diesen Ursprung nicht verleugnen. Aber auch weiter haben die französischen Einflüsse gereicht, wo wir dem Hausteinbau begegnen, zum Beispiel in Regensburg, Nürnberg und Magdeburg.

Daß die Stilprinzipien für Haustein und Backstein im allgemeinen die gleichen sein mußten, ist von vornherein klar, ebenso daß eine starke Abgrenzung des Backsteinbaus vom Hausteinbau nicht immer sich ergibt. In einzelnen Gegenden läuft nicht nur der reine Backsteinbau neben dem reinen Hausteinbau her, sondern wir finden ebenso in den Hauptgebieten des Backsteinbaues Verwendung des Hausteins für Zierglieder und in denen des Hausteins Backstein für Füllmauerwerk.

Der Hausteinbau ist der weit überwiegende; nur zwei größere geschlossene Gebiete des Backsteinbaues heben sich heraus. Das norddeutsche Tiefland, von der Elbe bis zur Ostgrenze der deutschen Lande reichend, südlich bis gegen Magdeburg, bildet den umfangreicheren und wichtigeren Bezirk, in



Westportal des Straßburger Münsters. (Beispiel der Fassadenentwicklung in Haustein)

Digitized by Google

Marienkirche in Lübeck. (Beiſpiel einer doppeltürmigen Kirche in Backſtein)
(Rechts im Vordergrunde das Rathaus)

dem die Backſteinkunſt nicht nur die reichſte Entwicklung, ſondern auch die faſt ausſchließliche, reinſte Verwendung fand. Die Küſtenländer der Oſtſee, vor allem die von dem Deutſchherrnorden der deutſchen Kultur gewonnenen Lande und die Mark Brandenburg, ſind recht eigentlich die Sitze des norddeutſchen Backſteinbaues.

Der ſüddeutſche Backſteinbau iſt im Gebietsumfang bedeutend geringer als der norddeutſche, das wichtigſte und weſentlichſte Gebiet für ihn iſt die altbayriſche Hochebene, München, Ingolſtadt und Landshut ſeine Hauptſtätten. Und die bayriſche Backſteinſchule tritt ſpät, erſt im fünfzehnten Jahrhundert, auf den Plan, und auch in andrer Weiſe als in Norddeutſchland. Denn die Ziergliedеr ſind in Süddeutſchland faſt ſtets in Hauſtein ausgeführt, in der Mehrzahl der Fälle die Portale, die Fenſterumrahmungen und Teilungen, die Fialen an den Türmen, ſo daß die dortigen Kirchen einen Kompromiß zwiſchen den beiden Bauarten bilden.

Im ganzen Mittelalter hat das kirchliche Leben die Kunſt beherrſcht. Am ausgeſprochenſten in der Gotik, denn das ſpäte Mittelalter ſetzte an Stelle der ſcholaſtiſch-hiſtoriſchen Auffaſſung die myſtiſch-hingebungsvolle. Nur aus einer ganz außerordentlich geſteigerten religiöſen Stimmung laſſen ſich die meiſt weit über das Bedürfnis des gewöhnlichen kirchlichen Lebens hinausgreifenden gotiſchen Kirchen nach Zahl und Größe erklären. Dieſer in ſeinem monumentalen Ausdruck, dem Kirchenbau und der Kirchenausſchmückung, oft über das Ziel hinausſchießende Eifer hat gerade in der Gotik, wie in keiner andern Stilperiode, den unerwünſchten Erfolg gezeitigt, daß viele und gerade die größten Bauunternehmungen nicht oder erſt in moderner Zeit zur Vollendung kamen, weil die geplanten Timenſionen in keinem Verhältnis ſtanden zu den vorhandenen Mitteln. Kein Wunder, daß beim beſcheideneren Backſteinbau dieſe betrübliche Tatſache weit ſeltener in die Erſcheinung trat als beim Hauſteinbau, der infolge ſeiner komplizierten Formen nicht bloß mehr Geld, ſondern auch mehr Zeit in Anſpruch nahm. Mehr Zeit insbeſondere, als die gehobene kirchliche Stimmung andauerte, die mit der hereinbrechenden Renaiſſance entweder gänzlich nachließ oder doch in andern Dingen Ausdruck fand als in übermächtigen Monumentalbauten.

Als erſtes Beiſpiel des Steinbaues ſei der Kölner Dom gewählt. Von dem ebenſo großartigen als harmoniſch in all ſeinen Teilen durchgebildeten Grundriß mit ſeinem fünfſchiffigen Langhaus, dem mächtigen Querhaus, dem aus ſieben Seiten des Vierzehnecks gebildeten Chor mit dem Kapellenkranz abgeſehen, hat er auch, trotzdem zum großen Teil

Digitized by Google

der im vierzehnten Jahrhundert gereifte Plan erst im neunzehnten seine Ausführung fand, an Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit im Aufbau nicht seinesgleichen. Wie die französischen Vorbilder, nur noch reicher und gesetzmäßiger, baut sich das luftige Bauwerk auf. So verwirrend auf den ersten Blick, besonders von der Chorseite aus, die schier tausendfache Gliederung aller Bauteile, besonders das Strebewerk über den Schiffen, den Beschauer anspricht, so klar ist bei näherer Betrachtung jedes Teilchen aus der ihm zukommenden Funktion entwickelt. Blendender Reichtum, entzückende Leichtigkeit, aber eine fast akademische Folgerichtigkeit zeichnen dieses Wunderwerk der Baukunst aus. In der Außenarchitektur aber sehen wir in Kühnheit der Konstruktion wie in der Mannigfaltigkeit des Zierats der unzähligen Maßwerkfüllungen der Fenster, dem Fialenwerk der Streben, den Wimpergen (giebelartigem Aufbau über den Spitzbögen) der Fenster und Portale, den Blendbogennischen der Wandflächen und nicht zuletzt den durchbrochenen Turmhelmen alle Möglichkeiten des Hausteinbaus, das heißt der Steinmetzenkunst hier erschöpft.

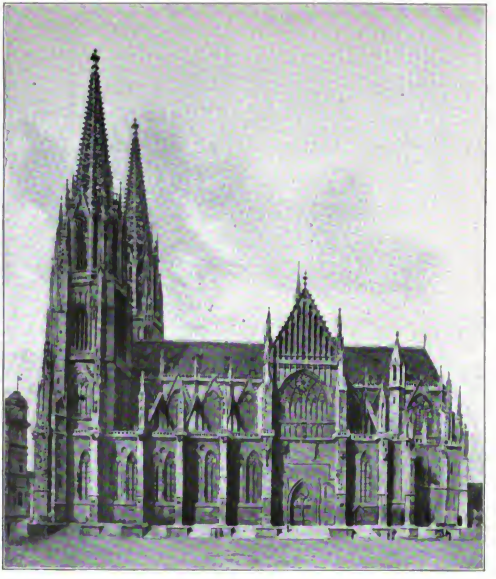
Wie ganz anders tritt uns da, als Gegenbeispiel aus den größeren Kirchen der deutschen Ostseeprovinzen ausgewählt, die Marienkirche zu Lübeck entgegen. Auch sie hat, abgesehen von dem hier nicht über die Seitenschiffhöhe sich erhebenden Querschiffbau, ungefähr gleiches System. Zwei Westtürme, überhöhtes Mittelschiff, dreischiffiges Langhaus, zweischiffiges Querschiff, in drei Seiten des Achtecks geschlossener Chor mit Umgang und Kapellenkranz bilden den Grundriß. Wohl steht die Lübecker Kirche in der überbauten Fläche dem Kölner Dom beträchtlich nach, aber im Aufbau ist sie schlanker, die Höhen sind im Verhältnis noch bedeutender. Auch hier haben wir es, wie bei der Mehrzahl der frühgotischen Bauten — die Lübecker Marienkirche wurde 1276 begonnen und verhältnismäßig rasch zu Ende geführt —, mit einem Basilikabau von verschieden hohen Schiffen zu tun. Aber im Gegensatz zu Köln tritt hier das Baugerüst schlicht und ernst hervor. In fast nackter Einfachheit schwingen sich die Strebebögen über den Seitenschiffen zum Mittelschiff empor, einfach und noch nicht die ganze Mauerfläche einnehmend stehen die dreiteiligen Fenster des letzteren in großen Blendbogen. Und bis zum Helm, der, abgesehen von den vorgeblendeten Spitzgiebeln, eine einfache vierseitige Pyramide bildet, steigen die mächtig hohen Türme (123 Meter) in unverändert quadratischem, wenig verjüngtem Grundriß empor. Ein einfacher, aber doch so machtvoll trotziger Bau, daß er die Bewunderung der Zeitgenossen in hohem Maße erhielt und weithin Schule bildend in den nordischen Landen wirkte.

Turm des Freiburger Münsters (Haustein)

Im Kölner Dom und der Lübecker Marienkirche sind der Niederrhein und die Ostseelande zum Worte gekommen, im Regensburger Dom und in der Martinskirche zu Landshut sprechen Haustein und Backstein in süddeutscher Redaktion zu uns.

Der Regensburger Dom ist in kleinerem und bescheidenerem Maße für die bayrischen Donaugegenden das, was der mächtigere Kölner Bruder für den Rhein, der schönste gotische Bau Süddeutschlands. Seine Baugeschicke haben eine gewisse Aehnlichkeit mit denen des Kölner Doms. Begonnen von einem nicht näher bekannten Regensburger Meister im letzten Drittel des dreizehnten Jahrhunderts, als so viele Bischöfe Neubauten ihrer Metropolitankirchen in Angriff nahmen, zieht sich der Bau mit Unterbrechungen bis zum Anfang des sechzehnten Jahrhunderts hin. Die Vollendung der Türme durch die durchbrochenen, an die Kölner gemahnenden Helme fällt wieder erst in die zweite

Digitized by Google



Dom in Regensburg

Martinskirche in Landshut

(Zwei Beispiele der Entwicklung der Hausteine und Backsteingotik auf bayrischem Boden)

Digitized by Google

Turm der Petrikirche in Rostock (Backstein)

Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Kein Wunder, daß sich da in den Bau mancherlei stilistische Widersprüche eingeschlichen haben, die aber dem nicht kunstgelehrten Beschauer den Genuß an dem schönen Bau kaum verderben dürften. Der Regensburger Dom ist nur dreischiffig, das nicht über das Langhaus vortretende Querschiff nur einschiffig. Die Seitenschiffe aber bilden nicht, wie sonst nach französischem Vorbild, einen Chorumgang mit Kapellenkranz, sondern schließen in kleinen Seitenchören ab. Dadurch wird insbesondere die Ostseite außen verhältnismäßig einfach, trotzdem der Baumeister durch konstruktiv gar nicht berechtigte Strebebogen zwischen Strebepfeiler und Wand diesem Mangel hat abhelfen wollen. Für manche kleine Unebenheiten, besonders am Außenbau und in den Details, entschädigen dann wieder die herrlichen Verhältnisse des Innern, das nicht so überhoch wie manche andre deutschen Bauten geraten ist.

St. Martin in Landshut, dessen Südseite wir im Bilde sehen, ist die schönste und kühnste von den zahlreichen bayrischen Backsteinkirchen, von denen neben ihr der Dom zu Unsrer lieben Frau in München und die obere Stadtpfarrkirche zu Ingolstadt die bedeutendsten sind. Diese Backsteinbauschule hat im wesentlichen erst im fünfzehnten Jahrhundert, also der spätesten Zeit der Gotik, ihre Entwicklung erhalten. Allen größeren Bauten ist die Form der Hallenkirche, oft mit in das Innere eingezogenen Streben, eigen. Bei letzterer Bildung entstand ein Kranz von Kapellen um das ganze stets ohne Querschiff gelassene Langhaus herum. An Regensburg erinnert, daß auch hier die Seitenschiffe eignen Chorabschluß haben. Wie alle Kirchen dieser Bauschule ist auch die Landshuter Martinskirche eine Hallenkirche, d. h. die ungefähr gleichhohen Schiffe bilden eine unter einem Dach zusammengefaßte und nur durch die hohen Seitenschiffenster beleuchtete Halle. Die Raumwirkung innen ist eine gewaltige. Die 30 Meter hohen Gewölbe werden von schlanken achteckigen Pfeilern von kaum einem Meter Durchmesser getragen. Der Außenbau wirkt, wie bei allen derartigen Hallenkirchen mit eingezogenen Streben, nur durch seine Masse. Die Zierglieder wie die reichen Portale sind durchweg in Haustein ausgeführt. Charakteristisch für diese bayrischen Kirchen ist der gemalte Fries unter dem Dach. Die Kunst, vielgliedrige Formsteine zu Maßwerk oder sonstigen Zierstücken zu gestalten, war in Süddeutschland nicht so geläufig wie im Norden, darum der Ersatz durch die Malerei. Der Ruhm der Kirche in bayrischen Landen ist, wie anderwärts, durch die außerordentliche Höhe des Turmes (140 Meter) bedingt, der aber die nicht allzu feine Gliederung nicht

Sakramentskapelle der Katharinenkirche in Brandenburg a. d. H. (Fassade in Backstein)

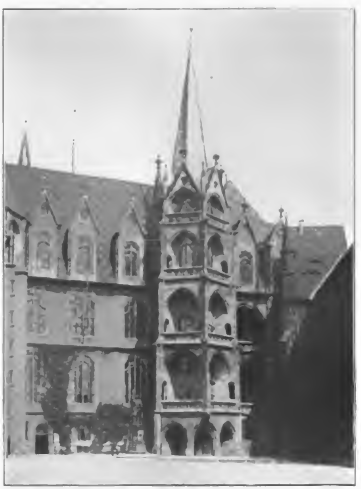
Digitized by Google

Marienburg. (Gotiſche Schloßarchitektur in Backſtein)

entſpricht. Der Bau gehört im weſentlichen dem vierzehnten Jahrhundert an. Hans von Burghauſen, der Hauptmeiſter der Schule, geſtorben 1430, und Hans Stetheimer von Landshut waren ſeine Schöpfer.

In nichts fand die himmelanſtürmende Tendenz der Gotik ſolch deutlichen Ausdruck wie in den gewaltigen Turmbauten, gewöhnlich an der Weſtſeite der Kirchen. In keinem Lande ſind ſo die Türme zum Wahrzeichen der Städte geworden wie in Deutſchland. Und heute noch ſtehen im Volksbewußtſein nicht etwa die künſtleriſch ſchönſten Kirchen am höchſten, ſondern diejenigen mit den höchſten Türmen. Die Anlage zweier Weſttürme war aus der romaniſchen Periode her in Deutſchland beſonders eingebürgert. Die Gotik nahm das Turmpaar an der Weſtſeite nach franzöſiſchem Vorbild zunächſt für die biſchöflichen Dome und die Hauptkirchen der Städte auf. Der Kölner und der Regensburger Dom ſind hervorragende Beiſpiele für die Zwillingstürme im Steinbau, wenn ſie auch erſt im neunzehnten Jahrhundert ihre Ausführung fanden, Lübeck für die einfachere Form der Stadtkirche. Vielfach begnügte man ſich aber auch mit einem Weſtturm und gab dieſem dafür um ſo gewaltigere Dimenſionen, oft ſo gewaltig, daß der Kirchenbau dagegen ganz in den Schatten tritt. Einen der höchſten Türme dieſer Art ſehen wir auf der Abbildung der Landshuter Martinskirche; erinnert ſei an den Rieſenturm des Ulmer Münſters. Der ſchönſte aller deutſchen Einzeltürme, der noch dazu den Vorzug hat, ſchon in alter Zeit vollſtändig ausgeführt worden zu ſein, iſt der des Münſters zu Freiburg im Breisgau. In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts aufgeführt, iſt er zugleich das erſte Beiſpiel des vollſtändig durchbrochen gearbeiteten Turmhelms. Nirgends iſt ſo ſchön und ſo früh wie in Freiburg der Uebergang aus dem maſſigen quadratiſchen Unterbau ins Achteck durchgeführt. Nirgends hat Strenge des Stils und Kühnheit der Konſtruktion und Geſchicklichkeit des Steinmetzen einen ſolch harmoniſchen Bund geſchloſſen.

Das Gegenbeiſpiel aus Roſtock, von der dortigen Petrikirche, wirkt freilich gegen Freiburg geradezu



Albrechtsburg bei Meißen. (Gotiſche Schloßarchitektur in Hauſtein)

Digitized by Google

grotesk. Aber doch ist dieser Turm in seiner unvermittelten, steilen Erhebung — der Turmhelm wurde in seiner jetzigen Form im sechzehnten Jahrhundert erneuert — ein Wahrzeichen bürgerlicher Kraft. Diese verleugnet auch selten ihren praktischen Sinn. Die steile Nadel des ungeheuren Helms hatte die Bestimmung, den Schiffern auf der See draußen als Leitzeichen zu dienen.

Den reichsten dekorativen Schmuck im gotischen Kirchenbau weisen die Fassaden auf. Bei größeren Anlagen außer den Hauptwestfassaden auch noch diejenigen der Querschiffe. An der Westfassade dominierten als dekorativer Gipfelpunkt die Türme, in den unteren Geschossen aber wurden die in oder zwischen den Türmen liegenden Portale mit einer fast überreichen Fülle dekorativer Einzelheiten ausgestattet. Die Portale springen in vielfältiger Gliederung tief zurück. Die Leibungen erhalten in ihren einzelnen in zahlreiche Stockwerke abgeteilten Nischen figuralen Schmuck mit zahlreichen Heiligenfiguren. Ohne Rücksicht auf statische Gesetze folgen diese auf reichen Konsolen und unter ebensolchen Baldachinen stehenden Figuren den einwärts ziehenden Linien der abschließenden Bögen. Ueber den Bögen aber schießen durchbrochene Giebel (Wimperge) empor, und die Mauerflächen bis zu den durch möglichst oft geteiltes und dünnes Strebewerk gegliederten Fenstern oder der großen mit herrlichem Maßwerk gefüllten Mittelrose sind überzogen wie mit einem Spitzengewebe von schlanken Blendbogenwerk. Alles belebt und webt mit einem mächtigen Zuge himmelwärts, in seiner Ueberfülle und Leichtigkeit ein gewollter Gegensatz zur irdischen Masse und Schwere des Materials. Im Westportal des Straßburger Münsters, dem Werke Erwin von Steinbachs (begonnen 1277), haben wir das großartigste Beispiel dieser monumentalen Prachtentfaltung vor Augen.

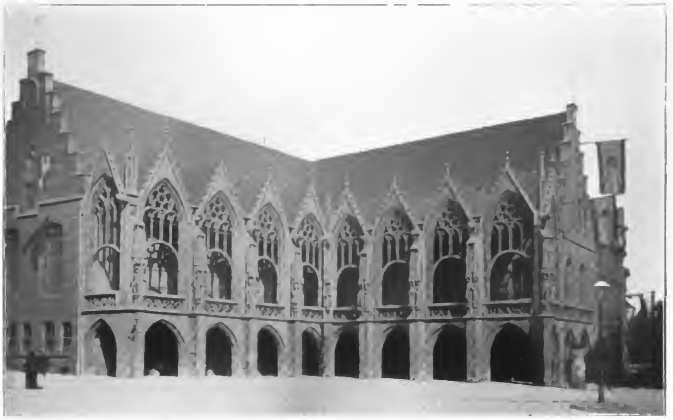
Solchen Werken kann es der bescheidenere Backstein nicht gleichtun. Wohl legt auch im Backsteinbau die West- oder Querschiffsfassade ihr reichstes Gewand an, aber — abgesehen von dem anspruchslosen Farbenspiel im Wechsel der roten und der grün glasierten Steine mit den weißen Fugen oder auch hellfarbigen verputzten Flächen — der reiche Fluß der Linien mußte den Backsteinwerken versagt bleiben, weil eben die Wiederholung derselben Formsteine in jedem Glied und jedem Ornament strenge Beschränkung auferlegte. Was aber trotzdem die Backsteinarchitekten mit ihren bescheidenen Mitteln vermochten, wie sie durch ausgeschnittene Muster die Fläche zu beleben, ihre durchbrochenen Maßwerkfüllungen gegen die freie Luft dahinter zu setzen verstanden, davon mag die Fassade der Sakramentskapelle an der Katharinenkirche zu Brandenburg a. d. H. ein Beispiel sein.

In der großen Monumentalbaukunst hat der Backstein immerhin ein wenig die Rolle Aschenbrödels gespielt. Es konnte auch nicht wohl anders sein, denn immer blieb der Backstein nur ein Ersatz für den edleren Werkstein. Diese Rolle des Dienenden, des Unterdrückten fällt weg in der bürgerlichen Baukunst. In kleineren Dimensionen hat sich hier die Wandlungsfähigkeit des Backsteins gezeigt. An großen Burgen, an bescheidenen Bürgerhäusern, aber auch an den stolzen Wehrbauten emporblühender Städte können wir Haustein- und Backsteinart der gotischen Zeit verfolgen. Am reichsten und originellsten hat sich der Backsteinbau in den malerischen norddeutschen Stadttoren ausgesprochen. Vor längerer Zeit ist den Torbauten der verschiedenen Zeiten ein eigner Aufsatz in diesen Blättern gewidmet gewesen, in dem auch die gotischen Stadttürme und Tore vertreten waren, darum mag diesmal auf einzelne Beispiele dieser Art verzichtet werden.

Rathaus in Tangermünde. (Stadtischer Profanbau in Backstein)

Turm und Tor zeugen von der Wehrhaftigkeit der mittelalterlichen Stadt nach außen, das Rathaus ist der Ort, wo Wohl und Wehe des Gemeinwesens im Innern zur Entscheidung kommt. Die Wichtigkeit des städtischen Mittelpunkts, des Rathauses, kommt in der gotischen Epoche, eben der Zeit, wo das deutsche Städtewesen zur vollsten Blüte sich entwickelte, architektonisch voll zum Ausdruck. Natürlich nicht in der Art der Folgerichtigkeit, wie sie äußere und innere Gestaltung beim Kirchenbau bedingten. Dazu war der Profanbau noch zu wenig entwickelt. Und wenn wir an einem Bau wie dem Braunschweiger Rathaus, das wir als Beispiel des Hausteins wählen, über dem unteren Laubengang nach der Straßenseite, der durchaus praktisch berechtigt ist, eine obere Galerie finden, die, überzwei

Digitized by Google



Rathaus in Braunſchweig. (Städtiſcher Profanbau in Hauſtein)

Stockwerke reichend, ſich in rieſigen, im oberen Teil mit Maßwerk gezierten Spitzbogenöffnungen nach außen wendet, ſo iſt das reines Zierbedürfnis. Dem Backſteinbau haftet das weniger an, er bleibt immer mehr konſtruktiv bedächtig, in der Formengebung reich, aber zugleich herb und ſtreng. Wie im Backſteinbau rein dekorative Aufgaben größten Stils gelöſt wurden, davon geben die Marktplätze von Stralſund und Lübeck (auf dem Bild mit der Marienkirche ſichtbar) ein Zeugnis. Die bürgerliche Architektur hat beſonders den nach der Straße gerichteten Giebeln ihre Vorliebe zugewendet, die oft das ſozuſagen dem Backſtein beſonders zuſagende Zinnenſyſtem (abgetreppte Giebel) aufweiſen, aber auch in Gliederung der Flächen durch ſchieberartige Vorſprünge mit Fialen und Blendbogen einen recht lebendigen Eindruck machen. In öffentlichen Bauten, wie den altmärkiſchen Rathäuſern, macht ſich Anlehnung an die kirchlichen Formen noch ſtärker bemerkbar. Die Schauſeite des abgebildeten Rathauſes von Tangermünde ähnelt ganz dem Kirchenbau, und nur die geſchickte maleriſche Gruppierung des Gebäudes mit der reizvollen Freitreppe laſſen das Gebäude etwas weltlich erſcheinen.

Der große fürſtliche Palaſt, dieſe Umbildung der Burg zum Stadtſchloß, gehört nicht der mittelalterlichen Periode an, und der Gegenſatz von Hauſtein- und Backſteinbau drückt ſich auch nicht ſo ſcharf aus. Die Bergburgen wurden, wie dies das meiſt an Ort und Stelle zu brechende Material ergab, in Hau- und Bruchſtein errichtet, nur unter den Waſſerburgen der Niederung findet ſich der Backſtein häufiger. Die großartigſte Schöpfung des deutſchen Profanbaues überhaupt, allerdings mit einem Anklang an das Klöſterliche, iſt die Marienburg, heute wieder zum größten Teil in ihrem alten Glanz erſtrahlend. Zur Zeit der höchſten Macht des Ordens der Deutſchen Herren, von 1309 bis 1351, entſtand die rieſige Anlage, von der das ſogenannte „Hochſchloß“ mit Kirche den eigentlichen erſten Kern bildete (auf der Abbildung rechts); dieſem ſchloß ſich nach Norden das dreiflügelige „Mittelſchloß“ an. Die an italieniſche Renaiſſancepaläſte (Ferrara und Urbino) erinnernde Hochmeiſterwohnung nach der Nogat zu (vorn links im Bilde) bildete den Abſchluß.

Mehr als hundert Jahre ſpäter iſt die Albrechtsburg bei Meißen entſtanden (von 1471 ab unter der Leitung Meiſter Arnolds aus Weſtfalen). Gemeinſam iſt dieſem Hauſteinbau, von dem hier die Hofanſicht mit dem ebenſo maleriſchen als konſtruktiv intereſſanten Treppenturm im Bilde erſcheint, mit der Marienburg der monumentale Raumſinn. Die Hallen und Säle ſind hier wie dort von einer ſeltenen Großräumigkeit. Bei der Albrechtsburg, wo die Geſtaltung des Hügelrückens, auf dem ſie liegt, noch die Grundrißdispoſition beſonders ſchwierig machte, die glänzende Ueberwindung dieſer Schwierigkeit aber die Löſung beſonders ruhmvoll erſcheinen läßt, ſind die Streben zur Verſtärkung des Mauerwerks nach innen gezogen. Eine neue Zeit ſpricht ſich ſchon in der Behandlung der Einzelformen aus. Was an der Marienburg ſtreng und herriſch, hier erſcheint es ſchon mit einem Anflug von der Grazie und frohen Lebensluſt verſehen, welche die aus Italien ſtammende Renaiſſance den folgenden Generationen beſcheren ſollte.

Digitized by Google

Ein unangenehmer Mensch

Humoreske

von

Leo von Torn

Beim ersten Diner an Bord wurde bereits die gedruckte Passagierliste verteilt.

Ralf Hüstermann unterbrach das Gespräch mit seiner Tischdame — einem fürchterlich gebildeten älteren Fräulein, das eine herbe Laune des Oberstewards ihm als Nachbarin beschert. Er vertiefte sich sofort in die Lektüre der interessanten Schrift.

Auch an den andern Tischen verstummte die Unterhaltung, die ohnehin nur stockend und oberflächlich geführt worden war. Man kannte sich ja noch so wenig. Eigentlich gar nicht. Erst die Passagierliste konnte in etwas jenes höfliche Mißtrauen beseitigen, das eine bunt zusammengewürfelte Reisegesellschaft in den ersten Stunden untereinander beobachtet.

Gabel und Fischmesser ruhten untätig auf den gebackenen Heilbuttschnitten. Die wohlgeschulten Tischstewards hielten mit Servieren inne. Ein paar Minuten hörte man in dem prächtigen Speisesalon der Dampfjacht nichts als ein leises, geschäftig neugieriges Blättern und — wie von ferner — das erregte Atmen der See, die ihre ersten Spritzer gegen die Fensterluken spülte.

Nachdem jeder zunächst festgestellt, ob er selbst richtig und mit seinem ganzen Titel aufgeführt war, suchte man nach „Namen". Weshalb sollte Gustav Frenssen einen Teil der bedeutenden Einkünfte aus seinem „Jörn Uhl" nicht auch einmal in einer Nordlandreise anlegen? Oder eine Theatergröße, fern von allen Gastspielverführungen, hier Erholung suchen? Und mancher, wenn auch nicht brennend berühmte, so doch interessante Name wurde entdeckt.

„Verzeihen Sie," wandte sich Ralf Hüstermann an seinen Nachbarn zur Linken, „hier ist ein Oberst G. aufgeführt. Ob das wohl derselbe ist, der zur Schutztruppe kommandiert, dann aber wegen seiner Empfindlichkeiten dem Gouverneur gegenüber gleich wieder abberufen wurde?"

Der alte Herr streifte ihn mit einem Blick, in dem nicht gerade sonnige Empfindungen sich spiegelten. Er legte die Liste beiseite und stocherte mit der Heftigkeit eines gereizten Menschen in seinem Fisch herum. Erst nachdem er seinen Bissen, den er sich sozusagen in den Mund geworfen, hinuntergewürgt, antwortete er angestrengt:

„Derselbe. Ganz recht. Nur in einem Punkte sind Sie im Irrtum, mein Herr. Ich bin durchaus nicht empfindlich. Gar nicht. Wenn ich das wäre, so müßte ich Ihnen grob werden, weil Sie gedankenlos nachbeten, was die dummen Zeitungen daherreden. Empfindlich . . .!"

Ein wütendes Achselzucken. Der Oberst bearbeitete seinen Teller mit einer Energie, als wenn auch der Heilbutt ihm Empfindlichkeit vorgeworfen hätte.

Ralf Hüstermann hatte das Gefühl, sich bei dem alten Herrn sehr angenehm eingeführt zu haben. Des öfteren schon war ihm sein Talent aufgefallen, im Hause des Gehängten vom Strick zu reden. Nachdem er einige Entschuldigungen gemurmelt, suchte er sich über die peinliche Situation dadurch hinwegzubringen, daß er die Liste weiterkommentierte. Allerdings mehr nach rechts hin, da er dem Unempfindlichen Zeit lassen mußte, sich innerlich auszutoben.

„Eine sehr interessante, vielgestaltige Gesellschaft," bemerkte er zu seiner Nachbarin. „Sogar einen weiblichen Arzt haben wir an Bord. Sapperlot — dem Namen nach muß das die bekannte Volksrednerin und Frauenrechtlerin sein!"

„Schon möglich —" erwiderte die Dame mit bedeutungsvoll hochgezogenen Augenbrauen.

„Fräulein Doctor med. klingt doch eigentlich recht drollig, nicht wahr?"

„Seeehr drollig."

„Ueberhaupt muß ich gestehen, daß mich das Eindringen der Frau in unsre praktischen Wissensgebiete immer etwas fremdartig anmutet. Um nicht zu sagen abstoßend. Ich finde, daß die einzig berechtigte Frauenbewegung ein schöner Walzer ist. Meinen Sie nicht auch, Gnädigste?"

Die Dame ließ die Brauen sinken und machte ganz kleine Augen. Das gab dem Blick etwas Kritisches, unendlich Ueberlegenes. Ihre Stimme war ein Messer, das sich dem Unglücklichen spitz und scharf zwischen die kurzen Rippen bohrte.

„Bedaure — nein. Ich werde niemals eine Meinung teilen, die sich auf längst überwundenen Gemeinplätzen bewegt."

Damit gab sie sich einen starken Ruck in den Schultern und schaute starr vor sich hin. Jeder Zoll ein Eiszapfen. Selbst den Steward übersah sie — als wenn der von ihm servierte Lendenbraten auch ein längst überwundener Gemeinplatz wäre.

Ralf Hüstermann kalkulierte ebenso richtig wie zu spät, daß er es auch auf seiner grünen Seite sehr schön getroffen habe insofern, als die fürchterlich gebildete Dame das Fräulein Doctor med. in Person war. Wiederum murmelte er einige entschuldigende Worte. Im stillen faßte er den Entschluß, sich in dieser Weise nicht weiter beliebt zu machen. Um sich für längere Zeit zum Schweigen zu zwingen, nahm er eine doppelte Portion Lendenbraten. Und da er seine Augen weder nach rechts noch nach links schweifen zu lassen wagte, richtete er sie abermals auf die Passagierliste, deren Studium man im übrigen bereits beendet hatte.

Digitized by Google

Die allgemeine Unterhaltung war wieder im Gange, und das viel munterer, zutraulicher als vorher. Im einzelnen hatte die Unterhaltung sogar etwas forciert Uebermütiges, Krampfhaftes — da die See ziemlich hoch ging und immer dräuender an die Fenster klopfte. Eine schlankgewachsene, majestätische Dame entre deux ages, die dem Unempfindlichen gegenübersaß, lachte hell auf wie ein Backfisch über jede, auch die harmloseste Bemerkung ihres Nachbarn, der ob dieses Mirakels schon ganz verstört dreinschaute. Wenn sie aber nicht lachte, dann führte die Dame ihr Foulard an die feuchte Stirn und die bleichen Lippen und sah sich verstohlen nach dem Ausgang um.

Ralf Hüstermanns Gegenüber — ein spärlicher kleiner Herr mit noch spärlicheren grauen Bartkoteletten — folgte mit dem Oberkörperchen jeder Bewegung des Schiffes und lächelte das stille, todestraurige Lächeln eines Menschen, der sich hinsichtlich seiner nächsten Zukunft keinerlei Illusionen mehr hingibt.

Ralf Hüstermann beachtete das alles nicht. Nach den bisherigen Erfahrungen lehnte er es zunächst ab, sich um seine Umgebung zu kümmern. Des weiteren war er — als Kommodore des Stettiner Segelklubs „Ahoi“ und Mitglied des Norddeutschen Regattavereins — ein seebefahrener Mensch, dem es gar nicht in den Sinn kam, daß so ein bißchen Dünung jemand unbequem werden könnte. Und schließlich stieß er in der Fremdenliste noch auf einen Namen, der ihm einen Ausruf freudiger Ueberraschung entlockte.

Emil Pärschke —!

Ralf Hüstermann erhob sich, um mit den Augen alle Tische und den ganzen Raum nach seinem alten Freunde Pärschke abzusuchen. Das geschah so jäh und temperamentvoll, daß er einer silbernen Schale mit Apfelsinen und Bananen nicht achtete, die ihm soeben serviert wurde. Die Schale machte einen gewaltigen Hops — und ihr Inhalt trudelte über den Tisch.

Während die majestätische Dame in ein konvulsivisches Lachen ausbrach, um gleich darauf mit verglastem Blick die Entfernung bis zur Treppe auszumessen, sank der dürftige Herr völlig in sich zusammen. Schreck und Kälte sind zwei Dinge, die die Disposition zur Seekrankheit außerordentlich erhöhen. Und er hatte einen fürchterlichen Schreck bekommen. Eine Apfelsine war ihm auf den Teller gefallen und rollte dort wie irrsinnig umher.

„Verzeihen Sie, meine Herrschaften,“ entschuldigte Ralf Hüstermann sich summarisch und ziemlich oberflächlich, da er immer noch umherspähte; „aber wenn man unvermutet sich in der Nähe eines lieben Freundes weiß, den man acht Jahre nicht gesehen hat, so geht die Freude ein wenig mit einem durch. — Steward!“

„Befehlen —?“

„Hier ist ein Herr Emil Pärschke, Stadtrat aus Zillewitz in Sachsen, aufgeführt. Wo hat der Herr seinen Tischplatz?“

„Ihnen schräg gegenüber, wenn ich nicht irre. Jener leere Stuhl. Der Herr erklärte, zum Essen heute nicht erscheinen zu wollen, da ihm die See zu bewegt ist —“

„Natürlich!“ lachte Ralf Hüstermann vergnügt. „Daran erkenne ich meinen Freund Pärschke trotz Zillewitz und seines Stadtratstitels. Ich danke Ihnen, Steward. Werde den Herrn nachher in seiner Kabine aufsuchen. — Was sagen Sie zu diesem drolligen Zufalle, meine Herrschaften!“ wandte er sich aufgekratzt an seine Tischgesellschaft. Der Unempfindliche und das Fräulein Doktor sagten gar nichts. Dagegen schien der dürftige Herr ein gewisses melancholisches Interesse zu bekunden. An ihn richtete Ralf Hüstermann seine ganze Freude und Begeisterung.

„Neben Ihnen also würde er gesessen haben, wenn er nicht immer noch an seiner unglücklichen Magenschwäche litte! Ich behaupte nämlich, daß die Seekrankheit, wie überhaupt alle mit Brechreiz verbundenen Schwindelerscheinungen — wie bemerkten gnädige Frau —?“

Die majestätische Frau unterdrückte einen gurgelnden Laut mit ihrem Taschentuche und schüttelte kaum merklich den Kopf. Ralf Hüstermann folgerte daraus, daß die Dame nichts einzuwenden wünsche. Er fuhr fort:

„Ich meine also, daß die Seekrankheit nicht, wie vielfach behauptet wird, eine Irritierung der Kopfnerven ist, sondern lediglich eine Schwäche der Magennerven in Erscheinung bringt. Darauf deutet alles hin. Sie werden das möglicherweise noch an sich selbst beobachten. Achten Sie dann nur, bitte, darauf, wie bei vollkommen klarem Kopfe plötzlich ein fürchterliches Würgen eintritt, das den Magen zunächst zu erweitern, dann aber mit eherner Gewalt zusammenzuziehen scheint und auch tatsächlich zusammenzieht — wie gewisse Folgeerscheinungen das zur Evidenz beweisen.“

Ralf Hüstermann unterbrach seine interessanten Ausführungen für einen Moment, da die majestätische Dame unter Erstickungsanfällen in ihr Taschentuch gehustet und sich erhoben hatte. Zwei Stewards sprangen herzu, um die Schwankende zu stützen und an die frische Luft zu geleiten. Da keine Krankheit so ansteckend wirkt wie das mal der mer, schlossen sich mehrere andre Passagiere dem Transport an. Die einen langsam und vorsichtig, als wenn sie etwas zu verschütten fürchteten; die andern mit der fieberhaften Hast von Menschen, die auch nicht eine Sekunde mehr verlieren dürfen.

Ralf Hüstermann schüttelte verständnislos den Kopf. Er begriff weder diese allgemeine Sezession, noch die verschiedenen unfreundlichen, verzagten oder anklagenden Blicke, die ihn getroffen. Der ganze Tisch war leer. Nur der dürftige Herr saß ihm noch gegenüber — ein winziges Häuflein grün und gelb schillernden Unglücks.

„Wer es nicht vertragen kann, der soll eben nicht zur See fahren, nicht wahr?“ nahm Ralf Hüstermann die Unterhaltung freundlich wieder auf. „Wie mein Freund Pärschke sich zu dieser Reise entschließen konnte, ist mir einfach unbegreiflich. Da muß eine höhere Gewalt auf ihn eingewirkt haben. Er konnte früher nicht einmal das Rückwärtsfahren auf der Eisenbahn vertragen, und wenn er in der Ferne nur die Drehorgel eines Karussells hörte, wurde ihm schon schwindlig. Dazu seine hyperästhetische Anlage. Wenn er sich ankleidete, verhing er alle Spiegel. Ich habe ihm nicht einmal, nein zehnmal gesagt: Pärschke, wenn sich wirklich einmal ein Dummer findet, der dir

Digitized by Google

seine Tochter zur Frau geben will, so heirate trotzdem nicht. Du paßt schon nicht mehr in die Welt, geschweige denn deine Nachkommenschaft. Inzwischen ist er Stadtrat geworden. Stadtrat —! Ich habe mal einen andern Bekannten gehabt, der im Leben nichts werden konnte. Absolut nichts. Endlich erbte er einige Häuser in einer kleinen Stadt — und es vergingen keine fünf Jahre, da war er — verzeihen Sie gütigst, Sie sind doch nicht Stadtrat —?"

Der kleine Herr verneinte zunächst nur mit den todestraurigen Augen. Dann aber gab er sich einen Ruck, schluckte ein paarmal gewaltsam und würgte hervor:

„Ich nicht. Mein Schwiegersohn —"

Ralf Hüstermann drückte sich im Geiste die Hand ob der klugen Vorsicht, die er in diesem Falle beobachtet.

„Ihr Herr Schwiegersohn!" rief er begeistert. „Da gratuliere ich von Herzen. Es gibt tatsächlich nichts Schöneres und Ehrenvolleres, als sich im Dienste des Gemeinwohls zu betätigen. Und wo ist Ihr Herr Schwiegersohn Stadtrat, wenn ich fragen darf?"

„In Zillewitz," wimmerte der Kleine — und das war das Letzte. Die beiden Stewarde, die schon längst ihr Augenmerk auf ihn gerichtet, sprangen herzu und trugen ihn vorsichtig davon.

Der Wunsch, sich selbst zu prügeln — und wenn er noch so ernst und lebhaft ist —, stößt immer auf Schwierigkeiten. Deshalb gab ihn Ralf Hüstermann alsbald auf. Er schaute noch eine Weile tiefsinnig vor sich hin — bis sein Blick wieder auf die unglückliche Passagierliste fiel. Mit einem Kernfluche schleuderte er sie beiseite und verließ den Tempel.

An Deck wurde ihm erst in vollem Umfange klar, wie sehr er sich beliebt gemacht. Eine Gruppe von Herren, die sich vor dem Rauchzimmer etabliert und deren Mittelpunkt der Herr Oberst war, schnitt ihn so unzweideutig, daß er gar nicht erst den Versuch machte, hier vor Anker zu gehen. An der Steuerbordseite hatte der Schiffsarzt eine Erholungsstätte für diejenigen Damen eingerichtet, die seinem Rate gefolgt und nicht in die Kabinen geflüchtet waren. Bleich und hilflos lagen sie auf den Lattenstühlen oder hingen über der Reeling — in verzweifelter Zwiesprache mit dem Herrn der Fluten. Sie achteten nicht darauf, daß der Wind ihr Haar zerzauste und die Spritzer ihre Toilette durchfeuchteten. Wohl aber ging es wie eine leidende apathische Abwehr durch die Reihen, als der unangenehme Mensch sich näherte, von dem das Fräulein Doktor soeben erzählt hatte.

Ralf Hüstermann fühlte den übeln Eindruck seines Erscheinens sehr deutlich. Aber er mußte die Kolonie passieren, wenn er Emil Pärschkes Kabine aufsuchen wollte; und er mußte Emil Pärschkes Kabine aufsuchen — einmal, um sich wegen des Schwiegervaters zu entschuldigen, und dann vor allen Dingen, um in dem Wiedersehen mit dem alten Freunde Entschädigung zu suchen für alle erlittene Unbill. Durch Emil Pärschke würden es dann auch die andern erfahren, daß Ralf Hüstermann nicht der unangenehme Mensch war, als der er sich eingeführt, sondern lediglich ein Pechvogel, der schon vor fünfzehn Jahren im juristischen Staatsexamen bloß deshalb durchgefallen war, weil er sich auf die Kommentare eines Rechtsgelehrten berufen, der mit dem examinierenden Professor in bitterer wissenschaftlicher Fehde lebte.

Unter Deck erwischte Ralf Hüstermann einen der Kammerstewards, die mit Bromselter, mit Zitronen, mit Eimern und Wischlappen in wilder Geschäftigkeit durch die Gänge huschten.

„Sie können mir wohl sagen, wo Herr Stadtrat Pärschke aus Zillewitz einquartiert ist?"

„Sehr wohl. Kabine fünfundsechzig. Dritter Seitengang rechts. Ich bitte jedoch, nicht hineinzugehen, da der Herr Stadtrat ausdrücklich gewünscht hat, ungestört zu bleiben."

„Einem alten Freunde gegenüber wird dieser Ukas nicht gelten —"

„Ich glaube doch. Der Herr Stadtrat blieb vor dem Diner sogar für seinen Herrn Schwiegervater nicht zu sprechen."

„Das sieht ihm ähnlich, diesem zimperlichen Menschen," lachte Ralf Hüstermann vor sich hin. Dann drückte er dem Steward ein Geldstück in die Hand. „Also gehen Sie mal hin und fragen Sie —"

„Bedaure sehr. Das ist leider unmöglich. Der Herr Stadtrat hat zu bestimmte Weisungen gegeben. Er ist sehr krank und außerdem hochgradig nervös. Seit die Dünung eingesetzt hat, erwartet er jeden Augenblick den Untergang des Dampfers. Und ich darf ihn nur stören, sobald wirklich Gefahr im Anzuge ist —"

„Aber das ist doch heller Unsinn!"

Der Steward antwortete nur mit einem bedauernden Achselzucken und verschwand in einer der nächsten Kabinen, aus der man in langgezogenen Klagelauten nach ihm gerufen.

‚Unsinn ist das!' wiederholte Ralf Hüstermann zu sich selbst. ‚Blödsinn! In die Kabine zu kriechen, wo doch frische Luft das einzige Heilmittel ist! Dazu ein Mensch, der an Halluzinationen leidet! Schon einem Wildfremden gegenüber wäre es Pflicht, hier einzugreifen. Man hat Exempel von Beispielen, daß Leute tobsüchtig geworden sind, wenn man sie in solcher Lage sich selbst überlassen hat. Und um Emil Pärschke sollte es mir leidtun. Ich werde dem armen Kerl helfen — und wenn es sein muß, gegen seinen Willen.'

Damit trat er in den ihm bezeichneten Seitengang und zählte die Kabinennummern ab. Dreiundsechzig — vier- — fünfundsechzig. Die äußerste war's. Direkt gegenüber lag eine Kabine, deren Tür offen stand und durch eine Portiere ersetzt war. Wahrscheinlich der besseren Luft wegen. Nach den Lauten, die herausklangen, mußte hier eine Dame logieren, die ebenfalls sehr krank war. Deshalb dämpfte Ralf Hüstermann seine Stimme, als er unter diskretem Pochen seinen Freund anrief:

„Pärschke!"

Zuerst nichts. Dann plötzlich ein wildes Auffahren drinnen und ein Lärm, als wenn jemand das gesamte bewegliche Inventar der Kabine durcheinanderwürfe.

„So ist's recht, Pärschke," rief Ralf Hüstermann vergnügt. Er dachte nicht anders, als daß der Freund ihn an der Stimme erkannt und sich nun fürchterlich beeile, ihm in die Arme zu sinken. ‚raus so schnell als nur irgend möglich! Es ist

Digitized by Google

dein Untergang, wenn du auch nur eine Minute länger —"

„Untergang!" gellte es in Nummer fünfundſechzig auf.

In demſelben Moment wurde auch die Tür aufgeriſſen und Emil Pärſchke ſtürzte heraus — angſtverzerrten Antlitzes und eine Korkweſte über einem Negligé, in dem man eben nur bei dringendſter Feuers- oder Waſſersnot ſich unter Menſchen wagt.

Anſtatt den Freund zu begrüßen, raunte er ihn ſo heftig an, daß Ralf Hüſtermann erſtens ſich empfindlich in die Zunge biß und zweitens mit bedeutender Raſanz durch die Portiere in die gegenüberliegende Kabine ſtürzte.

Es hätte gar nicht der lauten Hilferufe bedurft, um ihn zu veranlaſſen, dieſen raſchen Beſuch ſofort abzubrechen. Mußte er doch dem verdrehten Menſchen, dem Pärſchke, nach, ehe dieſer an Deck kam und in die Kolonie leidender Damen hineinplatzte.

Ein fürchterlicher Tumult, der ſich oben erhob, belehrte ihn, daß es zu ſpät war.

Ralf Hüſtermann ſchlich in ſeine Kabine. Er ſchärfte dem Steward beſonders ein, daß er für niemand zu ſprechen ſei — am wenigſten aber für Leute, die etwa die Abſicht äußern ſollten, ihn zu prügeln. Er wolle keinen Menſchen mehr ſehen und keinen mehr hören. Er wünſche nur verſtändigt zu werden, wenn das Schiff untergehen ſollte — was hoffentlich bald der Fall ſein werde.

Am Strande. Nach dem Gemälde von Raoul du Gardier (Paris)

Digitized by Google

Sommerabend in Finnland

Aus dem Land der tausend Seen

Finnland, sein Volk und sein Volkslied

Von

R. von Schack

(Mit acht Originalaufnahmen von Ina Roos-Kristinestad und Daniel Nybin-Helsingfors)

Hoch im Norden, dicht neben der erstarrenden Ruhe der ewigen Eisfelder und fernab vom Mittelpunkt des schäumenden, brausenden Lebens, liegt im äußersten Winkel Europas ein weites Land, wenig gekannt und beachtet und doch so wert, gekannt zu sein in der eigenartigen Schönheit seiner Natur und der Poesie seines Volkslebens.

Es ist Finnland, das nördlichste Kulturland Europas und zugleich eines der ältesten, denn schon lange vor Christi Geburt, schon von Tacitus unter dem Namen Fenni oder Phinni erwähnt, lebten, sangen und dichteten dort die Finnen, die sich aus verschiedenen Volksstämmen, den Lappen, Ostjaken, Karelen, Liven u. s. w., zusammensetzen. Allen diesen verschiedenen Stämmen aber ist eines gemeinsam, eine wunderbare Begabung für Dichtung von Volksgesängen und -sagen und eine glühende Vaterlandsliebe, die gerade unter der Rauheit und Armut seiner Natur und unter dem Druck der politischen Verhältnisse, die fast stets auf ihm gelastet haben und heute mehr denn je lasten, zu einer leidenschaftlichen Kraft und Stärke angewachsen ist.

Ich habe zwar immer gefunden, daß, je schwieriger die Lebensverhältnisse eines Landes sind, desto zäher seine Kinder an der Heimat hängen. Finnland ist aber ein Land, so schön und lieblich trotz seiner Rauheit, so poetisch in seiner Weltabgeschiedenheit, daß man diese heiße Liebe wohl verstehen kann.

Auf zwei Seiten umspült vom Meere, das sich tief in die granitenen, wunderschön geformten Küsten hineinzwängt, denen unzählige Inseln und Inselchen vorgelagert sind, im Norden bis zur arktischen Zone heranreichend, und im Osten begrenzt von den weiten Ebenen Rußlands, ist das Innere ein Hochplateau, voll von Wäldern, Seen, Sümpfen und Morästen, weshalb auch die Finnen selbst es „Suomenmaa“ (Land der Seen und Sümpfe) nennen.

Das Klima ist der Lage entsprechend sehr rauh. Sieben Monate mindestens währt der eisige Winter, davon im Norden zwei bis drei mit fast ununterbrochener Finsternis. Der Sommer ist kurz und heiß, und drei Monate lang sind die Nächte strahlend hell wie der Tag. Und doch ist es frisch und kräftigend, und das Volk macht trotz vieler Entbehrungen einen gesunden, zufriedenen Eindruck. Das Familienleben ist ein sehr inniges, und die Frauen stehen in hohem Ansehen. Sie verdienen es aber auch durch ihre seltene Pflichttreue und Tüchtigkeit, mit der

Digitized by Google

sie für ihre Familien sorgen und schaffen. Ihre hübschen Nationaltrachten, wie sie auch unsre Bilder zeigen, geben ihnen reichlich Gelegenheit, ihre Geschicklichkeit in allen Handarbeiten zu beweisen, und beleben mit ihrer Farbenfreudigkeit (das Rot herrscht vor, und nur bei Trauer oder von ganz alten Frauen wird Grün und Blau getragen) die ernste Landschaft. Die klimatischen und Bodenverhältnisse bringen es mit sich, daß die Finnen Waldwirtschaft — mehr als die Hälfte des Bodens ist noch heute mit Wald bestanden — und Viehzucht, Jagd und damit verbundenen Pelzhandel sowie Fischerei betreiben. Der Ackerbau ist mit zu großen Schwierigkeiten verbunden und dient nur der Befriedigung der eigenen Lebensbedürfnisse, die Industrie hat sich Finnland erst in den letzten Jahrzehnten erobert und dem Lande einen ganz andern Stempel aufgedrückt.

Doch das sind nur flüchtige äußere Umrisse, die ich da gebe. Um den wirklichen Charakter von Land und Leuten recht zu schildern, möchte ich mich im Folgenden an eine Beschreibung anlehnen, die ein Finne von Geburt, der seine Heimat kennt und liebt wie selten jemand, in einem Vortragabend der Anglo-Russian Litterary Society in London in diesem Frühjahr gab, und die sie treuer zeichnet, als ich es je vermöchte.

Er sagte etwa folgendes:

„Denken Sie sich ausgedehnte Strecken von Wäldern, Hügeln und tiefen Tälern, unterbrochen durch Hunderte und Tausende von lieblichen Seen, Bächen und Flüssen. Eine Gegend, in der Sie Meilen und Meilen wandern können, ohne ein menschliches Antlitz oder gar eine menschliche Behausung zu sehen. Die Stille ist überwältigend. Nur in weiter Ferne der Schrei eines Vogels, das Geräusch eines fallenden Steins, das Krachen eines morschen Baums oder brechenden Zweiges. Sie steigen auf die Spitze eines Berges und überschauen ein endloses Panorama — eine schlafende Wildnis, eingebettet in jahrhundertealte Waldungen voll dunkler majestätischer Kiefern und Föhren und eingerahmt durch eine fast ununterbrochene Kette blauer Seen. In der Ferne können Sie vielleicht eine dünne Rauchsäule, die von dem Dache irgendeiner einsamen Hütte aufsteigt, erkennen. Jemand ist sogar in diese ferne Einsamkeit gekommen, hat sich ein Heim gebaut und fällt nun die Bäume, rodet die Wurzeln und schafft mit unendlicher Mühe die Steine fort, um Raum für etwas zu machen, das kaum mehr als eine Anspielung auf ein Erntefeld sein wird. Man hört ihn singen, Axt, Spaten oder Hacke geben den Rhythmus an. Die Einsamkeit ist sein einziger Zuhörer und Bewunderer. Er singt vom Leben und seinen Sorgen und Freuden. Von seinem Werk in dem fernen Norden, wo der Boden hart ist und das Klima noch härter. Wo ein einziges Stückchen Brot Wochen der Mühe und Arbeit bedeutet und eine Frostnacht jahrelange Anstrengungen fruchtlos machen kann. Und doch ist dieser harte Boden, diese einsame Wildnis ihm teurer als irgend etwas andres auf der Welt. Denn wenn der Sommer kurz ist, wo könnte er schöner sein, wenn

Finnische Seenlandschaft

Digitized by Google

der Winter lang und kalt iſt, wo anders iſt er ſo friſch und klar: und wenn das Brot oft knapp iſt, wo in der Welt ſchmeckt es ſo ſüß?

„Und er ſingt von den Geiſtern der Natur, welche die Erde bald in ein Gewand des Sommers ſchönſtem Grün, bald von Winters reinſtem Weiß kleiden, von der unendlichen Liebe des Allmächtigen, der ihm den immerwährenden Mittſommertag ſchenkt, und die dunkle, ſchier endloſe Mittwinternacht mit Tauſenden von glitzernden Sternen und den weißen Flammen des zauberhaften Nordlichtes erleuchtet. Der den Frühling mit ſeinen tanzenden Winden plötzlich, wie durch den Zauberſchlag eines unſichtbaren Geiſtes die Schneedecken von Feld und Wald hinwegwehen läßt und die Blüten an Baum und Strauch aufweckt zu neuem Leben, und der ihm den feierlichen Frieden des Herbſtes gibt mit ſeinen tauſend weichen Tönen, wenn die Natur ſich ſelbſt entkleidet und ſtill zu ihrem langen, tiefen Schlaf in den eiſigen Armen des Winters niederlegt. — All das und viel, viel mehr wird gemalt in den Worten und den bald melancholiſchen und eintönigen, bald lebhaften und fröhlichen Melodien ſeines Geſanges. Geſang iſt ſein Leben. Er könnte nicht leben, ohne zu ſingen, allein in der Wildnis, der Schönheit und göttlichen Ruhe, die jedes Gefühl, jeden Gedanken durchſchauert. Niemand iſt ihm nahe wie die, welche in der einſamen Hütte ſeine Rückkehr erwartet, wenn die letzten ſchwachen Strahlen des Sonnenuntergangs langſam zwiſchen den dunkeln Baumwipfeln am Horizont verlöſchen.

„So iſt der Finne! — Er iſt, wozu ſeine Umgebung, die Stille und Einſamkeit ihn gemacht haben. Er iſt ein Träumer, ohne zu wiſſen, daß er träumt, ein Dichter, ohne zu wiſſen, was ein Dichter iſt. In den langen Winternächten, wenn im äußerſten Norden ein paar Minuten Dämmerung den Tag bedeuten, können Sie ihn vor dem Feuer ſitzen ſehen, ſingend und dichtend, während er die hübſcheſten Sachen in Holz ſchnitzt oder ſeine Flinte reinigt, um Luchs und Bär zu erlegen, die ihm ſeine Herde bedrohen. Oder Sie können ihn im nächſten Dorfe im Kreiſe ſeiner Freunde wiederfinden. Auch dort bildet der Geſang die Hauptfreude. Gleich ſpielenden Kindern ſitzen er und ſeine Genoſſen ſich gegenüber, ſingend und in die Hände ſchlagend. Der Ton der zuſammenſchlagenden Hände gibt dem Geſang den Rhythmus, und die Art, in der die Hände ſich begegnen, bedeutet das Versmaß. Sie ſingen die Geſänge ihrer Eltern und Voreltern. Wenn ihr Gedächtnis ſie verläßt und der Rhythmus fehlt, wird Wort und Vers ſchnell geſchaffen, und wenn alle alten Quellen erſchöpft ſind, ſprudelt bald eine Fülle neuer hervor.

„Dies iſt das Geburtsland des großen Volksgeſanges ‚Kalevala‘, des größten unter den vielen Tauſenden alter Geſänge und Erzählungen, die der Gegenwart überliefert wurden, und wahrſcheinlich auch der wohl eben ſo vielen Tauſende, die in dem großen Buch der unbekannten Vergangenheit

Eine finniſche Familie vor ihrem Holzhaus

Digitized by Google

Partie aus dem Katharinenpark bei Kotka

versiegelt sind, denn wer könnte die Menge derjenigen aufzählen, deren einzige Zuhörer für immer erloschene Generationen gewesen sind?

„Die finnische Nation überschreitet nun die Schwelle einer neuen Aera ihrer Entwicklung. Die Zivilisation hat ihre Arme in Form rasselnder Eisenbahnen und die Seen verbindender Kanäle in die Einsamkeit ausgestreckt und hat große Handelszentren inmitten der Wildnis erbaut. Die Geister der Natur sind vor ihnen weiter zurückgeflohen zu den arktischen Gegenden, und seit die Könige der Wälder, die majestätischen Fichten und Kiefern, unter den Streichen der Axt die Opfer des unstillbaren menschlichen Golddurstes geworden sind, hat der Gesang auf vielen Lippen für immer aufgehört. Selbst der Volkscharakter ist stellenweise ein andrer geworden. Die einfachen, zufriedenen und poetischen Naturkinder verwandeln sich in Menschen, reich an Wünschen und Verlangen nach Geld und Stellung, aber arm an Gefühl und Gedanken, und jeder Tag entfernt sie mehr von dem, was einst der innerste Kern ihres Wesens war — das Leben in der Natur.

„Aber dennoch, was auch immer die Zukunft Finnlands sein mag, ob es erlöst werden mag von dem drohenden inneren und äußeren Elend, einer Sache bin ich sicher, daß mit wenigen Ausnahmen Gesang und Dichtung noch das Herz und die Seele der Nation bilden werden, mit der sie aufgewachsen sind. Diese Lieder sind nicht an einem Schreibtisch zwischen vier steinernen Wänden entstanden, sondern gekeimt und aufgeblüht im freien Tageslicht, so ursprünglich wie die ersten Frühlingsblumen, die dem

Mädchen am Brunnen

Digitized by Google

Finnische Bauerntypen

Boden entsprießen, nicht ahnend, woher sie stammen, noch welche Hand sie in ihrer Schönheit erschaffen hat.

„Kein Wunder, daß in Zeiten harten nationalen Kampfes, wie er sie eben durchlebt, der Finne seine Volksliteratur als seinen besten Schatz ansieht. In ihr besitzt er alles, was ihm am teuersten auf der Welt ist. Und solange sein Herz in Harmonie mit diesen Gesängen der Vergangenheit schlägt, solange seine Augen die seltene und reine Schönheit seiner Heimat sehen und seine Ohren imstande sind, das geheimnisvolle Flüstern seiner Natur zu hören, seine Lippen, sie in Ton und Vers zu übersetzen, besitzt er einen Talisman, der ihn vor vielem Leid und mancher Gefahr bewahren wird!"

Und diese Volksliteratur, die die Finnen selbst als ihren köstlichsten Besitz ansehen, ist auch wirklich so wunderschön, daß wir es unserm leider eben so früh verstorbenen Schriftsteller Ernst Brausewetter nie genug danken können, daß er uns in seinem Werk „Finnland im Bilde seiner Dichtung und seiner Dichter" mit ihr vertraut gemacht hat.

Allen voran steht wohl das schon erwähnte Heldenlied „Kalevala", das Dr. Lönnrot aus uralten Ueberlieferungen der Heidenzeit gesammelt hat und das in seinem eigentümlichen achtfilbigen Versmaß

„Vaka vanha Väinämöinen
Kanan soitti kanteletta
Seka soitti, jotta lauloi
Että ilmakin iloitoi"

das Leben des Sängers und Sehers Wäinämöinen aus dem Lande Kalevala in 28000 Versen schildert.

„Wäinämöinen, alt und weise,
Lebt für sich still seine Tage
Auf den Feldern von Wainölä
Auf den Heiden Kalevalas.
Singet seine schönen Sänge.
Dichtet sie mit Kunst und Weisheit,
Singet oft die ganzen Tage.
Nacht auf Nacht ununterbrochen,
Kündet von vergangnen Zeiten
Tiefe alte Ursprungsworte.

Bei der Ernte

Digitized by Google

Mächtig singt dort Wäinämöinen,
Seen wallen, Boden zittert,
Kupferberge selbst erbeben.
Feste Hallen hört man krachen,
Felsen bersten in viel Stücke,
Steine prasseln an dem Strande."

Doch auch die neuere finnische Literatur ist von demselben leidenschaftlichen Heimatsgefühl beseelt. Aus ihrem reichen Schatz möchte ich noch zum Schluß zwei Gedichte herausgreifen, den „Bauernknecht" von J. L. Runeberg und „Sonntag in Kangasala" von Z. Topelius, die mir ein besonders treues Bild von Land und Leuten zu geben scheinen.

Der Bauernknecht

Ich haue bis die Kraft erschlafft
Und hau' dann immer noch.

Gut ist der Stahl und auch der Schaft:
Der Fichtenstamm steht doch.

Einst war das meinem Arm ein Spaß,
Nun bin ich matt und krank,
Seit ich im Winter Rinde*) aß
Und nichts als Wasser trank.

Den Dienst ich wechselte wohl gern
Für einen bessern ein,
Vielleicht fänd' selbst ich einen Herrn,
Wo's Roggenbrot gibt rein.

Vielleicht zahlt in der nahen Stadt
Man Lohn für Fleiß und Treu'.
Doch ging ich nicht dorthin, ich hatt'
Stets Furcht vor spätrer Reu'.

*) Bei armen Leuten wird in harten, langen Wintern gemahlene Birkenrinde unter den Brotteig gemischt, wenn der Mehlvorrat nicht ausreicht.

Mittagsmahl bei einer finnischen Bauernhochzeit

Steht dort der Wald auf Bergeshöhn
Und schaut im See sein Bild?
Geht dort die Sonne auf so schön,
Geht unter sie so mild?

Gibt's dort ein Tal voll Blumenduft
Und Tannen auf der Heid'?
Ob mir auch dort das Kuhhorn ruft
Der Liebsten auf der Weid'? —

Nicht Schatten gibt die Wolke dort,
Gejagt vom Sturmgeblös!
Und ohne Freund und Heimatsort,
Ist das noch Menschenlos?

Vielleicht Gott doch das Volk noch liebt
Und stillt des Landes Not.
Vielleicht im nächsten Herbste gibt
Die Ernte bessres Brot.

Ein Sonntag in Kangasala

Ich wieg' mich auf höchstem Zweige,
Auf Harjulas höchster Höh',
Rings schimmern die blauen Wasser,
So weit ich hier oben seh'.

Von Längelmänwesis Buchten
Der leuchtet ein Silberband,
Und Roinos liebliche Wogen
Dort küssen den fernen Strand.

Blau wie meines Lieblings Auge,
Und friedlich wie er da liegt,
Der schimmernde Wesijärvi
Sich still dort hinüberschmiegt.

Und Hunderte Inseln schwimmen
Dort draußen, ein grüner Schwarm,

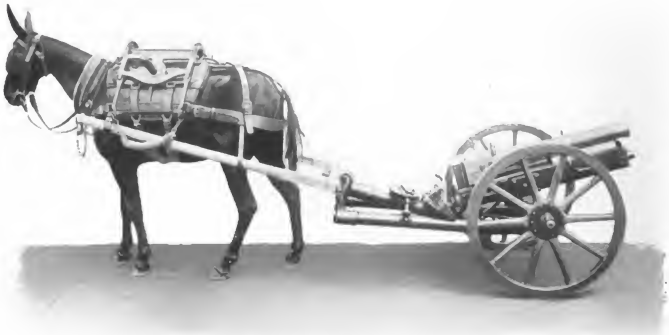
Natur träumt grüne Gedanken,
In blauender Wellen Arm.

Und rings an den schönen Ufern
Stehn Fichten in düsterem Kranz
Dem Weisen gleich, der betrachtet
Der jubelnden Kinder Tanz.

Die erntereifen Aecker neigen
Zu ihnen die wogende Brust,
Und Wiesenblumen hauchen
Die Düfte in Sommerluft.

Wie bietet das arme Finnland
An Schönheit so reiche Schau!
Wie strahlen von Gold und Silber
Doch all seine Seen blau!

Digitized by Google



Gebirgsgeschütz in Fahrstellung

Gebirgsgeschütze

Von

Generalleutnant z. D. **von Reichenau**

(Hierzu sieben Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Ein so hoher Wert auch wegen des Ersatzes von Material und besonders von Munition auf eine möglichst einheitliche Bewaffnung der Artillerie gelegt werden muß, so verlangt doch die Verschiedenheit der Aufgaben wie des Geländes selbst für den Feldkrieg Geschütze von sehr verschiedener Konstruktion.

Die Hauptmasse der Feldgeschütze wird immer aus gut beweglichen Flachbahngeschützen bestehen. Wo ihre Wirkung nicht ausreicht, müssen, wie ich das in Heft 7 des lauf. Jahrg. dieser Zeitschrift ausführte, Haubitzen und Flachbahngeschütze größeren Kalibers herangezogen werden. Erweisen sich aber selbst die leichten Flachbahngeschütze als nicht beweglich genug, so haben die leichtesten der Feldgeschütze, die Gebirgsgeschütze, an deren Stelle zu treten. Geschieht das nicht, so bringt man unter Umständen die andern Truppen in die üble Lage, ohne die Mitwirkung von Artillerie kämpfen zu müssen. Die artilleristische Unterstützung wird aber oft entscheidend für den Erfolg werden, besonders wenn auch der Gegner über Artillerie verfügt. Deshalb muß die Artillerie in die Lage versetzt werden, der Infanterie und Kavallerie überallhin folgen zu können. Wo immer diese Waffen kämpfen mögen, muß auch die Artillerie imstande sein, sich mit ihrem Grundton hören zu lassen.

Tragetier mit Geschützrohr

Grundlose Wege, enge Pfade und steile Hänge dürfen also die leichteste Geschützgattung nicht aufhalten, soferne Infanterie und Kavallerie noch imstande sind, sich auf ihnen zu bewegen.

Die Artillerie vermag diese Pflicht aber nur dann mit ihren Gebirgsgeschützen zu erfüllen, wenn diese auf Tragtieren fortgeschafft werden, die auch mit ihrer Last kaum mehr Raum

Digitized by Google

nach der Breite hin verlangen als ein Infanterist.

Es hat vieler Versuche bedurft, um die Geschütze so auf die Tragtiere verladen zu können, daß diese lange Märsche mit ihrer unbequemen und unnachgiebigen Last zurücklegen vermögen, ohne verletzt zu werden. Eine unerläßliche Bedingung hierzu sind gut passende Sättel, auf denen die Lasten sich völlig fest lagern lassen. Ein kräftiges Tragtier vermag auf diese Weise eine Last von etwa 150 Kilogramm einschließlich Sattel zu tragen. Es kommt also darauf an, die Geschütze so zu teilen, daß keine Traglast ein höheres als das angegebene Gewicht besitzt. Die beigegebenen Abbildungen verdeutlichen die Art der Beladung der Tiere. Für die Fortschaffung eines modernen Geschützes sind vier Tiere erforderlich; ihnen ist ein fünftes für den Transport eines Teils der Munition beizugeben. Weitere Munitionstragtiere folgen dann der Kolonne der Geschütze.

Tragtier mit Unterlafette

Die Maultiere sind für die Zwecke der Gebirgsartillerie am besten zu verwenden ihres starken Rückens und der Sicherheit ihres Ganges wegen. Wie unsre Abbildung ferner zeigt, können die Gebirgsgeschütze auch fahrbar gemacht werden. Es ist das erwünscht, um die Geschütze auf dazu geeigneten Wegen fahren zu können, was zur Schonung der Tragtiere erwünscht und oft unentbehrlich ist.

Was die Wirkungsfähigkeit dieser verhältnismäßig so zierlichen Geschütze anlangt, so ist sie durchaus nicht zierlich, sondern schon recht deutlich, besonders wenn es sich um das Beschießen lebender Ziele handelt, denn die Gebirgsgeschütze vermögen Geschosse von 5 bis 6 Kilogramm noch auf Entfernungen bis zu etwa 4000 Metern zu schleudern. Ihr Wirkungsbereich übersteigt also weit den der Infanterie.

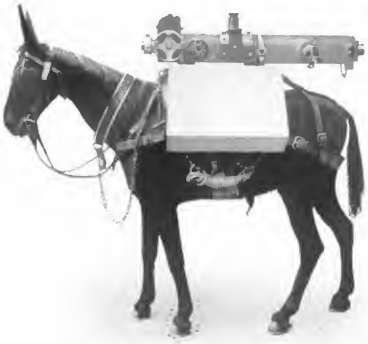
Wie alle Feldgeschütze, so ist auch das Gebirgsgeschütz in neuester Zeit als Rohrrücklaufgeschütz hergestellt worden. Die beigegebenen Abbildungen zeigen ein solches Geschütz — System Ehrhardt — zum Transport zerlegt und in Feuerstellung. An der Lafette können auch Schutzschilde angebracht werden, die auf Tragtiere verladbar sind.

Die Vorteile dieser Konstruktion sind im wesentlichen dieselben, wie sie für die übrigen Rohrrücklaufgeschütze in Betracht kommen. Auch bei den Gebirgsgeschützen dieses Systems vermindert sich die Arbeit der Bedienung, und die Möglichkeit der Anbringung von Schutzschilden erhöht die Leistungsfähigkeit der Geschütze. Ganz besonders wichtig kann gerade für die Gebirgsgeschütze die Unbeweglichkeit der Lafette in der Feuerstellung werden, da im Gebirge oft nur ein knapper Raum für die Aufstellung der Geschütze vorhanden ist.

Tragtier mit Achse, Rädern und Deichsel

Auch diese Geschützart gewinnt an Interesse durch ihre Verwendung im russisch-japanischen Krieg. (Den vorliegenden Nachrichten nach sind es die Japaner, die über eine größere Anzahl von Gebirgsgeschützen verfügen.) Das ist nicht ohne Bedeutung in dem gebirgigen und wenig wegbaren Gelände des Kriegsschauplatzes, denn die Japaner waren so

Digitized by Google



Tragetier mit kompletter Oberlafette und Zubehörkasten

eines Staates zur Weltmacht bringt es mit sich, daß er gezwungen sein kann, den Krieg in ferne Weltteile zu tragen, in denen die Wegbarkeit des Geländes oft viel zu wünschen übrigläßt.

Da im Laufe der letzten Jahrzehnte gute, weittragende Hinterladegewehre vielfach neuester Konstruktion ziemlich über die ganze Welt verbreitet wurden, und, wie wir jetzt in Südafrika zu unserm Schaden erfahren haben, häufig in recht unberufene Hände gelangt sind, die sie aber im Ernstfall sehr gut zu gebrauchen wissen, so ist es schon des moralischen Eindrucks wegen wünschenswert, einem unzivilisierten Gegner nicht nur mit einer ziemlich gleichwertigen Waffe wie die, über die er selbst verfügt, gegenüberzutreten, sondern überall, wo immer möglich mit überlegener Bewaffnung im Felde zu erscheinen. Das moderne Gebirgsgeschütz wird in den meisten Fällen dafür die beste Gewähr bieten.

Als sich auch Deutschland an der Expedition nach China beteiligen mußte, konnte es sich der Notwendigkeit, Gebirgsgeschütze mitzuführen, nicht entziehen, und auch der jetzige Kampf in unsrer afrikanischen Kolonie gegen die beweglichen Scharen der Herero zeigt, daß wir einer noch auf den dürftigsten Wegen vorwärts zu bringenden Artillerie nicht entbehren können.

Man darf daher annehmen, daß es nicht lange dauern wird, bis die Gebirgsartillerie auch in der Friedensformation unsers Heeres eine Stelle findet, womit sich dann eine der Vorbedingungen für eine kraftvolle Verwendung dieser leichtesten der Geschütze anbahnt.

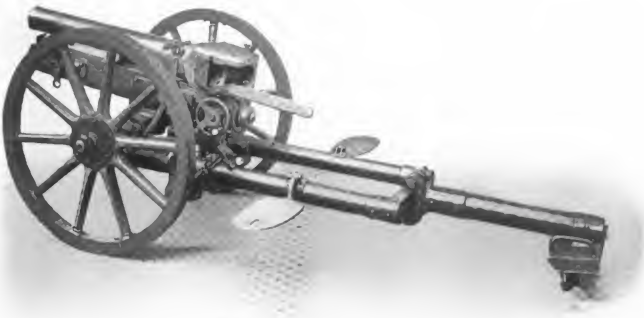
öfters in der Lage, den Russen in der Entwicklung der Artillerie zuvorzukommen oder auch dort noch über Artillerie zu verfügen, wohin die schweren russischen Geschütze nicht mehr zu bringen waren. Die Leichtigkeit der Gebirgsgeschütze wie überhaupt die größere Beweglichkeit ihrer Feldgeschütze ist den Japanern in hohem Maße bei ihren Angriffsoperationen zustatten gekommen, denn es waren bei ihren Anmärschen vielfach Geländeschwierigkeiten zu überwinden, die das Mitführen schwerer Geschütze ohne großen Zeitverlust nicht möglich gemacht haben würden. Die einzigen Trophäen, welche die Russen in dem jetzigen Feldzug erobert haben, sind, wenn die Nachrichten auf Wahrheit beruhen, eben eine Anzahl der japanischen Gebirgskanonen. Das ist vielleicht auch ein Beweis dafür, daß gerade die Gebirgsgeschütze in der Lage waren, am weitesten vorzugehen und so in der größtmöglichen Nähe des Feindes eine Stellung einzunehmen.

Vermutlich werden sich die Russen beeilen, den Fehler, der in einem zu großen Gewicht ihrer Geschütze liegt, durch Herbeischaffung einer größeren Anzahl von Gebirgsgeschützen zu mindern. Wahrscheinlich gelingt es ihnen dann auch, Geschütze neuer Konstruktion in genügender Anzahl zu beschaffen, was um so mehr von Vorteil für sie sein würde, als bis jetzt weder sie noch die Japaner über Rohrrücklaufgeschütze in der Feld- und Gebirgsartillerie verfügen.

Jedenfalls ist das Gebirgsgeschütz ein nicht mehr ausschaltbarer Faktor in der Bewaffnung großer Armeen, die sich bereit halten müssen, auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen zu kämpfen. Die Entwicklung besonders

Tragetier mit Munitionskästen

Digitized by Google



Gebirgsgeſchütz in Feuerſtellung

Etwas über die Genickſtarre

Von

Dr. med. P. Schütte

Die täglich ſich mehrenden Hiobsposten von dem epidemiſchen Auftreten der „Genickſtarre“ rufen gegenwärtig das allgemeine Intereſſe für dieſe Krankheit wach. Dies Intereſſe iſt um ſo größer, als die Krankheit in den letzten Jahrzehnten nur ſehr ſelten und in vereinzelten kleineren Epidemien ſich gezeigt hat und daher den meiſten Menſchen, beſonders dem großen Laienpublikum, noch ein Buch mit ſieben Siegeln iſt. Die Krankheit hat ihren Namen nach dem hervorſtechendſten Symptom des ihr eignen Krankheitsbildes, einer ſtarren Zuſammenziehung der Nackenmuskeln, die ſich meiſt auch auf die Rückenmuskeln ausdehnt. Daneben beſteht ſehr hohes Fieber und heftiger, mit Erbrechen verbundener Kopfſchmerz. Alle dieſe Symptome reſultieren aus einer akuten Entzündung der weichen Hirnhäute, der oberen Fläche des Großhirns und der nach unten ſich daranſchließenden Teile des Kleinhirns, des verlängerten Markes, das die Brücke zwiſchen Gehirn und Rückenmark bildet, und in der Mehrzahl der Fälle auch des Rückenmarkes.

Das Symptom der Nackenſtarrheit findet man allerdings auch bei andern Gehirnentzündungen, zum Beiſpiel bei der tuberkulöſen, jedoch iſt es bei dieſen nicht ſo ausgeprägt und ſetzt nicht ſo raſch ein. Bei der Genickſtarre iſt dieſe Erſcheinung gleich von Anbeginn da und iſt ganz beſonders charakteriſtiſch, inſofern als der Kopf ſich alsbald ſtarr nach hinten beugt und ſich gewiſſermaßen nach hinten in die Kiſſen hineinbohrt. Der Verſuch, ihn nach vorn zu beugen, begegnet einem harten Widerſtand. Die Steifigkeit dehnt ſich dann, wie ſchon erwähnt, meiſt auch über den ganzen Rücken aus, ſo daß die Wirbelſäule geradegeſtreckt iſt und eine Beugung nach vorn, alſo ein Emporrichten des Kranken, überhaupt nicht zuläßt.

Die Genickſtarre tritt ſporadiſch und epidemiſch auf, jedoch unterſcheiden ſich die beiden Krankheitsformen ganz weſentlich voneinander. Die ſporadiſche Form iſt die mildere und hat niemals ſo ſchwere Symptome. Außerdem iſt ſie nicht übertragbar. Die epidemiſche Form dagegen iſt kontagiös und wird durch ein ſpezifiſches Kontagium erzeugt, gehört alſo zu den Infektionskrankheiten. Daß eine Kontagioſität beſtehen muß, beweiſen die vielfachen Verſchleppungen der Krankheit, beſonders durch Truppenkörper und ſo weiter.

Die erſte größere Epidemie dieſer Krankheit zeigte ſich im Jahre 1805 in Genf, dann hat ſie in den Jahren 1863 und 1864 einen umfangreichen Epidemiengang durch ganz Deutſchland gemacht, der Maſſen von Opfern forderte, iſt aber ſeitdem milder geworden und beſonders in den letzten Jahrzehnten ſehr ſelten und auch nur vereinzelt aufgetreten. In der neueſten Zeit ſcheint ſie nun wieder größere Dimenſionen annehmen zu wollen und lenkt deshalb das allgemeine Intereſſe auf ſich.

Die epidemiſche Genickſtarre befällt vorzugsweiſe Individuen jugendlichen Alters, und von dieſen beſonders Kinder unter zehn Jahren. Sie wird am häufigſten in der kälteren Jahreszeit, bisweilen aber auch im Hochſommer beobachtet. Außer dem Kontagium ſpielen auch noch andre, ſogenannte miasmatiſche Verhältniſſe, Anhäufungen größerer Menſchenmaſſen in beſchränkten Räumen, dann im allgemeinen die Schädlichkeiten der Armut und des Elends, feuchte, ſchmutzige und ſchlecht ventilierte Wohnungen, mangelhafte Ernährung, ferner aber auch körperliche Ueberanſtrengungen und Strapazen bei der Entſtehung und Vervielfältigung des ſpezifiſchen Virus eine Rolle. Dies letztere zeigt ſich beſonders bei den vielfachen Militärepidemien. Man

Digitized by Google

hat beobachtet, daß bei derartigen Epidemien vorzugsweise die des Dienstes noch ungewohnten Rekruten heimgesucht werden, ferner ist es aufgefallen, daß die Krankheit in manchen Truppenteilen nach besonders anstrengenden Märschen ganz plötzlich auftrat. Im übrigen zeigen sich Massenerkrankungen von Genickstarre hauptsächlich in den Proletarierwohnungen der großen Städte, wo in dumpfen, luft- und lichtlosen Hof- oder Kellerräumen oft mehrere, noch dazu kinderreiche Familien eng zusammengedrängt leben müssen. Der Beginn der Krankheit ist ein verschiedener. In den ganz schweren Fällen treten plötzlich inmitten völliger Gesundheit äußerst heftige Kopfschmerzen, deliriöse Aufregung, Genickstarrheit und Betäubung ein, und noch an demselben Tage oder spätestens am folgenden tritt der Tod durch Kollaps ein. In den gewöhnlichen Fällen geht meist ein kurzes Vorstadium voraus, das sich durch allgemeines Unbehagen, eingenommenen Kopf, belegte Zunge, unruhigen Schlaf und so weiter äußert, oder die Krankheit beginnt ebenfalls plötzlich mit einem Frostanfall und schnell hochansteigender Temperatur, wütendem Kopfschmerz, Erbrechen und Nackenstarre, die zwar Seitenbewegungen des Kopfes, aber keine Nickbewegungen gestattet. Die Steifigkeit dehnt sich bald auch über die ganze Rückenwirbelsäule aus, so daß der Kranke steif wie ein Stock daliegt und nicht imstande ist, sich im Bett emporzurichten. Dazu gesellt sich eine ungeheure Ueberempfindlichkeit der Haut und der Muskulatur, besonders an den unteren Extremitäten, die den Kranken bei jeder Berührung Schmerz empfinden läßt und daher aufs äußerste unleidlich und unzugänglich macht. Dieser Zustand ist um so schlimmer, als der Kranke sich niemals in voller Bewußtlosigkeit, sondern immer nur in einem gewissen Dämmerzustande befindet. So kann sich die Krankheit wochen-, ja manchmal hinziehen, ohne daß, bis auf gewisse Schwankungen der Fiebertemperatur, irgendeine Wendung eintritt. Neigt die Krankheit zur Besserung, so werden die Erscheinungen allmählich schwächer, das Fieber läßt nach und macht nicht mehr so starke Exazerbationen, die Kopfschmerzen nehmen einen milderen Charakter an, das Bewußtsein kehrt wieder, und die Starrheit der Nackenmuskeln und des Rückgrates nimmt ab. Leider läßt die Krankheit nur zu oft allerhand schwere Störungen, die verschiedenartigsten Lähmungen, Sehschwäche oder vollständige Blindheit, Taubheit, Sprachstörungen, Geistesschwäche, ja sogar vollständige Verblödung zurück. Im andern Falle, wo eine Wendung zum Bessern nicht eintritt, werden die Symptome immer schlimmer, bis schließlich unter vollkommener Bewußtlosigkeit der Tod erfolgt.

Es wird nun mancher die Frage aufwerfen: „Woher kommt die Genickstarre?“ Diese Frage nach der Entstehungsursache ist nicht so einfach zu beantworten. Verschiedene Gelehrte und Forscher wollen in dem Blute und in den Exsudaten solcher Kranker Kokken von ziemlicher Größe und ovaler Gestalt mit zitternder Eigenbewegung gefunden haben, die sie für die spezifischen Krankheitserreger der Genickstarre halten. Diese Kokken sind sehr ähnlich denen der Pneumonie (Lungenentzündung) und des Erysipels (Rose). Man nimmt nun an, daß diese Mikroorganismen, wenn sie in den menschlichen Organismus gelangt sind, eine Infektion des Blutes herbeiführen und auf diese Weise die Krankheit zum Ausbruch bringen. Allerdings ist nicht jeder Organismus disponiert, um einen geeigneten Nährboden für die Einnistung und schädliche Wirksamkeit dieser Bazillen zu bieten. Je widerstandsfähiger ein Körper ist, desto weniger wird er der Entwicklung und Weiterverbreitung solcher Krankheitserreger Vorschub leisten. Hier wird ihre Macht gebrochen, und sie müssen zugrunde gehen, ohne Schaden angerichtet zu haben. In einem prädisponierten und durch allerhand ungesunde Einflüsse mitgenommenen Organismus dagegen finden die Bazillen viel leichter ein geeignetes Feld für ihre Weiterverbreitung und unheilbringende Tätigkeit und geben auf diese Weise den Anlaß zur Entstehung des spezifischen Leidens.

Ist nun in einem Orte oder in einem Häuserkomplex eine Genickstarreepidemie zum Ausbruch gekommen, so sind in erster Linie die Kranken streng zu isolieren, dürfen also auch nicht mit Personen, die an einer andern Krankheit leiden, in einem Raum untergebracht werden. Gegen eine Uebertragung der Krankheit kann man sich am zweckmäßigsten durch eine peinliche Sauberkeit und ein gewisses diätvolles Verhalten schützen. Vor und nach jeder Mahlzeit soll man Hände und Gesicht einer gründlichen Reinigung unterziehen und besonders Mund- und Nasenhöhle häufig mit einem desinfizierenden Mundwasser ausspülen. Kleider und Wäsche sind häufig zu wechseln und nach dem jedesmaligen Gebrauch zu säubern und gehörig auszulüften. Wohn- und Schlafräume müssen ebenfalls gut ventiliert sein, und endlich soll man sich viel in freier Luft bewegen und dabei dem Körper eine leicht verdauliche, aber kräftige und reichliche Ernährung angedeihen lassen. Das gibt gesundes Blut und einen widerstandsfähigen Organismus, an dem die schädlichen Einflüsse sämtlicher Bazillen abprallen und in ein Nichts zerfließen. In noch höherem Maße haben Personen, die als Pfleger oder Wärter mit derartigen Kranken fortwährend in Berührung kommen, sich der peinlichsten Vorsicht und Sauberkeit zu befleißigen. Während der Beschäftigung mit den Kranken sollen sie waschbare Oberkleider oder große Schürzen tragen, die sie nach dem Verlassen der Krankenzimmer ablegen. Nach dem Verlassen der infizierten Räume sollen sie sich Gesicht und Hände gehörig waschen und desinfizieren und Mund und Nase mit einem desinfizierenden Mundwasser gründlich ausgurgeln. Sämtliche Gegenstände, die mit dem Kranken in Berührung kommen, wie Bettwäsche, Leibwäsche, Taschentücher, Eß- und Trinkgeräte und so weiter, sind, bevor sie aus dem Krankenzimmer entfernt werden, einer regelrechten Desinfektion zu unterziehen.

Ist ein Krankheitsfall eingetreten, so muß man sich gleich von Anfang an vor Augen halten, daß man es möglicherweise mit einer sehr langwierigen Erkrankung zu tun hat, und dementsprechend von vornherein seine Maßnahmen treffen. Zunächst ist, wie schon oben erwähnt, der Kranke zu isolieren und in einem besonderen hellen und lustigen Zimmer unterzubringen. Wo man dies nicht haben kann, ist die Unterbringung des Kranken in einem Spital immer das angezeigteste. Die Behandlung selbst

Digitized by Google

hat sich zunächst auf antiphlogistische Mittel, das heißt auf Bekämpfung des hohen Fiebers und der entzündlichen Erscheinungen durch kalte Umschläge oder Auflegung der Eisblase auf Kopf und Nacken zu beschränken. Innerlich gibt man Chinin. Blutentziehungen und Bäder sind zu widerraten, da den Kranken die größtmögliche Ruhe am zuträglichsten ist. Dagegen hat man ein Hauptgewicht auf die Ernährung der Kranken zu legen. Eine Suppenbehandlung ist hier nicht am Platze. Wenn der Kranke es wünscht, soll man selbst die kräftigsten Speisen nicht scheuen ihm darzureichen. Geschabtes Fleisch, Schinken, Eier, Wildbret, Geflügel, Kaviar, Milchspeisen und so weiter können ruhig auf dem Speisezettel der Krankenküche vertreten sein, selbst ein Gläschen schweren Weins oder kräftigen Biers wird ohne Schaden von den Kranken vertragen. Gegen die rasenden Kopf- und Genickschmerzen hat man in dem Chloralhydrat, dessen Darreichung natürlicherweise nur vom Arzt anzuordnen ist, ein bewährtes Mittel zur Verfügung. Durch dieses Medikament werden auch zugleich die kolossalen Reizungserscheinungen der Empfindungs- und Bewegungsnerven, die bei der Genickstarre immer eine große Rolle spielen, herabgesetzt und in ein milderes Fahrwasser geleitet. Im übrigen muß die Wissenschaft eingestehen, daß es hauptsächlich auf die Natur des Kranken ankommt, ob die Krankheit mit Genesung endet oder nicht.

Bildnis eines jungen Mädchens

Nach einem Gemälde von Rembrandt, im Besitz des Herrn James Simon (Berlin)

Digitized by Google

Wohnhaus der Musaeus-Schule in Colombo

Eine singhalesische Mädchenschule auf Ceylon

Von

Marie Musaeus-Higgins

(Hierzu fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Die Bildung der singhalesischen Frauen auf Ceylon stand bis vor kurzem auf einer außerordentlich niedrigen Stufe. Wie die Statistik nachweist, konnte vor 15 Jahren nur ungefähr 1 Prozent sämtlicher Singhalesinnen lesen und schreiben. Es gab nur wenige Missionsschulen, die auch nur schwach besucht wurden, weil besonders die Frauen zäh und treu an ihrer buddhistischen Religion festhalten. Jetzt befinden sich auf der ganzen Insel zahlreiche singhalesische Mädchenschulen, in denen die gewöhnlichen Kenntnisse gelehrt werden. Unter den wenigen Lehranstalten, in denen die buddhistischen Kinder eine wissenschaftliche Ausbildung genießen, ist die von mir in der Hauptstadt Colombo gegründete „Musaeus School" die bedeutendste. Mit nur 16 Zöglingen begann ich als deutsche geprüfte Lehrerin vor elf Jahren den Unterricht in einem von mir erbauten sogenannten „mudhouse", einem Fachwerkbau aus Bündeln von dünnem Bambus und Erde, der mit geflochtenen Kokospalmenblättern gedeckt war. Die Innenräume des Hauses dienten zum Wohnen und Schlafen, während der Unterricht in der Veranda erteilt wurde. Als der Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg und seine Gemahlin auf der Reise nach den Kolonien die Schule mit ihrem Besuch beehrten, verglich er mein „mudhouse" scherzend mit einer mecklenburgischen Scheune. Ein solcher Bau hält in den Tropen nicht lange aus, denn die weißen Ameisen zerfressen den Bambus in kurzer Zeit vollständig. Schon nach $1\frac{1}{2}$ Jahren wurde ein Neubau notwendig, der diesmal aus dem sogenannten Kabook, einem aus der Erde geschnittenen, ungebrannt verwendeten Baustein, hergestellt wurde. Dieser Bau war glücklicherweise fast vollendet, als mit lautem Krach mein „mudhouse" zusammenstürzte. Schon im Jahre 1897 schloß sich bei dem raschen Anwachsen der Schülerinnenzahl dem ersten Bau ein neues stattliches, zweistöckiges Wohnhaus an. Der Unterricht mußte aber noch immer in den Veranden abgehalten werden. Jetzt lenkte sich die Aufmerksamkeit der englischen Regierung auf meine aufblühende Schule, und man versprach mir eine jährliche Unterstützung (grant-in-aid) nach jedesmaliger gut ausgefallener öffentlicher Prüfung, wenn ich mich verpflichtete, ein eignes Schulhaus zu bauen. Mit Hilfe der Singhalesen, die an dem Fortschritt meiner Schule den regsten Anteil nahmen, gelang mir auch die Ausführung dieses Werkes. Eine schöne Schulhalle mit großem Schlafsaal darüber wurde errichtet, und alljährlich erhalte ich mein „grant-in-aid". Weiter ist die Schule angewachsen und ausgebaut worden. Sie bildet jetzt eine kleine Kolonie von zwei zweistöckigen und mehreren einstöckigen Häusern, in denen 60 bis 80 Pensionärinnen beherbergt, beköstigt und unterrichtet werden.

Die Lehranstalt besteht aus einer achtklassigen englisch-singhalesischen (anglo-vernacular) Schule und

Digitized by Google

einer oberen Abteilung (Upper School). In den unteren der acht Klassen ist die Unterrichtssprache Singhalesisch und in den oberen Englisch. Die Lehrfächer sind Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, Geschichte und besonders Handarbeit. In der „Upper School" werden die Mädchen zu Lehrerinnen ausgebildet oder für die Universität vorbereitet.

Ich werde mich bemühen, ein kleines Bild von dem Leben und Treiben in der Schule zu entwerfen. Schon um 5½ Uhr morgens ertönt das erste Zeichen mit der Glocke, bei dem die erwachsenen Mädchen sich von ihren Matten, die auf einfachen Feldbetten oder auf dem Fußboden ausgebreitet sind, erheben müssen. Schnell laufen sie hinunter in die große Badestube, wo sie sich mit zinnernen Becken das Wasser über den Kopf gießen — dies ist die Art des gewöhnlichen Bades auf Ceylon —, dann geht es ins Ankleidezimmer. Das zweite Glockenzeichen weckt die zweite Mädchenabteilung aus dem Schlummer, und wieder beginnt dieselbe Prozedur. Wenn die Glocke zum dritten Male erklingt, erheben sich die Kleinsten von ihrem Lager, die von den größeren Mädchen beim Ankleiden unterstützt werden. Dann geht es an die häuslichen Arbeiten, denn jedem Kinde ist eine besondere Beschäftigung zugewiesen. Hier werden die Kokosbesen hervorgeholt zum Auskehren, dort wird abgestäubt, und auf den offenen Veranden, wo die Mahlzeiten eingenommen werden, werden die Tische zugerichtet. In der Küche wird von den beiden Köchinnen, denen immer eines der erwachsenen Mädchen zur Hilfe beigegeben wird, damit alle das Kochen lernen, das aus mit Kokosnußmilch angerührtem Reiskuchen und Tee bestehende erste Mahl zubereitet. Die Küche ist furchtbar primitiv. Auf einem langen offenen Herd mit zwei eisernen Stangen, auf denen die Pfannen und Chatties (runde irdene Töpfe) stehen, wird gekocht. Die Anlegung eines Schornsteins, den man in singhalesischen Häusern nicht kennt, ist ziemlich mißglückt, so daß in der Regel ein unangenehmer Rauch herrscht. Um 7 Uhr wird die erste Mahlzeit eingenommen. Schnell wird das Geschirr gespült und der Tisch für das zweite Mahl wieder gedeckt.

Um 8½ Uhr läutet die große Glocke zur Schule. Die Kinder versammeln sich in der großen offenen Halle, und ein englisches Lied wird gesungen, dem das Pausil (die fünf buddhistischen Gebote in Pali, der religiösen Sprache der Singhalesen) folgt. Dann begibt sich jede Klasse an ihren Platz. Abgeteilte Schulzimmer gibt es nicht, sondern in jeder Ecke der Halle, auf der Plattform, im Portikus (Säulengang) wird eine Klasse abgehalten. Hier wird Rechenunterricht in singhalesischer, dort Geographie in englischer Sprache erteilt. Leicht ist es nicht, dem Unterricht zu folgen, aber die kleinen Singhalesinnen stört es nicht, denn sie sind mit großem Eifer bei der Sache. Um 11¼ Uhr ist der Morgenunterricht beendet. Wiederum ertönt die Glocke, die diesmal zum Frühstück ruft. Aus Reis, in Wasser gekocht, und drei Currys besteht die Mahlzeit. Curry nennt man Gemüse oder Fisch — Fleisch wird nicht gegessen — fein zerschnitten in Wasser gekocht und mit Kokosnußmilch und den

Ein Blick in die Schulhalle

Digitized by Google

verschiedensten Gewürzen, auch getrockneten Blättern und Früchten gewürzt. Schon um 12½ Uhr beginnt die Nachmittagsschule wieder und dauert bis 3½ Uhr. Der letzte Teil des Nachmittags wird gewöhnlich auf Handarbeitsunterricht verwandt. Die Mädchen sind sehr geschickt mit der Nadel; sie verstehen sozusagen jede Handarbeit, die ihnen gezeigt wird. Prachtvolle Gold- und Silberstickereien gehen unter ihren kleinen Fingern hervor. Nach beendeter Mahlzeit gibt es Tee und Brot. Dann kommt die Spiel- und Erholungszeit. Nicht alle Kinder beteiligen sich an dem Spiel. Einige sind so lernbegierig, daß sie mit ihrem Buche in der

7½ Uhr ins Bett, und bis 9 Uhr müssen auch die Erwachsenen sich zur Ruhe begeben.

Ein ganz andres Bild zeigt die Schule an jedem Sonnabend, dem großen Reinmachetag. Alle Hände, groß und klein, sind dann geschäftig. Hier werden Teppiche geklopft und dort Tische gescheuert, hier wird poliert und dort geputzt. Wie im Bienenschwarm sieht es aus. Nachmittags ist Ausbesserungsstunde, die leider bei den Mädchen gar nicht beliebt ist. Denn von Natur sind sie unordentlich, und es kommt ihnen gar nicht darauf an, ob sie ein zerrissenes Kleid tragen, wenn es nur rein ist. Da gibt es oft trübe Gesichter und allerlei Entschuldigungen,

Das ursprüngliche Schulhaus

Hand im Garten auf und ab gehen, andre sitzen in Gruppen auf dem Grase mit ihrer Handarbeit, und lustig fliegt die Nadel hin und her. Wenn die kleinen, schüchternen Mädchen zuerst in die Schule kommen, wissen sie gewöhnlich gar nicht, was spielen heißt. Sie sitzen ganz still und schauen mit großen, verwunderten Augen auf die andern, die sich haschen oder ballspielen. Erst nach und nach nehmen auch sie an dem Spiel teil, und den ersten Jubelschrei, den ich aus ihrer Kehle erschallen höre, betrachte ich immer als die erste Wirkung der Zivilisation. Bis 6 Uhr vertreiben sich die Kinder so die Zeit, dann geht es zum Abendbrot, das wiederum aus Reis und Curry besteht. Nachdem abgeräumt und das Geschirr gespült ist, versammelt sich alles in der großen Halle zu den Vorbereitungen auf den nächsten Schultag. Die Kleinen gehen um

wenn die Arbeit nicht vorwärts will. Am Sonntag sind nur die gewöhnlichen notwendigen Haushaltungspflichten zu erfüllen, und nachmittags kommt gewöhnlich ein Priester, um den Kindern die Dharma zu predigen.

So vergehen die Tage in dieser singhalesischen Schule in großer Tätigkeit, bis die Ferien kommen, die dreimal im Jahr wiederkehren und jedesmal einen Monat dauern. Die Kinder freuen sich auf die Ferien und trennen sich doch ungern von der Schule. Die Mütter wollen ihre Kinder oft gar nicht wieder in die Schule schicken aus eifersüchtiger Furcht, daß die Kleinen mit größerer Liebe an ihrer Lehrerin als an ihnen selbst hängen könnten. Ueberhaupt kommen mit denjenigen Müttern, die selbst keine Erziehung genossen haben, oft Schwierigkeiten in Erziehungsfragen vor. Die eine Mutter sagt,

Digitized by Google

Schlafſaal der Zöglinge

meine Tochter darf an gewiſſen Tagen der Woche nicht ſpazieren gehen ſoll. Es hält ſchwer, den nicht baden, da nach ihrem Horoſkop dies ſchlechte Frauen begreiflich zu machen, daß die Kinder ſich Tage ſind, die andre wünſcht, daß ihre Tochter nach den Regeln der Schule richten müſſen. Das

Die Leiterin der Anſtalt mit einer Gruppe von Schülerinnen, die das Lehrerinnenexamen beſtanden

Digitized by Google

Horoskop spielt bei den Singhalesen eine große Rolle, und nie würde ein Kind der Schule neu zugeführt werden an einem Tag oder zu einer Stunde, die nach seinem Horoskop ungünstig sind. Vater, Mutter und mehrere Verwandte begleiten die neue Schülerin, die mit schüchternem Blick vor ihre Lehrerin tritt und ihr eine kleine Gabe überreicht, sei es eine Orange, Ananas, Banane oder auch nur einige Betelblätter. Ohne eine solche Gabe wird nie ein Kind kommen.

In den elf Jahren ihres Bestehens hat die Schule großartige Erfolge erzielt. Das Gruppenbild zeigt diejenigen Mädchen, die jetzt teilweise als Lehrerinnen an der Schule tätig sind, in der sie erzogen wurden. Sie haben ihr Lehrerinnenexamen gemacht und einige ihr Universitätseintrittsexamen. Aus der „Musaeus School“ ist auch die erste singhalesische Studentin der Medizin hervorgegangen. Aber wie aus dem oben Ausgeführten hervorgeht, handelt es sich keinesfalls um eine rein wissenschaftliche Ausbildung, auch gute Hausfrauen werden hier erzogen, die in die singhalesischen Häuser Aufklärung und Ordnung bringen werden.

Erntezeit

Von

Bernhard Theodor Eichberger

Und mit seiner blanken Sense
Kommt der Schnitter hergezogen,
Schwinget sie im weiten Bogen,
Schlägt sie gierig in die Halme.

Unter ihrem scharfen Schnitte
Fällt die Frucht, die goldenfarben,
Und in schwere, volle Garben
Bindet sie die Hand, die braune.

An dem Abhang meine Kinder
Jubeln in dem Sonnenlichte,
Wo die kleinen frohen Wichte
Sammeln Feuermohn in Menge.

Nicht die Aehre mit den reifen
Körnern kann ihr Herz beglücken,
Ihre kleinen Fäustchen pflücken
Blumen, die das Auge blenden.

Kinder, Blumen, paßt zusammen,
Tanget nur zu heitern Spielen,
Doch des Mannes Hand mit Schwielen
Greifet nach den reifen Früchten.

Seine Hand streut Samenkörner,
Daß ersprießen reiche Saaten,
Daß sein Leben voller Taten,
Wenn sie kommt, die große Sense.

Albertinerinnen

(Zu dem Einschaltbilde von Paul Kießling, zwischen S. 272 u. 273)

Es ist einer der schönsten und liebenswürdigsten Züge unsrer Zeit, daß diejenigen, die das Schicksal durch eine hohe Geburt vor den übrigen Mitmenschen ausgezeichnet oder die es mit Glücksgütern aller Art überreichlich beschenkt hat, sich ihrer sozialen Pflichten immer mehr und immer eindringlicher bewußt werden. Durch die Aufnahme christlicher Mildtätigkeit in ihr Programm haben die alten Ritterorden, die einst zu Schutz und Schirm der Kirche gegründet wurden oder zum Kampf gegen die Ungläubigen, einen neuen Inhalt, eine eigentliche Daseinsberechtigung in unsrer veränderten Zeit gewonnen. Ihre Tätigkeit vollzieht sich meistens nicht unter den Augen der Oeffentlichkeit, aber da ihnen, sei es aus freiwilligen Beiträgen begüterter Mitglieder, sei es aus Stiftungen oder ererbtem Grundbesitz, meistens reiche Mittel zu Gebote stehen, so schaffen sie viel Gutes, und der mittelalterliche Prunk bei den Ordensfesten, der uns manchmal etwas sonderbar anmutet, ist nicht viel mehr als der bunte Vorhang, hinter dem sich ernste, emsige Arbeit verbirgt. Der Verein, dessen mildtätiges Wirken unser Bild in so eindringlicher, rührender Weise schildert, ist jüngeren Ursprungs. Als das Jahr 1866 mit seinen politischen Stürmen und Kriegsnöten, welche die Neuordnung Deutschlands begründeten und von denen besonders Sachsen hart betroffen wurde, vorübergezogen war, rief die damalige Kronprinzessin Carola einen internationalen Frauenverein vom Roten Kreuz ins Leben, mit dem Zwecke, Krankenpflegerinnen auszubilden und allerlei Hilfsmaterial für den Kriegsfall bereit zu stellen. Der Verein wurde nach ihrem Gemahl, dem späteren König Albert, benannt. Neben der Betätigung im Kriege hat der Verein auch noch die Aufgabe, Armenpflege im weitesten Umfange auszuüben, in sein Programm aufgenommen. Der Verein hat in Sachsen etwa vierzig Zweigvereine, er wird geleitet von einem aus zwölf Damen und sechs Herren zusammengesetzten Direktorium, an dessen Spitze die Königin-Witwe Carola steht.

Digitized by Google

Holländiſche Bauern. Nach dem Gemälde von Otto Sohn-Rethel (Düſſeldorf)

Die letzte Fahrt

Skizze

von

Franziska Bram

Schneeweiß und geſchäftig glitt das Moſelſchiffchen zwiſchen den herbſtbunten Ufern zu Tal. Der grüne Fluß hatte nach den Regenfällen der letzten Tage endlich noch einmal Fahrwaſſer, und das mußte flink benutzt werden.

Auf dem Verdeck gab's genug Güter, aber wenig Paſſagiere. Nur zwei Herren wandelten auf dem erſten Platz herum, um ſich von dem Eindruck der unterſchiedlichen „feinen Flaſchen" zu erholen, mit denen ſie ſchon ſeit Trier her die Wiederſehensfreude begoſſen.

Dem einen ſah man's unſchwer an, daß er aus der Welt „da draußen" kam. Ein Zug großſtädtiſcher Eleganz im Anzug, von großſtädtiſchen Lebenserfahrungen um die Augen unterſchied ihn ſcharf von dem andern, einem ſchönen blonden Germanen im Jagdanzug, den man für zehn Jahre jünger hielt. Und doch hatten ſie zuſammen vor zwanzig Jahren beim Auguſta-Regiment in Koblenz geſtanden.

„Schön iſt's bei euch," ſagte nachdenklich Hermann Wollhauſen, der da unten im ſchwarzen Revier eine Lebensſtellung mit fürſtlichem Gehalt errungen hatte. „Wie dieſe Stille den Nerven wohltut! Ich möchte gerade hier herum eine Sommerwohnung haben, wo einem mal wieder die Schwärze ſo 'n bißchen von den Lungen geht. Ein altes Haus, wie wir ſie nun wohl ſchon zu Dutzenden geſehen haben — ein Burghaus oder was Aehnliches, mit Weinſpalieren drum, mitten in einem großen Obſtgarten. — Sieh, da kommt mal wieder ſo was —"

Das Schiffchen war geſchäftig um eine Ecke geſchoſſen. Eines der ſchönſten Moſelbilder tat ſich auf: feeartig breit zeigte ſich der Strom, von Bergen eingerahmt. Auf der einen Seite ſtiegen ſie, hoch mit Reben bedeckt, hinauf, von einer alten Kloſterruine überragt, auf der andern waldgekrönt.

Am Weinufer lag ein altes Herrſchaftshaus in einem träumeriſchen Garten. War es der Herbſt, oder ſchien wirklich alles ſo verwildert? Dicht an dem ſchmalen Flußwege ſtanden die Mauern eines dachloſen Pavillons aus der Zopfzeit, die klapprigen Jalouſien ſchloſſen die Fenſter ab.

Digitized by Google

„Scheint ja auch unbewohnt zu sein — nein, doch nicht —“

Ein Rollstuhl wurde drüben neben dem Pavillon in der weichen, sonnigen Herbstluft hin und her geschoben. Vom Schiffe aus unterschied man nur ein uniformliches Paket von Tüchern und Decken darin. Nebenher trabte gelassen ein mächtiger weißbunter Bernhardiner.

„Das sieht fast aus wie ein Roman,“ meinte der Niederrheiner. „Puh — Mittagsspuk.“

Er schüttelte sich ein wenig, als sei der Schatten des düsteren Hauses erkaltend auf seine Fröhlichkeit gefallen.

„Stimmt einigermaßen,“ meinte Heinrich Weltges, der Moselaner. „Wenn's auch vielleicht für euch moderne Leute nur eine Episode sein mag, über die ihr die Achseln zuckt — ländlicher Spuk und so weiter — Das Merkwürdige dran für dich ist allenfalls, daß Leute drin mitspielen, die du kennst —“

„Ich?“ fragte Wollhausen erstaunt. „Da bin ich ja mal wirklich neugierig. Aber zuvor sag mir lieber noch, ob man den Kasten nicht kriegen kann — billig natürlich — sieht ja aus, als ob die Leute das Geld arg nötig hätten — 'n bißchen stark verkommen. Wenn man aber 'n ordentlichen Batzen reinsteckte, gäbe er sicher einen idealen Landaufenthalt ab, sogar 'n Erbbegräbnis ist da, scheint es!“

„Ja, es sollte wenigstens eines werden. Nur fürchte ich, mein lieber Junge, du wirst doch nicht in die Lage kommen, dieses hübsche Kapellchen da oben, das Tausende gekostet hat, zu benutzen. Denn die Besitzerin zählt zu den besten Weinnamen an der Mosel und läßt lieber eines von ihren zahlreichen Häusern zusammenfallen, ehe sie einen Stein davon hergibt — ebensowenig wie einen Stock von ihren Weinbergen, die einen fabelhaften Reichtum darstellen —“

„Donnerwetter, schade — so sah sich die Sache allerdings nicht an. Na, es gibt eben überall wunderliche Heilige. Wo residiert denn diese Weinheilige?“

„Du hast sie ja eben gesehen — im Rollstuhl —“

Der Knuppsche Hüttenmann pfiff zwischen den Zähnen.

„Na, da tauschen wir also lieber nicht,“ sagte er trocken. „Uebrigens, wie wäre es denn jetzt mit einer Flasche Bernkastler Badstube und deiner Spukgeschichte? Einladung!“

„Kröfus,“ entgegnete der andre. „Auf Revanche für morgen in meinem Keller?“

„Gilt —“

Sie setzten sich wieder auf ihren Platz. Heinrich Weltges tippte auf die Weinkarte, wo neben den Namen der Sorten auch gewissenhaft die Herkunft der edeln Tropfen vermerkt war.

„Kreszenz der Witwe Hiltingen,“ sagte er, indem er hinter sich nach dem undeutlicher werdenden Hause deutete. „Das war sie also, die Witwe Hiltingen, die Glückliche — mit uns noch um sieben Ecken herum verwandt. Geschwister Stuhlstempel, wie hier die Leute sagen. Eine Ruine wie ihr Haus, ihr Pavillon, ihr Erbbegräbnis. Nur ihre Weine werden noch tadellos von dem Sohne ihres alten Küfer- und Kellermeisters besorgt — und wenn sie ihr ein Glas Wein vor die Nase halten, so macht sie dir richtig das eine halbgeschlossene Auge ganz auf und sagt dir Marke und Jahrgang her, und es stimmt aufs Tüpfelchen. Vor achtzehn Jahren übrigens war sie noch eine sehr schöne Frau — grad zu der Zeit, als die Leute nur noch Moselwein trinken wollten und sie auftun, aus einer recht wohlhabenden Frau auch noch eine steinreiche Frau zu werden. Und dazu ein Bild von Tochter — kein Wunder, wenn ihr das zu Kopfe stieg, wie den Leuten ihr Wein.

„Die Stephanie war aber auch wirklich etwas ganz Extraes — anders wie sonst unsre Moselblümchen, so reizend die auch sein mögen. Schlank, groß und stolz wie eine Königin, mit schwarzen Haaren, blauen Augen und dem schneeweißen Teint, den diese Art Brünetten manchmal haben.

„Natürlich kostete das Männerherzen — so viel ihrer die Stephanie nur wollte. Bei uns da unten waren sie alle in die Stephanie unglücklich verliebt, vom jüngsten Lehrling an bis zu den Alten. Nein die Geschichte von der schönen Helena, in Moselaner Deutsch übersetzt . . . Die jungen Leute erzählten sich, alle unsre jungen Mädchen hätten zusammen eine Wallfahrt nach Klausen versprochen — allwo man sonst um einen Mann betet — an dem Tage auszuführen, an dem sich Stefanie Hiltingen verlobt und ihnen nicht mehr überall in der Sonne steht.

„Dabei hatte sie noch so 'ne Art Kinderliebschaft mit einem Freunde von mir. Erinnerst du dich noch des Franz Behrend, der mich mal in Koblenz besuchte während unsers Dienstjahres und der aus jeder Tasche eine Flasche Josephshöfer oder Herrnberger zog, wie ein Zauberkünstler, bis der ganze Tisch in unsrer scheußlichen Einjährigenbude mit Flaschen bedeckt war? Ein netter Mensch, in guten Verhältnissen. Solange die Mutter Hiltingen noch nicht den Größenwahn gekriegt hatte, begünstigte sie die Sache, soviel sie konnte, ja sie legte wohl noch mehr darein, als in solchen Backfischlieben steckt. Aber dann auf einmal drehte sie sich und kriegte auch die Stephanie mit herum, daß die auch dachte, sie habe ja noch gar nichts von der Welt gesehen und wollte ihr Leben nicht da bei uns in dem kleinen Neste vertrauern.

„Und alles sei nur Kinderei gewesen, die sich wohl in Freundschaft umwandeln lasse, aber in sonst nichts.

„Das war ja vielleicht ganz verständig. Aber dem Franz Behrend ging es unvernünftig nahe. Er war so ein Gemütsmensch, daß er die Sache gar nicht rund in seinem Kopf bekam. Wenn ich einen Sonntagnachmittag über den andern zu meiner sogenannten Tante ging, schlängelte er sich regelmäßig unter irgendeinem Vorwand an oder er kam nach. Und die Stephanie, die immer gern einen ganzen Planetenkreis um sich versammelt sah, hatte es auch jetzt noch nicht ungern und neckte sich mit uns beiden vor den weniger Bekannten herum, so daß der arme Kerl immer wieder neue Hoffnung schöpfte.

„Das waren lustige Sonntage damals in dem alten Hause und dem großen Garten — alles voll Besuch und Leben, denn eine Gastfreundschaft wie an der Mosel findest du weit und breit nicht mehr. 's ist nämlich auch ohne das ziemlich langweilig auf diesen Weingütern, so schön sie auch aussehen.

Digitized by Google

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin

Albertinerinnen. Nach dem Gemälde von Paul Kießling (Dresden)

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

„Na, also Hiltingens brachten sich jedenfalls Abwechslung genug herein.

„Wie nun aber in den Wunderjahren die Weinströme nur so aus den Häusern flossen, und die Goldbächlein wieder herein, und aus den Weingutsbesitzern Weinbarone wurden, da brachte Mama Hiltingen mit einem Male einen neuen, größeren Zug in die Sache. Sie wurde grande dame, fing an, ihre Kleider aus Paris zu beziehen, und unternahm große Reisen — im Sommer nach der See, im Winter nach der Riviera. Und wenn sie mit der Stephanie dann im Herbst zur Weinlese wieder nach der Mosel kam, hatten sie einen Trubel von so feinem und allerfeinstem Besuch von ihren Reisebekanntschaften, daß es einem in dem alten Hause zumute war wie in einem neuen Taubenschlage — jedenfalls vollkommen überflüssig.

„Na ja, ich machte mir nicht viel daraus. Mittlerweile hatte ich mir eine andre Flamme zugelegt und konnte es gar nicht begreifen, wie tiefsinnig der Franz Behrend herumging. Ich war für ihn ganz froh, daß er endlich aufhörte, sich einmal von dem Mädchen schlecht behandeln und in eine Ecke stellen und dann wieder herausholen zu lassen — wie es ihr gerade paßte. Und dazu die Gesichter der gnädigen Tante —

„Aber weiß Gott, er hoffte immer noch, hoffte, ich weiß nicht, auf was! Daß der Himmel einstürzen und alle die Laffen begraben würde, die um sein Götzenbild herumtanzten und schwänzelten —, daß die schöne Stephanie sich eines schönen Tages ihm doch wieder zuwenden müßte.

„Und da traf es ihn wie ein Blitzstrahl, als sie sich nun auf einmal mit einem andern verlobte. Tiefen andern hast du auch gekannt — unsern Hauptmann, den wir immer mit seinem ganzen Namen nannten, den Emmerich Joseph von Dürrn-Gleichen, Reichsfreiherr und so weiter —"

„Donnerwetter — mit dem," sagte Wollhausen interessiert. „Mit dem ‚Extrakt vieler Jahrhunderte' — Feudales Haus, das muß man sagen! Human und hochmütig zugleich."

„Nun war's natürlich mit der Vetternschaft und Freundschaft ziemlich endgültig aus; wir hatten auch selber den Takt, das zu fühlen, und verkrümelten uns nach dem offiziellen Gratulationsbesuch so nach und nach, ohne daß sie uns viele Tränen nachweinten.

„Ich war ja auch nicht betrübt darüber — aber der Franz bekam von Tag zu Tag ein merkwürdigeres Wesen. Er ging nicht mehr unter die Leute. Zur selben Zeit starb auch noch sein Vater, und da seine beiden Schwestern auswärts verheiratet waren, erbte er das schöne alte Rokokohaus am Markte — du wirst es morgen sehen — und saß darin wie ein Einsiedler, nur mit dem alten Familienerbstück, der Lisett'. Und er ging allen Müttern sorgfältig aus dem Wege, die da meinten, dem Franz fehle nichts wie eine vernünftige Frau. Zuletzt ließen ihn dann auch die seiner Wege gehen.

„Eines frühen Morgens treffe ich dann ganz unerwartet vor meinem Keller Hiltingens Wagen, und Tante und Stephanie winken mir lebhaft und lassen halten, wie in alten Zeiten. Ich trete an, entschuldige mich pflichtschuldigst wegen meines Kellerkostüms und erkundige mich nach dem Befinden der gnädigen Tante und der schönen Braut. Die sah weiß und rot aus wie eine Pfirsichblüte.

„Aber bei meiner Frage rollten ihr dicke Tränen übers Gesicht, und Tante erklärte mir hastig, die Hochzeit habe verschoben werden müssen — der Arzt meine, Stephanie sei nicht mehr an den hiesigen Winter gewöhnt und müsse ganz entschieden nach all den Aufregungen auch dieses Jahr in den Süden. Nur zur Vorsicht natürlich — der Bräutigam sei ja unglücklich. — Er erwarte sie in Koblenz und begleite sie bis Köln. Von da ab wollten sie in Etappen reisen, über Paris und so weiter. Ich hörte kaum mehr auf Taute Hiltingens Redestrom und blickte verstohlen Stephanie an.

„Also doch ein wurmstichiger weißroter Apfel, fuhr es mir durch den Sinn. Sie war mir noch nie so schön vorgekommen — und so habe ich sie auch von da an in der Erinnerung behalten, in den strahlenden Morgen hineinfahrend wie eine Prinzessin im Märchen — ganz unwirklich. —

„Weihnachten war der Emmerich Joseph dann bei ihnen an der Riviera, hörte ich vom alten Kunz, Tantens Kellermeister und Faktotum. Dann lange Zeit gar nichts mehr. Und ich meine, der Schlag soll mich rühren, als man mir eines Tages im Frühjahr erzählt, gestern abend sei Stephanie Hiltingen in todkrankem Zustande zurückgebracht worden. Der Wagen habe ganz mit Federpolstern und Daunendecken gefüllt werden müssen, und sie hätten sie selber hineingehoben wie eine Feder. Ihr Leben zähle nur mehr nach Wochen.

„Nach ein paar Tagen aber schrieb mir Tante Hiltingen, ich möge doch bald kommen. Stephanie sei recht krank gewesen und von der Reise stark angegriffen, doch erhole sie sich auffallend schnell. Sie wolle aber doch noch niemand Fremdes sehen.

„Es war mir ein saurer Gang. Als ich hinkam, fand ich Stephanie bei weit offenen Fenstern im Pavillon liegen, mit einer rosafeidenen Decke zugedeckt. War es der rosige Abglanz oder weil ich mir die Sache schlimmer vorgestellt hatte — ihr Gesicht kam mir fast unverändert vor — eher noch weißer und röter wie früher.

„Mama Hiltingen schwatzte wie ein Wasserfall von ihren ‚Freunden' an der Riviera, und wie schade es gewesen sei, daß Stephanie auf einmal solches Heimweh nach der Mosel bekommen habe. Und der Arzt habe ihr noch geholfen, schleunige Abreise durchzusetzen, trotz ihrer schrecklichen wochenlangen Erkältung. Nicht mal ordentlich Abschied habe sie, die Mama, nehmen können.

„‚Aber du siehst ja, daß es das Rechte war,' lächelte die Tochter. ‚Ich kann doch wieder im Freien sein —'

„Ich fragte nach dem Bräutigam, und Stephanie kramte mit ihren brillantenblitzenden Händchen in einem ganzen Paket Briefe.

„‚Gelt, du denkst, du durchschaust mich und weißt, weshalb ich gern wiederkommen wollte?' sagte sie schalkhaft. ‚Alles nur für ihn! Und so schlank bin ich auch nur geworden, weil der Emmerich Joseph das Schlanke so liebt. Guck — alle meine Ringe klappern. Morgen kommt er und bleibt bis Sonntag abend. Und dann alle Samstage — das ist meine beste Arznei.'

Digitized by Google

„Tante Hiltingen wurde abgerufen, und da sagte Stephanie auf einmal:

„‚Denk, wie komisch — ich muß jetzt immer an den Franz denken! Diese Nacht hab' ich sogar von ihm geträumt — als ob ich verliebt in ihn wäre. Was macht er denn eigentlich?'

„Und da wäre ich beinahe herausgeplatzt: ‚Dumme Sachen macht er — gegen die ganze Menschheit ist er aufgebracht, weil ihm ein unverständiges Mädel den Kopf verdreht hat! Wie ein boshaftes Kind lauert er hinter seinem Fenster und schneidet Daunenkissen auf, und spielt Schneefall auf die Vorübergehenden, wenn's kein schlimmerer Schabernack ist — für eine Anstalt ist er reif —'

„Aber einer Schwerkranken sagt man so etwas nicht. Ich bezwang mich also und zuckte mit den Schultern.

„‚Weiß nicht,' sagte ich. ‚Er geht so wenig mehr unter die Menschen —'

„‚Also wirklich menschenscheu? Mein Mädchen erzählte mir's. Aber ich wollte es nicht glauben. Weshalb denn nur?' Sie sah mich dabei unsicher an. Und da konnte ich mich doch nicht enthalten zu sagen:

„‚Das mußt du doch besser wissen wie ich.'

„Sie schlug die Augen nieder.

„‚Also wirklich wegen der dummen Geschichte mit mir, glaubst du?' sagte sie kläglich. ‚Ich sehe es ja ein, daß es sehr, sehr unrecht war. Nicht, daß ich ihn nicht geheiratet habe — das ist sein Glück, denn wir passen nicht zusammen, und ich habe ihn nie geliebt. Nur ganz gerne gehabt! Aber es ist eine Sünde, mit eines Menschen Gefühlen zu spielen. — Ach, ich bin überhaupt ein dummes Ding gewesen. Ich verdiene gar nicht das Glück, einen solchen seltenen Menschen gefunden zu haben wie den Emmerich Joseph — du solltest ihn nur kennen!

„‚Und du mußt mir alles vom Franz erzählen — aber nicht jetzt, Mama kann jeden Augenblick kommen. Ich möchte ihn so gern einmal sprechen — ich glaube, erst dann kann ich selbst ein ganzes Glück haben, wenn er mir verzeiht! Ach, wenn ich doch das wieder zurechtrücken dürfte!'

„Dann kam richtig Tante Hiltingen mit ihrem Wischiwaschi von diesem und jenem.

„‚Heute nachmittag könnte ich gut ein wenig spazieren fahren,' meinte Stephanie in das Geschwätz hinein. ‚Sag dem Friedrich, daß er um vier Uhr anspannt —'

„‚Siehst du, welch ein Fortschritt,' sagte ich. ‚Na, wann kommst du mich denn unten in Wolkenkuckucksheim besuchen?'

„‚Nach unten fahre ich — aber nur bis vor unser Dorf, zum Kirchhof. Vielleicht kann ich da ein wenig aussteigen. Man kann sich sein Plätzchen nie früh genug aussuchen —'

„Mama Hiltingen fing an zu jammern. ‚Nun redest du so entsetzliche Sachen. Du weißt doch, daß ich's nie habe leiden können, wenn vom Kirchhof gesprochen wird —'

„Stephanie lachte rätselhaft.

„‚Geh doch, Mama. Das war ja nur ein schlechter Scherz. Die Leute, die das Sterben vorhaben, reden nicht davon. Ich will auch erst nach sechzig Jahren sterben — mit Emmerich an einem Tage —'

„‚Na, dafür brauchst du dir hier ja auch noch kein Plätzchen unter den Bauern auszusuchen. Da kommst du doch ins Dürrn-Gleichensche Erbbegräbnis,' sagte Tante Hiltingen stolz.

„‚Ich weiß nicht,' entgegnete Stephanie nachdenklich. ‚Ich möchte doch lieber auf unserm Kirchhof liegen. Da gibt es ganz oben auf der Höhe ein Plätzchen, wo man so wunderbar über die Mosel sieht — so ein rechter Moselfriede liegt da über dem Lande. Davon habe ich immer unter den Palmen geträumt — immer nur von der Mosel. — Und darum möchte ich einmal hin —'

„‚Ich weiß nicht, ob sie den Nachmittag hingekommen ist — da drüben siehst du es übrigens gerade liegen, das Dorf und den Kirchhof, und hoch oben das weiße Kreuz —

„Acht Tage nachher ist Stephanie Hiltingen ganz plötzlich gestorben, an einem Blutsturz. Heute noch denke ich nicht gern daran. Als ich hinkam, war der Emmerich Joseph schon da, totenblaß, aber gefaßt. Tante tobte und schrie wie eine Wahnsinnige, klagte Gott an und fing an zu rasen, wenn ein Wort von der Beerdigung gesprochen wurde.

„‚Ihr sollt sie mir nicht nehmen — nie!' Mitten unter ihrem Schmerz aber kam auch wieder ihr erschreckender Hochmut zutage.

„Da ihre schöne Stephanie nun doch nicht in das reichsfreiherrliche Erbbegräbnis käme, sollte sie wenigstens auch nicht unter Krethi und Plethi liegen, unter Bauern und armen Leuten. Eine Gruft wollte sie bauen, für sich und ihre Tochter ganz allein; und bis die fertig war, konnte Stephanie ja im Pavillon bleiben, der war fest gebaut.

„Nun mußte der Emmerich Joseph an alle Welt telegraphieren deshalb, und weil sie von oben Schwierigkeiten machten, noch nach Trier und Koblenz reisen. Und es nutzte gar nichts, daß ich sagte: ‚Sie hat sich doch ihr Plätzchen selber ausgesucht da oben —'

„Zuletzt setzten sie dann Stephanie Hiltingen richtig im Pavillon bei — und ihre Mutter saß Tag für Tag daneben, wenn sie nicht am Wäldchen war, wo die Gruft gebaut wurde mit den prachtvollsten Steinen, innen ganz von Marmor, wie eine Kapelle. Die Leute vom Dorf scheuten sich, an dem Pfade längs des Flusses herzugehen, auf den die geschlossenen Läden des Pavillons blickten.

„Der Freiherr von Dürrn-Gleichen kam wohl auch noch manchmal, aber nicht zu oft. Für seine Schwiegermutter und ihr Getue hatte er niemals viel Sympathie gehabt. Nun aber sollte die Einweihung der Gruft und die Ueberführung stattfinden. Der prachtvolle Metallsarg war schon da, der den einfachen Eichensarg umschließen mußte. — Alles eingeladen von nah und fern —

„Und doch ist die Gruft und der Sarg leer geblieben.

„Die Novemberstürme bliesen, und die Mosel machte dem Lande einmal wieder einen Besuch. Das ist zwar hier gerade nichts Ungewöhnliches und kommt alle zehn Jahre wohl einmal vor. Aber diesmal trieb sie es doch etwas toll. Das Wasser stieg in die Straßen, in die unteren Stockwerke der tiefgelegenen Häuser — höher, immer höher. Wasserstandszeichen kündigen noch jetzt überall den Hochwasserstand des Jahres an.

Digitized by Google

„Wir saßen recht tief in der Patsche. Aber höher hinauf sollte es noch schlimmer sein.

„Tante hatte auch schon in das obere Stockwerk flüchten müssen. Das Haus war wie eine Insel vom Wasser umgeben, und sie hatte sich den alten Kunz mit seinem Sohne zum Schutze hinaufkommen lassen. Der mußte auch bei ihr im Zimmer sein, wenn der Sturm gar so arg heulte, und er hat mir später erzählt, wie er neben seiner Herrin stand am Nachmittag des Tages, da die Gruft sollte eingeweiht werden. Draußen brauste das Wasser wie ein wilder See — nur die obersten Scheiben des Pavillons ragten aus der Wüste heraus —

„‚Kunz, Kunz,' jammerte sie, ‚nun geht das Wasser über Stephanie. Warum kam es nicht drei Tage später — da lag sie hoch und sicher in ihrer Gruft — alles Unglück der Welt kommt über mich arme Frau; warum? warum?'

„‚Ich weiß es nicht, Frau Hiltingen,' murrte der Alte. ‚Aber die Leute sagen, die Frau Hiltingen sei zu hochmütig gewesen in ihrem Glück, und auch jetzt hätte sie gemeint, der Kirchhof wäre nicht gut genug für das Fräulein. — Und der war auch hoch und sicher — da brauchte sie nicht im Wasser zu liegen —'

„‚Schweigt!' sagte Tante Hiltingen zornig. ‚Das ist nun mal so — und es bleibt so —'

„Aber es blieb nicht so.

„Ein Brausen erscholl draußen, wie sie es noch nicht gehört. Tante schrie gellend auf — drüben drehte sich das Dach des Pavillons wie ein Sonnenschirm im Winde — kreisend um sich selber trieb es ab. — Die Wogen schlugen über den dachlosen Mauern schäumend zusammen — im nächsten Augenblick erschien der Sarg der schönen Stephanie, stand einen Augenblick in der Höhe und schoß dann in rasender Fahrt hinunter in die Weite — immer weiter.

„Tante Hiltingen lag wie leblos in ihrem Sessel.

„‚Ich bin vierundsechzig und sechsundsechzig dabei gewesen und habe viel gesehen,' erzählte mir der alte Kunz. ‚Aber nie hat's mir so gegruselt als da, wie ich unser Fräulein in seinem letzten Bett die Mosel hinunterfahren sah —'

„‚Ich glaub's schon gern.

„‚Er konnte die Frau doch auch nicht ohne Hilfe lassen, und so dauerte es eine ganze Weile, bis er und sein Sohn in den Nachen kamen, auf der Jagd nach der irdischen Hülle der schönen Stephanie. Wie sie unten im Dorf Nachfrage hielten, war da schon große Aufregung. Aus den Fenstern kletterten die Leute, mit Nachen und über Bretter gelangten sie zu dem Kirchhofe. — Da stand schon ein Halbkreis scheu um den Sarg, der seine letzte Fahrt beendigt hatte und ganz ruhig und friedlich vor der hohen Treppe gelandet war, als bäte er um Einlaß.

„Keiner wagte laut zu reden.

„‚Nu is sie doch zu uns gekommen,' flüsterten die Frauen.

„‚Und steht da und is Staub, wie die andern oben auch —'

„‚Ob die Frau sie nun wohl schnell wieder holen läßt?'

„Aber die schöne Stephanie hatte nun doch ihren Willen durchgesetzt und durfte auf dem Platze bleiben, von dem sie unter Palmen geträumt. Tante Hiltingen war eine alte, gebrochene Frau geworden — ihr Hochmut unter den Schlägen des Schicksals abgefallen wie die Spreu vom Weizen —

„Von der Stunde an legte sich das Wetter, das Wasser fiel so rasch wie es gestiegen. Wohl sah man jetzt erst überall die Verheerungen; aber die Sonne lachte so golden wie heute, als wir zwei Tage später die schöne Stephanie oben in ihrem Moselfrieden ganz still begruben — da, wo eben das weiße Kreuz verschwunden ist.

„Da unten kommen nun schon die ersten Häuser des Ortes, in dem für gewöhnlich meine und für diese Nacht auch deine häuslichen Penaten stehen. 's wird Zeit, daß wir unsre irdische Rechnung mit dem Wirt abmachen.

„Nur von Franz Behrend wollte ich dir noch erzählen, für den Fall, daß du ihm begegnest."

„Also man begegnet ihm doch wieder?" fragte Wollhausen.

„Ja — sie — Stephanie mein' ich, hat auch das zurechtgerückt, wie sie sich's vorgenommen. An dem Tage, da die merkwürdige Mär von Stephanie Hiltingens letzter Fahrt sich wie ein Lauffeuer durch unser immer neuigkeitshungriges Städtchen verbreitete und die alte Lisett' sie auch als etwas ‚Aufmunterndes' ihrem Herrn erzählte, ist er wie ein Wilder im Hause herumgelaufen und hat getobt, daß er wegen des Wassers nicht gleich hinaus zu ihr konnte.

„An dem ersten Abend aber, als sie nun still und einsam in ihrem Moselfrieden oben schlummerte, ist er lange da gesehen worden. Und ganz ruhig und vernünftig war er von da an wieder — etwas stiller, aber sonst wieder der alte.

„Vor ein paar Jahren hat er sogar geheiratet, ein nettes Mädchen, das ihn jahrelang gern gehabt, schon zur Zeit, da er nur die schöne Stephanie gesehen.

„Natürlich nur eine Folge der starken Nervenerschütterung, diese plötzliche Umwandlung, sagen die Aerzte. Warum auch nicht?

„Die Ursache dieser Erschütterung bleibt ja doch immer eine sehr merkwürdige Sache — diese letzte Fahrt der schönen Stephanie. Und ganz sonderbar wird mir zumute, wenn mir aus der düster verhangenen Pracht von Tante Hiltingens altmodischem Saale Stephaniens Bild so schön und geheimnisvoll entgegenblickt und draußen dazu die grüne Mosel so harmlos und friedlich rauscht!"

Das weiße Moselschiffchen legte an. Geschäftiges Leben des Tages flutete um die zwei Freunde, die nachdenklich ans Land stiegen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus einem deutſchen Dynaſtengeſchlecht

Von

Auguſt Sperl

(Hierzu achtzehn Abbildungen nach photographiſchen Aufnahmen)

Gleichſam in einer ſtillen Bucht, gegen Morgen und Mittag begrenzt von den anmutigen Höhenzügen des Steigerwaldes, liegen die älteſten Beſtandteile der ehemaligen Grafſchaft Caſtell mit den Reſidenzſchlöſſern der beiden Häupter des Fürſtenhauſes, Caſtell und Rüdenhauſen, — jenes maleriſch hingebaut an den Waldabhang, überragt von den letzten Trümmern der Stammburg, dieſes eine halbe Wegſtunde davon entfernt, gegen Mitternacht, eingebettet in Obſtbaumhaine und ſanftgewellte Rebengelände.

Ein liebliches Stück Erde, dieſes „Caſteller Ländchen“. Beinahe in ſagenhafte Ferne ſind uns die großen Städte gerückt mit ihren qualmenden Schlöten und ihrer nervenzerſtörenden Unraſt. Nur ſelten verirrt ſich ein ſchwacher Pfiff in dieſen Frieden herein und kündet, daß da drüben irgendwo hinter dem flüſternden, liſpelnden Waldmeere auf eiſerner Weltſtraße die langen, langen Züge rollen, Tag und Nacht, jahraus, jahrein. Im Norden allerdings, mehr in der Nähe, aber doch ſchon faſt nimmer im Caſtellſchen, haben unternehmende Menſchen vor etlichen Jahren einen beſcheidenen Schienenſtrang zu legen gewagt, und da puſtet zuweilen unter Tags etwas von Kitzingen herauf, über Gerolzhofen hinaus in die Welt. Aber es puſtet mit ſchwacher Lunge und kann beim beſten Willen doch nimmermehr das Idyll des Ländchens zerſtören.

Das Idyll! Denn hier rattelt noch zwiſchen Obſtbaumalleen der gelbe Omnibus in unbeſtrittener Herrlichkeit, hier brummt noch der Nachtwächter ſeinen Stundenſpruch und tutet oder pfeift auf den Fortſchritt der Zeit. Hier äußert ſich noch in Väterweiſe der Wille einer löblichen Polizei unter energiſchem Schellengeklingel. Hier trottet noch, gern geſehen, der Mann mit dem Dudelſack, hier wird der Affe, das Kamel zum Ereignis. Hier ſpricht noch Frau Sitte das erſte und das letzte Wort im Tun und Laſſen der Menſchen. Hier ſind auch noch die Kirchenglocken auf einen ſehr eindringlichen, ſelbſtverſtändlichen Ton geſtimmt, und deshalb ſchreitet allſonntäglich wie vor vielhundert Jahren die Kirchenwache durch die ſtillen Gaſſen bei währendem Gottesdienſte, auf daß kein Unglück geſchehe und kein grimmer Feind das Dorf überrumpele in unangeſagter Fehde. Und wenn ſich ahnungslos ein Auswärtiger, etwa ein Beamter, das Bürgerrecht erwirbt, dann

Heinrich Graf und Herr zu Caſtell, geb. 1625, geſt. 1696

Digitized by Google

Das neue Schloß Rüdenhausen

findet er gewiß einmal des Sonntags eine uralte Hellebarde an seiner Hauswand lehnen. Rallos fragt er, was das zu bedeuten habe, und man sagt ihm: „Der Kirchenspieß geht um, geht um!“ Und will er sie nicht selber schultern, die schöne Hellebarde, so muß er eilig, vor Beginn des Gottesdienstes, einen Ersatzmann gewinnen für die ihm obliegende Wehrpflicht.

Aber nicht nur der Kirchenspieß, sondern auch so manches andre wird gemeinsam getragen im Casteller Ländchen. Denn hier leben die Menschen noch miteinander, nicht nur nebeneinander.

Ein warmes Verhältnis besteht vor allem zwischen dem Landvolk und dem Fürstenhause. Dieses Verhältnis hat sich aus grauer Vergangenheit als etwas Selbstverständliches von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, es findet fort und fort seine Nahrung in dem traditionellen Wohltätigkeitssinne der Castelle.

Vererbt von Geschlecht zu Geschlecht, sage ich: Im September 1476 hatten die Grafen Wilhelm und Friedrich ihr reiches Maindorf Obereisenheim dem Bischof von Würzburg verpfänden müssen. Nicht ganz acht Jahre später kauften sich die Bauern selbst in die Herrschaft Friedrichs zurück. — Der Bauernkrieg hatte auch diese Grafschaft mit Brand und Zerstörung überzogen. Hauptsächlich durch fremde Einflüsse war die Bevölkerung, die hier seit alten Zeiten von keiner Leibeigenschaft wußte, in zwei Parteien gespalten. Der Graf weilte auf der Marienburg bei der bischöflichen Besatzung. In der Hütte eines treuen Bauern fand die edle Gräfin Martha mit ihren zarten Kindern Zuflucht. Droben ging die uralte Stammburg in Flammen auf. Bange Wochen hindurch wurde die Hartgeprüfte von ihren Gegnern wie eine Gefangene gehalten. Aber trotzdem erwies ihr so mancher unerschrockene Untertan Gutes, und ungefährdet konnte sie zuletzt in ihre Heimat Wertheim ziehen. Das bezeugt sie selbst mit perlengleicher Handschrift in Briefen, die das Castellsche Archiv noch heute unter seinen

Der alte Schloßhof zu Rüdenhausen

Digitized by Google

Schätzen verwahrt. — Und wiederum: Während des Dreißigjährigen Krieges wandte sich Graf Gottfried an seine „bis auf Mark und Bein erschöpften" Untertanen, bat sie mit ergreifenden Worten, bei ihm auszuharren, und versprach „auch das Aeußerste bei ihnen zu tun, bis Gott sie sämtlich mit den Augen seiner Barmherzigkeit anschauen werde". Darauf erklärten die wohl am härtesten bedrängten Obereisenheimer, sie hätten diese Worte „fast kaum mit trockenen Augen verlesen hören und daraus genugsam vernommen, unter was gnädiger, wachender und sorgfältiger Obrigkeit sie lebten". Die Bauern von Eichfeld aber beteuerten, sie wollten „mit keinem Fuß weichen, sondern, soviel immer möglich, standhaftig bleiben und in Geduld ausharren". —

Partie vom alten Schloß Rüdenhausen

Die deutschen Adelsfamilien begannen erst im elften Jahrhundert sich nach ihren Burgen zu benennen. Erst seit dem zwölften Jahrhundert gibt es Geschlechtswappen. Deshalb vermag kein deutsches Fürstenhaus, kein Adelsgeschlecht die Stammreihe seiner Väter mit Bestimmtheit über diese Zeitgrenzen zurückzuführen.

Auch der Ursprung des Dynastenhauses Castell verliert sich im Dunkel des elften Jahrhunderts. Erst aus dem Jahre 1224 hat sich ein Siegel erhalten, das, wie heute, den schönen, einfachen, (rot-weiß) quadrierten Schild zeigt. Unter den salischen Kaisern herrschten die Ahnen als hochfreie Landherren in dem fruchtbaren Gau, der sich ausbreitet von den Rebenhängen des südwestlichen Steigerwaldes bis hinab an den Main. So viel steht urkundlich fest. Aber ihre Abstammung von den alten Grafen des Iffgaues kann wohl keinem Zweifel unterliegen, und wahrscheinlich ist ihr Zusammenhang mit dem Hause der Mattonen, aus dem Graf Megingaud zu Kaiser Karls des Großen Zeit Güter in der Markung des Dorfes Castell besaß.

Einfahrt zum alten Schloß in Rüdenhausen

Alle die großen ostfränkischen Geschlechter des Mittelalters, die Henneberg, die Wertheim, die Rieneck, die Limpurg u. a., sind längst erloschen. Nur drei noch blühen: die Hohenzollern, die Hohenlohe und die Castell. Die Castell aber waren ehedem so mächtig, daß der berühmte Würzburger Chronist Fries noch im sechzehnten Jahrhundert die allerdings durch nichts gestützte Behauptung wagen konnte, eines Burggrafen zu Nürnberg Sohn sei vor vielen Jahren den Grafen Castell „zu Hofe geritten", das heißt ihr Vasall gewesen.

„Ich hätte euch bestimmtere Nachrichten über eure Vorfahren verzeichnen können, wären die alten schriftlichen Denkmäler, die das Feuer samt und sonders während des Bauernkrieges auf eurer Burg Castell vernichtet hat, noch unversehrt vorhanden," schrieb der bekannte Humanist Hieronymus Ziegler in dem Abriß der Hausgeschichte, den er um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts verfaßte.

Späterer Forschung blieb es vorbehalten, in fremden Archiven den ältesten Spuren des Geschlechtes nachzugehen. Aber das Ergebnis alles Forschens ist eben doch hier wie anderwärts nur eine Masse trockener Pergamente, in denen die Gestalten wie blut- und wesenlose Schatten auf Augenblicke emportauchen und wieder verschwinden — Skelette, bekleidet mit den Lappen ihrer Erdenherrlichkeit, Menschen, vom Weibe geboren, dem Tode verfallen, von deren Menschentum wir so viel wie nichts zu hören bekommen. Wirklich interessant werden alle alten Familiengeschichten erst durch reichere chronikalische Ueberlieferung, durch Akten und durch Privatbriefe, also mit der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts.

Digitized by Google

So wissen wir auch nur wenig über die Katastrophe des Jahres 1266, die der Grafschaft unheilbares Verderben gebracht hat. Ja, wenn „das Nationalheiligtum der fränkisch-würzburgischen Stiftslande“, die kolossale Fahne mit dem gigantischen Bilde des Patrons St. Kilian, sprechen könnte! Ein Trimberg und ein Henneberg waren vom zwiespältigen Domkapitel zu Bischöfen erwählt worden, und die Bürgerschaft hatte sich gegen den Henneberg erklärt. Heftig entbrannte der Kampf. Auch Graf Heinrich zu Castell bot seine Vasallen auf und eilte den Hennebergischen Vettern zu Hilfe.

Siegel des Grafen Friedrich (1321)

Am Cyriakustage — 8. August — 1266 kam es zwischen Kitzingen und Sulzfeld zur Reiterschlacht. Henneberg und Castell wurden vernichtet, stolz blähte sich das Kiliansbanner über der blutigen Walstatt. Und aus längst versunkenen Tagen raunt die Sage von einem alten, blinden Grafen zu Castell. Der sei wartend auf dem Turm seines Schlosses gestanden, allein zurückgeblieben von allen Männern seines Geschlechts. Immer wieder habe er den Wächter gefragt, was er sehe. Der rief endlich, starker Staub gehe in der Richtung nach Kitzingen. Da habe der Blinde die Wahrheit erkannt und mit kläglicher Stimme gesprochen: „Nent ein Graf zu Castell und nimmermehr.“ Und weiter raunt die Sage und erzählt vom treulosen Castellschen Vasallen Thannhäuser, der im entscheidenden Augenblicke zum Feinde überging, und sie flüstert von dem einzigen jungen Castell, der, dem Gemetzel entronnen, vor die Burg seiner Väter kam, durch den Spruch des blinden Alten von der Schwelle verstoßen wurde, aber endlich in der Fremde zu hohen Ehren gelangte. Und sie summt ein Klagelied von unwiederbringlich verlorener Macht und Herrlichkeit. Jahrhunderte hindurch aber ließ der Bischof zu Würzburg am Cyriakustage dem andächtigen Volke das Kiliansbanner zeigen, und heute noch ertönt dort am Gedenktage der Schlacht das Cyriakusglöcklein, und nur wenige wissen, was es bedeutet.

Schwierig war die Lage der Grafschaft auch späterhin zwischen rücksichtslos emporstrebenden Gewalten. Ja, zuweilen schien es, als ob nur die wachsame Eifersucht der Großen die Fortdauer des Kleinen ermöglichte. Bis tief in das sechzehnte Jahrhundert hinein hatte sich Castell immer wieder zu wehren gegen bischöfliche und markgräfliche Uebergriffe, und bitter klagte Graf Konrad einmal im Jahre 1554: „In Summa, es ist der Brauch: wer hat, der hat, der Stärker' frißt den Schwachen.“

Die Trümmer des Stammschlosses Castell

Im fünfzehnten Jahrhundert war die Macht der Grafen derart gesunken, daß Wilhelm II. keine andre Rettung wußte, als seinen gesamten reichsunmittelbaren Besitz dem Hochstift Würzburg zu Lehn aufzutragen, demselben Hochstift, an dessen Spitze nach unverbürgter Sage schon im zehnten Jahrhundert ein Sohn des Hauses gestanden sein soll. Vier Augen zählte das ganze Geschlecht. Von den zwei Söhnen Wilhelms hatte sich der ältere, Leonhard, auf der Saujagd „den Hals abgerennet“, der jüngere, Friedrich, lebte als Domherr in Straßburg. Mit Freuden kam der Bischof zu Würzburg unter solchen Umständen der Absicht des Alten zu Castell entgegen, ja er versprach den beiden „Letzten“ des Hauses sogar eine jährliche Leibrente und berechnete wohl schon an den Fingern den Zeitpunkt, wo der ganze Besitz dem unersättlichen St. Kilian in die Tasche fallen mußte. Aber die

Eingang zum Turm des Stammschlosses Castell

Digitized by Google

Rechnung erwies sich als falsch. Der Domherr trat zurück in den weltlichen Stand, ging an den glänzenden markgräflich ansbachischen Hof, „versammelte sich ehelich“ zu dem schönen Edelfräulein Elisabeth von Reitzenstein und — eroberte zehn Kinder bei ihr. Und heute? Man kennt keine Bischöfe mehr, die den stolzen Titel Herzoge von Franken führen, das Haus Castell aber steht festgegründet wie nur je auf dem uralten Boden seiner Väter.

Warum es im Wettkampf der Dynastien von andern so weit überflügelt worden ist? Fähige Köpfe haben ihm in keinem Jahrhundert gefehlt, kühne, furchtlose Männer in keiner Generation. Je nun, wer wachsen will an Macht, der darf auch zuzeiten nicht zurückschrecken vor Unrecht und Gewalttat. Aber so weit wir die Geschichte des Hauses überschauen, sind gerade die hervorragenderen Gestalten charakterisiert durch einen fest ausgeprägten Sinn für Recht und Billigkeit. Und mit dieser Eigenschaft erobert man kein Dorf, geschweige denn ein Königreich. — —

Phot. Sundermann, Würzburg

Das Kiliansbanner des Hochstifts Würzburg

Interessant ist die Stellung der Grafen zur Reformation. Wolfgang I., der Regenerator der Grafschaft, hatte sich sein Leben lang gegen die neue Lehre gesträubt und dreien seiner Söhne frühzeitig fette Dompfründen in Würzburg, Speier und Bamberg zu verschaffen gewußt. Aber sein Aeltester, Konrad, führte nach des Vaters Tode im engen Anschluß an Württemberg die Augsburgische Konfession in der Grafschaft durch. Friedrich, Wolfgangs zweiter Sohn, war ein glänzend begabter, feuriger Jüngling. Otto Truchseß von Waldburg, der mächtige Kardinalbischof zu Augsburg, der Vertraute der päpstlichen Kurie und des Kaisers, hatte ihn schon seit längerer Zeit zu seinem Nachfolger als päpstlichen Nuntius ausersehen; als sich diesem Plane äußere Hindernisse entgegenstellten, suchte er den Grafen persönlich für den Dienst des Kaisers zu gewinnen. Aber nach kurzem Schwanken trat Castell auf die Seite der Evangelischen, kämpfte im Schmalkaldischen Kriege, verfiel der Reichsacht, floh nach Frankreich und spielte als Gesandter Heinrichs II. eine bedeutende Rolle während der Verhandlungen, die zur deutschen Fürstenrevolution führten. Er fiel beim Beginne einer zukunftsreichen staatsmännischen Laufbahn, 30 Jahre alt, vor Diedenhofen als ein Opfer seines ungestümen Wagemutes. — Noch mancher Sohn des Hauses hat es zu hohem Ansehen und bedeutender Stellung gebracht: vom württembergischen Landhofmeister Wolfgang Georg I. und vom kaiserlichen Generalfeldmarschall Friedrich Magnus bis herab auf den jüngst so frühzeitig dahingerafften Erbgrafen zu Castell-Rüdenhausen. Die hervorragendste Gestalt des ganzen Geschlechtes aber ist — soweit wir dessen Geschichte kennen — unstreitig der dritte Sohn Wolfgangs I., Heinrich, der eine Zeitlang in eingeweihten Kreisen als der künftige Bischof zu Würzburg galt, aber im Jahre 1555 aus dem geistlichen Stande trat, nach Herzog Christophs Tode sechs Jahre lang im Namen der Vormünder das Herzogtum Württemberg regierte und seinem eignen Hause durch eine grundlegende Verfassung unvergängliche Dienste leistete. —

Kriegerische Gesinnung ist das Erbteil der Castelle sicherlich von Urzeiten her, historisch bezeugt ist sie seit jenem Grafen Ludwig, der im Jahre 1228 dem Rufe Kaiser Friedrichs folgte, das Kreuz nahm und nie mehr in seine Heimat zurückkehrte. Angesehen waren die Castelle im Rate der Kaiser und Reichsfürsten, ihre Namen sind schon in den

Jagdtrophäen im Schlosse zu Rudenhausen

Digitized by Google

Das Schloß Castell

Urkunden der Hohenstaufen verewigt. Das Beste aber haben sie — wenige unrühmliche Ausnahmen abgerechnet — in der Verwaltung ihrer kleinen Grafschaft geleistet, in der treuen Fürsorge für ihre Kirchen und Schulen, als Herren eines Lehnhofes, dem fast alle ostfränkischen Adelsgeschlechter, darunter bis ins neunzehnte Jahrhundert die Fürsten zu Schwarzenberg, Herzöge von Krumau, als Vasallen angehörten. Ein Menschenalter vor der Mediatisierung des Hauses wurde auch in weiser Fürsorge für die Untertanen der Grafschaft die bekannte Anstalt begründet, die heute noch unter dem Namen Fürstlich Castellsche Alte Kreditkasse in hohem Ansehen steht und zu den allerältesten derartigen Kreditanstalten Deutschlands gehört. Dieses Bankinstitut will die Bevölkerung vor wucherischer Ausbeutung schützen, und der Reinertrag seiner Unternehmungen darf satzungsgemäß nur zu gemeinnützigen und wohltätigen Zwecken verwendet werden. Daneben hat sich im Laufe der Jahre die „Neue Kreditkasse" entwickelt, ein modernes Bankinstitut, das streng gesondert betrieben wird neben der alten Stiftung.

Reges Interesse bringen die gegenwärtigen Häupter des Fürstenhauses der Geschichte ihres Geschlechtes entgegen. Auf ihre Anordnung veröffentlichte im Jahre 1890 Wittmann die „Monumenta Castellana", ein Urkundenwerk, das über tausend Dokumente enthält, und im Jahre 1892 Stein seine „Geschichte der Grafen und Herren zu Castell von ihrem ersten Auftreten bis zum Beginne der neuen Zeit". Beide Fürsten haben auch vor drei Jahren den Verfasser dieser Zeilen mit der Ordnung ihrer archivalischen Schätze be-

Phot. Riberti, Ziegingen

1. Erbgraf Kasimir zu Castell-Rüdenhausen; 2. Forstmeister Flauder; 3. Fürst Castell-R.; 4. Fürstin Castell-R.; 5. Erbgraf Rechteren; 6. Graf Rudolf Rechteren; 7. Gräfin Hugo Castell-R.; 8. Fürst Stolberg-Wernigerode; 9. Gräfin Hermann zu Castell-R.; 10. Fürst zu Castell-Castell; 11. Graf Hermann zu Castell-R.; 12. Gräfin Luitgard zu Castell-R.; 13. Graf Hugo zu Castell-R.

Fürst Wolfgang Friedrich zu Castell-Rüdenhausen mit seiner Familie bei einem Festschießen zu Rüdenhausen

Digitized by Google

traut. Und als Frucht dieser Arbeit entstehen „Bilder aus der Vergangenheit eines Dynastengeschlechtes“, die in nicht allzu ferner Zeit durch die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart einem weiteren Kreise zugänglich gemacht werden sollen.

Die Fürstensitze zu Castell und Rüdenhausen sind traditionelle Heimstätten vorbildlichen Familienlebens. Der jugendliche Fürst Friedrich Carl zu Castell stand längere Zeit bei den Ulanen in Bamberg. Wenige Jahre nach dem Eintritte seines Vaters zog er sich nach Castell zurück, führte die Gräfin Gertrud zu Stolberg-Wernigerode in das Schloß seiner Väter und lebt nun mit ganzer Seele der Verwaltung seiner Güter, den segensreichen Bestrebungen des Johanniterordens als dessen Kommendator für Bayern und den politischen und literarischen Fragen der Zeit. Vier Knaben und zwei Mädchen, liebreizende Kinder, wachsen in strenger Zucht unter den alten Ahnenbildern heran. Fürst Wolfgang zu Rüdenhausen, der Senior des Gesamthauses, hat 74 Lebensjahre hinter sich. Er trägt nicht nur den Namen des ersten Wolfgang, sondern es ist, als ob in ihm der wirtschaftliche Sinn jenes Regenerators der Grafschaft wieder in ganz besonderem Maße aufgelebt wäre. Gleich dem Ahnherrn hat er den weitaus größten Teil seines Lebens in eiserner Konsequenz dem Wohle seines Hauses gewidmet, daneben aber mit feinem Geschmacke seinem Schlosse das eigenartige Gepräge gegeben, das jeden Besucher so sehr anheimelt. Sieben Söhne und fünf Töchter sind seiner Ehe mit Emma Prinzessin zu Ysenburg-Büdingen entsprossen. Sechs seiner Söhne haben die militärische Laufbahn eingeschlagen, der Aelteste starb vor zwei Jahren als kaiserlich deutscher Gesandter und bevollmächtigter Minister zu Santiago de Chile, schmerzlich beweint von den Seinen. Die ältere der beiden noch lebenden Töchter, Gräfin Marie, ist vermählt mit dem Fürsten zu Stolberg-Wernigerode, die jüngere, Gräfin Luitgard, verschönt den Lebensabend des Vaters und der Mutter.

Emma Fürstin zu Castell-Rüdenhausen, geb. Prinzessin zu Ysenburg-Büdingen

Ungebeugt von der Last seiner Jahre steht Fürst Wolfgang wie ein Patriarch inmitten der Seinen. Was ihn frisch erhält, das ist die einfache, streng geregelte Lebensweise und die Jagd in den wundervollen Laubforsten des Steigerwaldes. Er ist ein großer Weidmann — er hat vor wenigen Monaten seinen tausendsten Rehbock zur Strecke gebracht! Aber er ist ein Weidmann von altem Schrot und Korn: das Schießen ist ihm nicht die Hauptsache, in der das andre restlos aufgeht; er hat ein Herz für alles, was da kreucht und fleucht, er lebt mit der Natur, er hegt und pflegt seinen Wildstand, wie er jeden alten Baum weiß in seinen weitgedehnten Jagdgründen. Und es ist merkwürdig, auch die scheuen Vögel kennen ihn gar wohl, und wenn er sich zu Hause auf den Wegen seines Parkes ergeht, dann fliegen sie zutraulich aus den Büschen heran, setzen sich auf seinen ausgestreckten Arm und picken Futter aus seiner Hand. —

Das Haus Castell ist den regierenden Häusern ebenbürtig, und seine Agnaten sind selbstverständlich zum Abschluß standesgemäßer Ehen verpflichtet. Jeder Graf Castell weiß von Jugend auf, daß er in erster Linie für sein Haus und in zweiter Linie für sich selbst vorhanden ist.

Wohl in allen europäischen Dynastien fließt auch Castellsches Blut. Als Graf Wolfgang II. im Jahre 1601 nach zwanzigjähriger kinderloser Ehe seine Gemahlin, eine Gräfin zu Hohenstein,

Wolfgang Friedrich Fürst zu Castell-Rüdenhausen

Digitized by Google

Friedrich Fürst zu Castell-Castell

Gertrud Fürstin zu Castell-Castell, geb. Gräfin zu Stolberg-Wernigerode

verloren hatte, gedachte er nicht wieder zu heiraten. Aber namentlich sein Schwager, Carl Herr zu Limpurg, ermahnte ihn, „ja nit sein Leben in dem Wittibstand zu enden und zu beschließen, in sonderbarer, wichtiger Betrachtung, dies uralte Geschlecht der Grafen von Castell sehr leis stehe und bald ein kleiner Reif dasselbe auffressen und hinnehmen möchte, da dann solches auch gegen Gott nit zu verantworten sein würde".

Nein, er hätte es wahrhaftig nicht verantworten können, der unbekannte Graf am Steigerwalde. Im Jahre 1605 vermählte er sich mit Julianne Gräfin von Hohenlohe, und nicht nur das ganze heutige Fürstenhaus Castell ist einzig und allein auf diese Ehe zurückzuführen, sondern ihr entstammen auch in weiblicher Linie: in der sechsten Generation das bayrische Königshaus, in der siebten Generation Albert, Prinzgemahl der Königin Viktoria von England, und Karl August von Sachsen-Weimar, Goethes Freund, in der achten Generation Kaiser Franz Josef von Oesterreich und — Wilhelm I., König von Preußen, Deutscher Kaiser.

Die Kinder des Fürsten zu Castell-Castell

Digitized by Google

Straße in Wien

Von

Hans Müller

Wenn man nur tief in die Gaſſe ſchaut,
Hier wird das Herz mit dem Tod vertraut.
Träumt eine Kirche in der Gaſſe,
Wer ſich denn heut begraben laſſe.

Ach, das iſt ein wehmütiger Ort,
Da wird begraben fort und fort.
An leuchtenden Tagen, an düſteren Tagen
Wird immer, immer zu Grabe getragen.

Wandelt einer im Sarg durchs Tor,
Der andre ſchlummert und harrt ſchon davor.
Sie ſputen ſich, einer gleich dem andern,
Durch dieſe dunkle Tür zu wandern.

Wenn aber der Himmel am lockendſten blaut,
Dann wandert juſt die blühendſte Braut;
Der Bräutigam kauert weinend im Wagen —
Sei ſtill, morgen wirſt du hinausgetragen . . .

Es wird einem weh und ſelig zu Sinn,
Schleicht man ſo ſtumm an der Kirche hin.
Leiſe, im flatternden Schleier der Kerzen
Fühlſt du dich reiner und tiefer im Herzen.

Und denkſt: ich will immer nur gütig ſein,
Recht innig verſtehn und recht innig verzeihn.
Was ſoll denn dies Haſſen, Kämpfen und Kläffen?
Werden uns all an der Türe treffen.

Digitized by Google

Gibt es Tiere, die keine Feinde haben?

Von

Dr. Theodor Zell

Von manchen Tieren ist es bekannt, daß sie unzählige Feinde haben, z. B. von der Maus und vom Hasen. Heißt es doch von dem letztgenannten sehr treffend im Liede:

> Menschen, Hunde, Wölfe, Füchse,
> Katzen, Marder, Wiesel, Füchte,
> Adler, Uhu, Raben, Krähen,
> Jeder Habicht, den wir sehen,
> Eistern, auch nicht zu vergessen,
> Alles, alles will ihn — fressen.

Andre Tiere haben unzweifelhaft weniger Feinde, wie zum Beispiel die Raubtiere, diese unermüdlichen Verfolger der Pflanzenfresser. Da ist denn die Frage sehr naheliegend: Gibt es überhaupt Tiere, die gar keine Feinde haben? Wir können diese Frage mit gutem Gewissen verneinen, denn mag es ein Geschöpf geben, welcher Art es auch sei — immer hat es zu befürchten, daß ihm das größte Raubgeschöpf der Erde, der Mensch, feindlich gegenübertritt. Man mag diesen Zustand beklagen, daß auf der Welt dieser Kampf aller gegen alle besteht, und sich nach paradiesischen Zuständen sehnen, wo die Lämmer friedlich mit den Tigern weiden, man wird doch zugeben müssen, daß die Tiere in ihrer heutigen Gestalt undenkbar ohne Feinde wären. Die Insassen von Zoologischen Gärten verkümmern nicht nur, weil sie in unnatürlichen Verhältnissen leben, sondern auch, weil ihnen die Feinde fehlen. Das kann man besonders bei den Affen wahrnehmen.

Sieht man von dem Menschen als Feind ab, so wird man allerdings zugeben müssen, daß die größten Raubtiere, wie Löwe, Tiger, Jaguar u. s. w., im allgemeinen kaum nennenswerte Feinde haben. Unter Umständen können ihnen große Echsen gefährlich werden. Allerdings sollen Rudel von wilden Hunden, so in Ostafrika von Hyänenhunden, nicht selten Löwen und Leoparden zerreißen, und auch der Tiger soll im Kampfe mit den Kolsuns (canis dukhunensis) unterliegen, wenngleich die Angreifer ihren Sieg natürlich teuer bezahlen müssen. Allein die schlimmsten Feinde erstehen ihnen doch aus den eignen Reihen, indem die erbittertsten Kämpfe bei den Liebeswerbungen entstehen und hierbei mancher Kämpe sein Leben aushaucht. Sonst wäre noch hervorzuheben, daß diese großen Katzen nicht selten im Kampfe mit einem wehrhaften Pflanzenfresser tödlich verwundet werden. So soll es dem Löwen manchmal schlimm ergehen, wenn er den riesigen Kafferbüffel angreift, ebenso soll die Ueberwindung der Rapp- und Säbelantilope nicht selten dem Sieger das Leben kosten. Auch der Tiger wagt nur ungern den Kampf mit dem wehrhaften Keiler, weil es nicht ungewöhnlich ist, daß beide Tiere hierbei ums Leben kommen. Erst kürzlich berichtete wiederum ein Naturforscher von einem solchen Vorfall, den er allerdings nicht mit angesehen hatte, aber aus den nebeneinander liegenden Kadavern beider Tiere mit Sicherheit annehmen konnte. Den Sieg über den Lippenbär soll der Sieger fast immer mit dem Leben bezahlen. Bären und die großen Katzenarten scheinen sich nämlich als Todfeinde gegenüberzustehen, indem Petz dem Löwen das Feld räumen muß. So gibt es in Afrika zwar Löwen, aber keine Bären. Nur im Atlasgebirge kommen sie vor, weil der Löwe nicht höher als 1500 Meter geht. Natürlich kann den Bären, die sich fast immer auf den Bäumen aufhalten, wie zum Beispiel der Kragenbär, kein Tiger etwas anhaben.

Auch die großen Raubvögel verlieren bei ihren Beutezügen in ähnlicher Weise nicht selten ihr Leben. Seeadler schlagen manchmal ihre Fänge in zu große Fische und werden von diesen in das feuchte Element gezogen, Adler sind schon von Füchsen, die sie in die Luft entführt hatten, totgebissen worden.

Das Krokodil hat in der Jugend einen schlimmen Feind, nämlich die Nileidechse oder den Waran, sonst scheint es aber die schlimmsten Feinde ebenfalls in

Digitized by Google

seinen eignen Reihen zu haben. v. Wissmann schreibt hierüber folgendes: „Zum Glück werden die meisten Jungen von den Alten aufgefressen, zum Glück werden auch viele Junge von Vögeln weggenommen, aber immerhin glaube ich, daß sich in afrikanischen Flüssen folgender Zirkellauf vollzieht: Das Krokodil vermehrt sich so außerordentlich, daß der Fischreichtum des Flusses abnimmt. Jetzt frißt die Echse ihre eigne Brut, zieht sich vom Flusse zurück und mag teilweise auch vor Hunger eingehen. Dann nimmt der Fischreichtum wieder zu und bald auch infolgedessen die Zahl der Echsen, und so fort."

Elefant, Nashorn, Flußpferd und Kafferbüffel wären in jungen Jahren ohne den Schutz der Mutter oder der Herde natürlich eine leichte Beute der großen Katzen, ausgewachsen sollen sie von ihnen gemieden werden. Hierüber gehen aber die Ansichten der Reisenden auseinander; die einen, wie Brehm u. a., verweisen Kämpfe zwischen Flußpferd und Löwen in das Reich der Fabel, andre halten sie für durchaus der Wahrheit entsprechend. Selbst Elefant und Nashorn sollen, wie Emin Pascha berichtet, vor dem Krokodile Furcht haben. Der amerikanische Büffel soll in dem Grislybär einen furchtbaren Feind gehabt haben. Alte Einsiedler, die sich von der Herde abgesondert haben, sollen sogar Rudeln von Präriewölfen zum Opfer gefallen sein, wenngleich mancher Ingrimm vorher ins Gras beißen mußte. Ebenso soll ein Rudel Wölfe nicht nur junge Bären, trotz der Verteidigung der Mutter, zerreißen, sondern selbst der gefürchtete Grislybär soll, wenn er vom Winterfasten ermattet ist, ihnen unterliegen. Wie bei den Bisons, so laufen anscheinend auch bei den Auerochsen und Wisents nur die Abgesonderten, Kranken und Schwachen Gefahr, von Bären und Wölfen zerrissen zu werden. Ueberdies darf nicht vergessen werden, daß die Dickhäuter und Rinder den gefährlichsten Feind in den Elementen besitzen dürften. Wegen ihrer kolossalen Schwere versinken sie beim Uebergang über Flüsse nicht selten im Triebsande.

Die großen Affen haben genau dieselben Feinde wie die Menschen, hauptsächlich die großen Katzenarten und das Krokodil. Der Orang-Utan auf Borneo soll angeblich keinen Feind haben. Bei Brehm heißt es von ihm, der in seiner Heimat Meias genannt wird: „Die Dajaken sagen, daß der Meias niemals von Tieren im Walde angefallen wird, mit zwei seltenen Ausnahmen. Alle Dajakenhäuptlinge, die ihr ganzes Leben an Orten zugebracht haben, wo das Tier häufig vorkommt, versicherten: kein Tier sei stark genug, um den Meias zu verletzen, und das einzige Geschöpf, mit dem er überhaupt kämpft, ist das Krokodil. Wenn er kein Obst in den Dschangeln findet, geht er an die Flußufer, um hier junge Schößlinge und Früchte, die dicht am Wasser wachsen, zu fressen. Dann versucht es das Krokodil, ihn zu packen; der Meias aber springt auf dasselbe, schlägt es mit den Händen und Füßen, zerfleischt und tötet es. Der Mann fügte hinzu, daß er einmal einem solchen Kampfe zugeschaut habe, und versicherte, daß der Meias stets Sieger bleibe. Ein andrer Häuptling sagte mir folgendes: ‚Der Meias hat keine Feinde; denn kein Tier wagt es, ihn anzugreifen, bis auf das Krokodil und die Tigerschlange. Er tötet aber das Krokodil stets durch seine gewaltige Kraft, indem er sich auf dasselbe stellt, seine Kiefern aufreißt und ihm die Kehle aufschlitzt. Greift eine Tigerschlange den Meias an, so packt er sie mit seinen Händen, beißt sie und tötet sie bald. Der Meias ist sehr stark; kein Tier in den Dschangeln ist so kräftig wie er.'" Aus dieser Schilderung geht hervor, daß nur der ausgewachsene Orang-Utan imstande ist, sich seiner Feinde zu erwehren. Alt oder kränklich oder in der Jugend würde er selbstverständlich von seinen Feinden zerrissen werden. Zum Glück kommt auf Borneo der Tiger nicht vor, sonst würde ihm dasselbe Schicksal blühen oder er müßte, wie die Orang-Utans auf Sumatra, sich in Herden zusammenrotten, um gegen die Angriffe dieses stärksten Räubers gesichert zu sein.

Wie steht es mit dem riesigsten Affen, dem Gorilla, der bekanntlich an der westafrikanischen Küste nicht herdenweise, sondern in Familien lebt? Er gilt allgemein als Herrscher des Waldes. Hat er keine Feinde? In seiner Heimat ist der Leopard sehr häufig. Es besteht kein Zweifel, daß der männliche Gorilla stärker ist als der Leopard und Weibchen und Kinder gegen diese gefährliche Katze verteidigt. Hugo v. Koppensels, der nach der westafrikanischen Küste fuhr, um sich ausschließlich der Jagd auf Gorillas zu widmen, bestätigt das ausdrücklich. „Der Gorilla," schreibt er, „lebt bis auf die alten hypochondrischen Männer im engeren Familienkreise und treibt sich des großen Verbrauches an Nahrung wegen nomadisierend umher, indem er da nächtigt, wo er sich bei Anbruch der Dunkelheit gerade befindet. Er baut also jeden Abend ein neues Nest und errichtet dies auf gesunden, schlank gewachsenen, nicht viel über 0,3 Meter starken Bäumen in einer Höhe von 5 bis 6 Metern. Das Nest ist ähnlich dem des Storchs in der ersten Abzweigung stärkerer Aeste aus grünen Reisern angelegt. Die Jungen und, wenn diese noch der Wärme bedürfen, auch die Mutter pflegen darauf der nächtlichen Ruhe, wogegen der Vater zusammengekauert am Fuße des Stammes, mit dem Rücken daran gelehnt, die Nacht verbringt und so die Seinigen vor dem Ueberfalle des Leoparden beschützt."

Wie steht es nun mit dem Löwen? Daß der Gorilla bei einem Zusammentreffen mit dem König der Tiere sich durch Erklettern eines Baumes schützt, ist wohl naheliegend. Wie gestaltet sich nun aber die Sache bei dem Fehlen von Bäumen? Es ist merkwürdig, daß über diesen Punkt kein Naturforscher sich äußert, obwohl es doch bei der Häufigkeit der Löwen in Afrika eine sehr naheliegende Frage ist. Andre große Affenarten schützen sich gegen Löwen und Leoparden durch Herdenbildung; eine Pavianherde greift der Löwe nicht an. Nur du Chailln äußert sich über diesen Punkt. Nach ihm ist der Gorilla unbeschränkter Herrscher seines Gebiets, da in seiner Heimat Löwen nicht vorkommen. Er meint, diese seien wahrscheinlich durch Gorillas vertrieben worden. Richtiger dürfte sich die Sache umgekehrt verhalten, daß nämlich die Löwen überall den Gorilla ausgerottet haben, so daß dieser nur in den Teilen Afrikas vorkommt, der ohne Löwen ist. Uebrigens liegt es auf der Hand, daß der alt und schwach gewordene Gorilla

Digitized by Google

schließlich doch im Magen des Leoparden sein Ende findet, denn nur in der Blütezeit ist er stärker als diese blutdürstige Katze.

Auch die riesigen Säugetiere, die im Meere leben, wie die Wale, erfreuen sich keineswegs eines ungetrübten Daseins. Gewöhnlich nimmt man an, daß ein so kolossales Tier wie der Walfisch, der mit einem Schlage seines Schwanzes ein Boot zerschmettern kann, außer dem Menschen keinen Feind besitzt. Das ist aber ein großer Irrtum. Wir wollen hier dahingestellt sein lassen, ob die Erzählungen von Angriffen des Dreschershais und des Sägefisches auf den Walfisch der Wahrheit entsprechen oder nicht. Dagegen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der Schwertfisch, genauer Schwertwal oder Orka, trotzdem er nur 16 bis 20 Fuß lang wird, ein geborener Feind des Walfisches ist. Diese Delphinart, die ebenfalls wie ihr Opfer ein Säugetier ist, darf nicht mit dem Schwertfisch oder Hiphias, der zu den Fischen gehört, verwechselt werden. Der Schwertwal trägt seinen Namen von der langen Rückenflosse, die wie ein Schwert aus dem Wasser hervorragt, der Schwertfisch von seiner langen Oberkinnlade, die schwertförmig gebildet ist. Die Walfischfänger verlassen sofort die Gegend, wo Schwertwale sich zeigen, denn sie wissen aus Erfahrung, daß alle Wale ängstlich die Gegenden meiden, wo sich ihre Feinde erblicken lassen. Schon den Alten ist die Feindschaft zwischen beiden Tieren nicht unbekannt geblieben, da damals die Orka (mit Orkus zusammenhängend) sich häufig im Mittelländischen Meere zeigte, während sie jetzt die nördlichen Meere bewohnt. Ein römischer Schriftsteller schreibt:

„Die Orka, ein Tier, das einer ungeheuern, mit schrecklichen Zähnen bewaffneten Fleischmasse gleicht, bricht in Meerbusen ein, wo sich Walfische aufhalten, und zerfleischt jung und alt mit den Zähnen. Die Walfische können weder ausweichen noch Widerstand leisten und suchen nur zu fliehen und die hohe See zu erreichen; ihre Feinde aber versperren ihnen den Weg, treiben sie in die Enge und jagen sie auf Sandbänke oder Klippen. Dergleichen Kämpfe geben ein erhabenes Schauspiel; das Meer selbst scheint mit sich in Zwietracht; kein Wind ist zu bemerken, aber die Wogen brausen und schäumen infolge des Schlachtgetümmels, als ob der stärkste Wirbelwind wütete." Es handelt sich hier um keine Phantasie des alten Römers, denn die heutigen Naturforscher schildern die Kämpfe nicht viel anders. So heißt es bei Brehm: „Jedenfalls verdient der Schwertfisch die ihm von Linné beigelegte Bezeichnung: ‚Tyrann oder Peiniger der Walfische und Robben' vollständig und wetteifert nicht allein, sondern übertrifft sogar jeden Hai, jedes Raubtier der See überhaupt!"

Dieser Schwertwal scheint in der Tat das schrecklichste Raubtier zu sein. Dem Narwal nutzt sein Horn nichts, er wird zerrissen, die großen Seelöwen tranen sich nicht in das Wasser, wenn ein Rudel Schwertwale in Sicht ist, selbst das junge Walroß auf dem Rücken der Mutter soll nicht sicher vor ihnen sein. Hat die Orka selbst keine Feinde? Die schlimmsten scheinen, wie bei den riesigen Landsäugetieren, die Elemente zu sein, indem sie, wie alle Malarten, leicht stranden und dann jämmerlich umkommen.

Das alte Walroß, das doch gewiß ein mächtiges Untier ist, soll nicht selten von dem Eisbären angegriffen werden. Hat dieser König des Nordens keinen Feind im Tierreiche? Bei Brehm heißt es: „Von keinem andern Wesen beirrt oder gefährdet, der eisigsten Kälte und den fürchterlichsten, uns schier undenkbaren Unwettern sorglos trotzend, streift er dort durch Land und Meere über die eisige Decke des Wassers oder durch die offenen Wogen." Ist das ganz zutreffend? Natürlich müssen wir von dem Menschen absehen, der gerade in der letzten Zeit gewaltig unter den Eisbären aufgeräumt hat. Ob beispielsweise ein Rudel Schwertwale, die mit einem schwimmenden Eisbären zusammentreffen, diesen ungeschoren lassen, erscheint mir sehr zweifelhaft.

Leider haben die Naturforscher wie die Reisenden dem hier behandelten Thema nur wenig Aufmerksamkeit gewidmet, weshalb man über viele äußerst wichtige Punkte noch keine Klarheit besitzt. Aber davon bin ich überzeugt, daß, je weiter unsre Untersuchungen fortschreiten, desto sicherer sich herausstellen wird, daß weder dem Menschen noch irgendeinem andern Geschöpf ein friedliches, sorgenloses Dasein in diesem irdischen Jammertal beschert ist. Von der Richtigkeit des Satzes, daß, wo ein Pflanzenfresser lebt, die Natur sofort ein Raubtier geschaffen habe, um jenen zu verschlingen, war der große englische Naturforscher R. Owen so durchdrungen, daß, als die Reste eines vorweltlichen Riesenbeutelt ieres gefunden wurden, er sogleich den Schluß zog, es müsse auch ein gleichzeitiges großes Raubtier gegeben haben. In der Tat wurde dieses mit prophetischem Geiste geahnte Raubtier, der Riesenbeutellöwe (Thylacoleo), kurz darauf gefunden.

Digitized by Google

Mittagsruhe. Nach dem Gemälde von Ernst Henseler (Berlin)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF

Digitized by Google

Vor dem Aufſtieg

Eine Vergnügungsreiſe im Luftſchiff

Von

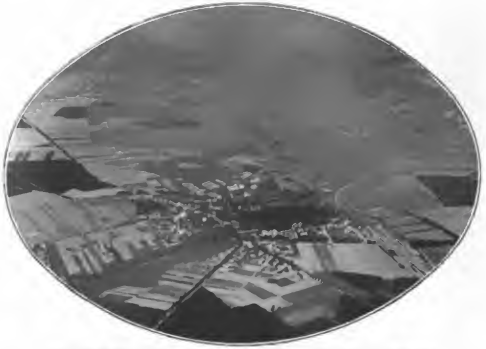
Johannes Porſchel

(Mit acht Abbildungen nach photogr. Aufn. von E. Härtel, Hauptmann im Feldartillerieregiment Nr. 68, Rieſa a. E.)

Die Freunde der Luftſchiffahrt werden immer zahlreicher. Das zeigt uns ein Blick in das jüngſt erſchienene Jahrbuch des Deutſchen Luftſchifferverbandes, der erſt ſein zweites Jahr vollendet hat und ſchon nicht weniger als ſieben Vereine mit 2224 Mitgliedern umfaßt. Der älteſte dieſer Vereine iſt der 1882 gegründete Berliner Verein für Luftſchiffahrt. Ihm folgten 1889 der Münchner, der neuerdings eine beſondere Abteilung Regensburg gebildet hat, 1896 der Oberrheiniſche in Straßburg, 1901 der Augsburger, 1902 der Niederrheiniſche in Barmen, 1903 der Poſener und im Juni 1904 der Oſtdeutſche Verein in Graudenz. In den Mitgliederliſten der Vereine finden wir neben Angehörigen deutſcher Fürſtenhäuſer Offiziere, Akademiſchgebildete aller Fakultäten, Vertreter von Landwirtſchaft, Handel und Induſtrie verzeichnet. Der Münchner Verein zählte allein acht

Berlin mit dem Botaniſchen Garten aus einer Höhe von 800 Metern

Digitized by Google



Königs-Wusterhausen in der Mark aus einer Höhe von 1100 Metern

Prinzen und eine Prinzessin des bayrischen Königshauses zu seinen Mitgliedern, und neben den Namen von sechs sehen wir einen kleinen Ballon abgebildet zum Zeichen, daß sie selber Fahrten ausgeführt haben, unter ihnen auch die Prinzessin Therese von Bayern, die damit dem zuerst von der Prinzessin Adelheid von Sachsen-Altenburg gegebenen Beispiele gefolgt ist. Ueberhaupt ist die Zahl der Damen, die sich an Luftreisen beteiligen, gar nicht gering. Schon dieser Umstand spricht dafür, daß die Gefahren einer gewöhnlichen Ballonfahrt bei der jetzt so vorgeschrittenen Technik nicht mehr groß sind. Anders natürlich bei den kühnen Versuchen, das Problem des lenkbaren Luftschiffes zu lösen oder, wie man schon mit Recht sagen darf, das gelöste Problem praktisch verwendbar zu machen.

Ein Platzen oder Zerreißen der Ballonhülle ist kaum noch möglich. Das beim Steigen sich erwärmende und ausdehnende Gas entweicht je nach Bedarf durch den unten geöffneten Füllansatz, und die Hülle selbst besteht jetzt meist aus zwei diagonal zueinander verlaufenden kräftigen Baumwollgeweben, zwischen denen sich eine Gummidichtung befindet. Vor Seekrankheit braucht man keine Angst zu haben, da der Ballon ja nicht vom Winde zu leiden hat, sondern ohne Eigenbewegung von der Luftströmung getragen wird. Infolge dieser Windstille werden auch ziemlich niedrige Temperaturgrade nicht als Kälte empfunden. Die Landung aber erfolgt jetzt dank dem nie mehr fehlenden Schlepptau und der sogenannten Reißvorrichtung, die eine sofortige Entleerung des Ballons ermöglicht, in der Regel „glatt". Auch die Kosten einer Ballonfahrt sind nur noch mäßig. Wenn man mit der Fahrtgeschwindigkeit einiges Glück hat, betragen sie bei einer Füllung mit Leuchtgas etwa das Vierfache einer Eisenbahnfahrt, der Genuß aber ist der hundertfache, macht also eine Ersparnis von 96 Prozent! Sogar das viel leichtere und leistungsfähigere, bisher aber dreimal so teure Wasserstoffgas ging in neuester Zeit fast auf die Hälfte seines früheren Preises zurück.

Kottbus aus einer Höhe von 2100 Metern

Digitized by Google

Wolkenmeer in einer Höhe von 3000 Metern über Greiffenberg in Schlesien

Um unsern Lesern von den ganz eignen Reizen solcher Fahrten eine schwache Ahnung zu verschaffen, führen wir ihnen eine vom Glück recht begünstigte Reise, die am 18. Juli 1904 von drei Mitgliedern des Berliner Vereins unternommen wurde, in Wort und Bild kurz vor. Zur Aufnahme der kleinen, aber sehr scharfen Bilder wurde eine Ernemann-Kamera (Dresden) mit besonders großem, lichtstarkem Objektiv verwendet, die rasche Auswechslung der Perutz-Perxanto-Platten erfolgte durch drei Jalousiewechselmagazine. Uebrigens ist das Photographieren vom Ballon aus mit ziemlichen Schwierigkeiten verbunden.

Gasanstalt Charlottenburg, vormittags 10 Uhr: der große, leuchtend gelbe Vereinsballon „Helmholtz", 1300 Kubikmeter Gas umfassend, 14,25 Meter im Durchmesser, ist bereits gefüllt, der in der Mitte herabhängende Füllansatz vorläufig durch eine Schnur geschlossen. Mannschaften des Luftschifferbataillons, verstärkt durch Arbeiter der Gasanstalt, sind auf beiden Seiten an die Hochlaßtaue verteilt und halten den im Winde sich wiegenden Ballon fest, während andre den ächzend sich hin und her biegenden Korb auf den Boden niederdrücken. Die Korbleinen sind an den Stahlring geknebelt, an dem auch die vom Netz heruntergehenden Auslaufleinen festgebunden sind. Der Ballonführer, Dr. Bröckelmann, hat sich auf den Korbrand geschwungen und bringt die Ventile und die Reißleine in Ordnung. Nachdem der Ballon „abgewogen", das heißt die mitzuführende Ballastmenge geregelt und der Füllansatz aufgezogen ist, erfolgt 10 Uhr 15 Minuten das letzte Kommando „Laßt los!" durch den die Abfahrt leitenden Offizier vom Luftschifferbataillon. „Glück ab!" rufen die Zurückbleibenden — denn so lautet sehr bezeichnend der Luftschiffergruß — und schauen uns noch lange nach; in wenigen Minuten sind sie für unsre Augen zu Punkten zusammengeschrumpft. — Der Ballon, der eben noch ungeduldig an den Tauen zerrte, schwebt jetzt ruhig empor und folgt, vom Nordwest getrieben, der Richtung des Landwehrkanals über Hippodrom, Zoologischen Garten und die Kaiser-Wilhelms-Gedächtniskirche, den Wittenberg- und den Nollendorfplatz hinweg. Schon steht er in 800 Meter Höhe über dem Botanischen Garten, nach dessen Rändern zu wir einige Gebäude sehen, teils höhere, wie Museum und Palmenhaus, teils langgestreckte flache, die Gewächshäuser. Sonst ist der ganze trapezförmige Raum von Bäumen und Gartenanlagen ausgefüllt, und nach allen Seiten schließen sich mächtige Häuserblocks an. In der Mitte führt von der unteren Ecke des Botanischen Gartens aus die Stubenrauchstraße, die breite Bahnstraße kreuzend, über die Gleise der Potsdamer Bahn, die wir vom Bahnhof Schöneberg und der sie überschreitenden Kolonnenstraße links bis zum Bahnhof Großgörschenstraße und zu den Friedhöfen der St. Lukas- und Matthäigemeinde rechts verfolgen können.

Hüttenwerk Jämlitz bei Muskau aus einer Höhe von 200 Metern

Digitized by Google

Waldbrand an der Görlitz-Kohlfurter Bahn (1600 Meter)

Immer höher steigt der Ballon, immer weiter wird die Aussicht. Da liegt die Riesenstadt mit all ihren Vororten zu unsern Füßen, dank dem am Morgen niedergegangenen Regen ganz ungetrübt; nur über dem Potsdamer Bahnhof lagert eine leichte Dunstwolke. Der Himmel über uns ist völlig rein und tiefblau, die Sonne wirkt ungehindert, aber nicht drückend. Von ihr bestrahlt leuchten zahllose Seen: nach Norden zu, schließlich in zartem Duft verschwimmend, die Wasserstraßen und Becken um Neu- und Alt-Ruppin, im Osten über der Märkischen Schweiz die Niederungen des Oderbruchs, in ziemlicher Nähe der von der Spree durchströmte Müggelsee und die Dahmeseen, im Westen das Havelbecken mit seinen Verzweigungen bis Spandau und Brandenburg. Dazwischen ein Gewirr von Feldern und Wiesen, teils parallel zueinander, teils seltsam gekreuzt, ein Netz von Landstraßen, die Städte und Dörfer miteinander verbinden, an Gehöften und Rittergütern mit Parkanlagen vorüberführen, dazu die langen, scharf ausgeprägten Linien der Eisenbahnen. Das Auge kann sich nicht sattsehen an diesem gewaltigen, farbenprächtigen Panorama, das sich jede Minute verändert und immer neue Reize zeigt.

Der Wind behält seine nordwestliche Richtung bei. Bald liegt eine freundliche Ortschaft unter uns mit stattlichem Jagdschloß und Park, Königs-Wusterhausen an der Notte, wo der Kaiser in jedem Herbst zu kurzem Jagdaufenthalt einkehrt. Die Eisenbahnlinie Berlin-Görlitz, Land- und Wasserstraßen treffen hier zusammen, Wälder reichen nahe heran, und nordwärts schweift der Blick über die Dahmeseen. So schnurgerade auch die Luftlinie unsrer Fahrt von Nordwest nach Südost sich zieht, so zeigt sie doch, wie dies namentlich im Sommer in der Regel der Fall ist, stark vertikale Schwankungen. Der selbsttätige Barograph, ein sinnreicher Apparat, der dem Luftschiffer ebenso unentbehrlich ist wie das Tieflot dem Seefahrer, beschreibt eine wunderliche Zickzacklinie. Seen und große Waldungen, wie der eben unter uns sich ausdehnende Wusterhauser, der Wasserburger und der Hammerforst, üben durch die emporsteigende Ausdünstung viel Anziehungskraft aus, und der Feuchtigkeitsgehalt von Wolken, die wir durchfliegen, beschwert den Ballon. Da heißt's aufmerksam sein auf jede Neigung zum Sinken und den Fall rechtzeitig durch Auswerfen von Sand „abfangen". Wenn wir, in den Genuß des Schauens vertieft, dies einmal versäumen, so müssen wir unsre Unachtsamkeit durch große Opfer an Ballast büßen und verkürzen uns dadurch die Dauer der Fahrt.

Ueber Wendisch-Buchholz hinweg erreichen wir den Spreewald, den wir in seinem ganzen Umfang wahrnehmen; 60 Kilometer lang, ist er in seinem unteren Teile urwaldartig, in der Mitte eingeschnürt, nach Süden zu aufgelöst in eine weite Busch- und Wiesenlandschaft, zwischen deren vereinzelten kleinen Gehöften Wasserläufe den Verkehr vermitteln. Es ist 1 Uhr geworden, jetzt fordert auch der Körper seine Rechte. Das Barogramm stellt sich gerade als eine sanfte Wellenlinie zwischen 2000 und 2200 Meter dar, ein Beweis, daß der Ballon in einer Gleichgewichtszone schwimmt. Die Gelegenheit zum Mittagsmahle ist also günstig. Wie das mundet in der reinen Höhenluft, und wie frisch der Rheinwein sich am Boden des Korbes gehalten hat, wo beim Steigen und Fallen die Luft kühlend durch das Weidengeflecht streicht!

Inzwischen haben wir uns einer größeren Stadt genähert, an der vier Eisenbahnlinien sich kreuzen, Kottbus, übrigens der Geburtsort des ersten von Erfolg gekrönten deutschen Luftschiffers, Karl Friedrich Claudius, geboren 1767, eines Neffen des bekannten Dichters Matthias Claudius. Der Mittelpunkt der alten Stadt, der unregelmäßige große Platz mit der riesigen Oberkirche, ist schnell herausgefunden. Gleich daneben liegt der Markt mit dem Rathaus. Krumme Straßen und kleine Gäßchen gehen von hier aus; wo aber einst Wall und Graben die Stadt schirmten, da sind jetzt Promenaden angelegt, deren schön geschwungene Linien in wundervoller Klarheit hervortreten. Die Spree teilt sich: das alte Flußbett, in dem die Wellen über das Wehr schäumend abwärtsgleiten, und der Mühlgraben mit seinem ruhigeren Wasser bilden eine Insel, deren größerer Teil mit Rasenplätzen und Baumgruppen bedeckt ist. Außerhalb der alten Stadt sind die Straßen regelmäßiger, moderner angelegt, und jenseits der Spree schließt sich das vorstadtartige Dorf Sandow an.

Wir folgen noch immer in einiger Entfernung der Görlitzer Bahn. Das Gelände wird hügelig, wir erkennen dies nur an den nicht mehr so geradlinig, sondern in Windungen verlaufenden Straßen.

Digitized by Google

Die Geschwindigkeit, mit der wir fliegen, läßt sich durch Abzirkeln auf der Karte leicht berechnen, sie beträgt durchschnittlich 36 Kilometer in der Stunde. Ungeheure Waldungen breiten sich wieder unter und vor uns aus. Schon erkennen wir mitten darin in der Ferne das reich mit Giebeln geschmückte Renaissanceschloß Muskau über dem gleichnamigen Orte an der Neisse, da beliebt es unserm Ballon, sich einen kleinen Scherz mit uns zu machen. Aus einer Höhe von 2100 Metern sinkt er plötzlich mit immer zunehmender Schnelligkeit herab, was wir auch ohne einen Blick auf die fast senkrecht absteigende Linie des Barogramms an einem heftigen Druck und Knacken im Ohr deutlich wahrnehmen. Die Erde scheint zu uns emporzusteigen, auf ihr eine Fabrikanlage mit hohen Schloten, große Schlackenhaufen auf der einen, blendende Glasmassen auf der andern Seite, dahinter schmucke Wohnhäuser mit Rasenflächen und Baumalleen. Es ist die, ebenso wie das Schloß Muskau, dem Grafen von Arnim gehörige Glashütte Jämlitz. Scharen von Arbeitern und Arbeiterinnen eilen aus den Gebäuden herbei, sie haben uns bemerkt und freuen sich schon, die seltenen Gäste aus Wolkenkuckucksheim bei sich begrüßen zu können. „Herunterkommen, herunterkommen!“ so locken sie, wir aber haben noch keine Lust dazu. Der reichlich ausgeworfene Sand hat unser Fahrzeug endlich genug erleichtert, daß es sich wieder hebt, anfangs rasend schnell, dann allmählich bis zu 2900 Metern, nicht so hoch, daß wir irgendwelche unangenehme Empfindung hätten, aber doch hoch genug, uns das Gesicht gründlich zu verbrennen, das sich einige Tage darauf, wie nach einer Gletscherwanderung, völlig schält.

Die Aussicht ist dadurch immer umfassender geworden und überaus reizvoll besonders nach Süden, wo in der Ferne jetzt Elbsandstein-, Lausitzer-, Iser- und Riesengebirge auftreten, während wir im Osten den Zobten bei Schweidnitz und rechts vor uns Görlitz neben der Landskrone erblicken. Eben schweben wir südlich von Rothenburg über die Bahnlinie Kohlfurt-Görlitz hinweg, da entdecken wir unweit der Stelle, wo die breite Landstraße die Bahn kreuzt, ein weißes Wölkchen über dem Walde mit einem seltsam leuchtenden Kern, bei genauerem Hinsehen bemerken wir, daß es ein Waldbrand ist, einer der vielen, welche die Trockenheit des letzten Sommers mit sich brachte. Die Forstverwaltung hatte später die Güte, uns mitzuteilen, daß es uns gelungen sei, den Brand gerade zur Zeit seiner größten Ausdehnung aufzunehmen.

Ueber Lauban hinweg geht unser Flug, und doch ist es uns versagt, seinen Anblick von oben zu genießen. Das Bild unter uns wird durch leichte Schatten getrübt, dann webt sich ein Schleier über der Landschaft, Schneefelder scheinen unter uns zu liegen, es sind zahllose flockige Wolkenballen, die, immer dichter werdend, uns schließlich ganz von der Mutter Erde scheiden und damit leider der vielen Reize einer Ballonfahrt uns fehle, sehen wir jetzt auch, zwar klein, aber deutlich, das Spiegelbild unsers Fahrzeuges in den Wolken etwa 1000 Meter unter uns (auf dem Bilde nicht sichtbar).

Mit der Nähe des Riesengebirges ist aber auch unsrer Fahrt ein Ziel gesetzt. Der Ballon, von ihm angezogen, schießt aus der erreichten Maximalhöhe von 3000 Metern jäh herab, und da unser Ballast zur Neige geht, benutzen wir das unfreiwillige Sinken gleich zur Landung. Rasch den Korb „klar gemacht“ und alle beweglichen Gegenstände in den Weidenkasten verpackt. Eine Wiese zwischen Warmbrunn und Giersdorf bietet für unsre Absicht das geeignete Gelände. Nur wenige Minuten noch, dann haben wir sie erreicht. Der Korb stößt auf, schwebt gleich darauf noch einmal mit Schnellzugsgeschwindigkeit über den Boden hin, dann fliegt er krachend gegen einen Baumstamm, der Ballon, vom Führer mit kräftigem Ruck bis zu seiner Mitte aufgerissen, zersplittert die Aeste über uns und sinkt auf der andern Seite der Straße über die Telegraphenleitung hinweg schlaff zur Erde. Herbeieilende Landleute helfen uns, das Tauwerk zu entwirren, Hülle und Korb für den Rücktransport nach Berlin fertigzumachen.

Zwei Tage später schauten wir vom Observatorium der Schneekoppe aus nordwestwärts über einen großen Teil der von uns überflogenen Lande, beglückt in der Erinnerung an das Erlebte, noch froher in dem Gedanken an die nächste Fahrt. Denn wer einmal diese wunderbare Erhebung nicht bloß des Körpers über Dunst und Lärm, sondern auch des Geistes und Herzens über Sorgen und Kleinkram der Alltäglichkeit kennen gelernt hat, dem geht es wie dem Romfahrer, der einen Soldo in die Fontana Trevi geworfen hat: — die Sehnsucht läßt ihn nicht wieder los und treibt ihn, den Genuß zu erneuern.

Die Landung

Digitized by Google

Literatur

Kein Geringerer als John Ruskin hat das Matterhorn den „edelsten Fels von Europa“ genannt. Als der große englische Aesthetiker, der durch seine begeisterte Verherrlichung der Schönheiten der Alpenwelt so viel dazu beitrug, seine Landsleute dem alpinen Sport zuzuführen, jenes Wort niederschrieb, war der gewaltige Berg noch von keines Menschen Fuß betreten, und Jahre sollten noch vergehen, bis als erster der Engländer Whymper seinen Gipfel erklomm. Heute wird das Matterhorn nicht einmal mehr zu den besonders schwierigen Bergen gerechnet; aber das Adelsprädikat, das Ruskin ihm beigelegt, wird seine Geltung behalten, solange empfängliche Gemüter die Erhabenheit des Hochgebirges bewundern, für die gerade dieser Gipfel in seiner markanten Form etwas wie ein Symbol und Wappenbild geworden ist. Darum wird ein Buch, das in Wort und Bild eine Beschreibung und Geschichte des Matterhorns, seiner Umgebung, seiner Besteigungen geben will, in den weitesten Kreisen mit dem lebhaftesten Interesse aufgenommen werden, um so mehr, wenn der Verfasser nicht mit der Trockenheit rein fachlicher, wissenschaftlicher Belehrung und nicht mit ausschließlich hochtouristischen Absichten seine Aufgabe zu erfüllen sucht. Der Italiener Guido Rey hat ein solches Buch über das Matterhorn geschrieben, das jetzt in deutscher Uebersetzung von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart herausgegeben worden ist. (Das Matterhorn. Von Guido Rey. Vorwort von Edmondo de Amicis. Geologische Erläuterungen von Vittorio Novarese. Mit 37 Zeichnungen von Edoardo Rubino und 11 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen. Vornehm geheftet 18 Mark, gebunden 20 Mark.) Rey ist ans Werk gegangen mit der Begeisterung des echten Alpenfreundes, mit offenem Blick für alle Schönheiten wie für die erhabenen Schrecken der Gebirgswelt, mit einem Herzen voll Liebe für die Menschen, die in jenen von dem Obelisken des „Mons Silvius“ überragten Hochtälern daheim sind. Der Verfasser gliederte seinen Stoff in fünf Kapitel; das erste ist den „Vorläufern“ gewidmet; es geht von den ersten historischen Erwähnungen des Matterhorns und seiner Umgebung aus und führt die Geschichte der Beobachtungen und Versuche, dem Berge näherzukommen, bis zum Jahre 1855. Das zweite Kapitel, „Das Val Tournanche“ überschrieben, gibt eine landschaftlich wie kulturhistorisch eingehende, auch menschlich sehr anziehende Schilderung dieses Hochtals. Das dritte Kapitel zeigt, wie nach unendlichen Schwierigkeiten, unter seltsamen Verwicklungen und in einem fast dramatisch verlaufenden Rivalitätskampf zwischen englischen und italienischen Alpinisten, heimischen und auswärtigen Führern die erste Besteigung des Matterhorns, nicht ohne ein furchtbares, in der Geschichte des Alpinismus berühmt gewordenes Unglück, endlich gelang und andre ihr rasch folgten. In den drei letzten Kapiteln berichtet Rey über seine eignen Matterhornfahrten, wobei er immer auch auf die Leistungen andrer Alpinisten Bezug nimmt und außer wertvollen hochtouristischen Ratschlägen auch prächtige Stimmungsbilder aus dem Naturleben in den eisigen Höhen des gewaltigen Gipfels gibt. Außer durch einen von B. Novarese verfaßten Anhang, der sehr erwünschte Mitteilungen über „Die Geologie des Matterhorns“ gibt, wird Reys Text aufs schönste und glänzendste durch den reichen Illustrationsschmuck ergänzt. Um die photographischen Aufnahmen des Matterhorns, die in dem Buch zu finden sind, dem Kenner alpiner Photographien zu empfehlen, genügt es, zu sagen, daß sie von dem trefflichen Vittorio Sella herrühren. Würdig reihen sich ihnen die Zeichnungen von Edoardo Rubino an. Teils mit der Feder, teils auf grüngrauem Papier in schwarzer und weißer Kreide ausgeführt, überraschen sie durch wahrhaft künstlerische Auffassung und Technik; den Alpinisten und Geologen werden sie besonders auch durch das feine Verständnis für die Formen, sonstigen für die Anatomie des Felsgiganten erfreuen und fesseln. — Alles in allem ein wirkliches Prachtwerk, das auch im deutschen Publikum seinen Weg machen wird!

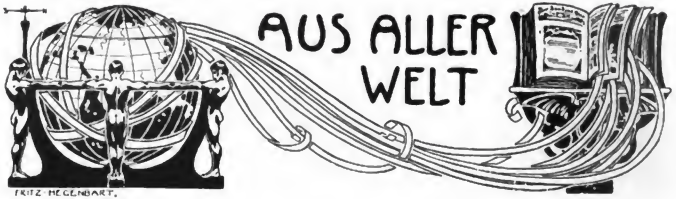
— Daniel Sanders Zitatenlexikon ist soeben in zweiter Auflage erschienen (Leipzig, J. J. Weber, gebd. 6 Mark). Was dieses Buch vor manch andern gleichartigen Sammlungen auszeichnet, ist die Weise der Anordnung: die Zitate sind nicht nach Begriffen gruppiert, für ihre Eingliederung ist, in alphabetischer Folge, das Schlagwort entscheidend gewesen, dem der Sinn der betreffenden Sentenz gilt. In der Zusammenstellung seines Buches hat der inzwischen verstorbene Herausgeber eine ungeheure Vielseitigkeit bewiesen. Er beschränkte sich nicht darauf, landläufige Lexikonzitate aus Homer, Shakespeare, Goethe und andern Großen der Weltliteratur mitzuteilen, neben Bibelvers, Sprichwort und Stammbuchblatt treten treffende Gedanken und kernhafte Worte aus der Gegenwart, ja ab und an stößt man auch auf den Humor der „Fliegenden Blätter“ und die Satire des „Kladderadatsch“. Die neue Auflage ist, wie schon der erheblichere Umfang des Buches erweist, nicht unbeträchtlich vermehrt.

— „Aus meinem Leben“ hat der vor Jahresfrist verstorbene Staatsmann und Nationalökonom Albert Schäffle sein letztes zusammenfassendes Werk betitelt, das vor kurzem bei E. Hofmann & Comp. in Berlin erschienen ist. Der Verfasser, einer der kenntnisreichsten und streitbarsten Politiker der letzten Zeit, betont zwar in der Vorrede, daß er dies sein Vermächtnis eigentlich nur für seine Enkelkinder geschrieben habe, auf daß sie ihn dermaleinst so kennen sollten, wie er wirklich war. Wer nach diesen Worten aber glaubt, daß Schäffle hier mehr seinen Lebens- und Entwicklungsgang aus all den Nebensächlichkeiten, die vor den größeren Aufgaben der politischen und wissenschaftlichen Tätigkeiten in den Hintergrund getreten, wieder aufbauen wollte, sieht sich getäuscht. Die Denkwürdigkeiten sind vielmehr eine monumentale Verteidigungsrede seiner ganzen politischen und wissenschaftlichen Mission, eine Selbstanalyse, von edler Wahrheitsliebe erfüllt, getragen von männlichem Selbstbewußtsein. Nur kurz werden die Erlebnisse seiner aus ärmlichen Verhältnissen durch politische Wirren sich mühsam durchringenden Jugend geschildert. Nur hier und dort blitzt etwas Humor auf. Den größten Raum nimmt naturgemäß die Darstellung seiner Tätigkeit im Ministerium Hohenwart ein. Mit Genugtuung konstatiert er, daß sich seine Anschauungen über eine Zollunion Deutschlands und Oesterreichs im Lauf eines Menschenalters nicht geändert haben und durch die jüngsten Ereignisse in der Weltpolitik aufs neue befestigt worden seien. Die durch die großen Umwälzungen der siebziger Jahre bedingte Wandlung seiner politischen Anschauung, die aus einem Großdeutschen schließlich einen begeisterten Anhänger und stets bereiten Mitarbeiter des Fürsten Bismarck machte, legt er ausführlich dar. Sein Briefwechsel mit dem Kanzler ist vollständig wiedergegeben. Gelegentlich werden auch philosophische Fragen gestreift, und

Mit Genehmigung von E. Bieber, Hofphotograph, Berlin und Hamburg

Reichskanzler Fürst Bernhard von Bülow

Digitized by Google



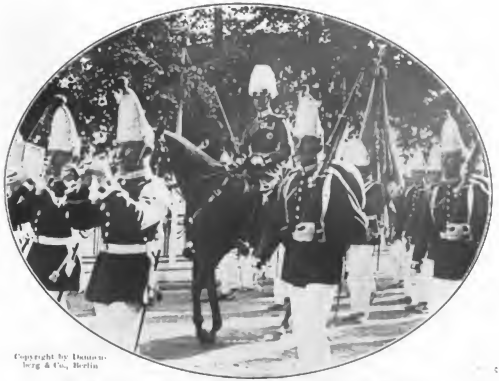
Der Einzug der Herzogin Cecilie in Berlin

Eine Reihe feſtlicher Tage begann für Berlin mit dem 3. Juni, an dem Herzogin Cecilie von Mecklenburg, die Kronprinzenbraut, ihren feierlichen Einzug in die Stadt hielt, um am 6. Juni dem Kaiſerſohne die Hand zum Lebensbunde zu reichen. Die Herzogin, die morgens mit der Großherzogin-Mutter Anaſtaſia und ihrem Gefolge Schwerin verlaſſen hatte, traf um 12 Uhr mittags auf dem Lehrter Bahnhof ein. Hier wurde die Braut von dem Oberſtallmeiſter und dem Gouverneur von Berlin empfangen und durch das mit Roſen geſchmückte Portal zur Galakutſche geleitet. Friſche Roſen waren ihr auf den Weg geſtreut. Die Fahrt ging nach dem zwiſchen dem Tiergarten und der Spree gelegenen Schloſſe Bellevue. Eine ungeheure Menſchenmenge begrüßte die Herzogin, die huldvoll nach allen Seiten dankte. Vor dem Schloß Bellevue wurde die Braut vom Kaiſer und dem Kronprinzen empfangen, von den im Schloſſe verſammelten Würdenträgern begrüßt und dann vom Kaiſer zu der in den oberen Gemächern ihrer harrenden Kaiſerin geleitet. Um 1 Uhr fand im Schloß Familientafel ſtatt. Nachmittags erfolgte der Einzug der Braut in die Stadt. Die Einzugsſtraße prangte in herrlichſtem Schmuck. Grünes Laub und rote Roſen bildeten den Grundcharakter der Dekoration. Das Publikum füllte zu vielen Tauſenden die Feſtſtraße. 30000 Mitglieder von gewerblichen Verbänden, Vereinen, Korporationen, Kriegerverbänden und ſo weiter bildeten das Spalier. In der Nähe des Schloſſes Bellevue ſtanden 6000 Knaben und Mädchen. Bald nach 4 Uhr zogen 100 Ehrenjungfrauen in weißen Gewändern zum Pariſer Platz und ſtellten ſich vor der Tribüne auf. Um 4¼ Uhr ritt der Kronprinz an der Spitze der 2. Kompagnie des 1. Garderegiments vom Schloſſe Bellevue durch die Feſtſtraße zum Königlichen Schloß. Um 5 Uhr verließ Herzogin Cecilie das Schloß in einem prachtvollen achtſpännigen Staatswagen, begleitet von der Kaiſerin. Vorauf ritten Poſtillone, die bliſen: „Wir winden dir den Jungfernkranz“, dann kamen Gardeküraſſiere, das berittene Korps der Berliner Schlächtermeiſter und Gardedragoner. Es folgten drei ſechsſpännige Galawagen mit der Umgebung der Kaiſerin und der Herzogin Cecilie. Nun erſchien, mit einer Halbeskadron Gardedukorps daor, der Staatswagen mit der Braut und zu ihrer Rechten die Kaiſerin, auf dem Rückſitz die Oberhofmeiſterin Freifrau von Tiele-Winckler. Neben dem Staatswagen ritt Oberſtallmeiſter Graf Wedel. Auf den Wagentritten ſtanden Pagen. Als der Staatswagen auf dem Pariſer Platz angekommen war, hielt Oberbürgermeiſter Kirſchner eine Begrüßungsanſprache, auf welche die Herzogin mit freundlichen Worten dankte. Dann ſetzte ſich der Zug wieder langſam in Bewegung. Unmittelbar hinter dem Wagen ritten Generalfeldmarſchall von Hahnke, der Kommandant von Berlin und der Polizeipräſident, welche die Braut bereits vor dem Brandenburger Tore empfangen hatten. Den Beſchluß des Zuges bildeten eine halbe Eskadron Gardedukorps, zwei ſechsſpännige Wagen mit dem Hofſtaat der Kaiſerin und der Herzogin-Braut, endlich eine Eskadron Ulanen.

Phot. Louis Held, Weimar

Vom Einzug der Braut des Kronprinzen in Berlin: Abfahrt im Galawagen von Schloß Bellevue

Digitized by Google


Copyright by Damm-
berg & Co., Berlin

Der Kronprinz holt an der Spitze seines Regiments seine Braut ein

Fürst Bülow

Es war schon lange kein Geheimnis mehr, daß der Kaiser dem vierten Kanzler des Reiches eine besondere Ehrung zugedacht hatte. Der Leiter unsrer auswärtigen Politik, der bereits nach kurzer Tätigkeit in der Wilhelmstraße zum Grafen emporstieg, wußte aber bisher sich einer neuen Standeserhöhung, zu der sich in den letzten Jahren mehrfach Gelegenheit geboten, immer zu entziehen. War es eine bescheidenere Einschätzung seiner eignen Verdienste, war es die Rücksicht auf sein nicht fürstliches Vermögen, die ihn bisher den Fürstenhut ausschlagen ließen? Jedenfalls hat er nun die Genugtuung, daß ihm die Ehrung unter ganz besonders glücklichen Begleitumständen zuteil wird. Eine Millionenerbschaft ist ihm in den Schoß gefallen, und seine Politik hat sowohl im Innern als auch in den auswärtigen Fragen, wie die Marokkoaffäre gezeigt hat, in letzter Zeit ganz besondere Erfolge erzielt.

Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Oberbürgermeister Kirschner und die Ehrenjungfrauen auf dem Pariser Platz den Zug erwartend

Digitized by Google

Das neue Armeemuseum in München

Phot. Dr. A. Georgii, München

Das Armeemuseum in München

Das im Jahre 1879 von König Ludwig II. begründete bayrische Armeemuseum hat sich in der verhältnismäßig kurzen Zeit seines Bestehens dank dem Geschick und Eifer seiner Leiter und Förderer, vor allem des Prinzen Rupprecht von Bayern, der in den neunziger Jahren das Protektorat über das Institut übernahm, aus kleinen Anfängen zu einer höchst stattlichen, reichhaltigen Sammlung entwickelt, die ihrem wissenschaftlichen und nationalen Zweck in vortrefflicher Weise dient und den älteren historischen Museen der bayrischen Hauptstadt sehr bald völlig ebenbürtig zur Seite stehen wird. Das rasche Anwachsen der ursprünglich im Zeughause auf Oberwiesenfeld untergebrachten Sammlungen machte schon nach zwei Jahrzehnten die Errichtung eines neuen, großen, bequem erreichbaren Gebäudes notwendig, in dem das wertvolle Material übersichtlich aufgestellt werden konnte, und so wurde in den Jahren 1900 bis 1904 auf dem Platz der ehemaligen Hofgartenkaserne in unmittelbarer Nähe der königlichen Residenz ein großartiger Monumentalbau aufgeführt, der seit dem Juni vorigen Jahres alle im Armeemuseum vereinigten kriegsgeschichtlich interessanten Gegenstände enthält und am 12. März dieses Jahres, dem vierundachtzigsten Geburtstag des Prinzregenten Luitpold, von dessen ältestem Sohne, dem Prinzen Ludwig, feierlich eröffnet wurde. Das neue Museum ist ein 160 Meter langes Gebäude im Stil der italienischen Renaissance, bestehend aus einem kuppelgekrönten Mittelbau und zwei Zwischenbauten, die von zwei als Risaliten behandelten, mit ionischen Halbsäulen maskierten Kopfbauten abgeschlossen werden; nach Norden hin ist ein 86 Meter langer Seitenflügel angebaut. Im Innern wirkt besonders imposant die 32 Meter hohe und 26 Meter breite, reich ausgeschmückte Kuppelhalle, in der von der Galerie zahlreiche alte Fahnen des bayrischen Heeres und Siegestrophäen herabhängen. Längs der Hauptwand sind die Büsten der vier Vorgänger des jetzigen Königs aufgestellt, in der Mitte steht die von Hugo Kaufmann modellierte Ganzfigur des Prinzregenten Luitpold. Das Erdgeschoß enthält auf der einen Seite Handfeuerwaffen, auf der andern Geschütze, das obere Stockwerk Uniformen, Hieb- und Stoßwaffen, Gemälde und so weiter, und zwar im nördlichen Flügel aus der Zeit von 1500 bis 1805, im südlichen aus der neueren Zeit. Das Gebäude ist nach dem Entwurf und unter der Oberleitung des Geheimen Oberbaurats Wellinger ausgeführt worden; um die Aufstellung der Sammlungen haben sich besonders der Vorstand des Museums, Major Fahrmbacher, der Maler Anton Hoffmann und Oberzahlmeister Freiherr v. Hunoldstein verdient gemacht. Die Kosten des Baues betragen 2 150 000 Mark.

Das Vaterländische Museum in Celle

In den letzten beiden Jahrzehnten sind in Niederdeutschland eine ganze Anzahl Museen entstanden, die insbesondere Erzeugnisse der alten Hauskunst im engeren Vaterlande zu sammeln begonnen haben. Im Jahre 1892 wurde das Vaterländische Museum in Celle gegründet. Es darf mit Recht behauptet werden, daß die Eigenart der Anlage dieses Museums, des ersten seiner Art im ganzen Niedersachsen, vorbildlich für viele andre Museen geworden ist. Zuerst waren die Celler Sammlungen in einem früheren Stadtkommandantenhause, der späteren Bürgerschule, untergebracht. Was da in ungemein schneller

Digitized by Google

Folge zusammengekommen war, hatte man möglichst zu vollständigen Bildern zusammengestellt. So war dort u. a. zu sehen eine echte und vollständige alte niedersächsische Bauernküche sowie eine Bauernstube mit allen Einzelheiten, Modelle von Häusern und Gehöften der verschiedenen Landesteile Niedersachsens, eine Stube der Wilsener Marsch (die Intarsien, Marketeriearbeiten der Möbel dieser Gegend werden jetzt bekanntlich besonders hoch bewertet), eine Stube mit Gebrauchsgegenständen der alten Innungen und Gewerke, großartige Sammlungen alter bäuerlicher und städtischer Beleuchtungsgeräte und der Geräte der Flachs- und Leinenbereitung und so weiter. Zuletzt war kein Raum mehr in dem ziemlich großen Hause, und die Sammlungen wuchsen zusehends. Da hat denn nun der Museumsverein nach den wohldurchdachten Plänen des Architekten Tasse in Linden bei Hannover und des Direktors des Museums, Fabrikanten Bomann, dem königlichen Schlosse gegenüber, auf dem sogenannten „Schloßplatze", für die ungemein wertvollen Sammlungen den würdigen Renaissancebau aufführen lassen, den wir heute im Bilde wiedergeben. Im September dieses Jahres wird die Eröffnung des Museums erfolgen können. Ueber die innere Einrichtung mag nur so viel verraten werden, daß man die sehr bewunderten älteren Darstellungen vielfach weiter ausgebaut hat, daneben werden aber auch zahlreiche neue Einzelheiten das Entzücken aller Museums- und Vaterlandsfreunde wachrufen. Die Stadt Celle kann stolz sein auf ihr neues Museum, das das Band zwischen Gegenwart und Vergangenheit sicher immer enger knüpfen und die Liebe zu unsrer Väter Werk stets aufs neue anregen und stärken wird.

Phot. Gustav Severing

Innenraum des neuen bayrischen Armeemuseums mit alten Waffen und erbeuteten Fahnen

Phot. H. Tebning

Das Vaterländische Museum in Celle (Hannover)

Digitized by Google

Zur Ozeanwettfahrt um den Kaiserpokal

Die deutschen Farben sind aus der Ozeanregatta um den Pokal Kaiser Wilhelms mit Ehren hervorgegangen: zwar ist der erste Platz und damit der Siegespreis der von Kapitän Barr geführten amerikanischen Jacht „Atlantic" zugefallen, die am 29. Mai bei Kap Lizard eintraf, aber die deutsche „Hamburg", die am 30. Mai durchs Ziel ging, hat wenigstens den zweiten Platz errungen, ein Erfolg, der um so ansehnlicher und erfreulicher ist, als bekanntlich die „Hamburg" die einzige deutsche Jacht war, die an der Wettfahrt teilnahm, und der

Phot. L. Renard, Kiel

Die Jacht „Hamburg", die am Wettsegeln um den Kaiserpreis teilnahm

Segelsport in Deutschland erheblich jüngeren Datums ist als in England und Amerika. Eine Wettfahrt über den Ozean stellt selbstverständlich unvergleichlich höhere Anforderungen an das nautische Geschick und die Erfahrung der Bemannung als eine Segelregatta auf einem See oder einem Binnenmeer, und so darf man das Verdienst an dem günstigen Resultat in erster Linie dem trefflichen, als Sportsegler schon seit längerer Zeit weitbekannten Führer der Jacht, Herrn Adolf Tietgens aus Hamburg, und der aus lauter ausgesuchten Leuten bestehenden Mannschaft zuerkennen.

Amalie Schönchen †

Die deutsche Bühne hat in der am 24. Mai in München verstorbenen Hofburgschauspielerin Amalie Schönchen eine Tarstellerin verloren, die in ihrem speziellen Fache — Mütterrollen im obeldeutschen Bauernstück — ihresgleichen nicht hatte und auch nicht leicht finden wird. Die 1834 zu München geborene Künstlerin hatte ihre Bühnenlaufbahn als Sängerin begonnen. 1864 folgte sie einem Rufe an das Stadttheater in Nürnberg, und hier unternahm sie, erst dreißig Jahre alt, den Uebergang in das Fach der „komischen Alten", in dem sie es rasch zur Berühmtheit brachte. Einige Jahre später kam sie an das Münchner Gärtnerplatztheater und wurde eine der Zierden dieses Kunstinstituts, dem sie vierundzwanzig Jahre lang angehörte. Die Volksstücke H. von Schmids boten ihr die ersten Gelegenheiten zur Entwicklung ihrer künstlerischen Individualität; die Höhen ihrer Kunst aber erreichte sie in der Darstellung Anzengruberscher Gestalten, so der Brigitt im „Pfarrer von Kirchfeld", der Burgerlies im „Meineidbauer", an die sich später noch die Traudl im „Herrgottschnitzer", die Waberl im „Austragstüberl", die Kresenz in der „Z'widerwurz'n" und so weiter anreihten. 1886 ging sie nach Wien an das Raimund-Theater, von wo sie 1890 an das Hofburgtheater berufen wurde. Am 14. Mai erkrankte sie in Berlin, wo sie bei den Anzengruber-Festspielen mitwirken sollte, unmittelbar nach ihrem ersten Auftreten.

Phot. Bieganer, Wien

Amalie Schönchen †

Das Kaiser-Friedrich-Denkmal in Charlottenburg

Die offiziellen Feierlichkeiten zur Erinnerung an die vor zwei Jahrhunderten erfolgte Gründung der Stadt Charlottenburg wurden mit der Enthüllung des auf dem Luisenplatz aufgestellten

Phot. Gerstham Bain, Paris

Zur Ozeanwettfahrt: Kapitän und Mannschaft der Segeljacht „Hamburg"

Digitized by Google

Der Kaiser

Phot. Zander & Labisch, Berlin

Enthüllung des von Joseph Uphues entworfenen Kaiser-Friedrich-Denkmals in Charlottenburg

Digitized by Google

Kaiser-Friedrich-Denkmals eröffnet, die am 27. Mai in Gegenwart des Kaisers stattfand. Die Festrede hielt Oberbürgermeister Schustehrus; er dankte dem Kaiser, daß er durch seine Teilnahme an der Denkmalsenthüllung der Zweihundertjahrfeier die höchste Weihe gegeben habe, und gedachte in warmen Worten des Kaisers Friedrich, bei dessen Denkmal die Charlottenburger Bürgerschaft das Gelübde unerschütterlicher Treue zu dem Kaiser und dem Hohenzollernhaus erneue. Die von Professor Uphues geschaffene Reiterstatue des Kaisers ist in Bronze gegossen; die übrige Denkmalsanlage ist zum größten Teil aus blaugrauem Granit hergestellt.

Kaiser Wilhelm in Gravelotte

Von seiner Mittelmeerreise zurückkehrend, hat sich Kaiser Wilhelm nach einem kurzen Besuch in Karlsruhe nach den Reichslanden begeben. In seiner Gegenwart wurde am 11. Mai auf dem Friedhofe in Gravelotte die Gedenkhalle, die zu Ehren der in der Schlacht von Gravelotte gefallenen deutschen Krieger errichtet worden ist, eingeweiht. Der monumentale Bau stellt eine viereckige Säulenhalle mit unbedecktem Mittelhofe dar, in dem eine Marmorbüste Kaiser Wilhelms I. steht. An den Wänden sind die Gedenktafeln mit den Namen der Gefallenen und die Medaillons der Korpsführer von 1870 angebracht. Der erhöhte Mittelbau der Rückwand birgt die vom Kaiser gestiftete überlebensgroße Figur des Friedensengels mit Posaune, ein Werk des Berliner Bildhauers Ludwig Cauer. Zur Einweihung traf der Kaiser zu Pferde von Metz kommend ein. In seiner Begleitung befanden sich der Kommandant des Hauptquartiers General v. Plessen und der kommandierende General des XVI. Armeekorps General der Infanterie Stoetzer. Auf dem Wege bildeten die Truppen der Metzer Garnison Spalier. Der Statthalter Fürst Hohenlohe, der mit dem Staatssekretär v. Köller und dem Bezirkspräsidenten Grafen Zeppelin den Kaiser empfangen hatte, geleitete den Monarchen in die Gedenkhalle, vor der eine Kompagnie des 67. Regiments mit sämtlichen Fahnen und eine Eskadron der 13. Dragoner mit sämtlichen Standarten der Metzer Garnison Aufstellung genommen hatten. Nachdem die Feldzeichen hinter der Figur des Engels postiert waren, hielt Fürst Hohenlohe eine kurze Ansprache, in der er dem Kaiser für sein Erscheinen sowie für sein Geschenk dankte und die Erlaubnis zur Einweihung der Halle erbat. Dann sprachen der protestantische Militäroberpfarrer Friedrich und der katholische Garnisonpfarrer Monsignore Limpenbach Gebete, die der Kaiser entblößten Hauptes anhörte.

Phot. Chuseau-Flaviens, Paris

König Alfons XIII. und Präsident Loubet in Paris

König Alfons XIII. in Paris

Der jugendliche König von Spanien hat von seinem Besuch in der französischen Hauptstadt Erinnerungen und Eindrücke mitgenommen, wie sie gegensätzlicher nicht gedacht werden können. Die Pariser Bevölkerung hat ihm einen ungemein sympathischen Empfang bereitet, der junge Monarch hat sich aller Herzen im Fluge erobert, und in reichem, fast überreichem Maße waren die Tage, die er in der „Lichtstadt" zubrachte, mit festlichen Veranstaltungen aller Art ausgefüllt; aber nicht weniger als zweimal wurde er dabei durch verbrecherische, zum Glück mißlungene Anschläge auf sein Leben, die einen grellen Mißklang in die allgemeine Festesfreude brachten, in empfindlicher Weise an die „Unannehmlichkeiten des Berufs" erinnert. Der König war am 30. Mai in

Phot. Eugen Jacobi, Metz

Ansprache des Statthalters Fürsten zu Hohenlohe an den Kaiser in der Gedenkhalle zu Gravelotte

Digitized by Google

Paris eingetroffen und im Ministerium des Aeußern als Gast Telcassés abgestiegen. Als er am Nachmittag desselben Tages ins Elysee fuhr, um dem Präsidenten Loubet und seiner Gemahlin einen Besuch abzustatten, durchbrach in der Avenue du Bois de Boulogne ein mit einem Dolch bewaffneter Mann das Spalier und stürzte sich unter Trohrufen auf den Wagen des Königs, wurde aber sofort festgenommen und unschädlich gemacht. Während diesem Vorfall verhältnismäßig wenig Bedeutung beigelegt wurde, schwebte der König und mit ihm Präsident Loubet einen Tag später in ernster Gefahr. Die beiden Staatsoberhäupter hatten am 31. Mai die Große Oper besucht und fuhren nach der Vorstellung nachts gegen 12½ Uhr im offenen Wagen durch die Rue de Rivoli, als plötzlich unmittelbar am linken Hinterrade mit lautem Knall und grell aufzuckendem Feuerschein eine Bombe explodierte, die von unbekannter Hand aus einem Versteck von rechts her über den Wagen geschleudert worden war. Sowohl der König wie der Präsident blieben unverletzt und bewahrten in bewundernswerter Weise ihre Fassung; der König nahm kaltblütig den Helm vom Haupte und richtete sich im Wagen auf, um dem Publikum zu zeigen, daß er unverletzt geblieben war. Dann aber äußerte er sofort Besorgnis für seine Umgebung, und es stellte sich heraus, daß 21 Personen verletzt waren, aber keine lebensgefährlich. Der größte Teil der Bombenladung war dem Pferde eines Kürassiers von der Eskorte in den Leib gedrungen. Den Attentäter glaubt die französische Polizei in einem spanischen Anarchisten namens Ferras ermittelt zu haben, doch ist es ihr bisher nicht gelungen, des Verdächtigen habhaft zu werden.

Phot. E. Gribaudon, Paris

Letzte Aufnahme des verstorbenen Barons Alphons von Rothschild in Paris

Baron Alphons von Rothschild †

Der Seniorchef des Pariser Bankhauses Rothschild, Baron Alphons von Rothschild, ist am 27. Mai im Alter von 78 Jahren gestorben. Er war 1868 seinem Vater, Baron Jakob, dem fünften Sohn des Gründers der berühmten Bankierdynastie, in der Leitung des Pariser Hauses gefolgt und bekleidete zugleich zahlreiche andre hervorragende Stellungen bei finanziellen Unternehmungen. Er stand seinerzeit an der Spitze des Syndikats, das sich nach dem deutsch-französischen Krieg der Aufgabe unterzog, die fünf Milliarden Kriegsentschädigung

Transport japanischer Verwundeter durch chinesische Kulis

Digitized by Google

Admiral Birilew, der neue Kommandeur der ruff. Seestreitkräfte in Oſtaſien

aufzubringen. Unter ſeiner Leitung war das Pariſer Haus lange Zeit der Bankier Rußlands und nahm hervorragenden Anteil an großen Finanzgeſchäften andrer Staaten. Er war ein Freund der Wiſſenſchaften und Künſte und galt beſonders als ſeiner Kunſtkenner.

Vom Krieg in Oſtaſien

Die lang erwartete Seeſchlacht zwiſchen der ruſſiſchen und der japaniſchen Flotte hat endlich am 27. und 28. Mai bei den Tſuſchima-Inſeln in der Koreaſtraße ſtattgefunden und mit einem glänzenden Siege der Japaner geendigt. Gleich die erſten noch unvollſtändigen Berichte über die Schlacht ließen erkennen, daß die Niederlage der Ruſſen gleichbedeutend mit einer Kataſtrophe iſt, denn ſie meldeten, daß nicht weniger als zehn große Schiffe der Ruſſen von den Japanern zerſtört, fünf genommen worden ſind; allem Anſchein nach aber haben die Sieger den Ruſſen bei der Verfolgung der übriggebliebenen Schiffe noch weitere ſchwere Verluſte zugefügt. Nach Wladiwoſtok iſt nur ein kläglicher Ueberreſt des ſtolzen Geſchwaders gelangt, der den Japanern nicht mehr viel zu ſchaffen machen wird, und der Vizeadmiral Birilew, der beſtimmt iſt, den Oberbefehl in Wladiwoſtok zu übernehmen, hat die denkbar undankbarſte Aufgabe vor ſich.

Zur Auflöſung der ſchwediſch-norwegiſchen Union

Das norwegiſche Storthing hat am 7. Juni einſtimmig Norwegens Vereinigung mit Schweden unter einem König für aufgelöſt erklärt und die Regierungsgewalt vorläufig dem bisherigen Kabinett übertragen. Den unmittelbaren Anſtoß zu dieſem folgenſchweren Beſchluß gab die ablehnende Haltung des Königs gegenüber der Forderung Norwegens, eine eigne Konſulatorganiſation zu erhalten; doch in Wirklichkeit war dieſe Streitfrage nur ein Glied in einer Kette von Gegenſätzen, die von jeher zwiſchen den beiden „Brudervölkern“ beſtanden. Die Auflöſung der Union wirft einen tiefen Schatten auf den Lebensabend des greiſen Königs Oskar II. (geb. 1829), der ſeit 1872 über die beiden Reiche herrſcht und ſich um ihre Entwicklung aufs höchſte verdient gemacht hat. Aus der 1857 geſchloſſenen Ehe des Königs mit der Prinzeſſin Sophie von Naſſau ſind vier Söhne hervorgegangen: der Kronprinz Guſtav Adolf, Prinz Oskar, Herzog von Gotland, Prinz Karl, Herzog von Weſtgotland, und Prinz Eugen, Herzog von Nerike. Das Storthing hat den König um ſeine Mitwirkung dazu gebeten, daß ein jüngerer Prinz des Hauſes Bernadotte ſelbſtändiger König Norwegens werde, und es iſt nicht unmöglich, daß der dritte Sohn des Königs, Prinz Karl (geboren 1861), dazu auserſehen wird. Ihren äußeren Ausdruck fand die Neuordnung der Dinge u. a. darin, daß in ganz Norwegen am 9. Juni die bisherige Kriegs- und Feſtungsflagge mit der durch den Beſchluß des Storthings feſtgeſetzten neuen verlaufcht wurde, bei welchem Akte beide Flaggen auf den Feſtungen und auf den Kriegsſchiffen mit einundzwanzig Schüſſen ſalutiert wurden. In Chriſtiania fand dieſer Akt auf der Feſtung Akershus in Anweſenheit der Garniſon ſtatt.

Phot. Wilſe, Chriſtiania

Hiſſen der neuen norwegiſchen Flagge auf dem Akershus-Fort in Chriſtiania

König Oskar von Schweden

Fürſt Leopold von Hohenzollern †

Der Chef der nichtregierenden fürſtlichen Linie des Hauſes Hohenzollern, Fürſt Leopold, iſt am 8. Juni in Berlin, wo er ſein Hochzeitsfeierlichkeiten beigewohnt hatte, unerwartet raſch geſtorben. Mit ihm iſt ein Mann dahingeſchieden, deſſen Name einſt in der ganzen Welt genannt wurde, als ihm im Jahre 1870 die Spanier ihren verwaiſten Königsthron angeboten hatten und Frankreich gegen ſeine Kandidatur Einſpruch erhob, um einen Vorwand zum Kriege mit Preußen zu finden, der dann trotz der Berichtleiſtung des Fürſten auch zum Ausbruch kam. Fürſt Leopold war als Sohn des Fürſten Karl Anton zu Krauchenwies am 22. September 1835 geboren, hat ſomit ein Alter von faſt ſiebzig Jahren erreicht. Er war vierzehn Jahre alt, als das Fürſtentum Hohenzollern an die Krone Preußen überging. Mit ſechzehn Jahren trat der junge Erbprinz in die preußiſche Armee ein, der er mehr als dreiundfünfzig Jahre angehört hat. Im Krieg von 1866 machte er als Oberſtleutnant, den von 1870/71 als Oberſt im Stabe des Oberkommandos der von Kronprinz Friedrich Wilhelm befehligten Armee mit. 1885 folgte er ſeinem Vater als Chef des fürſtlichen Hauſes Hohenzollern, als

Phot. C. Bieber, Berlin

Fürſt Leopold von Hohenzollern †

Digitized by Google

der er in Sigmaringen residierte. Im Juli desselben Jahres wurde er zum Chef des Füsilierregiments Nr. 40 ernannt, dem der Kaiser für immer den Namen Fürst Karl Anton von Hohenzollern-Regiment verlieh. Am 18. Sept. 1886 erfolgte die Beförderung des Fürsten zum General der Infanterie, und am 19. Septbr. 1888 stellte ihn der oberste Kriegsherr à la suite des 1. Garderegiments zu Fuß. Am fünfundzwanzigsten Jahrestage der Schlacht von Königgrätz erteilte der Kaiser seinem fürstlichen Vetter das Prädikat „Königliche Hoheit". Zu seinem fünfzigjährigen Militärjubiläum wurde der Fürst von Kaiser Wilhelm zum Generaloberst ernannt. Sein jüngerer Bruder Karl wurde bekanntlich 1866 zum Fürsten von Rumänien erwählt und 1881 zum König proklamiert. Seit 1861 war der Fürst mit der Infantin Antonia von Portugal vermählt. Von seinen drei Söhnen folgt ihm der älteste, Wilhelm (geboren 1864), als Oberhaupt des fürstlichen Hauses; der zweite, Prinz Ferdinand, ist als Erbe seines kinderlosen Oheims, des Königs Carol von Rumänien, zur Thronfolge in diesem Lande ausersehen; der dritte, Prinz Karl Anton, Major im Großen Generalstabe, weilt zurzeit beim japanischen Heere in der Mandschurei.

Von der deutschen Kolonie in Tientsin

In der europäischen Niederlassung, die sich der alten chinesischen Hafenstadt Tientsin angegliedert hat, spielt neben Engländern und Franzosen das deutsche Element die wichtigste Rolle, besonders seitdem dort die Stäbe und der Hauptteil unsrer ostasiatischen Besatzungsbrigade nebst den zugehörigen Verwaltungsbehörden in Garnison liegen. Als offizieller Vertreter des Deutschen Reiches fungiert ein Vizekonsul, eine deutsche Zeitung, das „Tagblatt für Nord-China", dient den gemeinsamen öffentlichen Interessen der Kolonie, und verschiedene Vereine sorgen durch Pflege der Geselligkeit und gemeinnütziger Bestrebungen dafür, daß den Landsleuten auf diesem vorgeschobenen Posten im fernen Osten der deutsche Geist und das Gefühl der Zusammengehörigkeit nicht verloren gehe. Einer dieser Vereine ist der unter der Leitung des Vizekonsuls Dr. Wendschuch stehende Deutsche Reiterklub, dessen gesellige Veranstaltungen sich großer Beliebtheit bei der Kolonie erfreuen, wie sich u. a. bei seinem letzten größeren Ausflug zeigte, der am 9. April unter Beteiligung zahlreicher Mitglieder und Freunde des Klubs stattfand. Das Ziel des Ausflugs war das „Mandarinengrab", ein mit einzelnen Baumpartien bestandener, nahe am Kaiserkanal gelegener grüner Rasenplatz, wie sie in der sandigen Peiho-Ebene nur selten sind. Dort hinaus zog in der Sonntagsfrühe die Schar der Festteilnehmer zu Pferde, zu Wagen, zu Fuß, unter Vorantritt der berittenen deutschen Artilleriekapelle. Auf dem Picknickplatz angekommen, erquickte sich die Gesellschaft zunächst an den dorthin geschafften Erfrischungen, unter denen der Chronist des Ausflugs „sogar deutsches Faßbier" zu verzeichnen weiß; dann fand programmgemäß eine Schnitzeljagd statt, an der fünfundzwanzig Reiter, darunter fünf Offiziere, teilnahmen und aus der Oberleutnant von Kuhlwein als Sieger hervorging. Es folgte auf dem Festplatz die Verteilung der Preise durch eine der anwesenden Damen, dann wurde in heiterster Stimmung an zwei langen Tafeln das Frühstück eingenommen. Die Nachmittagsstunden wurden durch allerlei Belustigungen, Wett- und Scherzspiele, wie Scheibenschießen, Topfschlagen, Rennen und dergleichen, aufs fröhlichste ausgefüllt.

Picknick bei einem Ausflug des Deutschen Reiterklubs in Tientsin

Phot. Franz Scholz, Tientsin

Digitized by Google

Für müßige Stunden

Silbenrätsel

Nicht allein in Indiens fernen Gauen,
Wo von je es anzutreffen war —
Auch daheim am Schreibtisch kannst du schauen
Mannigfach das erste Silbenpaar.

Ueber Raum und Zeit trägt ohne Schranken
Hohen Fluges dich die Tritte fort.
Hast du sie dem Himmel zu verdanken,
Findest leicht du wohl das Rätselwort.

An dem Ort, da du dein Heim gegründet,
Mög' das böse Ganze nie gedeihn!
Haß und Neid und Zwietracht es entzündet.
Spaltung trägt es in der Bürger Reihn. F. M.

Wechselrätsel

Wer wohl südlich an der Küste
Das geborgne Städtchen wühlte,
Das nur milde Luft bestreicht
Und der Mistral nicht erreicht!

Stellt man um des Städtchens Zeichen,
Muß es stets Erwünschtem weichen;
Hunger, Durst bequem man stillt,
Wenn es prall die Börse füllt.

Aber nahe jenem Orte
Offen steht der Hölle Pforte!
Dem, der spielt in diesem Haus,
Geht das zweite Wort leicht aus. Dr. F. B.

Rätsel

Er kann nie ohne Mutter leben
Und muß doch fliehn ihr Angesicht;
Wohin sie blickt, muß er entschweben,
Weil sie ihn gleich zu Tode sticht.

Du kannst ihn geben allerwegen
Und wirst darum doch ärmer nicht,
Du kannst ihn gehn, dich darin legen,
Er ladet ein, ohn' daß er spricht.

Mit Wohlbehagen ihn genießen,
Stärkt er dich, aber sättigt nicht.
Aus dürrstem Holze kann er sprießen
Und kühlen doch dein Angesicht.

Trag kann er tagelang verweilen,
An einem Ort, wie festgebannt,
Und unermüdlich leicht auch eilen
Mit Roß und Reiter über Land.

Nie wird er tags dein Haus betreten,
Stets warten, bis heraus man tritt,
Und folgen stumm und ungebeten
Und halten stets den gleichen Schritt.

Zur Rechten bald und bald zur Linken,
Bald vorn, bald hinten wird er sein,
Und wo im Saal nachts Kerzen blinken
Schleicht er als schwarzer Mann gern ein.

Dr. K. K. von F.

Logogriph

123456 — ist eine Stadt im russischen Land,
2134 — dort ebenfalls als Stadt bekannt.
42115 — ein Zeichen, das der Schreiber oft macht.
35125 — eine Inselraupe voll tropischer Pracht.
42354 — von Jugend auf mit dem Pferd vertraut.
45452 — eine Frucht, die man in Amerika baut,
1563 — oft Schaden stiftend in Haus und Flur.
423123 — ein Juwel der deutschen Literatur. F. M.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 10:

Des Silbenrätsels: Haarbeutel.
Des Homonyms: Aufzug.
Des Buchstabenrätsels: Spanier, Panier.
Des Kapselrätsels: Alabaster (Ala, Lab, Bast, Ras, Ast, Aster).
Des Anagramms: Auriktel, Ulrike, Esturial.

Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Partie Nr. VII

Turnierpartie, gespielt zu Frankfurt a. M. am 25 Juli 1847.
Weiß: E. Schiffers (†). — Schwarz: M. Harmonik (Berlin).
Für diese dem Kongreßbuch entnommene Partie, die vom Chess Monthly die Perle des Turniers genannt wurde, erhielt der jüngst verstorbene Führer der weißen Steine den für die schönste Partie des Turniers angesetzten Sonderpreis von 100 Mark.

Italienische Partie

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e5**	15. Sf3—g5[1])	Se7—g6
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	16. Te1—e8[1+])	Df8—e8[1])
3. Lf1—c4	**Lf8—e5**	17. Le4×f7†	Kg8—h8[2])
4. c2—c3	Sg8—f6	18. Lf7×e8	Sf4—e2†
5. d2—d4	e5×d4	19. Kg1—h1	Se2×c1
6. c3×d4	Le5—b4†	20. Sg3—f7†	Kh8—g8
7. Le1—d2	Lb4×d2†	21. Sf7—h6††	Kg8—f8!
8. Sb1×d2	d7—d5[1])	22. Dh5—g6†	Ke8—e7
9. e4×d5	Sf6×d5	23. Le8×g6	h7×g6[2])
10. Dd1—h5	Se6—g7	24. Dg6×g7†	Ke8—d7
11. 0—0	0—0	25. Dg7—f6†	Kd8—d7
12. Tf1—e1	c7—c6	26. Sd3—e4[1+])	De7—d8[3])
13. a2—a4	Dd8—c7[2])	27. Df6—d6†	Kd7—e8
14. Ta1—e1!	Sd5—f4	28. Se4—f6†	Aufgegeben.

[1]) Auch Sf6×e4 kam in Betracht.
[2]) Dd8—b6 war hier der richtige Zug.
[3]) Dies bildet die Einleitung zu einem der glänzendsten Angriffe.
[1]) Ein weitberechnetes Manöver, das sich in gleicher Weise durch seltene Eleganz wie durch tadellose Korrektheit auszeichnet.
[2]) Hätte Schwarz die volle Tragweite der Kombination erkannt, so würde er sich noch durch Le8—e6, allerdings mit Bauernverlust, von der drohenden Gefahr haben befreien können.
[3]) Auf Kg8—f8 gewinnt Weiß wie folgt: 18. Sg5×h7† Kf8—e7 19. Te1—e1† Le5—e6 20. Te1×e6† Ke7—d7 21. Lf7×e8† Ta8×e8 22. Te6×e8 Kd7×e8 23. Db3—g3† Ke8—d7 24. Dg3×g7† u. s. w.
[1]) Nimmt Schwarz den Springer, so folgt 34. Dg8—f7† nebst Matt im nächsten Zuge.
[2]) Die Schlußpointe des großartigen Spieles.
[3]) Damenverlust oder Matt ist unvermeidlich. Wenn b7—b6, so 27. Df8—g7† Kd7—d6 28. Sb6—f7† Kd6—c6 (d7) 29. Sf7—d6† Ke6(d7)—d5 30. Dg7—f6† Kd5—d7 31. Df6—e8 matt. 26. . . . Kd7—e6 27. Se4—g5† Ke6—d7 28. Df8—g7† Kd7—d8 29. Sh6—f7† (Kd8—e8 30. Dg7—g8† Ke8—e7 31. Sf7—e5 u. s. w.).

Der Gipfel der Zerstreutheit

Professor: „Es ist doch gut, daß ich diesmal meinen Regenschirm nicht vergessen habe; sonst wäre ich beim Blumengießen ordentlich naß geworden!"

Digitized by Google

Briefmappe

E. M. D. B. Ihre Verse zu Ehren Schillers sind leider ein wenig spät gekommen, aber sie werden, auch wenn wir sie noch post festum bringen, kaum etwas von ihrer Wirkung verlieren.

In Erinnerung an den Dichter
Friedrich Schiller,
geboren 10. November 1759,
gestorben 9. Mai 1805.

Friedrich Schiller, dein sind Ehren
Hier wie in den sel'gen Sphären,
Hoch zum Edeln hin zu lenken
Wußtest du der Menschen Denken,
So im Drama wie Gedichte,
Oftmals aus der Weltgeschichte.
Es entschwinden Leid und Qual,
Wenn im Herzen Ideal.
Mächt'gen Zauber, sondern gleichen,
Übst du in den Weltenreichen,
Förderst auch der Seelen Streben
Zu dem Glück vom ew'gen Leben.
In des Herzens Heiligtum
Blühet ewiglich dein Ruhm. —

A. G. in Berlin. Warum denn so geheimnisvoll anonym? Senden Sie Ihre Erzählung nur ruhig unter Nennung Ihres Namens ein; es kostet Sie weder den Kopf noch die Ehre, wenn sie sich als ungeeignet für uns erweisen sollte.

Frau Sanitätsrat H. N. in Magdeburg. Da Sie gleich manch anderm unserer Leser uns Ihre besondere Vorliebe für die unter der Chiffre M. Sch. in unserer Zeitschrift erschienenen Rätsel bekundet haben, so möchten wir nicht versehlen, Ihnen die bedauerliche Mitteilung zu machen, daß die Verfasserin, Fräulein Marie Schumacher in Kassel, eine langjährige, hochgeschätzte Mitarbeiterin unsers Blattes, am 6. Mai im Alter von zweiundsiebzig Jahren gestorben ist. Die Entschlafene hat außer zwei Bänden Rätselpoesien noch andre Dichtungen hinterlassen, die nach und nach veröffentlicht werden sollen. Die letzten uns noch zur Verfügung stehenden Rätsel von ihr werden wir in den nächsten Nummern bringen.

N. H. in N. Ihre Gedichte sind leider für uns unverwendbar.

A. Fr. in O. Die Porträtmalerin Ludovike Simanowiz, von der das in unserer Schiller-Nummer reproduzierte Bildnis Schillers herrührt, war 1759 als Tochter des württembergischen Regimentsfeldscherers J. F. Reichenbach in Schorndorf geboren. Als Freundin von Schillers Schwester Christophine kam sie früh (in Ludwigsburg) auch mit dem Dichter in freundschaftlichen Verkehr. Sie wurde in Stuttgart unter Leitung des Akademieprofessors Nikolaus Guibal als Malerin ausgebildet, ging später mit Unterstützung Herzog Karls nach Paris, um sich in ihrer Kunst zu vervollkommnen, und fand dort in dem Miniaturmaler Jean Pfeiffer einen vorzüglichen Lehrer. Heimgekehrt, vermählte sie sich mit dem Leutnant Simanowiz, einem Freunde des Dichters Schubart, ging aber 1791 noch einmal nach Paris, um erst 1793 nach Ludwigsburg zurückzukehren. Hier ließ Schiller, der damals zum Besuch in der Heimat weilte, in herrlicher Jahrsich und im nächsten Jahre auch seine Frau von ihr in Öl malen. Beide Bilder, nahezu lebensgroße Kniestücke, wurden, ebenso wie die gleichfalls damals von Frau Simanowiz gemalten halblebensgroßen Bilder von Schillers Eltern und zwei Miniaturbrustbildchen seiner Schwestern Luise und Nanette im Jahre 1890 von den Erben der Gattin von Schillers älterem Sohn in das Schiller-Haus zu Marbach gestiftet und befinden sich jetzt im dortigen Schiller-Museum. Außerdem existiert noch ein von Frau Simanowiz mit schwarzer Kreide und Wasserfarben gemaltes Brustbild Schillers, das den Dichter fast genau in derselben Haltung zeigt wie das obenerwähnte Oelbild und wohl als eine Vor- oder Hilfsarbeit zu diesem anzusehen ist. Dieses Bild befindet sich im Besitz der Frau Major Ridel in Weimar. Ludovike Simanowiz starb im Jahre 1827. Näheres über die Künstlerin finden Sie in dem Buch „Württembergische Künstler in Lebensbildern" von Dr. A. Winterlin (Stuttgart 1895, Deutsche Verlags-Anstalt).

Sanatorium Oberwaid b/St. Gallen (Schweiz)
Naturheilanstalt I. Ranges · 2 Aerzte, 1 Aerztin.
Auch für Erholungsbedürftige und zur Nachkur geeignet.

Direktion: **Otto Wagner**, früher Dir. und Pächter d. Bilz'schen Anstalt. — **Beste Kurerfolge** bei fast **allen Krankheiten** durch angepasste Anwendung d. **physik.-diät. Heilmittel.** (Ausgen. Tuberkulöse u. Geisteskranke.) — **Spez. Abteilung zur Behandlung von Frauenkrankheiten.** — Aller Komfort, herrliche geschützte Lage, eigener alter Waldpark und wundervolle Ausflüge. — Illustrierte Prospekte gratis.

PHOTOGR. APPARATE
MUSIKWERKE OPERNGLÄSER

in grosster Auswahl
zu Originalpreisen ohne jeden Aufschlag
gegen gerade Monatszahlungen.
Man verlange Katalog 126

EUGEN LOEBER **DRESDEN-N. 6.**

Digitized by Google

W. C. in N. Der neue internationale Hotel-Telegraphen-Schlüssel enthält im ganzen 99 Wörter in 4 Gruppen: 29 für die Angabe der Räume- und Bettenzahl, 4 für die Tageszeit der Ankunft, 9 für die Dauer des Aufenthalts und 11 für Abbestellung. Die Meldung des Tages der Ankunft, ob mit Bahn, Schiff, Post, Automobil oder Wagen, der gewünschten Etage und so weiter ist in gewohnter Weise und Sprache beizufügen. Die Anfangsbuchstaben der Wörter für die Zimmerbestellungen bedeuten die Zahl der Zimmer, die Endbuchstaben die Zahl der Betten: zum Beispiel Alba 1 Zimmer 1 Bett; Arab 1 Zimmer 2 Betten; Belab 2 Zimmer 2 Betten; Durbi 4 Zimmer 9 Betten. Es sind da die Reihenfolgeziffern der Buchstaben des Alphabets zugrunde gelegt. Will man ein zweischläfriges (Doppel-) Bett bestellen, so wird das durch die Endung duo ausgedrückt: Albaduo 1 Zimmer mit zweischläfrigem Bett. Kinderbett heißt Kind; Salon Sal; Privat-Badezimmer Bat; Dienerzimmer Serv. Ankunft zwischen Mitternacht und 7 Uhr morgens: Granmatin; zwischen 7 Uhr und Mittag: Matin; zwischen Mittag und 7 Uhr abends: Sera; zwischen 7 Uhr abends und Mitternacht: Cransera. Eine Nacht Aufenthalt: Pass; mehrere Tage: Stop. Endlich dient für eine Abbestellung das Wort Cancel. Danach lautet eine Bestellung zum Beispiel: Heute erster Stock Sal Bonad Alba Kind Bat Stop Cransera. G. Krause Donaustrasse 70 Wien. Der Schlüssel ist vierfarbig auf Karton gedruckt und hat ein handliches Taschenformat; er ist seit dem 1. Mai dieses Jahres in Gebrauch.

Erland in Sp. So sehr wir mit Ihren Ausführungen sympathisieren, so scheint und Ihr Vorschlag doch wegen der Konsequenzen undurchführbar zu sein. Immerhin läge ein Eingreifen des Staates keineswegs außerhalb des Bereichs der Möglichkeit, wie ein Beispiel aus dem freien Amerika zeigt. Dort ist kürzlich im Staate Missouri ein Gesetz angenommen worden, das den Frauen die Verwendung der meisten frei lebenden Vögel zur Ausschmückung ihrer Person, insbesondere ihrer Hüte, verbietet. Außer den Federn der zu den Haustieren gehörigen Vogelarten — Strauße, Hühner, Enten und so weiter — dürfen nur die der englischen Sperlinge, der Habichte, der Uhus und der Krähen von den Putzmachern geführt und verkauft werden, während andre Vögel oder Teile von ihnen nicht in den Staat eingeführt werden dürfen. Das Gesetz wird demnächst in Kraft treten; man darf gespannt sein, welche Wirkungen es haben wird.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Dr. A. Oetkers Gustin dient zur Herstellung feinster Puddings, Aufläufe, Flammeris, Biskuits und Torten. Saucen und Suppen mit etwas Gustin gekocht, werden sämig und wohlschmeckend. Milch für Kinder, mit etwas Gustin abgekocht, wird leichter verdaulich, weil das Gustin die Abscheidung des Milcheiweißes in dicken Ballen verhindert. Benutzt man Gustin zur Herstellung der bisherigen Stärkepuddings, so erhält man eine delikate Nachspeise, ausgezeichnet durch Wohlgeschmack, Nährwert und Reichtum an knochenbildender Substanz.

Thale Harz. Für Töchter wissenschaftliche, häusliche und gesellschaftliche Ausbildung. Gute Pflege. Mäß. Prospekt. Frau Prof. Lohmann.

Vorbereitung für das Freiwilligen-, Fähnrich-, Primaner- und Abitur.-Examen, rasch, sicher, billigst. Sommerferien werd. nicht gegeb. Dresden-N. 8, Bautzner Str. 3. Moesta.

Haemogallol

ein von hervorragenden Medizin. Autoritäten warm empfohlenes, für

Bleichsüchtige u. Blutarme

geradezu unentbehrliches blutbildendes Kräftigungsmittel.

Haemogallol wird nicht nur bei Bleichsucht und Blutarmut, sond. auch bei Schwächezuständen aller Art, Skrophulose, Rhachitis, Neurasthenie etc. mit grösstem Nutzen verwendet.

Haemogallol wird selbst vom zartesten und kranken Organismus mit Appetit genommen, leicht assimiliert, gut vertragen und eignet sich auch deshalb vorzüglich als Nahrungsmittel für Kinder.

Haemogallol greift nicht, wie andere Eisenpräparate, die Zähne an, sondern ist frei von jeglichen unangenehmen Nebenwirkungen und wird deshalb von jungen Mädchen mit Vorliebe genommen.

Haemogallol ist in Pulver-, Tabletten- und Pastillenform in allen Apotheken zu haben. Eine Schachtel Haemogallol-tabletten zum Preise von M. 2,40.

E. Merck, chemische Fabrik, **Darmstadt.**

Zweighäuser in London, Moskau und New-York.

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von

Bergmann & Co., Radebeul-Dresden

erzeugt ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weisse, sammetweiche Haut, blendendschönen Teint u. beseitigt Sommersprossen, sowie alle Arten Hautunreinigkeiten. à St. 50 Pf. in allen Apotheken, Drogen-, Parfüm- u. Seifen-Geschäften.

Digitized by Google

Phot. Léon Bouet

Der französische Ministerpräsident Rouvier mit seinem Sohn auf einem Spazierritt im Bois de Boulogne

Säuglinge gedeihen am besten mit Löflunds chemisch reinem Milchzucker, nach Prof. v. Soxhlet's Verfahren dargestellt. Nur echt in den Original-Packeten mit unserer Firma; zu M. 1.50 und 80 Pf. in den Apotheken, Drogerien und Sanitätsgeschäften zu haben. Ed. Loeflund & Co. Grunbach-Stuttgart.

CHOCOLAT KOHLER

Lausanne-Vevey (Schweiz)

Die Fondant-Chocoladen sind eine der bekanntesten Specialitäten der Marke „Kohler"

Ein heller Kopf

gibt den Kindern Milchpuddings bereitet mit Dr. Oetker's Pudding-Pulvern à 10 Pfg. — Vorrätig in den besten Geschäften jeder Stadt.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Neu! Soeben erschienen: Neu!

Alpine Gipfelführer

Mit vielen Bildern und Karten
Jedes Bändchen gebunden M. 1.—

1. Die Zugspitze — 2. Die Elmauer Haltspitze
3. Der Ortler — 4. Der Monte Rosa

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Jedes dieser handlichen, reich illustrierten Bändchen bietet alles Wissenswerte für die Besteigung eines Berges nicht in trockener Aufzählung, sondern mehr in Form einer Erzählung von Selbsterlebtem und Selbstgeschautem. Es werden behandelt die Talstationen und ihre Zugangslinien, Unterkunftsverhältnisse im Tal und am Berg, Skizzierung der Tallandschaften und Hüttenumgebungen, die gebräuchlichen Anstiegsrouten mit ausführlicher Schilderung der leichteren und kurzer Angabe der schwierigen; Gipfelpanorama, interessante Details der nächsten Umgebung usw.

Für Freunde alpiner Touristik

Digitized by Google

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

v. Andel, Adrian (Pfarrer a. D.), Nach seinen Worten. Was würde Jesus sagen? Lebensbilder und Betrachtungen. Miesbaden, im Selbstverlag.

Anton, Hans, Ueber die Notlage vieler verheirateter Frauen der besseren Stände. 60 ₰. Dresden, E. Pierson.

Arnold, Max, Gedichte. ℳ 3.—. Dresden, E. Pierson.

Barth, Herm., Das Geschmeide. Schmuck- und Edelsteinkunde, II. Band: Das Material des Schmucks. ℳ 4.—. Berlin, A. Schall.

Becker, Hans Otto, Die Schwurgenossen. Historische Erzählung aus der Zeit Philipps des Großmütigen. ℳ 1.60. Gießen, E. Roth.

Beine, Wilh., Waldaus Wandlungen. Welda, Thomas.

Bennert, J. E., Bismarck-Medaillen. ℳ 6.—. Köln, Kölner Verlagsanstalt.

Betten, Rob., Praktische Blumenzucht und Blumenpflege im Zimmer. 4. Aufl. Mit 270 Abbildungen. Gebd. ℳ 4.—. Frankfurt a. O., Trowitzsch & Sohn.

Bibliothek der Gesundheitspflege, Bd. 2: Dr. M. Schottelius, Bakterien, Infektionskrankheiten und deren Bekämpfung. ℳ 3.—. Stuttgart, E. H. Moritz.

Bibliothek Mignon: J. de la Hire, Die Königsbirne. ℳ 1.—. Berlin, Dr. P. Langenscheidt.

Bibliothek Sans Gêne: Derf., Die Torera. ℳ 2.—. Ebd.

Bilder aus dem Kinderleben des Pestalozzi-Fröbel-Hauses in Berlin. ℳ 1.—. Hamburg, Gutenberg-Verlag.

Bites, Carl, Wechselnde Sterne. Liebes-Leben und -Leiden, Gedichte, Aphorismen. Diessen, Jos. G. Huber.

Blum, Max, Te duile Prinz. Ein Lenen um sin Driwen. Neue Bill. Ausg. ℳ 4.—. Berlin, Concordia.

Bobertag, Bianca, Die Kentaurin. Roman. ℳ 4.—. Berlin, Concordia.

Bodemer, Horst, „O du herrliches Reiterleben!" Roman aus der Zeit. Gotha, Verlagsanstalt und Druckerei.

Bormann, Eg., Die Erbgräfin. Roman. ℳ 3.—. Berlin, Concordia.

Bossert, A., Schopenhauer als Mensch und Philosoph. Deutsch von Dr. Fr. Norden. Dresden, C. Reißner.

Bouvier, Bernard, L'œuvre de Zola. Genève, Ch. Eggimann & Cie.

Braecker, A., Die Orchideen und ihre Kultur im Zimmer. Mit 80 Abbildungen. ℳ 3.—. Frankfurt a. O., Trowitzsch & Sohn.

Braun-Rossla, Rud., Zum Regiment. Drama. Leipzig, „Der Barde".

v. Bülow, Frieda Freiin, Im Zeichen der Ernte. Italienisches Landleben von heute. Roman. Dresden, C. Reißner.

Dampfpflüge
Strassen-Locomotiven
Dampf-Rollwagen
Dampf-Strassenwalzen
Strassen-Aufreisser

bauen in den besten Ausführungen und zu den mässigsten Preisen

John Fowler & Co.
in Magdeburg.

Sie sparen
1/2
des Quantums an Cacao, wenn Sie stets den ausgiebigen, reinen holländ.
Bensdorp's Cacao
benützen.
Auf den 1, 1/2 u. 1/4 Pfd gelben Büchsen u. pyramidenförmigen Paketen ist ein Kochrezept abgedruckt.

NESTLE'S Kindermehl.
Altbewährte Nahrung
Für gesunde u. kranke Kinder, sowie **Magenleidende.**
Verhütet u. beseitigt Brechdurchfall, Diarrhoe, Darmkatarrh.

Anna's Taille
trägt sich besser, als die meinige, weil sie dieselbe mit **Gütermann's Nähseide** genäht hat.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart
Schillers Gedichte
Illustriert von ersten deutschen Künstlern.
In Prachteinband **4 Mark**
Neue Volks-Ausgabe
„An der reichen Illustrierung des Werkes haben sich hervorragende Künstler, wie G. Bencur, C. Brünner, W. Camphausen, W. Friedrich, C. Gehrts, J. A. Kaulbach, Ferd. Keller, C. Roeber und A. Wagner, beteiligt und ihre Aufgabe in vorzüglicher Weise gelöst. — Wir empfehlen diese Ausgabe, der sich in künstlerischer Ausführung der Illustrationen, Schönheit des Druckes und Papieres, Gediegenheit des Einbandes bei gleich niedrigem Preis keine andere zur Seite stellen kann, besonders als ein prächtiges Geschenkbuch."
Badische Landpost, Karlsruhe.

Bilz Bilz Bilz Bilz

Naturheilanstalt Dresden-Radebeul 3 Ärzte. Gutgelleiteter Sonnen-, Luft-, elek. Licht-, elek. Wasser-, Dampf-, kohlens. Bäd., Pack., Massag. Heilgymn. Inspektion frei. Prosp. frei. Schöne Lage.

Naturheilbuch Tausende verdank. demselben ihre Genesung. 1 Million Expl. schon verkauft. 3 Bände. 3000 Seit. 1890 Abbild. u. Tafeln 15 Mod. d. menschl. Körp. Preis 20 Mk.

Zukunftsstaat Allen Menschen w ein sorgloses Dasein gesichert. Die wirkliche Lösung der Frage. Viele Anerk.-Schreiben liegen vor 900 Seit. Pr. broschiert **8 M. 50**, geb. **ℳ 4.50**, elegantest. Pr. **ℳ 12 Mk.**

Hausschatz d. Bildung u. d. Wissens lehrt Engl., Französ., Buchführ., Stenogr., Physik, Chemie usw. 4000 Seiten. 1700 Abbild. 186 Tafeln. 5 Bände, jeder für sich abgeschl. Pr. **ℳ 12 Mk.**

Zu beziehen d. **Bilz Verlag, Leipzig.** Teilzahlung. **Auf Prosp frei.** Rückversicherung gegen Bruch.

Phot. Franz Scholz, Tientsin

Ausritt des Deutschen Reitervereins in Tientsin

Digitized by Google

Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Gustav in R. Rasch, tätig und unternehmend. Eigentlich impulsiv, aber doch entschieden nach Zurückhaltung strebend. Momentan werden Sie heftig, leicht auch etwas scharf, aber im Grunde genommen sind Sie gutherzig und dabei warmfühlend. Etwas selbstbewußt und empfindlich.

Hermine. Es fehlt Ihnen an harmonischer Ausgeglichenheit und richtiger Bewertung der Dinge. Momentan sind Sie sehr bestimmt, aber auf die Dauer doch nicht sehr resistenzfähig, weil eine zu weiche und nachgiebige Natur. Im Verkehr haben Sie etwas Liebenswürdiges, Freundliches und Entgegenkommendes.

Carl. Sie sind gewohnt, sich rückhaltlos zu geben, wie Sie sind, ohne viel Selbstdisziplin zu üben und ohne sich viel zu versagen, um dadurch vielleicht andern etwas zu ermöglichen. Hierzu sind Sie zu egoistisch und zu wenig menschenfreundlich gesinnt. Es fehlt Ihrem Tun und Lassen durchwegs an Soliden, und so kommt es denn auch, daß Sie zu wenig im voraus überlegen und sich oft in Dinge einlassen, die nachträglich weiter führen, als Sie ahnten. Sie gehen den Ursachen zu wenig auf den Grund und bleiben zu sehr an der Oberfläche haften. Empfindungsfähig.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart.
Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

NECKARSULM UNBESIEGBAR!

In einer Woche 12 erste Preise

Berlin-Frankfurt a. M. (596 km). Zwei Goldene Medaillen

Eisenach-Berlin-Eisenach (660 km)
Zwei Goldene Medaillen, drei Silberne Medaillen

2- und 3-HP. Neckarsulmer Motoren schlagen
¾ teils doppelt u. dreifach so starke Mehrzylinder

In der Geschichte des Motorrades unerreicht!

Prachtkatalog gratis und franko

Neckarsulmer Fahrradwerke A.-G, Kgl. Hofl., Neckarsulm.

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Digitized by Google

UNIVERSITY

Digitized by Google

Raucher

Nach dem Gemälde von Wilhelm Löwith (München)

Digitized by Google

Die Wiskottens

Roman in zwei Büchern

von

Rudolf Herzog

(Schluß)

VI

Ewald Wiskotten lag auf dem Diwan des roten Salons, den Paul auf der Fahrt nach Barmen seinem Bruder Gustav in so behaglichen Farben ausgemalt hatte, und blickte nach der Decke. Ein ganzes, endlos langes Jahr hindurch hatte er sich beunruhigt, aufgescheucht und gejagt gefühlt, keine Stunde hatte ihm von der kommenden erzählt, immer war sein Heil, sein Tisch, sein Dach vom blinden Zufall abhängig gewesen. Zum erstenmal fühlte er sich geborgen und behütet. Behütet! Welch ein warmes Wort das war. Noch wärmer wie das Wort „geborgen“ — —

Nicht denken! Nur die gütige Laune des Schicksals auskosten . . . War sie vorüber, so blieb dem Denken doch ein wiesengrüner Ruhepunkt.

Im Nebenzimmer hörte er Emilie mit den Frühstückstassen hantieren und die Stimmen der Kinder. Im Kauderwelsch plapperten die kleinen Mäuler über ihrer Schokolade, unaufhörlich und ohne den Faden zu verlieren. „Gustav —“ lockte Ewald leise, „Millie — —“

„Onkel Ewald!“ tönte es zweistimmig zurück.

Ein Stühlescharren am Tisch, trappelnde Füße, ein Stoß gegen die Tür, und die Kinder balgten sich auf seinem Diwan.

„Ich war zuerst da, Onkel!“

„Ich hab' aber Onkel zuerst einen Kuß gegeben.“

„Jungens küssen nicht.“

„Mama, Mama, der Gustav stuppst mich. Geh doch weg, du eklige Jung'!“

„Du hast dir ja et ganze Gesicht voll Schokolade geschmiert, du fies' Mädchen.“

„Und du hast braune Finger an die Decke gemacht. Au—uh!“

Emilie kam herein. „Guten Morgen, Ewald,“ sagte sie, „gut geschlafen?“ Und sie nahm mit lachendem Kopfschütteln die Kinder beim Kripps und schaffte sie hinaus. „Ihr Schmutzfinken, laßt euch in der Küche abwaschen. Tante Josephine geht einkaufen. Wer sauber ist, darf mit.“

„Bleib mal stehen, Emilie,“ bat Ewald Wiskotten, als die Schwägerin zurückkehrte, „mir fällt da was auf.“

„Machst du Studien an mir? Wenn's mir mal ganz schlecht geht, reicht's vielleicht noch zum Modellstehen.“

„Der Feuerbach hat kein so schönes gehabt und nicht der Makart. Und die verstanden sich wahrhaftig darauf.“

„Ewäldchen, ich glaub', deine Krankheit hat dich liebenswürdiger gemacht.“

„Ist dir das schon zu viel? Na, dann will ich dir nur sagen, daß ich keinem raten möchte, dich als Modell zu benutzen.“

„Bist du eifersüchtig?“

„Nee, ich dachte nur an Gustavs Fäuste. Wo der hinpackt, da wächst kein Gras mehr. Meine Schulter ist noch wie ausgerenkt von seinem Griff im Neandertal.“

„Wer weiß, wofür es gut war, Ewald,“ meinte sie nachdenklich, aber ihre Gedanken waren nicht bei dem Schwager.

„Bitte, beweg dich mal nicht. Schenk mir mal die ganze Ansicht. So — —“

„Was treibst du denn, du komischer Mensch?“

„Ich messe dir ein Kleid an. Oder vielmehr, ich arbeite das deine aus.“

„Aber das ist doch ein Morgenrock und kein Kleid.“

„Morgenrock, das klingt wie Schlumperei. Es sollte nur Hauskleider, Straßenkleider und Gesellschaftskleider geben. Zu Hause müssen die Frauen ebenso schön, wenn nicht noch viel schöner sein als draußen. Dann gehen den Männern plötzlich die Augen auf.“

„Den Männern?“

„Nun natürlich. Die meisten von ihnen, die sich an fremde Frauen hängen, tun es doch nur, weil sie sie nur zu gewissen Stunden, dann aber immer in festlich gestimmten Gewändern sehen. Die eignen kennen sie nachgerade in denselben langweiligen alten Lappen, die ‚im Haus aufgetragen werden müssen‘, zum Ueberdruß. Dort aber, Emilie, wittern sie etwas ganz Neues, Unbekanntes, Anziehendes in der Frau. Etwas, was dem schönen Stil oder dem weichen Faltenwurf des Kleides verwandt ist. Und der Vergleich fällt natürlich zuungunsten der Ehefrauen aus, welche glauben, es sähe keiner, wenn sie sich zu Hause gehen ließen. Der Mann sieht's! Und das ist doch die Hauptsache!“

„Du, Ewald, man könnte meinen, du sprächst aus Erfahrung.“

„Das lehrt mich meine Kunst.“

Digitized by Google

„Wir sollen also zu Hause verschwenden?"

„Davon spricht kein Mensch. Aber konkurrieren sollt ihr. Das läßt sich mit den kleinsten Mitteln erreichen, wenn ihr nur von der falschen Auffassung des Hauskleides abgeht. Ein bißchen liebevolles Versenken in die Aufgabe, dem Mann immer und zu allen Stunden als die schönste zu erscheinen, die jeder Nebenbuhlerin überlegen ist, meinetwegen auch ein bißchen kokettieren — das besorgen die andern ja auch — und immer für den Mann der Schatz, das Staunenswerte, das Stolzmachende, und damit das immer aufs neue Begehrenswerte sein. Schau, Emilie, mir ist es so, als tarierte der Mann die Frau zuerst nach dem, was sie aus sich macht. Macht sie ein Aschenputtel aus sich, so behandelt er sie eines Tages auch danach, wirbelt sie als Liebhaberin durch das Haus, er liebt mit, und schreitet sie im Gewande der stillen, reinen Königin durch die Räume: er hält den Atem an und dient. Na, nu denk dir mal, sie ist heute so und morgen so, aber immer apart. Heute einen Spitzenkragen, ein andermal ein Kleidchen mit einem feinen Herzausschnitt und mit lustigen bunten Litzen besetzt, oder — nehmen wir einmal dein weißes Gewand."

„Da bin ich neugierig."

„Ich hab's. Der Halsausschnitt muß viereckig sein. Nicht tief. Der feste weiche Wollstoff fällt im Empirestil. Um den Halsausschnitt zieht sich eine breite Borte, mattblauer Grund mit silbernen Lilien und halbgeöffneten Tulpenkelchen, und um den Rock, unterhalb des Knies, dieselbe Borte in doppelter Breite. Du, das müßte dich wunderbar kleiden. Und die Firma Gustav Wiskotten Söhne hätte ein neues Muster auf dem Bandstuhl."

„Aha, also deshalb! Nun verleugnen sich auch in dir die Wiskottens nicht."

„Nein, deshalb gewiß nicht allein. Obwohl es wahrhaftig Zeit wäre, daß mal ein neuer, künstlerisch veredelter Geschmack in die Fabrikation käme, denn das kleinliche Zeug mit den bunten Pünktchen, Strichelchen und ornamentalischen Kinkerlitzchen ist doch geradezu zum Totlachen. Nein, der Schönheit wegen! Der Normalmensch hält sich doch die längste Zeit seines Lebens in seinem Hause auf. Und deshalb sollte gerade alles im Hause der Schönheit dienen. Weißt du, was ich möcht', Emilie?"

„Du bist ja ein unheimlich gescheiter Mensch. Sprich dich aus, ich lern'."

„Aber mir keine auf den Mund geben. Ich bin Patient."

„Du willst doch nichts sagen, was sich nicht gehört?"

„Nee, ich wollt' nur was vom Unterzeug sagen, von Unterröckchen, Hemden und so was."

„Weißt du, Ewald, da verstehst du nun gar nix von."

„Ich nicht, aber meine Kunst."

„Mal du lieber Bilder."

„Ich entwerfe jetzt Muster, und ich glaub' fast, das kann auch zur Kunst werden. Es kommt darauf an, ob man das scheinbar Kleine von einem großen Gesichtspunkte auffaßt. Was tragen zum Beispiel die Menschen alles unter ihren Kleidern! Man sieht's ja nicht, denken sie. Als ob nicht jedes Ding an sich schön sein müßte. Als ob man nicht im tiefsten Negligé genau so tadellos, genau so schön — wenn nicht noch schöner — aussehen müßte wie in den kostbarsten Gesellschaftsroben, mit denen man fremden Menschen in die Augen sticht, die gar nicht in Betracht kommen. Ich werde jetzt einmal für Gustav Wiskotten Söhne das Entzückendste an Einsätzen, Besätzen und Applikationen für Weißwäsche entwerfen, was meine Phantasie hergibt. Das muß mit Kleiderausputz Hand in Hand gehen. Gib acht, ich schaff' noch alle unglücklichen Ehen aus der Welt."

„Ewald, du bist ein Kindskopf. Ich versteh' mich selber nicht, daß ich nicht fortgehe."

„Emilie, wir lösen die soziale Frage."

Sie machte sich an seinem Kopfkissen zu tun, schüttelte es auf und strich es glatt. Dabei streifte sie mit der Hand seine Wange. Und er drehte den Kopf und küßte andächtig ihre Hand.

„Dummer Junge," murmelte sie, aber sie ließ die Hand noch einen Augenblick auf dem Kissen liegen. Es schlug in ihr etwas die Augen auf, das wie Sehnsucht war, die aller Frauen Sehnsucht ist, nach Huldigungen in Blicken und Berührungen, die ihnen sagen, daß sie schön gefunden werden — — —

Schön gefunden werden! Und es danken ... Ihr stieg das Blut sonderbar heiß vom Herzen bis in die Wangen. Wie ernsthaft der Junge geplaudert hatte! Von der Schönheitspflege im Hause und an sich, dem Manne zur Freude und sich selbst — sie wollte sich das Wort nicht gestehen — und sich selbst — da klang es in ihrem Innern wie eine schwingende Saite — sich selbst zur Frauenseligkeit. — —

„Emilie —"

Sie schrak auf. Verstört, als wäre sie bei einem Unrecht ertappt worden. Und doch zitterte das Lächeln um ihre Lippen nach.

„Ja, Ewald —?"

„Es wird nun allmählich höchste Zeit, daß ich aufstehe. Ich stehle hier auf meinem Faulenzer dem lieben Gott den Tag ab und lass' mich päppeln wie ein Kind."

„Ich tu's ja so gern, Ewald."

„Emilie, weshalb bist du eigentlich hier eine so ganz andre als in Barmen?"

„Bist du nicht auch anders geworden? Man muß nur den Menschen Gelegenheit geben, sich zu entwickeln, auch den Mädchen. Die eigne

Digitized by Google

Erziehung ändert manchmal viel an dem, was man von Hause aus als Rührnichtan mitbekommen hat."

„Was Vater und Mutter bekömmlich ist, schafft Sohn und Tochter Magenweh."

„Ewald, an dir ist doch ein Pastor verloren gegangen."

„Das kommt vom langen Liegen. Müßiggang ist aller Laster Anfang. Zum Mittag steh' ich auf."

„Wenn du mir eins versprichst. Nicht auszukneifen!"

„Nein," sagte er treuherzig, „ich verlass' dich nicht. Auf mich kannst du zählen."

„Glaubst du, daß — daß — Paul wiederkommt?"

„Zum Sonntag sicher. Das ist ein prächtiger Kerl. Hättest nur sehen sollen, wie der sich freute, als er an meinem Bett saß und ich ihm von meinen Ideen für ganz neuartige Musterentwürfe erzählte, die eine moderne Aera einleiten sollen. Der wird der moderne Fabrikant. Früher hab' ich ihn einmal ausgelacht, als er mir erklären wollte, daß in jedem Fabrikanten ein Stück Künstler stecken müßte. Heute begreif' ich's. Die Welt bleibt eben nicht stehen. Und Angebot und Forderungen steigern sich mit dem Fortschritt."

„Steckt auch in — Gustav ein Stück Künstler?"

„Ein Arbeitskünstler! Das ist Nummer eins! Ohne die Nummer helfen die schönsten Entwürfe nichts."

„Weißt du — weshalb er dich gestern — nicht besucht hat?"

„Paul sagte, er wäre zu Zinters gegangen, um meine Schulden zu bezahlen. Ich war zuerst wütend über diese Einmischung. Aber wie ich nachher hörte, daß sie ja auch meine Muster in der Fabrik benutzen, war's mir recht. Außerdem —"

„Außerdem?"

Er lachte ein verlegenes Knabenlachen. „Ach nix. Ich freu' mich nur, daß die Zinters mal unsern Gustav zu Gesicht bekommen haben. Der wird ihnen schon Respekt vor dem Namen Wiskotten einbleuen. Besonders der koketten schwarzen Katze." Und sein Gesicht wurde grimmig.

„Was ist denn das für eine schwarze Katze?"

„Das Gretchen Zinters. Ich sprech' nicht gern davon. Hör mal, Emilie, sag der Anna Kölsch nix darüber. Ich lass' mich nicht gern auslachen. Von der mal gar nicht."

„War denn das Gretchen deine Flamme, du großer Junge?"

„Ein ganz schlaues, berechnendes Geschöpf ist sie. Die große Dame möcht' sie spielen, deshalb tut sie schön. Und ich bin darauf hereingefallen."

„Also einen Korb hast du schon weg?"

Er bewegte sich unruhig unter seiner Decke. Der Jünglingshochmut stieg ihm in den Kopf und färbte seine Stirn. „Korb! Das fragt sich doch sehr. Wenn sich so ein Ding hat abküssen lassen, als müßt' die Politur herunter, und sagt mit einemmal, von heut an dank' ich, nur weil der andre mit dem Geld auf dem Trockenen sitzt: Das ist doch wohl kein Korb?"

„So einer also bist du?" sagte Emilie Wiskotten. „Da sollte man ja sich schlennigst von dir zurückziehen." Aber sie zog sich doch einen Stuhl heran und ließ sich neben dem Diwan nieder. „Und der soll Gustav Respekt einbleuen?"

„Ich hoffe, daß er's getan hat."

„Und wenn sie auch mit ihm kokettiert? Ist ihr das zuzutrauen?"

„Der trau' ich zu, daß sie sich selbst an den Papst heranmacht."

„Der Papst ist Gustav nun gerade nicht — —," meinte sie und zog die Stirn zusammen.

„Nein, aber der Gustav Wiskotten ist er."

„Kann der keine Dummheiten machen?"

„Die erscheinen aber doch, an seiner Tüchtigkeit gemessen, so klein, daß man sie übersieht."

„Wenn sie ihn aber auch geküßt hat? Er kann doch vielleicht — hastig getrunken haben?"

„Du, dann nimmt er zu Hans die Zahnbürste."

„Ist das so sicher — —?"

„Denk doch nur daran, was er für eine Wut hatte, als er mich unter den Chausseearbeitern entdeckte. Weil er Angst hatte, ich hätte mich verplempert. Und fürs Verplempern ist der Gustav nie zu haben gewesen. Mal 'ne tüchtige Kneiperei, daß es dampfte, oder eine Rauferei wie damals in der Fabrik — dann aber: Kopf frei und alles beim alten, alles an seinen Platz!"

Sie träumte vor sich hin und antwortete nicht. Da war dieser junge Ewald. Und so jung er war, er hatte schon sein Abenteuer hinter sich. Und blieb doch der frische, stolze Bursche. Sollte das die unabweisbare Jugend der Männer sein? Das naturgemäße Stück Wildheit und Piratentum, aus dem die stärkste Kultur sich entwickelt? Edler Wein aus heißem Most? An diesem Most, diesem Ewald, verstand sie es doch so gut? Und bei Gustav hatte sich ihre Barmer Mädchenerziehung vom ersten Tage an dagegen gesträubt, die unbekümmerte, unabweisbare Jugend des Mannes in ihm zu verstehen. Zwei Jahre nur war er älter gewesen als dieser große Junge da, am Tage ihrer Hochzeit. Und sie hatte jahraus, jahrein jedem jugendlichen Braus in ihm eine Szene entgegengesetzt. Bis er kopfscheu geworden war und seine durstigen Augen auf fremde Weiden schickte ... War da nun sein Vergehen das größere, oder — das ihre — —? Und es wollte ihr nicht aus dem Ohr, was der Ewald vorhin von den „Dummheiten" gesagt hatte — „Die erscheinen doch, an seiner Tüchtigkeit gemessen, so klein, daß man sie übersieht." Das

Digitized by Google

war der Gesichtspunkt, der ihr gefehlt hatte. Sie strengte sich an, sich die Reihe seiner Vergehungen, die sie immer bis aufs Blut gereizt hatten, ins Gedächtnis zu rufen. Aber sie kamen nicht. Nur der Mann stand vor ihr, der kraftvolle, energische Mann, der den Willen besaß, mit steifem Nacken durch das Leben zu schreiten und die Bahn freizumachen für alles, was zu seiner Sippe gehörte. Und langsam, während sie die Scham in den Wangen klopfen fühlte, rang sich in ihr die Erkenntnis durch, daß es Männer gäbe, denen gegenüber kleinliches Nergeln und Wägen ein Verbrechen an ihrer Persönlichkeit, ein Diebstahl an ihrem Leben sei. ‚Herrgott,‘ dachte sie zitternd, als hätte sie ein Moor passiert und erkenne, jetzt erst, schaudernd die überstandene Gefahr, die Einsicht hat sich mit einem halben Jahr unsrer Jugend bezahlen lassen.“

„Emilie?“ vernahm sie neben sich die Stimme Ewalds.

„Ja?“ fragte sie und schüttelte den Kopf, als wollte sie sich von umherschwirrenden Gedanken befreien.

„Also das hast du mir versprochen. Der Anna Kölsch kein Wort!“

Sie erhob sich und strich ihm über das Haar. Das hatte sie früher nicht gekonnt. Nicht bei ihrem Manne. „Magst du sie so wenig leiden?“

„Leiden? Das schon. Aber sie hat so was in ihren Augen, das kann ich nicht vertragen?“

„Was denn?“

„So was — Jungfrauenhaftes.“

„Schäm dich — Ewald.“

„Nun soll ich mich auf einmal schämen! Warum denn? Ich mein' doch damit keine Entweihung? Von der himmlischen Jungfrau ist sie beinah so weit entfernt wie der Gustav vom Papst. Gott sei Dank! Betschwestern sind nun mal gar nicht mein Fall. Wenn ich sage ‚Jungfrauenhaftes‘, so versteh' ich darunter so etwas Reines, Großes. So eine reine Freude und so eine große Aufopferungsfähigkeit. Weißt du, die bleibt Mädchen, und wenn sie Großmutter geworden ist.“

„Und das,“ fragte Emilie und staunte über das natürliche Empfindungsvermögen dieses jungen Blutes, „das verträgst du nicht?“

„Ich komm' mir immer so verwahrlost neben ihr vor. So recht wie ein Junge, der in der Pfütze herumspringt und den Mädchen die weißen Kleider vollspritzt. Ein Mann soll sich aber einer Frau gegenüber nicht verwahrlost vorkommen. Das steht nicht im richtigen Verhältnis.“

„So ändre es doch. Das liegt doch nur an dir. Ein rechter Mann muß doch auch seine Fehler einsehen können.“ — —

Um die Mittagszeit ließ sich Ewald Wiskotten nicht mehr halten. „Ich bin doch keine Dame des Rokoko, die im Bett empfängt. Ich muß in die Beinkleider.“

„Schön sind sie nicht.“

„Ich werde mir nach Tisch einen fertigen Anzug kaufen.“

„Hast du Geld?“

„Nein, aber du! Vor dir geniere ich mich auch nicht ein bißchen mehr.“

Emilie Wiskotten lachte: „Ist das wieder eins deiner Komplimente?“

„Ich schaue mir die Menschen, die ich anpumpe, sehr genau auf ihre Qualitäten an.“

„Ob sie es auch nicht zurückfordern? Ich werde mich also der Ehre gewachsen zeigen müssen.“

Bei Tisch saß Ewald Wiskotten zwischen den Kindern, die ihm aufgeregt vom Rhein erzählten. Er ließ sich nicht nötigen und schlug eine brave Klinge. Bis er die Augen des alten Fräuleins voll Verwunderung auf sich haften fühlte. Da sank ihm langsam der Arm . . .

Als er nachmittags das Kleidergeschäft verließ, in einem blauen Cheviotanzug, schwarzen Hut und blanken Stiefeln, fühlte er sich befähigter, den erschrockenen Blick des alten Fräuleins zu ertragen. Ohne sich in der Stadt aufzuhalten, kehrte er nach der Gartenstraße zurück. Er fand Emilie im Salon. Anna Kölsch war angekommen.

Sein erster Impuls war, umzukehren. Aber man hatte schon seine Anwesenheit bemerkt. Da nahm er sich zusammen, schritt knarrend über den Teppich und sagte dem Mädchen einen steifen Dank.

„Bildschön siehst du aus, Ewald,“ bewunderte ihn Emilie und ließ die beiden allein, um den Kaffeetisch zu besorgen.

Ewald stand am Fenster und blickte in das Gärtchen hinaus, in dem sich an den Hecken das erste Sprossen zeigte. Nur ein Fliederstrauch hatte größere Eile an den Tag gelegt. Ewald Wiskotten freute sich, daß er einen Gegenstand gefunden hatte, dem er sein besonderes Interesse widmen durfte. Anna Kölsch saß in dem roten Polstersessel und hielt die Wimpern über die Augen gesenkt.

„Du mußt doch noch recht schwach sein, Ewald?“

„Weshalb?“

„Weil dich das Reden so anstrengt.“

„Wenn man im Bett gelegen hat, weiß man nichts zu erzählen.“

„Die Stimmung in dem kleinen Zimmer in der Ratingerstraße war gemütlicher.“

„Du bist wohl gekommen, um dich lustig zu machen?“

„Was fällt dir ein?“

„Ueberhaupt, das wollt' ich dir noch sagen: Es war ja sehr menschenfreundlich von dir, daß

Digitized by Google

du mich da oben aufgesucht hast, aber geschickt hat sich das gar nicht, daß du die ganze Nacht dageblieben bist, geschickt hat sich das absolut nicht."

„Das ist aber doch stark! Du willst mir wohl zum Dank noch Vorhaltungen machen?"

„Wenn du selbst nicht dazu imstande bist und kein andrer Mensch dir es sagt, dann muß ich dich eben darauf aufmerksam machen."

„Du? Wie willst du zu dem Recht kommen?"

„Weil ich der ältere von uns beiden bin und der Mann. Das genügt doch wohl."

„Ewald, du machst dich furchtbar lächerlich."

Er fuhr herum. „Ich verbitte mir das. Ganz entschieden."

„Und ich verbitte mir diesen Ton."

„Ach, du! Du hast dir noch gar nichts zu verbitten. Junge Mädchen haben überhaupt still zu sein."

„Gott, sieh nur einer den großen Herrn Wiskotten an! Zwei Jahre älter bist du und sechs Jahre törichter."

„Es lohnt sich ja nicht, mit dir zu streiten."

„Ja, ich muß wirklich sehr tief in der Dummheit drinstecken, daß ich mich mit dir abgebe."

„Wer zwingt dich denn? Du bist doch von selbst gekommen."

„Du bist ein — ein —" Sie erhob sich und ging stumm zum Zimmer hinaus.

„Pah!" machte er. Aber es war ihm nicht wohl dabei zumute. Auch daß der Fliederstrauch der Hecke voraus war, lockte ihm keinerlei Interesse mehr ab. Unruhig trat er von einem Fuß auf den andern und sah scheu hinter sich. Ihm war, als müßte sich jetzt die Tür öffnen und, wie in den Kindertagen, die Mutter eintreten, um ihm für irgendeine halbeingestandene Sünde wortlos eine Tracht Prügel zu verabreichen. Diese abgekürzte Erledigung der Angelegenheit wäre ihm nicht einmal unlieb gewesen.

Die Kinder lärmten herein, um ihn zum Kaffee zu holen. Nun hieß es sich sammeln und Haltung zeigen. Wie der Delinquent, der da weiß, daß Staatsanwalt und Scharfrichter ihn ernst erwarten. Der Teppich, über den er ins nächste Zimmer schritt, kam ihm vor wie ein sturmbewegtes Meer. Nun schlug er verstockt die Augen auf.

Wie lange sollten die Vorbereitungen noch dauern? Hatten die beiden Frauen noch nicht das nötige Quantum Malice zusammen, um über ihn herzufallen, den langen undankbaren, flegelhaften Menschen? Sie lächelten ihn freundlich an — —

„Bitte, Ewald, hier — neben Anna."

Mißtrauisch nahm er den Platz ein. Die wollten ihn sicher machen. Er würgte an seinem Weißbrötchen, das ihm Emilie gestrichen hatte. Aber nichts erfolgte.

Sollte Anna ihn gar nicht verklagt haben — —? Er wagte einen halben Blick nach ihr hin, und sie fing ihn auf.

„Schmeckt's?" fragte sie freundlich. „Dann bist du wieder durch."

Das schnürte ihm die Kehle zu. Er bekam einen Hustenanfall und griff schnell nach der Tasse.

„Onkel hat sich verschluckt!" jauchzten die Kinder. „Onkel hat nicht langsam gegessen! Owei!"

„Wollt ihr wohl artig sein!" gebot Emilie. „Ihr wißt, Tante Josephine ist in der Stadt."

„Und kauft mir ein Segelschiff. Mama, das lassen wir aber noch heut auf dem Rhein fahren."

„Heute morgen, ganz in der Frühe schon, hat mich deine Mutter rufen lassen, Ewald."

„Wie geht's denn dem Vater?"

„Er saß ganz heiter am Fenster. Und deine Mutter war auch sehr freundlich."

„Das muß ihr komisch stehen."

„Sie hat mich gefragt, ob ich heute nicht wieder nach Düsseldorf fahren könnte, um zu sehen, wie es dir ginge."

„Gestern war doch erst der Paul hier."

„Sie wurd' aus dem konfusen Bericht nicht klug. Und sie wollt' es ganz sicher wissen, daß dir nichts mehr fehlte."

„Die Mutter?"

„Als ob es einen Menschen gäbe, den das mehr berührte, Ewald. Das weißt du auch ganz gut."

„Grüß sie wieder, Und Vater. Ich — ich würde von mir hören lassen."

Sie reichte ihm mit schneller Bewegung die Hand. „Die werden sich freuen. Die haben ja in dem ganzen Jahr nichts andres getan, als heimlich darauf gewartet."

„Meinst du —?"

„Ich kann mich da hinein versetzen. Es muß für Eltern leichter sein, ein Kind zu verlieren, als ein Kind zu haben; das ihnen zeigt, daß es sie nicht braucht. Wie alt und überflüssig müssen sich da die Leute vorkommen. Kannst du dir das vorstellen?"

Er blickte auf seinen Teller. — —

Das alte Fräulein kam aus der Stadt zurück und entschuldigte sich mit vielen Worten, daß es die Kaffeestunde versäumt habe. Aber der kleine Gustav habe ihr die Freundschaft kündigen wollen, wenn er nicht noch heute das Segelschiff erhielte, das er am Vormittag in einer Auslage erspäht hatte.

„Hast du es mitgebracht, Tante? Heute kannst du nicht sagen, es wär' nicht mehr dagewesen. Denn ich habe es selbst gesehen."

„Hier ist es, du kleiner Quälgeist."

„Mama, Mama! Setz deinen Hut auf. Sieh nur, draußen scheint die Sonne ganz warm. Wir

Digitized by Google

wollen alle zusammen an den Rhein und das Schiff fahren lassen. Onkel Ewald, wohl, du gehst auch mit, und Tante Anna auch?"

„Ich darf jetzt wohl zu Hause bleiben," sagte das alte Fräulein beleidigt.

Der Junge stutzte. Dann kletterte er sacht dem alten Fräulein auf den Schoß. „Danke dir auch, liebe Tante Josephine."

Sie war gleich wieder versöhnt, küßte den Jungen ab und setzte den Strampelnden auf die Erde. „Geht nur und amüsiert euch. Wenn ihr heimkommt und Hunger mitbringt, sollt ihr über Tante Josephine nicht zu schimpfen haben."

Da wanderten Emilie mit Anna und Ewald mit den Kindern durch den Sonnenschein des Frühlingstages dem Golzheimer Gelände zu. Auf dem Rhein spielten blitzende Lichter. Breit und behaglich floß er dahin, als sonnte er sich wohlig in den ersten Frühlingsstrahlen. Die Luft war weich und still, die Ufer leer, kein Mensch an dieser abgelegenen Stelle.

„Komm," sagte Emilie, „laß mir die Kinder. Wir haben uns an das Zusammenspielen gewöhnt."

Ewald gab dem Jungen die dünne Schiffsleine in die Hand und trat zurück. Das Schiff schwamm stolz dahin. Der kleine Gustav war der Kapitän, Emilie und das Schwesterchen wurden als Passagiere angeredet. Alle drei raunten sie rufend und lachend das Ufer entlang neben dem Schifflein her.

„Einsteigen!" schallte aus der Ferne die Knabenstimme. „Jetzt fahren wir zu unserm Papa!"

Emiliens Antwort war nicht zu verstehen. Aber es war ein Zuruf darin gewesen. — — —

Anna Kölsch hatte ihren Plaid über die Uferböschung gebreitet. Ewald Wiskotten saß neben ihr, hielt seine lange Gestalt vornüber und verfolgte mit dem Blick das Schifflein, das durch sonniges Wasser fuhr. Ein paar phantastisch geformte Weiden winkten aus den Rheinwiesen, und fernhin streckte sich weit und einladend das Land.

„Wann — wann wirst du wiederkommen, Anna? Morgen?"

„Von jetzt an werde ich zu Hause bleiben."

„Aber weshalb denn? Nur weil ich — weil ich vorhin — —"

„Das hab' ich schon wieder vergessen. Ich werde doch deine Worte nicht auf die Goldwage legen, wo du so viel durchgemacht hast."

„Und trotzdem — willst du fortbleiben?"

„Ich hab' doch jetzt hier nichts mehr zu tun. Wenn ich morgen deiner Mutter sage, daß du wieder gesund bist, ist alles gut."

„Doch nicht," stieß er hervor.

„Ist denn noch was gutzumachen?"

„Ja. Von mir aus. Ich hab' dich immer — und mit Willen — schlecht behandelt — —"

„Weshalb denn nur, Ewald?"

„Weil — weil ich dich sonst ganz anders hätte behandeln müssen. Und — dagegen — hab' ich mich gesträubt."

Sie saßen, ohne sich zu regen, nebeneinander und blickten über die Wasserfläche. Er mit finsterer Stirn, sie mit einem versonnenen Lächeln. Eine lange funkelnde Welle schwoll am Ufer auf und ließ blitzende Perlen zu ihren Füßen zurück.

„Wie sonderbar," sagte Anna in das Schweigen hinein, „das habe ich gefühlt."

„Und bist nicht fortgelaufen?"

„Ich habe es doch gefühlt — —"

„Daß — daß — daß ich — daß ich dich lieb habe — —?"

Sie wandte ganz langsam ihr Gesicht ihm zu, und sie sah, wie alles in ihm kämpfte, Scham, Trotz und drängende Hingabe. Der Knabe und der Mann.

„Das hab' ich schon als Kind gewußt, Ewald."

„Und — und du, Anna?"

„Ich bin doch hier."

„Trotzdem, daß — ich muß dir das sagen. Als der August davon sprach, von dir sprach, du weißt ja — da hab' ich kaum hingehört und nur immer an die Künstlerfreiheit gedacht, und alles andre war mir egal."

„Daran muß sich eine Frau wohl gewöhnen. Der Mann will immer das, was er nicht kennt. Da hast du keine Ausnahme gemacht."

„Aber — daß ich mit dem Gretchen Zinters anfing — das weißt du nicht."

„Du hattest ja keinen Menschen. Ich war nicht bei dir."

„Du — — Anna — —!"

Sie fühlte, wie seine Hand noch ihr suchte, wie sich, unmerklich fast, sein Arm um sie schmeichelte. Einmal nur atmete sie ganz tief auf. Dann saßen sie, einer den Arm des andern um die Schulter, sprachlos und schauten in die Weite . . .

Auf dem Rhein tanzte die Sonne, fröhliche Stimmen klangen vom Ufer her, Emilie kam mit den Kindern. Die beiden hatten nicht acht darauf. Sie saßen, als wären sie versunken in die Landschaft, und doch war einer vom andern benommen. Als sich Emilie zu ihnen setzte, sah Anna nur eine Sekunde lang mit glänzenden, lächelnden Augen auf — — und über Ewald hin, der sie fester faßte, still wieder in die Weite . . .

Emilie blieb neben ihnen. Auch sie bewegte sich nicht. Konnte das Glück so schweigsam sein? Sich so viel geben, daß es die Worte darüber vergaß? Und doch ging etwas Lautes, Jubelndes aus von diesem jungen Glück, ein Erglühen, das zu Flammen wurde, die ineinander schlugen. Gab es solch ein Einswerden? Solch ein Versinken in eine Welt, die von der Umwelt nichts mehr wußte? In ihrer Brust stieg es auf und

Digitized by Google

ab, Neid und Sehnsucht. Und die Sehnsucht blieb oben und weckte in ihr ein leises Weinen, das immer heftiger, immer stürmischer wurde, während sie doch regungslos dasaß wie das junge Menschenglück neben ihr, den Blick in der Weite...

Die Kinder kletterten, spielmüde, auf die Böschung und schmiegten sich an ihren Schoß. Sie legte die Arme um sie, als müßte sie sich des Ersatzes vergewissern. Und alle schauten sie in das Gold und Rot des Abends, der das Silber des Tages kosend verdrängte.

„Kommt," sagte Emilie und richtete sich auf, „morgen ist auch noch ein Tag."

Sie ging mit den Kindern voran, freundlich ihr Geplapper ertragend. Arm in Arm schritt das junge Paar hinter ihnen drein.

An der Wegbiegung, die vom Fluß in den wispernden Hofgarten führte, blieben die beiden stehen, die glänzenden Träumeraugen ineinander versenkt.

„Annchen — —"

„Du! Ewald!"

„Einen Kuß — —"

„Ich soll dich — zuerst küssen?"

„Nein! Doch nicht! Ich dich!"

Sie kam ihm entgegen. Sie hielt seinen Kopf zwischen ihren Händen. Einer des andern Staunen trinkend — — Und dann faßten sie sich bei der Hand und rannten wie die Kinder hinter Emilie her, in den dunkeln Hofgarten, um die Glut ihrer Gesichter voreinander zu verbergen. —

„Du machst wohl gar Anstalten, Anna zum Bahnhof zu bringen?" fragte Emilie nach dem Abendessen.

„Selbstverständlich."

„Fühlst du dich denn stark genug?"

„Ich —? Stark genug? — Anna!"

Die saß mit Glut übergossen und sah verwirrt auf Emilie. Da ließ sie es geschehen.

Und wieder gingen sie Arm in Arm, eng aneinander geschmiegt.

„Bist mir auch gar nicht bös mehr? Daß ich mich — in deiner Gegenwart — immer so albern angestellt habe?"

„Ohne den Stolz hätt' ich dich gar nicht gemocht. Ich mußt' doch erst Angst vor dir kriegen."

„Jetzt spottest du."

„Wahrhaftig nicht. Ich hatte Angst. Und das war mir gerade recht so. Ein Mann, der nicht seinen Kopf aufsetzen kann, ist kein Mann."

„Annerl, ich werd' der deine."

Sie drückte seinen Arm und sprach nicht.

„Und du — du wirst mich nie im Stich lassen. Auch nicht, wenn — wenn ich mal meinen Kopf aufsetze?"

„Wenn ich keine Sorgen hätte, würd' ich mir ja welche schaffen. Nur, um immer von neuem die Freude kommen zu sehen."

„Drei Jahre werden wir noch warten müssen. Aber dann, wenn ich vierundzwanzig bin."

„Dann!"

„Freust du dich darauf?"

Ihre Schulter zitterte an seinem Arm. Und sie beschleunigten plötzlich ihren Schritt, als müßten sie aus dem Bereich ihrer Worte kommen. Aber im Lichtkreis der ersten Straßenlaterne machten sie Halt. Um sich mit Augen, die sich vor Erregung weiteten, anzusehen — —

Bevor der Zug sich in Bewegung setzte, stieg sie noch einmal aus dem Coupé. „Wirst du fleißig sein, Ewald? Für uns!"

„Oho! Für die Firma Gustav Wiskotten Söhne! Ich werd' ein Wort mitsprechen!"

„O du Wickelkind!"

„Willst du das auf der Stelle zurücknehmen? Hier steht ein zukünftiger Chef!"

„Der meine! Das genügt mir."

„Einsteigen! Türen schließen!" Den Zug entlang lief der Schaffner.

Mit einer jähen Bewegung griff sie nach seinem Kopf und starrte ihm in die Augen. „Gut' Nacht." Er spürte ihre Lippen blutwarm auf den seinen. Der Zug setzte sich in Bewegung. Aus dem Coupéfenster winkte sie ihm zu: „Schon dich..."

Als trüge er die Kräfte der Welt in sich, schritt er hocherhobenen Hauptes über den Bahnsteig und durch die Straßen der Stadt. Eine Tat hätte er tun mögen, einen Schrei ausstoßen, der die Bürger alarmierte. Kurz vor der Gartenstraße begann er zu laufen, um schneller das Haus zu erreichen. Und zu Hause fiel er über Emilie her und küßte sie trotz der Anwesenheit des erschrockenen Fräuleins ab.

Sie wehrte sich nur zum Schein.

„Gilt mir das?"

„Frag nicht! Dir, euch, allen miteinander! Was seid ihr doch für liebe, liebe Weibsen — —!"

„Wir brauchen nur zu wollen..."

Und sie streichelte sein erhitztes Gesicht und hielt ihm die weit geöffneten Augen zu — — —

VII

Gustav Wiskotten schob die Geschäftskorrespondenz zurück und blieb, die Arme auf der Platte des Schreibtisches lang ausgestreckt, mit halb geschlossenen Augen sitzen. Aber er sann nicht nach, er sammelte sich. Ein Zug der Abgespanntheit machte sich in seinem Gesicht bemerkbar. In den letzten Wochen hatte er selbst seinen nie versagenden Kräften etwas viel zugemutet. Ohne daheim den notwendigen Ausgleich zu finden.

Ein paar Minuten blieb er in seiner vornüber gesunkenen Stellung. Dann lehnte er sich langsam zurück und sah seinem Bruder August zu, der emsig schreibend ihm gegenüber saß.

„Nun dürfte sich mein Konto wohl wieder erholen."

Digitized by Google

„Vorläufig sind wir über den Berg."

„Vorläufig? Ich sage dir, das bleibt jetzt so. Die Kundschaft haben wir überrumpelt, sie fressen die neuen Artikel wie die Butter vom Brot, Orders mehr als wir effektuieren können, und die Konkurrenz Scharwächter ist abgetan."

„Der Haß ist waschechter als die Liebe. Mach dich nur auf Ueberraschungen gefaßt."

„Ich halt' sie schon in Händen. Der Alte sucht um einen Waffenstillstand nach, um seine Toten zu beerdigen. In einem persönlich an mich gerichteten Briefe."

August Wiskotten setzte die Feder ab. „Jeremias Scharwächter hat dir — dir persönlich — geschrieben?"

„Ja, mein Junge, er hat. Nicht aus schwiegerväterlichen Gefühlen. Er spürt auf einmal die Motten im Rock, und ich soll sie ihm herausklopfen. Das Ausklopfen werde ich besorgen."

„Kommt er hierher?"

„Er schreibt, daß er mich heute vormittag in meiner Wohnung aufsuchen würde. Verstehst du? Um der Sache einen familiären Anstrich zu geben."

„Und du, Gustav?"

„Mich geht nur der geschäftliche Teil der Unterredung an." Er erhob sich und stellte sich ans Fenster. August maß ihn mit einem langen, prüfenden Blick und griff ruhig wieder zur Feder.

„Hör mal, August . . . Das ist Musik!"

„Was?"

„Zweitausend Pferdekräfte an der Arbeit! Und die Menschen dazu! Da sag' mir einer, das wäre nicht die Poesie des Lebens."

„Wenn du heute deinen sentimentalen Tag hast, kann es deinem Schwiegervater gut gehen."

„Auch die hat er mir unterbinden wollen, auch die! Da ist er aber zwischen 's Schwungrad geraten."

„Glaubst du, daß er fertig ist?"

„Er hat sein Kapital angreifen müssen. Und die Art Leute greift lieber ihre Prinzipien an. Das kostet nur ein wehleidig Gesicht und kein Geld. Aber für sein wehleidig Gesicht kauf' ich mir nichts. Er sich für meins auch nicht."

Er wandte sich vom Fenster ab und griff nach seiner Mütze.

„Du, was sagst du zum Ewald? Der Junge macht sich. Und die Phantasie wollte der Bengel auf Leinwand verkleckſen, bei der er nicht das Geld für die Oelfarbe herausgekriegt hätte. Ich bin, weiß Gott, ein ernsthafter Mensch geworden, aber die Keilerei im Neandertal, die segne ich. Die hat den Schlußpunkt gemacht."

„Wir werden einen neuen Bandstuhl konstruieren lassen müssen."

„Man zu! Je mehr Ueberraschung für die Konkurrenz, desto besser. Wenn sie den nachgemacht haben, sind wir schon wieder einen Sprung weiter und schenken ihnen das alte Modell zu Weihnachten. Hast du gesehen, was der Paul gestern abend von Düsseldorf mitgebracht hat? Ich hätte mich besaufen können vor Vergnügen."

„Gustav, drück dich doch etwas gewählter aus."

„Ach du alter Kanzelredner, wenn du wüßtest, wie mir ist! Wie mir die Musik auf dem Fabrikhof wohltut! Die hat mich nicht betrogen! Die nicht! Und der halt' ich Treue!"

„Von Emilie nichts?" fragte der Bruder, ohne den Kopf vom Briefbogen zu erheben.

Gustav Wiskotten gab keine Antwort. Er ging, die Mütze im Nacken, aus dem Privatkontor, über den Korridor und zur Haſpelstube. „Hast du einen Moment Zeit, Mutter?"

Die alte Frau kam zu ihm heraus. Und sie gingen die Treppen hinab, durch den Bandstuhlsaal, über den Hof bis zur Wupper. Neben dem Kesselhaus stand der alte Christian und warf im Schwung die Kohlen. „Morgen zusammen. Nix für ungut, Frau Wiskotten, aber wenn der Mensch mich vom Affen abstammt, möcht' ich wissen, wie ich die Hühneraugen gerad' an die Hände krieg'!"

Er zog es vor, die Antwort der alten Frau nicht abzuwarten und im Kesselhaus zu verschwinden. Frau Wiskotten verzog keine Miene.

„Wat hast du, Gustav?"

„Mutter, ich wollt' mir nur wat in die Erinnerung zurückrufen."

„Kannst du dat nich ohne mich?"

„Nee, Mutter, ich hab' dat Bild fester im Gedächtnis, wenn du dabei bist. Hier standen wir vorigen November. Und dann gingen wir in die neue Färberei un setzten uns auf die leeren Kufen. Du un ich. Weißt du noch?"

„So wat vergißt sich nich."

„Damals fing der Krieg an. Ich hatt' keine Hilfstruppen als dich. An dem Abend hast du mir et Rückgrat steif gemacht. Du kannt'st mich, wie du dich kennst, un, Mutter, wir haben uns nich ineinander getäuscht. Wir haben gesiegt."

„Dat weiß ich, Gustav, un hab' et nich anders erwartet."

„Der Mann, der mich aus dem Haus geworfen hat, der mich um die Freud' an Frau und Kindern gebracht hat und mir die Fabrik hat stilllegen wollen, dem du un ich da drin, in der neuen Färberei, in der et jetzt rumort wie in 'nem Bienenstock, an dem unvergeßlichen Abend Vergeltung versprochen haben, der wird in einer halben Stunde mit abgezogenem Hut vor mir stehen."

Es war still zwischen ihnen. Nur die schwarze Wupper gurgelte zu ihnen auf.

Dann sagte die alte Frau und tat einen tiefen Atemzug: „Is et so weit?"

„Er kann sich nicht mehr halten, Mutter. Er hat zu doll draufjelegen müssen. Verspielt, Mutter."

Digitized by Google

„Der Herr hat ihn in unsre Hand gegeben."

„Jedenfalls is er drin."

Wieder schwiegen sie, und die schwarze Wupper gurgelte zu ihren Füßen von Arbeit und Lebenskampf, ohn' Ende, ohn' Ende — —

„Wat willst du mit ihm machen, Gustav?"

„Du meinst — wegen Emilie — —?"

„Et is ihr Vatter."

„Dat er mein Schwiegervater is und der Großvater von den Kleinen, dat hat ihn weniger behindert. Ich will ihn nicht durch größeren Edelmut beschämen."

„Hast du et dir überlegt?"

„Mutter, er hat uns bei unsrer Arbeit packen, er hat die Fabrik aufschmeißen wollen. Dahinter tritt meine Privatdifferenz zurück. Ich hab' mit ihm nich anders als wie jeder andre Teilhaber der Firma Gustav Wiskotten Söhne zu verhandeln. Sag mir, dat et so recht is."

Die alte Frau ließ ihren Blick lange auf ihrem Aeltesten ruhen. Dann wanderte der Blick weiter, über den Fabrikhof, von Gebäude zu Gebäude. Wie das gewachsen war, seit sie den ersten Stein gerichtet. Wie das weiter aufwuchs, gekittet mit dem Schweiß und dem Herzblut der ganzen Familie. Der ganzen Familie — —

„Et is recht so, Gustav."

Der wischte sich mit dem Tuch das Lächeln fort, das bitter um seine Mundwinkel zucken wollte. Und aus harten, stolzen Augen folgte sein Blick dem der Mutter. — —

Ein Junge kam gelaufen und meldete einen Besuch für Herrn Gustav Wiskotten.

„Wo?"

„In Ihrem Haus."

„Ich komm' in fünf Minuten." Er sah die Mutter an. Die nickte und ging über den Hof zurück.

„Na, Schwiegervater, dann freu du dich..."

Er gab Kölsch noch einen Auftrag, für den Fall, daß er länger aufgehalten werden sollte, und schritt ohne Eile zu zeigen auf sein Haus zu. Im Wohnzimmer erwartete ihn Jeremias Scharwächter.

„Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Guten Tag, Gustav. Wie geht's? Es sind schwere Zeiten für die Industrie."

„Das muß wohl wo anders sein. Darüber kann ich nicht mitsprechen."

„Nun, Gustav, ihr werdet auch nicht immer zu lachen haben."

„Wir lachen den ganzen Tag."

Herr Scharwächter putzte sich die Nase. Er ging sehr umständlich dabei zu Werk. „Erlaubst du mir, daß ich mich setze?"

„Ueberall hin, wo ein Stuhl steht."

„Danke. Es ist ein weiter Weg von mir bis zu dir. Aber da du ihn nicht fandest, mußte ich dir zeigen, daß das Alter die Milde ist."

„Na, dann seien Sie milde und sagen Sie kurz, was Sie herführt. Ich weiß vor Arbeit kaum aus noch ein."

„Habt ihr so viel Orders? Wohl alle Bandstühle besetzt?"

„Wir haben sogar zum erstenmal Hausarbeit ausgegeben. Bis die neuen Stühle geliefert werden. Also: bitte."

„Neue Stühle? Werdet ihr euch auch nicht übernehmen?"

„Wir Wiskottens haben einen gesunden Magen. Der verdaut selbst Konkurrenten, die uns lästig werden."

Der alte Herr hüstelte. Sein Kopf kroch tief in die Krawatte zurück, als ob es ihn fröre. Ein paarmal öffnete er den Mund.

„Gustav — es ist in der letzten Zeit nicht ganz so gewesen, wie es zwischen so nahen Verwandten hätte sein müssen."

„Ganz so nicht."

„Kein gut Ding, das sich nicht bessert. Wir haben uns in unserm Kummer das Leben gegenseitig schwer gemacht. Nun wollen wir es uns gegenseitig erleichtern."

„Ich bin begierig auf Ihre Vorschläge."

„Lieber Gustav, es sind schwere Zeiten für die Industrie. Nein, nein, das kannst du nicht wegdisputieren. Wenn es bei euch augenblicklich gut geht, so ist das auch nur eine Welle, die sich bald wieder im Sande verlaufen wird. Die paar guten Muster, mit denen ihr es diesmal glücklich getroffen habt — du lieber Gott, einmal hat der einen guten Einfall und einmal der; das wechselt — mit denen werdet ihr das Geschäft auf die Dauer auch nicht machen, wenn die Konkurrenz nicht zugibt, daß auch bei den Preisen etwas herausschaut."

„Die Konkurrenz — damit meinen Sie also sich."

„Die kleinen Mitläufer kommen wohl nicht in Betracht. In unsern Artikeln, in unsern Spezialartikeln, regeln wir beide in erster Linie den Markt. Die Firma Jeremias Scharwächter und die Firma Gustav Wiskotten Söhne. Und daher, meine ich, wäre es an der Zeit, auch die Beziehungen zwischen uns zu regeln."

„Die liegen doch sonnenklar."

„Wenn jeder von uns ehrlich will, kann die Ernte reicher sein."

„Was das betrifft, für uns wollen wir."

„Und ich will ebenso."

„Das sind Ihre Angelegenheiten und geht mich nix an."

Der Kopf des alten Herrn, der sich vorgewagt hatte, zog sich verscheucht in die Krawatte zurück.

„Ich fürchte, du hast mich nicht ganz verstanden, lieber Gustav. Ich dachte mir das folgendermaßen. Der Kundenkreis ist groß genug für beide Firmen und könnte auch ergiebig genug sein, wenn einer im andern den Verwandten

Digitized by Google

respektierte und ihm den Lohn seiner Arbeit gönnte. Ich habe vorhin gesagt, das Alter ist die Milde. Das soll nicht nur so dahingesprochen sein. Ich werde das Gewesene vergessen und als erster die Hand zu einem schönen Vergleiche bieten. Ich hoffe, das wirst du zu würdigen wissen. Ihr habt in der Fabrik durch mich schwere Kämpfe erlitten, die nicht wiederkehren sollen. Nein, wirklich nicht. Ich werde nicht mehr auf die Preise drücken, ihr sollt ganz frei aufatmen und die Höhe der Notierungen nach eigner Wahl bestimmen, Notierungen, die handgreifliche Gewinne bringen und die ich überall, wo ich auf sie stoße, strikt achten werde. Kurz: ich schlage euch aus verwandtschaftlichem Herzen eine Preiskonvention vor."

„Da hätten Sie sich kürzer fassen können."

„Es galt, den alten Groll zu besiegen. Nun habe ich ihn begraben."

„Das freut mich. Aber mit der Fabrik hat das nix zu tun."

„Lieber Gustav, ich habe dir die Hand zur Versöhnung geboten."

„Schön. Eine Versöhnung soll man nie zurückweisen, das wäre nicht christlich. Also wir beide, wir wären versöhnt. Aber ich frage Sie noch immer: Was geht das die Fabrik an?"

„Lieber Gustav, verstehe mich doch recht, ich will doch den Vorteil. Und eine Preiskonvention —"

„Ja, das ist mir nun wirklich interessant. Also welche Vorteile hätte die Preiskonvention für Gustav Wiskotten Söhne . . .?"

Er rückte sich gemütlicher in seinem Stuhl zurecht und sah den Besucher aus runden Augen an. Jeremias Scharwächter nahm sich zusammen.

„Zunächst, lieber Gustav, ein ruhigeres Arbeiten. Ohne die Angst, der andre kommt einem zuvor. Ferner aber die Sicherheit, daß die Konkurrenzartikel sich nicht mehr bekämpfen, sondern sich, da sie den Käufer dasselbe kosten, nebeneinander behaupten, und zwar gewinnbringend. Wenn wir vor jeder Kampagne die Qualitäten vergleichen und unter uns die Preise regulieren —"

„Pardon, Sie wollten von den Vorteilen für Gustav Wiskotten Söhne sprechen."

„Das tue ich ja."

„Bis jetzt zählen Sie nur die Vorteile auf, welche die Firma Jeremias Scharwächter bei dem Handel haben würde. Wo steckt die Gegenleistung?"

„Aber sie liegt doch auf der Hand. In der Gegenseitigkeit steckt sie, lieber Gustav."

„Ja, wenn es sich um zwei gleich prosperierende Firmen handelte. Sie hätten mit Ihrem Vorschlag im vorigen Herbst kommen müssen, wissen Sie: als Sie den vorschnellen Plan faßten, uns jämmerlich in die Tinte zu reiten. Aber heute? Mit einer Firma — so viel Geschäftskenntnis trauen Sie mir wohl zu — die drauf und dran ist, zu liquidieren, weil sie immer stärker mit Unterbilanz arbeitet, schließt man keine Vergleiche, der diktiert man seinen Willen oder rasiert sie weg."

Jeremias Scharwächter fuhr blaß und erregt von seinem Sitze auf. Er bemühte sich, ein Lachen zu finden, ein lustiges, überlegenes Lachen, aber es kam heiser und erkünstelt.

„Unterbilanz? Liquidieren? Sonderbare Späße machst du, um mich billiger zu bekommen."

„Billiger? Ich hab' Sie ganz umsonst."

„Spanne den Bogen nicht zu straff. Wenn ich so, wie ich gekommen bin, aus diesem Hause gehe —"

„Werden Sie zu Hause die Läden herunterlassen können. Das ist mir bekannt."

„Gustav!" Scharwächter trat auf ihn zu und faßte ihn beim Aermel. „Und wenn es so wäre? Nehmen wir es einmal an . . ."

„Es ist so. Darüber ist kein Wort mehr zu verlieren."

„Und — und — an Emilie würdest du gar nicht denken?"

„Bleiben Sie beim Geschäftlichen, Herr Scharwächter!"

„Aber sie ist doch deine Frau!"

„Stimmt. Meine Frau. Nicht die Frau von Gustav Wiskotten Söhne."

„Lieber Himmel, sei doch nicht so unbarmherzig! Seit meinem Großvater behauptet meine Firma ihren angesehenen Namen."

„Mein Vater ist auch Großvater. Und mein Vater und meine Mutter, haben die herumgelungert, waren das Glücksritter, über die man herzieht, als hätten sie nicht ehrliche Schwielen an den Händen? Nee, Herr Scharwächter, zu der Einsicht, daß die Wiskottens ehrliche und achtbare Gegner sind, hätten Sie früher gelangen sollen. Wer unsre Arbeit respektiert, der ist unser Freund. Wer uns angreift, auf den hauen wir ein, was das Zeug halten will. Sie haben uns angegriffen. Resultat: Sie scheuern sich die Hose. Die Sache ist erledigt."

„Gustav, das kann nicht dein Ernst sein! Emilie trägt meinen Namen!"

„Das ist der alte Irrtum. Sie trägt meinen!"

Jeremias Scharwächters Hände griffen nervös in die Luft, als suchten sie einen rettenden Gedanken zu fassen. Dünner Schweiß perlte auf seiner pergamentenen Stirn. Der Hals ragte weit aus der schwarzen Kravatte.

„Wissen Sie, was Mutter sagt, Herr Scharwächter? Sie kennen doch meine Mutter? Sie ist eine gottesfürchtige Frau, und sie sagt: Der Herr hat ihn in unsre Hand gegeben."

Jeremias Scharwächter zog krampfhaft die Hände zusammen.

Aus! — —

Eine Weile blieb es still zwischen den Männern. Dann entschloß sich Scharwächter zur Demütigung.

Digitized by Google

Er wandte sich und schritt langsam zur Tür, die in die inneren Räume führte.

„Herr Scharwächter," sagte Gustav Wiskotten weicher, „Sie irren sich. Dort geht's in mein Schlafzimmer."

In dem vergilbten Gesicht des andern zeigte sich kein Verständnis. Er drückte auf die Klinke und öffnete die Tür.

„Kommt mal heraus, Kinder, zu euerm lieben Papa."

„Himmeldonnerwetter! Spielen Sie hier kein Theater! Verstehen Sie mich? — Wa — was? Ihr — ihr seid da? Kinder! Gustav! Emilie!"

Er drängte sich vor, beugte sich, die Arme weit geöffnet, die jauchzenden Kinder aufzufangen, vornüber, verlor das Gleichgewicht und stürzte in die Knie, warf sich herum, lag, lang ausgestreckt, auf dem Teppich, die Kinder auf der Brust, die er küßte, jetzt den Jungen, jetzt das Mädchen, Töne hervorstoßend, die Worte bedeuten sollten und doch nur ein Gurgeln waren . . .

„Papa, Papa! Dürfen wir jetzt wieder hierbleiben?"

„Wir sind ganz artig, Papa."

„Und ich hab' ein Segelschiff."

„Und ich einen Kochherd."

„Gehst du jetzt mit an die Wupper?"

„Still," sagte Gustav Wiskotten, und er hielt ihre Köpfchen im Nacken fest und starrte in ihre Gesichter und zog sie jäh wieder an sich und küßte sie, den Jungen, das Mädchen, den Jungen, das Mädchen . . .

Und endlich fiel ihm ein, daß sie nicht allein waren. Er setzte die Kinder ab und erhob sich. Mit funkelnden Augen blickte er auf das hagere Männchen, das scheu in sich zusammengekrochen war.

„Das haben Sie gut gemacht, Schwiegervater. Alle Achtung! Na, und nun schicken Sie auch noch Ihre letzten Hilfstruppen vor. Lassen Sie Emilie nur hereinkommen."

„Emilie ist in Düsseldorf."

„Sie wollen mir doch nicht weismachen, daß Emilie die Kinder allein hergeschickt hat?"

„Ich habe die Kinder gestern geholt, lieber Gustav. Um dir eine Freude zu machen."

„Und Emilie weiß von diesem — diesem schönen Familienfest?"

„Nein. Ich habe ihr nur gesagt, daß ich die Kinder ein paar Tage bei mir haben möchte."

„Gott sei Dank," sagte Gustav Wiskotten, und es war ihm, als wiche ein Druck von ihm. „Die Komödie hätt' ich auch nicht ertragen."

„Lieber Gustav —"

„Was wünschen Sie?"

„Die Kinder — die Kinder bitten für ihren Großvater."

„Machen Sie mir die Kinder nicht auch zu Komödianten, wenn Sie's schon sind. Und — und — Sie sehen, daß ich jetzt keine Zeit habe."

Er hob die Kinder auf den Arm und drückte sie fest an sich. Ihre Köpfe schmiegten sich verschüchtert an sein Gesicht.

„Gustav — — ich will dir eine Freude machen."

„Das wär' die erste."

„Ich will dir die Kinder hierlassen, Gustav."

„Als wenn ich sie freiwillig wieder hergäbe!"

„Aber ich habe sie dir doch gebracht. Ohne Dank wirst du das doch nicht hinnehmen."

„Nein, Sie Geschäftemacher, die Wiskottens pflegen ihre Schulden zu bezahlen."

„Willst du jetzt — die Verhandlungen wieder mit mir aufnehmen?"

Gustav Wiskotten setzte die Kinder aufs Sofa und stellte sich ans Fenster. Eine Minute und noch eine trock dahin. Jeremias Scharwächter biß sich auf die dünnen Lippen. „Gustav —"

Da wandte er sich um.

„Schwiegervater, es geschah zwar aus kleinlichster Berechnung, daß Sie mir eine Freude machten. Aber immerhin: der Effekt ist erreicht, und einen Dank bin ich Ihnen schuldig. Ich will Sie vor der Liquidation bewahren. Ihre Firma soll bestehen bleiben. Ihre Fabrik — nicht! Wickeln Sie ruhig die laufenden Geschäfte ab. Dann können Sie unser Kommissionär werden. Kein Wort weiter. Es ist mein letztes. Sie verkaufen in Zukunft Ihren Kunden unsre Ware. Die Preise bestimmen wir! Sie brauchen sich nicht zu bedanken. Ich seh', es fällt Ihnen schwer. Guten Morgen, Schwiegervater. Emilie kann beruhigt sein. Die Kinder werden es gut haben. Na — also —: auf Wiedersehen!"

Jeremias Scharwächter verließ, das Kinn tief in die Krawatte gezogen, das Haus. — —

„Kinder!" schrie Gustav Wiskotten. Sie sprangen vom Sofa, sie stürmten gegen ihn an und kletterten an ihm empor, lauter noch schreiend als der Vater, sie ließen sich küssen und drücken und küßten und drückten wieder. Und alle drei kollerten sie über den Teppich, das Zimmer erfüllend mit ihrem kindischen Toben, und Gustav Wiskotten war der kindischste unter ihnen. — —

Dann zog er sich einen andern Rock an und drückte sich heimlich mit den Kindern zum Tor hinaus. Heute sollten sie ihm allein angehören. Kein Mensch sollte ihm auch nur ein Quentchen stehlen. Jetzt erst spürte er, wie verhungert er war.

Eilig trabten sie die hügeligen Straßen hinauf. Erst im Wald fühlte er sich sicher. Und dort oben, in dem jungen Frühlingserwachen, brach der Freudentaumel von neuem aus, und es war ein Jagen und Haschen, ein Kreischen und Flüstern, ein Balgen und Stilliegen. Das war das Köstlichste — —

In dem Waldwirtshaus „Villa Foresta" ließ er ein Mittagsmahl bereiten. Er band ihnen die

Digitized by Google

Servietten, legte ihnen vor und vergaß, selbst zuzulangen. Die Kleinen fühlten sich wie die Prinzen und aßen wie die Dreschet. Das behagte dem Vater. Und nach der Mahlzeit ging es wieder tief in den Wald, zum verschwiegenen Murmelbach, und Gustav Wiskotten holte die alten Jugendfertigkeiten hervor und schnitzte ihnen ein Mühlrad, das sich im Wasser lustig drehte.

„Du mußt mir mein Segelschiff von Düsseldorf holen," sagte der kleine Gustav, „das lassen wir hier schwimmen. Bis in die Wupper und bis in den Rhein und bis ins Meer. Das ist viel weiter als von Düsseldorf bis ins Meer."

„Und Mama und ich fahren darauf zum Papa," fuhr die kleine Emilie fort.

„Habt ihr das schon einmal gespielt?"

„Mit der Mama."

„Und die Mama ist mit euch zum Papa gefahren?"

„Ja, und wenn wir mal nicht artig waren, sagte sie, Papa könnte nur artige Menschen in Barmen gebrauchen. Deshalb seien wir in Düsseldorf, um das zu lernen. Und jetzt kannst du uns gebrauchen."

Er griff nach ihnen und zog sie heran. „Hat die Mama auch nie über euch zu weinen brauchen?"

„Ueber uns doch nicht!" meinte der kleine Gustav verwundert.

„Ueber wen denn?"

„Das wissen wir nicht. Geweint hat sie oft. Aber seit der Onkel Ewald da ist und die Tante Anna so oft aus Barmen kam, ist sie immer vergnügt. Weißt du, was ich glaub'?"

„Na, was glaubst du denn, du Schlauberger?"

„Sie meint gewiß, sie dürft' jetzt auch wieder nach Barmen kommen."

„Und das freut sie?"

„Wenn man doch so lang' hat weinen müssen... War sie nicht brav?"

„Die Mama ist immer brav."

„Und schön!"

Er drückte den Jungen fester. „Schön? — Das erzähl mir mal."

„Das hat der Onkel Ewald gesagt. Und viel schönere Kleider müßte sie tragen, hat er gesagt, und jeden Tag ein andres, damit es auch jeder sehen könnt', daß sie die Allerschönste wäre, Papa."

„Und das — hat die Mama — alles angehört?"

„Und so furchtbar gefreut hat sie sich!"

„Lauf zu deiner Mühle, Jung'!"

Er lag im Moos, das die Sonne gewärmt hatte, ein Träumen in den Augen und das Jauchzen der Kinder in den Ohren. „Ah —", sagte er und dehnte sich, „die Frühlingsluft —!"

An jeder Hand eines der Kinder führend, kehrte er gegen Abend nach Hause zurück. Hocherhobenen Hauptes schritt er durch das Tor, das er am Morgen flüchtend verlassen hatte.

„Schicken Sie sofort mal zu Herrn Kölsch," trug er dem Pförtner auf, „ich ließe ihn bitten, mit Fräulein Kölsch doch gleich mal herzukommen."

„Anna muß einstweilen bei den Kindern bleiben," sagte er sich. „Wir stellen noch ein Bett im Kinderzimmer auf."

Nur jetzt keine Trennung mehr! Wie hatte er nur auf das Kindergeplapper verzichten können! Ihm stockte der Atem, die Angst legte sich nachträglich um seine Brust wie eine Eisenklammer.

„Kinder — Kinder — —!"

„Papa?"

Das erlöste. — —

Um das Haus schlich sich eine Gestalt. Sie hielt sich im Schatten und spähte nach den erleuchteten Fenstern. Zweimal war der Pförtner mißtrauisch vors Tor getreten und hatte sie durch sein Erscheinen verscheucht. Als sie zum drittenmal wiederkam, rief er sie über die Straße an. Da verschwand sie.

Und Emilie Wiskotten ging durch abgelegene Straßen der mittleren Stadt zu.

„Wenn ich nur mehr von ihm gesehen hätte als die dunkeln Umrisse ... Sein Gesicht, um zu wissen, was er denkt ... Er kann sich nicht verstellen ... Ob er glaubt, ich hätte von Vaters Absicht gewußt?"

Am Nachmittag war sie mit dem Personenzug auf Station Unter-Barmen eingetroffen. Sie hatte sich in Düsseldorf nach der eintägigen Trennung von so heftiger Sehnsucht nach den Kindern ergriffen gefühlt, daß sie beschlossen hatte, sie heute noch beim Vater abzuholen. Und ihr Vater hatte ihr kalt abweisend mitgeteilt, daß er sie zu ihrem Manne gebracht hätte und es in seinem Interesse wäre, wenn auch sie sich dorthin begäbe, wohin sie gehöre. Wäre ihr das früher beigefallen, so brauchte er jetzt bei den Wiskottens nicht um gut Wetter zu betteln. Nun aber hätte er die Nachgiebigkeit gegenüber den albernen Zimperlichkeiten der Tochter auszubaden. Mit Verlusten! Mit Verlusten! Und er hatte, seine zugeknöpfte Würde vergessend, außer sich vor Wut auf das Hauptbuch geschlagen. „Anderthalb Hunderttausend! Bist du das wert? Und der Kerl, dein Mann?"

Die Kinder hatte er zu Gustav gebracht, um ihn weich zu stimmen. Mußte Gustav nicht an eine abgekartete Sache glauben? Mußte er nicht glauben, sie wollte jetzt, da alles in ihr nach ihm heimverlangte, des Vaters wegen, eines hohen Geschäftsverlustes wegen, sich ihm verkaufen? Der Schlag hatte sie furchtbar getroffen. Nun stand sie wieder draußen und hatte die Klinke schon in der Hand gehabt, um die Tür zu öffnen, die zu ihm führte. So konnte sie nicht kommen. Er mußte mit sehenden Augen ihre freiwillige

Digitized by Google

Heimkehr gewahren. Nur nichts argwöhnen, nur nicht am alten Faden anknüpfen.

Sie zermartete ihr Hirn, bis sie das Denken schmerzte, bis sie ganz apathisch durch die heimatlichen Straßen schritt. Sie gelangte in die hochgelegenen Anlagen der Stadt und wußte nicht, was sie hier wollte. Ach, Einsamkeit — —!

„Emilie?"

War sie gemeint? Nein, nein. Und wenn auch.

„Emilie Wiskotten?"

Jetzt mußte sie wohl aus Höflichkeit stehen bleiben. Aber sie ging dennoch weiter.

Eine Hand legte sich auf ihren Arm. Eine behandschuhte Frauenhand. Das fühlte sie durch das Kleid hindurch.

„Willst du mir davonlaufen, du Ausreißerin? Ich habe Finderlohn zu beanspruchen. Bitte, halte mal still."

„Mabel — —" stotterte sie.

„Erkennst du mich wirklich? Das freut mich aufrichtig. Ich habe dich trotz des Schleiers erkannt, an dieser einzigen Figur, an diesem Wuchs, der gar nicht zu wissen scheint, daß er geradeswegs aus dem Paradiese stammt. Und nun laß mich mal dein Gesicht ohne Schleier sehen."

Sie nestelte ihr den Schleier hoch und hielt sie beim Kinn. „Entzückend," lachte sie sie an, „entzückend! Davon bekomme ich die Premiers..." Und sie küßte sie rasch auf den Mund. „Die Lippen, die hatte ich mir ganz anders vorgestellt."

Da vermochte Emilie Wiskotten nicht mehr an sich zu halten. Sie zog den Schleier herab und weinte stumm in das Gespinst.

„Komm, Kind, Frauentränen sind zu heilig für die Oeffentlichkeit."

Sie ließ sich willenlos fortführen. Die Villa Wilhelm Wiskottens war bald erreicht.

In dem kleinen lauschigen Salon der Hausfrau saßen sie am Schmuckkamin dicht nebeneinander. Auf der Marmorplatte brodelte eine silberne Teemaschine. Emilie Wiskotten hatte mit ihrer Erzählung geendet.

Die junge Hausfrau, in einem Spitzenkleid von schmiegsamer Zartheit, strich ihr nachdenklich über das Haar, das von schweren Kämmen gehalten wurde. „Was du tun sollst? Gar nichts. Höchstens — dir das Haar anders machen."

„Ist das alles?" sagte Emilie mit einem traurigen Lächeln.

„O nein. Nur der Anfang. Der überlegenen Kraft, um nicht zu sagen: der roheren Gemütsstruktur des Mannes haben wir unsre Schönheit entgegenzusetzen. Leute, die sich wahrhaft lieben, müssen beständig auf eine Art Kriegsfuß miteinander leben. Toujours en vedette. Täglich ein Eroberungszug von hüben und drüben. Was tu' ich mit aller Seligkeit, wenn sie schläft? Man muß wissen, daß die Seligkeit sich lohnt. Daß sie zu immer neuen Siegen verleitet. Mit jedem Morgenrot und jedem Abendrot. Jeder Mann ist einer Frau gegenüber ein Phantast. Und wir bestimmen, was er in uns hineinphantasiert. Komm, mach's dir bequem."

„Bist du allein?"

„Wilhelm ist in England. Er gedenkt seine Mabel demnächst in Gold fassen zu lassen, weil sie ihm die Freude am Lebensgenuß beigebracht hat. Ach, du Närrchen! Ich tu' nur so und belass' ihn bei der Ansicht. In Wahrheit ist die Freude eine gegenseitige. Also du bleibst bei mir."

„Wenn jemand kommt."

„Jemand? Ach so. Das Mädchen hat Order, niemand vorzulassen. Du sollst auch im Bett von Wilhelm schlafen. Wie? Nun lachst du. Solche Seelengröße hättest du nicht besessen. Wir plaudern die ganze Nacht. Und nun hole ich dir eine Matinee."

Nach wenigen Minuten war sie zurück, in die losen Falten eines japanischen Stoffes gehüllt, den nur um die Mitte eine seidene Schnur zusammenhielt. „Uh — mach nicht solche Augen. Ist das nicht protestantisch? Nein? Dann erleichtert's doch dem Mann das Gewissen, ein schönheitsfroher Heide zu sein. Religion ist, was uns schon auf Erden glücklich macht. Jetzt ziehst du die Taille aus."

„Mabel — —"

Es half ihr nichts, sie mußte sich gefangen geben.

„Eigentlich sollt' ich dich ohne Matinee dasitzen lassen. Die griechischen Göttinnen hätten nicht die Arme über der Brust zusammengeschlagen, selbst wenn sie als Mädchen Mabel White geheißen hätten. Wäre ein unberufener Lauscher genaht, so hätte eine Nymphe nur an diesen Kamm gerührt — so — und die Göttin Diana oder sagen wir Venus versank in den Fluten ihres Haares."

„Mabel, was tust du? Ich bin ganz verwirrt."

„Ich auch. Ich seh' dich nicht mehr. Ich seh' nur eine Woge, die dich weggezaubert hat. Bist du wirklich ganz allein darunter? O du Liebes- und Lebensrekrut, wie kann man sich mit solchem Haar von einem Manne trennen, dem man etwas zu sagen hat!"

Emilie Wiskotten griff in das Haar und steckte es auf. Die Fröhlichkeit der Schwägerin versetzte sie in einen Taumel, dessen sie sich schämte. Schämen wollte. Sie vermochte es nicht. Sie hätte sich an die Brust der andern werfen mögen. Um zu lachen oder zu weinen, war ihr selber nicht klar. Mit aufgeregten Händen knotete sie im Nacken ihr Haar.

„Schade," sagte Mabel. „Aber diese Bewegung kleidet dich nicht minder schön. Ich hatte doch recht, dich nicht gleich in die Matinee zu wickeln."

Digitized by Google

Da ließ Emilie ihr Haar fallen. „Mabel!“ rief sie, „Mabel! Ach Gott, du!“ Sie hing an ihrem Hals, sie schluchzte, sie lachte, sie drückte sich an sie und versteckte den Kopf an der Schulter der lebensheiteren Frau, wie ein Mädchen im Lenz, wie eine Braut, die den Bräutigam erwartet, wie eine Frau, die jauchzend spürt, was Gott ihr als Höchstes gab, den seligen Schöpferdrang, im Glück, im Beglücken. „Mabel, was machst du aus mir — —?“

„Was du schon längst bist, ohne daß du es wissen wolltest. Was jede von uns ist, wenn sie ihre Kräfte nützt. Innerliche Schönheit und äußerliche, beides in eins. Ich führ' dich nur zu dir zurück, du verlaufenes Schäfchen. Von der falschen Scham zum strahlenden Weib. Siehst du, man muß strahlen. Dann ist man rein.“

„Und ich hab' dich gehaßt —“

„Mach dir das doch nicht selber weis. Dich selbst hast du gehaßt, weil du nicht den Mut fandest, zu sein wie ich. Gesteh es nur ein. Es ist kein Mann in der Nähe.“

Sie saßen am Kamin, vor der brodelnden Teemaschine. Die Täßchen klirrten in ihrem Schoß.

„So muß ich es auch haben,“ sagte Emilie Wiskotten und blickte, weit zurückgelehnt in den breiten Ledersessel, mit glänzenden Augen zur Decke.

„Du bist auf dem Weg zur Genesung,“ antwortete Mabel.

Und durch den Raum zog zweistimmiges, heiteres Frauenlachen.

Als sie in den geschnitzten Betten lagen, hielt Emilie mitten im Geplauder inne.

„Wie komm' ich zu Gustav?“

„Im Triumphwagen. Männer müssen Anbeter sein.“

„Wo nehm' ich den Triumphwagen her? Ich stehe heute so kläglich da wie noch nie.“

„Schlaf, Liebchen, und bete zum lieben Gott, daß er deinen geliebten Gustav einen recht dummen Streich begehen lassen möge, aus dem du ihn in Gnaden errettest.“

„Mabel, spotte nicht.“

„Ernsthaft, Emilie. Männer müssen immer ein Dankgefühl in sich tragen für die stillschweigende Vergebung irgendeiner Schuld. Das stärkt ihre Treue wunderbar und erhöht ihre Liebe und Verehrung. Hast du gebetet? Dann gib mir einen Gutenachtkuß. Und grüße Gustav, wenn du ihn diese Nacht siehst.“

Ein leises, klingendes Lachen aus den Kissen, halb schon aus den Träumen heraus. Die flogen zur stolzen Themse und blieben an der schwarzen Wupper. Und beider Ufer fanden sie unvergleichbar schön.

VIII

Als das erste Frühlicht durch die Jalousien glitt, erwachte Gustav Wiskotten aus festem Schlaf. Er blinzelte nur und rührte sich nicht. Die Uhr im Wohnzimmer schlug sechs. Gleich darauf pfiff es in der Fabrik, schrill und anhaltend. Das weckte seine Aufmerksamkeit.

„Was? Sieben Stunden geschlafen? In einer Tour?“ Das mußte im Kalender rot angestrichen werden.

Horch! Was war das für ein Gezwitscher im Nebenzimmer? Er sprang auf. „Die Kinder!“

Mit Windeseile war er in den Kleidern. Wie das Wasser heute erfrischte. Während er seine Toilette beendete, stand er schon horchend an der Tür. Der kleine Gustav hatte wohl einen Witz gemacht, denn da drinnen kamen sie aus dem Kichern nicht heraus. Wenn er jetzt einträte und über die Hemdenmätze herfiele! Eben noch hielt er sich zurück. Teubel auch, die Anna!

Er lachte vor sich hin. Würde das Mädel einen Schrecken bekommen haben. Dann trommelte er gegen die Tür.

„Aufstehen, ihr Langschläfer!“

„Sind schon längst auf. Etsch, du hast dich verschlafen!“

Er stand ganz still und sog den Laut der Kinderstimmen in sich auf. „Kommt ins Wohnzimmer, kleine Bande!“

„Ist Tante Anna auch eine kleine Bande?“

„Ich will sie mir erst mal ansehen.“

Im Wohnzimmer fand er den Kaffeetisch schon gedeckt. Seit einem halben Jahr hatte er sich den Morgenkaffee aufs Kontor bringen lassen. Nun saß er auf dem alten Hausherrnplatz und rieb sich die Hände.

„Guten Morgen, Anna. Gut geschlafen? Na, da seid ihr ja auch, ihr Trabanten!“

Dieser himmlische Radau, den die Kinder bei der Begrüßung vollführten! Da wußte man doch: Die Nacht war vorüber und der Morgen erwacht! Und man schlich nicht in den Tag hinein, wie man herausgekommen war.

„Jetzt wird gefuttert. Habt ihr Appetit?“

„Der Gustav hat schon im Bett ein Butterbrot haben wollen!“

„Junge, von morgen an kriegst du den Spruch übers Bett: ‚Vielfraß nennt man dieses Tier, wegen seiner Freßbegier'!“

„Ich wollt' ja der Emilie nur die Krümel ins Bett schütteln, damit es jucken sollte.“

„Schäm dich, mein Sohn. Auf diese Weise verkehrt man nicht mit jungen Damen.“

„Papa, der Gustav hat mir was ins Ohr gesagt.“

„Was denn, Herzchen?“

„Er hat gesagt, ich wär' ja gar keine junge Dame, ich wär' ein Kücken.“

Digitized by Google

„Der Gustav wird sich noch sehr unbeliebt machen, scheint mir. Anna, da habe ich Ihnen eine nette Sorte aufgepackt."

„Es sind Wiskottens," lachte ihn das Mädchen an.

„Ach so — das soll wohl heißen, ich wär' auch nicht besser? Ich ziehe mich jetzt in die Fabrik zurück. Da hat man wenigstens Respekt vor mir."

„Grüßen Sie Vater von mir."

„Wird besorgt werden." Er schwenkte seine Mütze gegen den Tisch und verließ das Zimmer. Bis auf den Hausflur drang der Lärm der Kinder hinter ihm her. „Guten Morgen, Christian."

„Morgen, Herr Gustav. Nanu? Is dat große Los schon heraus? Ich spiel' en Sechzehntel."

„Ich bin mit em doppelten Einsatz herausgekommen, Christian."

„Wat Sie nich sagen! Ich hab' beim Kohlenschippen noch keine Diamanten gefunden. Einmal en Hufeisen."

„Dat bringt Glück."

„Daraufhin will ich et noch en zwanzig Jahr' wagen."

„He, Kölsch! Morgen! Anna läßt grüßen!"

„Guten Morgen, Herr Wiskotten. Haben Sie sich die Haare schneiden lassen?"

„Nee. Wieso?"

„Sie sehen so jung aus. Sind die Kinder fidel?"

„Ach, Kölsch, wenn dat fidel is, dann is 'ne Türkenschlacht en Ballett."

Er tippte an die Mütze und eilte, aufs Kontor zu kommen. Schon pfiff es zur Achtuhrpause. So hatte er sich noch nie verspätet, aber es war ihm nicht leid darum. „Wonach riecht das hier?" fragte er, als er eintrat, und schnupperte in die Luft.

August sah auf. „Du wirst wohl liederlich, Gustav?"

„Ich? Meinetwegen liederlich. Warum?"

„Gestern verschwindest du spurlos aus der Fabrik und kommst den ganzen Tag über nicht mehr zum Vorschein, und heute —"

„Du, es stinkt hier aber niederträchtig."

„Wenn man rosa Briefe erhält, soll es wohl nach Weihrauch duften? Da, zwischen deiner Privatkorrespondenz. Nimm doch endlich das Ding weg. Es verpestet hier ja die ganze Luft."

Kopfschüttelnd sah Gustav Wiskotten auf das rosa Kuvert zwischen seinen Briefen, hob es vorsichtig mit den Fingerspitzen auf und hielt es an die Nase. „Da is sicher ein ganzer Moschusochse drin."

„Nun spiel hier nicht den Ueberraschten. Ich rat' dir nur: Mach, daß du damit auf den Hof kommst. Wenn Mutter eintritt und riecht das, gibt es Krach."

„Ich hab' aber doch keine Ahnung," murmelte Gustav Wiskotten und riß das Kuvert auf. Nur einen Blick warf er auf die Unterschrift. Dann knüllte er den Brief zusammen und steckte ihn in die Hosentasche. „Gib mal den Einlauf herüber."

Er überflog die Korrespondenz, machte sich Notizen, stellte ein paar verärgerte Fragen und verschwand.

„Die is wohl ganz von Gott verlassen . . . Hierher zu schreiben!"

Er suchte sich hinter der Färberei einen verborgenen Winkel an der Wupper, sah sich wie ein Schuljunge nach allen Seiten um und holte den Brief aus der Tasche. „Rosa Papier! Ganz mein Fall!" Er strich das Papier auf dem Knie glatt und las:

„Hochgeehrter Freund und Gönner!

Eigentlich sollte ich Ihnen böse sein, denn Sie haben nicht Wort gehalten und mir geschrieben, wie fest versprochen. Aber wenn ich an Sie denke, und das tue ich immer, kann ich Ihnen doch nicht böse sein. Ich möchte nun so gern Ihre große Fabrik besichtigen, damit ich mir selber Bänder und Spitzen aussuchen kann. Und dann wollen wir irgendwohin fahren, wo es sehr schön ist. In allen Ehren. Aber einen recht, recht lieben Kuß will ich Ihnen doch schon geben, denn ich habe Sie gerade so lieb, wie Sie mich. Und wenn Sie Ihr Versprechen halten und mich ans Theater bringen, noch viel mehr. Da ich nun eine große Sehnsucht nach Ihnen habe, so komme ich Mittwoch vormittag nach Barmen und schicke einen Jungen in die Fabrik oder den Portier, damit Sie wissen, daß ich da bin. Ich freue mich schrecklich und bin mit herzlichem Gruß und Kuß Ihre ergebene

Gretchen Zinters.

P. S. Schreiben Sie nicht retour, ich sollt' nicht kommen. Denn ich komme doch."

„Denn ich komme doch — —" wiederholte Gustav Wiskotten. Da hatte er sich ja schön in die Nesseln gesetzt. — —

Nicht einen Augenblick mehr war ihm das Mädel in den Sinn gekommen, seit er den Genevergeschmack aus dem Munde hatte. Die konnte ihm gerade fehlen. Und noch dazu jetzt, wo er die Kinder im Hause hatte. Nicht über die Schwelle!

„Schreiben Sie nicht retour, ich sollt' nicht kommen — —". Was machte man da? Sie auf dem Bahnhof erwarten und umgehend zurückspedieren? Ging nicht. Erstens wußte er ihren Zug nicht, und zweitens hatte sie die Station nicht genannt, an der sie aussteigen wollte. Außerdem: sich einer lächerlichen Szene auf dem Bahnhof aussetzen? Ihm wurde schon bei dem Gedanken schwül. Was also, zum Teufel! In der Pförtnerbude Order geben, sie nicht vorzulassen? Das

Digitized by Google

konnte zu Verwechslungen Anlaß geben und zu Geschwätz. Er, der Fabrikherr, durfte seinen Leuten keine Angriffsfläche zeigen. Das war sein Stolz gewesen von jeher. Blieb ihm nichts übrig, als die Suppe auszuessen, die er sich leichtsinnigerweise selbst eingebrockt hatte.

„Himmeldonnerwetter!" — —

Er hoffte, daß ihm im Laufe des Tages etwas Gescheiteres einfallen würde als das ohnmächtige Wüten und verließ ärgerlich auf sich selbst sein Versteck. In der Fabrik ging ihm heute alles zu langsam. Die Scheltworte flogen durch alle Räume. Und als er Fritz im Laboratorium aufsuchte, um mit ihm wegen einer schwierigen Couleur Rücksprache zu nehmen, und der in Damenparfüms wohlbewanderte Bruder auf eine eigentümliche Weise die Nasenflügel einknif, drehte er sich auf dem Absatz um und schmetterte die Tür ins Schloß.

„Das unterbleibt!" schrie Fritz dem Davonstürmenden nach.

Beim Mittagessen trug er eine erkünstelte Fröhlichkeit zur Schau. Der Werkmeister aß bei ihm, bis sie sich über eine Regelung klar geworden waren. Aber die strahlenden Gesichter und das lustige Geplauder der Kinder, die unaufhaltsam von Düsseldorf und der Mama erzählten, machten ihn kopfscheu. Anna sah besorgt nach ihm hin und versuchte, das Interesse der Kinder auf sich zu ziehen. Das gelang ihr endlich. Und das Mittagessen verlief ohne Zwischenfall.

Nach Tisch ging der Werkmeister heim, um eine Stunde zu ruhen, und auch Gustav Wiskotten zog sich zurück. Aber einen neuen Gedanken konnte er nicht fassen. Am Nachmittag schützte er auf dem Kontor einen Geschäftsgang vor. Es war ihm eingefallen, seine Schwägerin Mabel aufzusuchen. Frauenzimmer haben in solchen Dingen immer Ideen. — —

„Die gnädige Frau ist nicht zu sprechen."

„Ach, Unsinn, für mich ist sie zu sprechen. Melden Sie mich nur an. Gustav Wiskotten."

Die verwöhnte Lady ließ ihn über Gebühr warten. Was sollte das Zeremoniell? War etwa Besuch drinnen?

„Sie möchten eintreten, Herr Wiskotten."

„Sagt' ich's Ihnen nicht, Sie Weisheit vom Lande?"

Mabel Wiskotten kam ihm mit bezwingender Freundlichkeit entgegen. Lag es an seinem schlechten Gewissen, daß er trotzdem meinte, sie sei anders als sonst? „Entschuldige, Mabel, daß ich dich aus deiner Ruhe aufstöre. Aber die Sache eilt nun mal."

„Es betrifft doch nicht die Kinder?"

„Die Kinder? Wie kommst du denn auf die Kinder?"

„Das liegt doch wohl am nächsten, wenn man zu ungewohnter Stunde einen Vater mit einem Sorgengesicht eintreten sieht."

„Nee, die Kinder betrifft's Gott sei Dank nicht. Denen wird's in diesem Augenblick wohl sehr gut gehen." Er sah sie mißtrauisch an. War sie wirklich verwirrt, oder sah er heute überall Gespenster?

Mabel fühlte den Blick und lächelte liebenswürdig. Was mochte der Schwager wollen? Sollte er schon von Emiliens Anwesenheit erfahren haben? Das war doch kaum zu denken.

„Bitte, nimm Platz, lieber Gustav. Und wenn ich dir mit irgend etwas dienen kann — von Herzen gern."

Gustav Wiskotten setzte sich. Er suchte nach einem guten Anfang. Aber es kam ihm keiner.

„Hör mal, Mabel, du bist doch ein vernünftiges Frauenzimmer?"

„Zuweilen bilde ich mir das allen Ernstes ein, Gustav."

„Mit dir kann man doch ein offenes Wort sprechen?"

„Sehr offene Worte sogar."

„Also — Mabel — ich bin da in eine ganz verdeubelte Geschichte hineingeraten. Nee, nee, spann nur nicht gleich. Nix Unmoralisches. Immerhin: ein Mädel, ein kleines Mädel aus Düsseldorf. Nur so übers Gesicht gestrichen. Weiter gar nichts. Und nun macht der Racker Spaßchen."

„Aber das ist ja köstlich!"

„Zur stürmischen Freude sehe ich nun gerade keinen Grund. Ich will sie nicht im Haus haben."

„Was? Will sie denn zu dir ziehen?"

„Du scheinst der Sache doch nicht den nötigen Ernst entgegenzubringen. Besuchen will sie mich."

„Wann?"

„Morgen vormittag."

„Das ist aber doch reizend! Damenbesuch!"

„‚Dame' ist wohl etwas zu viel gesagt. Sie möcht' zum Theater, vielleicht tut's auch der Chor, jedenfalls aber soll ich sie begönnern."

„Du, Gustav: — ganz umsonst?"

„Aus Liebe zur Kunst kaum. Sie scheint sich darüber ein andres Programm entworfen zu haben. Am besten ist, du liest diesen Brief."

„O Gott," sagte Mabel und nahm den Brief mit gekraustem Näschen, „da wirst du viel zu erziehen haben. Vor allen Dingen gewöhne ihr das Parfüm ab, Gustav. Es gibt elegantere Sorten."

„Du, Mabel, wenn ich dich nicht so blutnötig hätte —"

„Aber ich erteile dir ja schon den ersten guten Rat."

„Na ja, wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Lies, Kind, und sind nicht von vornherein alles so komisch."

„Nein, Gustav," sagte Mabel, als sie den Brief bedächtig durchbuchstabiert hatte, und in ihren Augen blitzte der Uebermut, „komisch finde

Digitized by Google

Mutterglück

Nach dem Gemälde von Gabriel von Max (München)

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

ich das keineswegs. Gretchen Zinters. Das ist doch die Tochter des Hauses, in dem dein Bruder Ewald gewohnt hat . . ."

„Natürlich ist sie das. Der Alte hat einen Schnapsladen."

„Und die Tochter beabsichtigte dein Bruder Ewald zu deiner Schwägerin zu machen. Wie kann man sich darüber so hinterrücks hinwegsetzen!"

„Was? Ewald? Das Gretchen Zinters? Vielleicht erklärst du mir, woher du diese Wissenschaft so plötzlich bezogen hast?"

„Das — das ist ein Geheimnis. Ich interessiere mich nun einmal für die Wiskottens."

„Ich glaube, du hättest im Paradies auch Aepfel gestohlen."

„Beruhige dich, Gustav, du kannst deinem Bruder ohne Scheu unter die Augen treten. Er war bereits mit dem Mädchen fertig."

„Das wird ja immer besser! Seit wann unterhalte ich denn einen Handel mit alten Kleidern? Unser Jüngster und ich und seine Verflossene! Mabel, mir scheint, ich bin bei dir vor die falsche Schmiede gekommen. Statt mir aus der Patsche zu helfen, verhilfst du mir mit einer beneidenswerten Gemütsruhe zu der Rolle einer — einer lächerlichen Figur."

„Und ich finde, du bist sehr ungerecht. Wenn man einen Feind besiegen will, muß man doch wohl zunächst das Terrain aufklären."

„Nehmen wir an, das wär' nunmehr geschehen."

„Werde doch nicht nervös, Gustav. Kaltes Blut, lieber Schwager."

„Machst du dich nun eigentlich lustig über mich, oder kommt mir das nur so vor?"

„Es kommt dir nur so vor, weil dir die Rolle eines Theatervaters, der an der Kulissentür wartet, nicht liegt."

„Mabel! Sapperment! Jetzt habe ich aber genug von der Zukunftsmusik! Weißt du einen Rat oder weißt du keinen?"

Sie lehnte sich in ihrem Sessel zurück, kreuzte die Fußspitzen und schloß die Augen. „Es gibt nur einen."

„Endlich!" sagte er und atmete befreit auf. „Aber er muß radikal sein."

„Du empfängst das Fräulein in deinem Hause — dem Pförtner sagst du, daß die junge Dame in deine Privatwohnung gewiesen werden soll — und eröffnest ihr dort, daß du inzwischen Gatte und Vater zweier blühender Kinder geworden seiest. Deine Frau aber —"

„Jetzt hab' ich genug."

„Deine Frau aber," fuhr sie fort, ohne sich aus dem Gleichgewicht bringen zu lassen, „nähme dich in den nächsten Jahren voraussichtlich so sehr in Anspruch, daß du dich unmöglich halbieren könntest, weil du eben — ein ganzer Mann seist." Sie öffnete die Augen und sah ihn an.

„Wenn ich nicht wüßte, daß selbst die schönste Katze Krallen hat, würde ich dir jetzt die Hand küssen."

„Zur Ironie hast du keinen Anlaß. Das einzige, was ich bei diesem Tete-a-tete bedaure, ist, daß nicht an meiner Stelle Emilie sitzt. Ich kann nur eine Beichte entgegennehmen. Sie aber hat die Weihen und darf Absolution erteilen."

„Danke. Nun bin ich vollständig orientiert."

„Hoffentlich bin ich dir von Nutzen gewesen."

„O ja. Sehr sogar. Ich hab' gelernt, daß eine Frau einem Mann stets gegen die eigne Frau beisteht, nie aber gegen eine Dritte."

„Lieber Gustav, frage einmal den Geschäftsmann in dir. Eine Konkurrenz kann sehr gesund und förderlich sein, wennn sie nicht — in unlauteren Wettbewerb ausartet. Ganz so ist es zwischen Frauen."

Gustav Wiskotten mußte lachen. „Saul zog aus, eine verlaufene Eselin zu suchen, und fand eine Krone."

„Ich habe nie an deiner Intelligenz gezweifelt, Gustav."

„Bist du nun fertig mit deinem Schnickschnack?"

„Ich bin fertig. Aber Schnickschnack war das nicht. Du schämst dich nur — — —."

„Ich? Vor wem? Ich bin doch zu dir gekommen."

„Ja, du Schlauberger, weil ich nicht Emilie heiße!"

Er erhob sich, um sich zu verabschieden. „Entschuldige die Störung, Mabel. Du hast deine Zeit an mich verloren."

„Keineswegs. Ich habe mich selten so gut unterhalten."

„Wenn du Geburtstag hast, bekommst du einen Hampelmann."

„Ach ihr eiteln Männer! Wenn wir Hampelfrauen nicht wären, wär' das ein trostlos langweiliges Kasperletheater! Heldenverehrung? Gustav, bei so viel staunender Hochachtung ginge mir der Atem aus. Purzelt ihr nur zuweilen über uns, dann ist uns vor eurer Gottähnlichkeit nicht mehr so bange, und ihr habt den Vorteil, daß wir euch den Heldenrock ausbürsten."

„Adieu, Mabel."

„Adieu, Schwager. Und, wie gesagt: empfange Fräulein Zinters im Kreise der lieben Deinen."

„Wenn das nicht die reinste Schadenfreude ist, so ist es —"

„Die reinste schwägerliche Liebe."

„Laß mich 'raus! Sonst verwechsle ich die Begriffe!"

„Armer Kerl. Ich will sehen, was ich noch für dich tun kann."

Digitized by Google

„Um Gottes willen nicht. Ich hab' 'genug, übergenug!" —

Als er draußen war, wußte er nicht, ob er sich ärgern oder ob er lachen sollte. Geklärt hatte der Besuch die Situation in keinem Fall. Geklärt? Verwirrter, schwieriger, lächerlicher war sie geworden! Wie sollte er jetzt noch dem harmlosen, abgeschmackten Ding, dem Gretchen, gegenübertreten, nachdem die schöne spottlustige Frau dort oben in ihrem sonnenhellen Salon mit ihm und seinem Abenteuer Schabernack getrieben hatte...

„Hochgeehrter Freund und Gönner!" Das war, um vor Scham in die Erde zu sinken. Gustav Wiskotten und Gretchen Zinters! Bei Tageslicht! — — —

„Emilie!"

„Was wollte er, Mabel? Ich habe vor Angst kaum zu atmen gewagt."

„Ich hoffe: vor Freude! Denke dir, der liebe Gott hat dein Gebet erhört."

„Sprich nicht so leichtfertig. Welches Gebet?"

„Daß er Gustav einen recht dummen Streich begehen lassen möge."

„Es ist doch nichts Schlimmes?"

„Nein, nein — aber — über alle Maßen dumm!" Sie warf sich ihr in die Arme und lachte. „Stelle dir vor: er in seiner erneuten Würde als Vater und Erzieher, ganz benommen von dem Glück, seine Kinder wieder um sich zu haben, und der Hoffnung, daß die Mutter der Spur der Kinderfüße bald folgen werde! Und in dieses schwererrungene, noch nicht ganz zum Abschluß gebrachte Idyll, in dem er sich gerade anschickt, den Platz des Göttervaters wieder einzunehmen, tappt ihm ein kleines Abenteuer, das einzige seiner Strohwitwerschaft, hinein und zerstört ihm seine Erhabenheit gerade jetzt durch die lästige Erinnernng an Augenblicke menschlicher Schwäche."

„Gustav — —?"

„Er hat einmal auf fünf Minuten den Lebemann spielen wollen. Dieser prachtvolle ungezähmte Bär. Und ist trotz seiner Maskerade als Bär erkannt worden. Ein kleines Mädchen möchte ihm den Ring durch die Nase ziehen und ihn tanzen lassen."

„Wer?"

„Fräulein Gretchen Zinters."

„Ach du lieber Gott," sagte Emilie Wiskotten erleichtert, „die hat Familienanhänglichkeit."

„Was? Herzchen, du bist imstande, die Sache von der richtigen Seite zu nehmen? Du lächelst? Du lachst? Emilie!"

„Ja, glaubst du denn," lachte Emilie Wiskotten in der Umarmung der Schwägerin, „ich würde mich so ohne weiteres unter die Erstbeste stellen? Bin ich denn so häßlich? Oder so armselig im Denken? Wozu wären dann die sechs Monate der Trennung gut gewesen? Mit einem halben Dutzend hätte er anbändeln sollen, während ich nicht da war. Aber jetzt — jetzt bin ich wieder da."

„Jetzt bist du wieder da!"

Mabel Wiskotten sah staunend in das Gesicht der Schwägerin und las darin den Humor in der Würde und die Würde im Humor. Sie hielt eine Frau in den Armen, die ihr nichts mehr nachgab. Die sich danach drängte, ihr Examen zu bestehen.

„Was gedenkst du zu tun?"

„Ich werde ihm doch wohl helfen müssen."

„Morgen schon?"

„Am liebsten schon heute."

„Fräulein Zinters hat für morgen ihren Besuch angemeldet, und Gustav ist vor Verlegenheit aus dem Gleichgewicht. Das kleine Abenteuer war ihm vollständig aus dem Sinn gekommen. Nun schämt er sich vor den Kindern, und in den Kindern vor dir."

„Ich werde ihm die Verlegenheit abnehmen, Mabel. Ich werde — ja — ich werde da sein. Und nun erzähle mir mal ausführlicher."

Mabel schmückte aus. Und als sie Gustav als Protektor einer Theaternovize schilderte, den Schiller in der einen, die Puderquaste in der andern Schmiedefaust, die Fabrik im Kopf und die Dienertreue im Herzen, legte ihr Emilie Wiskotten die Hand auf den Mund. „Das glaubst du ja selber nicht."

Sie wanderte durch den Salon, rückte hier eine Schale, strich dort über ein Kissen, sann vor sich hin, wurde blaß und wieder rot.

„Brauchst du mich, Emilie?"

„Könnte ich wohl telephonieren?"

„Komm mit, in Wilhelms Arbeitszimmer. An wen soll die Botschaft gehen?"

„Ich habe nur mein Reisekleid hier. Ich möchte mir, wenn du gestattest, ein paar Kostüme zur Auswahl hierher bestellen."

„Das ist eine wundervolle Idee. Daran hätte ich nicht gedacht."

„Ich möchte doch nicht," entschuldigte sich Emilie Wiskotten, „zu sehr gegen das Fräulein abstechen."

„Natürlich nicht! Das ist der einzige Grund! Schau mich nicht so mädchenhaft an, ich telephoniere schon..."

Bis in den Abend hinein dauerten die Anproben. Die Frauen waren zu Kindern geworden, zu schönen eiteln Kindern, die aus Freude, daß man sie liebt, gefallen möchten. Das Geschäftsfräulein, das die Auswahlsendung begleitet hatte, hatten sie fortgeschickt. Ganz allein wollten sie sein mit dem Gürtel der Aphrodite, erklärte Mabel mit einer parodierenden Bewegung. Sie kauerten zwischen den Schätzen, mit bloßen Schultern, nackten Armen, wählerisch Farbe und Schnitt prüfend, sich an- und auskleidend, Scherzworte

Digitized by Google

mit Rufen der Bewunderung tauschend und wieder und wieder die Frisur ändernd.

Emilie Wiskotten entschied sich für ein Prinzeßkleid aus feinem dunkelgrünen Tuch. Eine breite Valenciennespitze fiel von den Schultern herab auf die Büste. Sonst war es ohne Schmuck, nur durch den Schnitt die Schönheit des Körpers betonend.

Ganz aufgeregt stand Emilie und blickte in den Spiegel. Ein fremdartiges Menschenkind schaute heraus, verwirrt und doch voll Freude an sich selbst.

„Kind, du hast Geschmack!"

„Es ist aber doch so einfach . . ."

„Darin liegt ja deine Raffiniertheit, du Eva. Weil du weißt, daß bei dir nur das Kleid als Andeutung der Kultur zu dienen hat."

„Ich nehme ein andres."

„Wag es!"

Sie dachte nicht daran. Sie verschränkte die Arme hinter dem Kopf und lachte die Schwägerin an.

„Das kostet mich einen Verehrer," sagte Mabel, „Ich habe eine große Unklugheit begangen." — —

Am nächsten Vormittag schritt Emilie Wiskotten die hügeligen Straßen hinab und durchquerte die Stadt. Ein paar Bekannte begegneten ihr. Sie grüßte freundlich, als hätte sie sie erst gestern gesehen, und setzte ruhig ihren Weg fort. Das Herzklopfen, das sich in der Frühe beim Erwachen eingestellt hatte, war gewichen. Die Sonne, die am Himmel stand, forderte ein sonniges Antlitz. Und sie zeigte es der Sonne.

„Guten Morgen," nickte sie dem Pförtner zu, als käme sie von einem Spaziergang zurück, und ihr Blick flog durch das Tor über den Besitz der Wiskottens.

„Ach Gott, die Frau Wiskotten — —" stotterte der Mann und riß die Kappe vom Kopf.

„Es wird nachher ein Fräulein kommen und nach meinem Mann fragen. Lassen Sie sie ins Haus eintreten. Meinen Mann brauchen Sie nicht zu benachrichtigen."

„Herr Wiskotten hat mir schon gesagt — aber ich soll ihn rufen."

„Es ist nicht mehr nötig."

„Schön, Frau Wiskotten."

Sie ging ins Haus und die Treppe zur Wohnung hinauf. Einmal blieb sie stehen, strich über das Geländer und über die Flurwand und schritt weiter. Ohne anzuklopfen trat sie ins Zimmer. Es war leer. Aus der Kinderstube ertönten Kommandorufe. Der kleine Gustav ließ sein Schwesterchen exerzieren.

Emilie Wiskotten blickte sich um, mit großen, verlangenden Augen, und ihre Lippen zitterten. Alles um sie her war an seinem alten Platz. Nur die Hausfrau war nicht an ihrem Platz gewesen. „Jetzt, jetzt! Das hol' ich nach." Dort stand der Sessel des Hausherrn, mit der bunten Schlummerrolle, die sie ihm gestrickt hatte. Wie geschmacklos war die Arbeit in Form und Farbe! Aber sein Kopf hatte gern darauf gelegen. Und nun saß sie in dem Sessel und drückte das glühende Gesicht gegen das harte Hängekissen . . . Minutenlang — —. Dann hob sie den Kopf, nahm Hut und Jackett ab, strich das Haar zurück und horchte, das Glück der Heimgekehrten in den Augen, auf den Kinderlärm.

„Gustav — —! Emilie — —!"

Der Lärm verstummte.

„Ihr da! Wollt ihr nicht kommen — —?"

Ein Rennen hob an, die Tür schlug gegen die Wand, atemlos hingen die Kinder an ihren Knien.

„Wart ihr auch artig?"

„Mama! Mama!"

„Ja, ja, ja, ihr stürmischen Seelen, ich bleib' jetzt auch hier."

„Tante Anna! Tante Anna "

Anna Kölsch eilte aus der Küche herbei. Emilie streckte ihr die Hände entgegen. „Frag nicht. Ich bin da."

„Ich laufe in die Fabrik. Ich will nichts voraushaben!"

„Nein, du bleibst hier. Herrgott," sagte sie und legte die Hände über die Augen, „komme ich euch denn wirklich recht?"

„Würdest du sonst ein so frohes Gesicht machen? Emilie, ich muß ihn rufen! Die Freude muß er sehen!"

„Warte. Er wird von selber kommen. Und ich habe vorher noch — einen andern Besuch zu empfangen. Auf Wiedersehen, Anna. Da klopft's. Bleib in der Küche. Herein!"

Anna Kölsch verschwand. Auf der Schwelle stand Gretchen Zinters.

„Treten Sie ein, Fräulein."

Gretchen Zinters zögerte. „Ich bin hier wohl falsch," meinte sie, nachdem sie Umschau gehalten hatte, „ich wollte zu Herrn Wiskotten."

„Er ist noch in der Fabrik, wird aber wohl gleich erscheinen. Bitte."

Das Mädchen trat ein, und Emilie schloß freundlich die Tür.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen. Mein Mann ist sehr beschäftigt."

Gretchen Zinters' Augen hingen an dem vornehmen Tuchkostüm, der reichen Valenciennespitze, und huschten weiter, den farbenfrischen Frauenkopf scheu nur streifend. Ihre Nasenflügel blähten sich und schlossen sich. Es war etwas in der Luft, das ihr nicht behagte, das von der Luft in der väterlichen Likörstube zu sehr abstach. Und sie selbst, so hübsch sie sich herausgeputzt hatte, kam sich neben der lächelnden Dame wie

Digitized by Google

ein kleines Laufmädchen vor. Der Zorn stieg ihr in die Augen, und sie warf den Kopf auf.

„Ich werd' wieder gehen."

„Aber Sie haben meinem Mann doch geschrieben. Sie gefallen ihm, und er wird sehr gern etwas für Sie tun."

„Dat hat er nich mehr nötig," stieß sie heraus.

„Nicht? Sie kommen doch extra deshalb her?"

Gretchen Zinters nagte an der Unterlippe. Ihre Hände bogen den Stock ihres Sonnenschirmes.

„Wollen Sie sich nicht setzen? Kinder, bringt einen Stuhl. Das sind seine Kinder, Fräulein."

Sie warf einen zornigen Blick auf die Kinder, die sie verwundert anstarrten.

„So, nun könnt ihr wieder in euer Zimmer gehen. Aber seid nicht so laut. Nun, Fräulein, könnten wir nicht die Angelegenheit erledigen?"

„Er hat mit mir gespielt!"

„Wer: er?"

„Der Herr Wiskotten, wer sonst?"

„Wäre das auf jeden Fall nicht richtiger, als umgekehrt?"

„Geküßt hat er mich auch! Damit Sie et nur wissen!"

„Er hat keinen schlechten Geschmack. Und Sie haben ihn gewiß ganz gern wiedergeküßt. Aber ich muß Sie doch vor den Wiskottens warnen, Fräulein, das ist eine wilde Gesellschaft."

„Ich lass' mich hier nich aufziehen!"

„Wer denkt denn an so etwas?"

„Von Frau und Kinder hat er mir nix gesagt."

„Nicht?" lachte Emilie Wiskotten. „Dann war er's vielleicht gar nicht, sondern der Ewald?"

Gretchen Zinters wurde flammend rot. Den Kopf geduckt, maß sie den Raum, der sie von der Türe trennte.

„Wenn Sie keine Zeit mehr haben, Fräulein, will ich meinen Mann gern rufen lassen."

„Nee, nich! Ich — ich wollt' ihm überhaupt nur sagen, dat — dat ich mich jetzt nach Neuß hin verheirat'."

„Sie wollen nicht zum Theater?"

„Als längst nich," erwiderte sie verstockt.

„Das ist schade, ich hatte mir nämlich vorgenommen, mit Ihnen nach Düsseldorf zu fahren, um Sie prüfen zu lassen. Mein Mann darf sich doch um sein Versprechen nicht herumdrücken."

„Spitzen hat er mir auch versprochen, en ganz Paket. So viel als ich haben wollt'."

„Die Männer sind zu vergeßlich, Fräulein. Zuweilen versprechen sie die Sterne vom Himmel, nur um einen Kuß zu bekommen, und wenn sie ihn haben, vergessen sie sogar ein Paket Spitzen. Die Erfahrung werden Sie mit Ihrem Manne auch noch machen. Aber die Spitzen erhalten Sie. Ich werde selbst dafür sorgen. Zu Ihrer Aussteuer, Fräulein."

Gretchen Zinters hatte sich wieder gefunden. Keck und kaltblütig hob sie das Kinn. „Ich verlass' mich drauf."

„Soll ich meinem Mann einen Gruß bestellen?"

„Dat hat er nich um mich verdient. Un et Fahrjeld is auch wegjeschmissen. Gibt et hier in Barmen nix zu sehen?"

„In Barmen wenig. Aber die Elberfelder behaupten: in Elberfeld."

„Da fahr' ich lieber wieder nach Düsseldorf. Un — und Sie entschuldigen wohl, daß ich so frei war —"

„Es hat mich sehr gefreut, Sie kennen zu lernen. Adieu, Fräulein."

Gretchen Zinters beeilte sich, die Treppe hinab und aus dem Tor hinaus zu kommen. Hinter ihr schrillte die Dampfpfeife so gellend Mittag, daß sie zusammenfuhr. Hunderte von Menschen drängten aus den Fabrikräumen, Gesichter, in welche die harte Arbeit ihre Ehrenzeichen geschrieben, blickten sie an, als fragten sie höhnisch, was denn der bunte, kokette Schmetterling am Werktag hier zu suchen habe? Eine große starknochige Frau mit faltigen Zügen und scharfen Augen stand neben dem Tor und musterte sie. Die Augen kannte sie. Und sie machte sich ganz klein, nur um diesen Augen zu entkommen, und drängte sich durch den Schwarm der Arbeiter ins Freie. — —

„Die sah ja aus wie aus em Zirkus," sagte die alte Frau Wiskotten mürrisch zu ihrem Sohn August. —

Gustav Wiskotten kam von der Wupper her, als der Hof sich geleert hatte. Er ging auf die Pförtnerbude zu.

„Niemand nach mir gefragt?"

„Ich hab' dat Fräulein in et Haus geschickt."

„Aber Sie sollten mich doch rufen lassen!"

„Ihre Frau sagte, et wär' nich mehr nötig."

„Wer hat das gesagt?"

„Ihre Frau. Als sie heut morgen ankam, sagte sie, wenn —"

Gustav Wiskotten hörte nicht mehr. Er war schon im Haus. Er stürmte die Treppe hinauf, die Stufen paarweis nehmend, ein Brausen in den Ohren, ein Brennen in den Augen. Der Gedanke an Gretchen Zinters schoß ihm durch den Sinn. Schon war sie vergessen. Mochte sie doch der Deubel holen! Ganz Barmen! Auch die Fabrik! Auch die! Emilie war wieder da? Nicht einen Tag, nicht eine Stunde länger hätte er es ohne sie ausgehalten! Das war ja ein Hundeleben gewesen! Ein Mann wie er! Ohne Frau — —! Lieber ohne Arbeit! Er lachte, daß es dröhnend durch das Haus schallte. — —

Digitized by Google

IX

Emilie Wiskotten stand am Fenster, die Hände um den Fensterriegel verschlungen, das Kinn gegen die Hände gedrückt. Nun hatte sie das erste Examen bestanden. Es war doch schwerer gewesen, als sie gezeigt hatte, dies Lustigtun. Jetzt, da sie es zu Ende geführt hatte, empfand sie erst die Größe der Zumutung, die an sie herangetreten war, aber sie empfand auch ihre Bedeutung. Und der Ernst, mit dem sie an die eben erlebte Szene und den stillschweigend übernommenen Rollentausch dachte, wandelte sich in das heitere Selbstgefühl der jungen Mutter, die ihrem eigenwilligen Knaben gegenüber zum erstenmal den lächelnden, überlegenen Ton der Behandlung gefunden hat . . .

Aus dem Treppenhaus drang das Lachen ihres Mannes an ihr Ohr. Es durchrieselte sie bis in die Fußspitzen. Die zweite Probe nahte. Und sie mußte mit Gewalt der furchtbaren Erregung Herr werden, die plötzlich über sie hereinbrach, ihr Denken ausschaltete und mit unbarmherzigem Klöpfel in rasendem Takt auf ihrem Herzen hämmerte.

Gustav Wiskotten stand in der Tür. Sein Lachen zerflatterte. Er bemerkte eine Dame am Fenster, deren schlanke Schönheit eine weich dem Körper sich anschmeichelnde Toilette hob, statt sie eisernd zu verhüllen. Er bemerkte eine Dame und hatte nur seine Frau, nur Emilie zu finden erwartet. Da sah er die Mittagssonne auf ihr Haar fallen und die roten Flämmchen aus den Flechten locken.

„Emilie —?" sagte er zaghaft.

Sie löste die Hände von dem Fensterriegel und wandte sich um. Das waren Emiliens Augen und waren es doch nicht. Es war etwas Leuchtendes, Mädchenjunges in ihnen, das sie nicht einmal als Braut gekannt hatte. Und es war auch in der Haltung, in der weichen Bewegung, mit der sie sich ihm zugewandt hatte. Das verwirrte ihn und nahm ihm den robusten Mut zum Angriff. Er getraute sich in seiner Fabrikjacke nicht an die Erscheinung heran. Das war ja Mabel, Mabel in verschönerter Auflage — —

„Ich hätt' dich beinah — nicht wiedererkannt," sagte er stockend.

„Willst du mir nicht die Hand geben, Gustav?"

Er streckte seine Hände vor und drehte sie nach rechts und links. „Augenblick! Ich will sie mir nur eben waschen."

Er wollte schnell an ihr vorbei, um zum Schlafzimmer zu gelangen.

„Ich habe abgeschlossen," sagte sie leise.

„Nanu? Weshalb denn?"

„Damit uns keiner stört."

„Bei der Pauke?"

„Ich fürchte mich nicht. Schimpf nur."

„Wer? Ich —? Abgeschlossen hast du? Also — also nicht deshalb?"

„Weil ich dachte, du, du — wolltest mich gern — allein haben — —"

„Allein —?" wiederholte er mit verhaltenem Atem und blickte nicht auf. Aber ein Zittern lief ihm durch Arme und Schultern.

„Gustav," sagte sie, „ich will's nicht wieder tun . . ."

Das Zittern lief ihm bis in die Knie. Nun wirbelte es auch in seinem Kopf.

„Schon deshalb nicht, weil du ohne mich — Streiche machst, die ich doch nicht immer verantworten — — "

„Willst du den Mund halten? Willst du auf der Stelle —? Menschenskind! O du — Ruhig!"

„Du drückst mich tot!"

„Ich küss' dich wieder lebendig! Still! Gott, die Lippen! Weiter — weiter!"

„Gustav — —!"

„Tu' ich dir weh? Warte, ich stell' das Gleichgewicht wieder her! Das gehört ja alles mir . . . Nicht widersprechen! Keinen Ton! Wegzulaufen! Mich um alles das zu bestehlen!"

„Ich hab's ja nicht gewußt — —"

„Weißt du's jetzt?"

„Ja! Ja!"

„Emilie! Mädel! Frau! Bist du das wirklich, oder ist das nur Spaß?"

Nun saß er im Sessel und hielt sie auf dem Schoß. Und sie drückte ihr Gesicht gegen seine Brust. „Nimm es, wie du willst — —"

„Dann nehm' ich's für beides. Hörst du, für beides! Das ist die rechte Mischung . . ."

Ganz still lag sie und rührte sich nicht. Und seine Hände streichelten sie immerfort. Mit einer Sanftheit, die sie bei dem starken Manne seltsam wohltuend berührte.

„Ist es das Kleid?" fragte sie.

„Nein, du bist es. Wenn du es nicht wärst, würd' es vielleicht das Kleid sein. Allen Respekt. Das ist schön."

„Ich habe Schulden gemacht. Du mußt das Kleid bezahlen."

„Gott sei gedankt! Ich hab' eine leichtsinnige Frau."

„Die Frau soll nicht besser sein wollen als der Mann."

„Du, Emilie, davon wollen wir lieber nicht sprechen. Jetzt nicht, nein? So! Bleib liegen, wie du liegst . . . Ich muß dich spüren, spüren — — Daß du zurückgekommen bist, so froh und — so selbstverständlich . . . Ich kann dankbar sein — Emilie — —"

Da blieb sie still an seiner Brust. Nur die Arme regten sich, suchten seinen Kopf und verschlangen sich um seinen Nacken. —

Digitized by Google

Die Kinder wunderten sich, daß die Mittagszeit nicht eingehalten wurde. Sie schlichen herbei, um ins Eßzimmer zu spähen, und fanden die Tür verschlossen.

„Laß sie nur in die Türklinke beißen. Die Stunde kommt nicht wieder."

„Sie kann nicht wieder kommen, weil sie bleibt, Gustav. Ich versprech' es dir. Denn ich bin nun wirklich deine Frau geworden, die sich freut, daß du bist, wie du bist."

„Damit ist nicht immer Staat zu machen."

„Weil du früher mit deiner Frau keinen Staat machen konntest. Das färbte ab."

„Emilie, laß mich mal in deine Augen sehen. Die sind ja ganz feucht? Was, meinetwegen? Und mir sitzt es in der Kehle, weil — weil —"

„Du sollst dich nicht entschuldigen. Für alles, was in der Ehe passiert, ist die Frau verantwortlich. Sie hat, während der Mann arbeitet, Zeit genug, ab und zu zu tun. Lieb und schön zu sein, und, siehst du, und klug zu sein ist ihre Pflicht. Männer, die von der Arbeit kommen, wollen daheim eine Bemutterung finden. Ich hab' dir so viel abzubitten — —."

„Emilie, was soll ich darauf antworten? Du hast deine Zeit gut angewandt. Während ich — ich —"

„Nun wollen wir die Kinder hereinlassen."

Sie legte ihm die Hand auf die unruhig zwinkernden Augen und küßte ihn auf den Mund. Dann erhob sie sich schnell und ging zur Tür, um zu öffnen. „Kommt schnell, der Papa wartet auf euch." Und während er die Kinder beim Kragen nahm und sie zu sich emporhob, fand er Zeit, seine Bewegung niederzukämpfen. Das hatte sie gewollt, und er merkte es wohl.

„Anna," rief Gustav Wiskotten dem Mädchen entgegen, das hereinkam, um den Mittagstisch zu rüsten, „nun muß ich Ihnen leider den Dienst aufkündigen. Bringen Sie mal Ihr Dienstbuch, Samariterin."

„Anna, er will jetzt immer brav sein."

„Nein, sie will brav sein."

„Wem glaubst du es?"

„Wie? Ihr seid Freundinnen? Und so was hielt ich mir im Haus? Da hab' ich mir ja wirklich den Bock zum Gärtner gesetzt."

„Herr Wiskotten, von der Fabrikation verstehen Sie ja das meiste in Barmen, aber von —"

„Anna, was Sie jetzt sagen wollen, ist nicht christlich. Einen Anfänger muß man unterstützen."

Sie gab ihm die Hand, mit festem Druck.

„Mädel, Sie verdienten, eine Wiskotten zu sein."

„Stellen Sie sich das so angenehm vor?"

„Nee, das nich. Aber es ist gut, wenn die Wiskottens erfahren, daß außer dem lieben Gott auch noch was andres zu respektieren ist." — —

„Ich möchte zu deiner Mutter," sagte Emilie nach Tisch.

„Hat das nicht Zeit?" fragte er verwundert.

„Ich suche dich nachher in der Fabrik auf. Willst du?"

„Recht so. Mach erst klare Bahn. Meine Frau muß einen offenen Blick haben."

Der alte Wiskotten hatte sich zu einem Schlummerstündchen zurückgezogen. Emilie traf die Schwiegermutter allein. Sie saß in ihrem strohgeflochtenen Sessel am Fenster und las in ihrem Leibblättchen „Quellwasser für das christliche Haus".

„Guten Tag, Mutter."

Die alte Frau sah auf, drückte die Brille tiefer und gewahrte Emilie.

„Du hast dich rar gemacht. Dat sei nu, wie et sei. Kommst du jetzt wieder täglich?"

Kein Zug in dem faltigen Gesicht drückte Ueberraschung aus.

„Ja, Mutter, ich komm' jetzt wieder täglich. Geht es dir und Vater gut?"

„Danke. Zu klagen is immer. Aber dafür haben wir ja den Glauben an ein Jenseits. Setz dich."

Die alte Frau schob das „Quellwasser für das christliche Haus" zurück, hakte die Brille ab und faltete die Hände auf der Tischplatte.

„Wat gibt Gustav an? Er hat mir letzte Zeit nich gefallen."

„Er wird dir schon wieder gefallen, Mutter. Ich werde dafür sorgen."

„Wenn der Mann spintisiert und die Frau grämelt, spukt der Deubel durch en Schornstein."

„Das sind traurige Ehen, Mutter."

Die alte Frau blickte scharf nach ihrer Schwiegertochter, wischte mit der flachen Hand ein Stäubchen vom Tisch und legte die Hände wieder zusammen. „Freut mich, dat du mir beistimmst. Wat machen die Kinder?"

„Sie werden morgen die Großeltern besuchen. Der Gustav will jetzt Admiral werden."

„Et Wasser hat keine Balken. Sorgt, dat de Jung' Maschinenbauer wird. Den können wir in de Familie brauchen."

„Der Ewald ist nun auch aus seinen Gewissensnöten."

„Hat ihm et Gewissen geschlagen?"

„Ich meinte: aus seinen künstlerischen Gewissensnöten."

Die alte Frau zuckte bei dem Wort zusammen. Sie ließ die Finger der einen Hand auf der andern spielen. Aber sie beherrschte sich.

„Den Bildermaler hat er an den Nagel gehängt. Für die Feierabendstunden, Mutter. Er arbeitet jetzt im Kunstgewerbe, und der Professor Neudörfer hat ihn für den feinsten und originellsten Kopf erklärt. In den letzten Wochen soll

Digitized by Google

Ewald sich selbst übertroffen haben. Hat Paul dir davon erzählt?"

Ein kurzes, stummes Nicken. Aber die Strenge der Züge milderte sich. Der Blick wurde weicher und nachdenklich . . .

„Mutter, wir müssen wohl alle hindurch, wenn wir Herr über uns selbst werden wollen. Und es ist gut so, Mutter. Sonst glauben wir immer, irgendwo anders oder irgendwas andres sei schöner, und wir hätten das rechte Leben verfehlt."

„Die rechte Erkenntnis liegt bei Gott."

„Gott ist in den Menschen, Mutter, und deshalb muß auch die rechte Erkenntnis aus uns kommen."

„Wer kann sagen, daß er Gottes Wege kennt?"

„Mutter, ich habe sechs Monate in der Einsamkeit darüber nachgedacht. Wenn wir Gottes Wege nun doch einmal nicht kennen, sollen wir uns um so mehr um die eignen kümmern. Und mein Weg geht — wo Gustavs Weg geht. Und der seine, wo mein Weg geht. Ich will die Religion jetzt von unten auf erfassen, und nicht mehr von oben."

„Du bist sehr klug geworden, Emilie."

„Wenn man die Krankheit fühlt, gewinnt man das Leben lieb."

„Und den Himmel?"

„Wir müssen Gott in allen seinen Werken loben. Du tust es doch auch, Mutter. In der Freude an der Fabrik! In dem festen Stolz auf die Familie! Und daran will ich mich jetzt beteiligen."

Die alte Frau Wiskotten blickte geradeaus. „Verkehrt is da sicher wat bei, aber et hört sich gut an. Un da man so wenig Gutes zu hören kriegt, will ich et gern von dir akzeptieren. Da is ja auch der Vatter . . ."

Emilie Wiskotten erhob sich schnell.

„Wat! Dausend auch! Is dat nich die Emilie? Ich meint' doch, ich hätt' die Stimme erkannt?"

„Ich wollt' dich aber nicht stören, Vater."

„Ach wat, stören! Der Geldbriefträger stört einen auch nie. Nee, Kind, die Freude — —! Ich muß dich in die Arme nehmen."

Da fühlte sich Emilie Wiskotten zu Hause. Und dies Gefühl wollte sie zu Gustav tragen.

Als sie mit den beiden Alten den Nachmittagskaffee eingenommen hatte, ließ sie sich nicht mehr halten. „Gehst du mit, Mutter? In die Fabrik? Ich habe Gustav versprochen, ihn heute nachmittag noch aufzusuchen."

„Natürlich geh' ich mit. Dat würd' sonst auf den Haspelstuben nett drunter und drüber gehen, wenn sie nicht wüßten, ich komm'. Adieu, Vatter, in em Stündchen bin ich zurück. Da liegt et ‚Quellwasser'."

„Du denkst aber auch an alles," lobte der alte Wiskotten und zwinkerte Emilie zu.

Auf dem Kontor saß August über der Arbeit. „Tag, Emilie. Wie geht's?" Er tat, als wüßte er von ihrer langen Abwesenheit nicht das geringste. „Gustav ist bei Fritz im Laboratorium. Du kennst ja den Weg."

Sie ging über den Hof zur Färberei. Ihre Kinder spielten im Aschenhaufen neben dem Kesselhaus, und der alte Christian fand Zeit, die Heizschlünde und die Plappermäuler seiner kleinen Freunde gleichzeitig zu bedienen. Als er Emilie gewahrte, salutierte er mit der Kohlenschaufel. „Heiliges Linksschwenk! — — Wenn Sie mal Zeit haben, Frau Wiskotten! Unsereins hat ja wohl fingerdick den Kohlenstaub in den Augen, aber so viel sehen, dat die Alte zu Haus nich jünger wird, dat kann man doch noch. Sie müssen ihr dat umgekehrt beibringen, Frau Wiskotten. Sie haben dat Rezept."

Sie nickte ihm lachend zu, fuhr den eifrig beschäftigten Kindern durchs Haar und ging durch die Färberei, die dicken weißen Schwaden zerteilend, die Treppe hinauf zum Laboratorium.

„Guten Tag, Fritz."

„Alle Wetter! Emilie! — — Dreh dich mal um, Kind. Nun wieder nach vorn. Tipp topp! Und die Hauptsache: Du kannst es tragen, und es trägt nicht dich."

„Ist das alles?"

„Ich trau' mich nicht. Der Gustav lauert wie 'ne englische Dogge. Na, nu gerade! Sapperlot! Küssen hast du auch gelernt!"

Gustav Wiskotten stand, die Hände in den Hosentaschen, und schaute zu. „Du, Fritz, wenn deine Anwesenheit hier nicht mehr absolut erforderlich ist —"

„Gott, ja! Ich geh' schon. Alter Neidhammel. Wofür läßt man denn seine Brüder so hübsche Weiber heiraten, wenn —"

Gustav Wiskotten nahm die Hände aus den Taschen. Die Tür klappte. „Nun hab' ich die Arme doch einmal frei . . ."

„Ich komm' schon!"

„Emilie!"

Und sie an seinem Hals: „Ich kann's gar nicht glauben."

„Was?"

„Daß das so schön ist."

„Jetzt — jetzt weiß ich doch wenigstens, wofür ich arbeite."

„Für was?"

„Für deine fröhlichen Augen. Und damit deine Hände weich bleiben; für mich. Ohne Zweck schuften, nur um der Schufterei willen, das ist so niederträchtig gemein. Aber denken können, das wird eine Krone, wenn du kräftig zulangst, eine Krone, die du schwarzer Arbeitssoldat deinem weißen, kleinen Schatz nachts in

Digitized by Google

das gelöste Haar drückst — Emilie, dann erst wird die Arbeit zur Poesie. Und das ist die einzige Art von Poesie, die ich versteh' und in der ich es mit Schiller und Goethe aufnehm'!"

„Sei nicht so gut zu mir. Aus diesem Zimmer bin ich weggelaufen."

„Menschen, die sich nicht mal gründlich umeinander gesorgt haben, können sich auch wohl nicht gründlich lieb haben."

„Ich hab' mich um dich gesorgt, Gustav."

„Wohl heut morgen noch?"

„Heute morgen? Weshalb denn heute morgen?"

„Ich meint' nur," sagte er bedächtig, „weil doch heute morgen der Besuch kam —?"

„Ach, die Kleine aus Düsseldorf. Hieß sie nicht Fräulein Zinters? Das war doch nur ein Scherz."

„Natürlich war das nur ein Scherz." Er räusperte sich. „Sag mal, wie bist du die denn losgeworden?"

„Ich hab' ihr erklärt, wenn sie zum Theater wollte, würd' ich ihr gern behilflich sein und sie prüfen lassen. Du hättest jetzt leider keine Zeit. Das war doch recht so?"

„Und — weiter?"

„Sie schien die Lust verloren zu haben. Sie wollte lieber nach Neuß heiraten."

„Sonst nichts?"

„Doch! Ein Paket Spitzen hätt'st du ihr versprochen und dergleichen. Das mußt du nun aber wirklich abschicken. Ich hab' mich fest dafür verbürgt."

„Du, Emilie, solltest du nicht extra deswegen heute morgen gekommen sein?"

„Weswegen?"

„Um mir aus der Patsche zu helfen."

Sie strich ihm schnell über sein verlegenes Gesicht. „Du willst dich wohl interessant machen mit deinem Abenteuer?"

„Herrgott," atmete er erleichtert auf und packte sie im Genick. „Kopf zurück! Du bist doch eine famose Person . . ."

„Geworden — vielleicht geworden!"

„Soll einer kommen und das Gegenteil behaupten! Jetzt zeig' ich dir, was aus der Fabrik geworden ist. Auf die Weise wird's Abend."

Sie hing sich nicht verliebt an seinen Arm. Sie schritt neben ihm her mit ernstem, verständigem Gesicht. Das gefiel ihm, der Arbeiter wegen. Sie ließ sich das neue Wiskottensche Verfahren vorführen, der Baumwolle den Griff und Glanz von Seide zu geben, und den neugebauten Musterstuhl, auf dem nach Ewalds Entwürfen die kunstvollen breiten Bänder geschlagen wurden.

„Der Stuhl hat deinen Vater kleingekriegt."

„Ist er arg mit euch umgesprungen?"

„Bis an die Ohren hatte er uns schon das Fell gezogen. Gerad' wollt' er's drüberstrippen, da taten wir einen Schnaufer. Einen Schnaufer, der ihn um und um purzeln ließ. Jetzt liegt er da."

„Willst du ihn liegen lassen?"

„Hätt'st du lieber gesehn, wenn ich alle viere gestreckt hätte?"

„Eher Jeremias Scharwächter unter den Hammer, als dich anrühren."

„Nein, ich laß ihn nicht liegen. Er wird unsre Artikel in Kommission nehmen. Die Welt ist groß und unsre Leistungsfähigkeit unbegrenzt."

Sie ging dicht an seiner Seite, suchte unauffällig seine Hand und drückte sie. „Ich danke dir, Gustav."

Sie statteten der Wupper einen Besuch ab. Der Dampf, der aus den Färbereien abgelassen wurde, wirbelte das schwarze, von bunten Streifen durchsetzte Wasser zu fettigem Gischt auf. Gustav Wiskotten sandte einen langen, liebevollen Blick darüber hin.

„Kannst du dir vorstellen, Emilie, daß ich an dieser schwarzen Brühe hänge wie an meinem besten Freund? Wenn man mich an die oberitalienischen Seen verpflanzte, die Wupper käm' mir nicht aus dem Kopf."

„Weil sie ein schwarzer Arbeitssoldat ist."

„Weil sie sich durch tausend Widerwärtigkeiten hindurchschlägt, um in den Rhein zu kommen."

„Aber hinein kommt sie."

„Und wenn sie ein Mensch wäre, würd' ich sagen: Nun weiß sie doppelt, was sie hat. Leichte Siege, die aus heiterem Himmel fallen, werden hier im Tal nicht als vollgültig angesehen. Die Leute wollen spüren, daß ein Kerl dahinter steht, der sich durchgesetzt hat. Der sich nötigenfalls jeden Tag von neuem durchsetzen würde. An den glauben sie, an dem halten sie auch zähe fest."

„Der Wuppertaler ist von besonderem Schlag," sagte sie stolz.

„Ja," lachte Gustav Wiskotten, „das ist nun mal so. Er riecht die Rosen dann am liebsten, wenn er noch den Arbeitsschweiß in den Kleidern hat."

„Find'st du das komisch?"

„Im Gegenteil. Dann ist er sich nämlich bewußt, daß er ein Recht auf die Rose hat. Und daß Feierabend ist."

„Gustav, so wollen wir es auch machen."

„Uns täglich die Freude an der Schönheit neu erobern. Ich an dir!"

„Und ich an dir!"

Als sie sich umwandten, sahen sie Paul hinter sich. „Siehst du, Emilie," sagte Gustav leise, „der hat das Geheimnis schon lange heraus. Der hat vom ersten Tage an die Arbeit als den großen Hintergrund angesehen, der dasein muß, damit sich alle Bilder leuchtend von ihm abheben. Und er webt zufrieden an dem Hintergrund. Eine glückliche Natur, der Junge."

Digitized by Google

Er kommt! Nach dem Gemälde von Stefano Novo

Digitized by Google

Er rief ihn an.. „Suchst du mich?“

„Ich möchte euch in eurer Naturbetrachtung nicht lästig fallen. Das sind heilige Momente.“

„Komm nur, Dichter, wir haben unser Gelübde bereits abgelegt.“

„Ich gratuliere euch,“ sagte Paul Wiskotten einfach und reichte ihnen die Hand. In der Fabrik wurde Feierabend gepfiffen. Gustav und Emilie Wiskotten sahen sich in die Augen, fragend, lächelnd und bejahend. „Auf Wiedersehen,“ nickte Paul.

„Du, es war doch nichts Geschäftliches?“

„Eben deshalb verschwinde ich.“

„Was von Bedeutung?“

„Ich bin der Ansicht, daß es etwas von Bedeutung werden könnte, Gustav. Morgen, wenn du Sammlung dazu hast.“

„Was von Bedeutung und morgen? Und Sammlung? Oho, das wär' neu. Das wär' ganz neu. Sammlung! Wenn's die Fabrik angeht!“

Emilie lachte. „Geh mit zu uns hinauf, Paul. Willst du?“

„Gern. Dort sind wir auch ungestört. Vielleicht lacht mich der Gustav aus.“

„Das wird sich ja nachher finden. Vorher lach' ich nie.“

Die Kinder wurden zu Bett gebracht. Es gab kalte Küche und Bier, um Zeit zu ersparen. Dann saßen sie zu dritt um den Tisch. Gustav Wiskotten hielt dem Bruder das Feuer für die Zigarre und sah ihm forschend in die Augen.

„Die Idee,“ begann Paul Wiskotten, „geht nicht allein von mir aus.“

„Ah — eine Idee . . .“

„Ewald und ich teilen uns darein.“

„Beide seid ihr nicht auf den Kopf gefallen. Nun bin ich neugierig.“

„Es handelt sich um eine Art Modenblatt.“

„Bist du toll? — Aber sprich dich nur aus.“

„Um ein Modenblatt, dessen Zeichnungen wir unter Musterschutz stellen und dessen Text wir vor Nachdruck schützen. Mit andern Worten: um eine Hausmacht der Firma Gustav Wiskotten Söhne.“

Gustav Wiskotten lehnte sich zurück und streckte die Beine lang in die Stube. „Hausmacht? Das läßt sich hören.“

„Folgendermaßen, Gustav. Ewald tritt, wenn er seine Studien abgeschlossen hat, bei uns als Zeichner ein. Das steht wohl fest. Er arbeitet ja schon heute ausschließlich für uns. Er wird wohl noch ein paar Semester nach Paris und Brüssel gehen, aber Entfernungen kommen ja nicht in Betracht. Außerdem ist das auch nur ein Uebergangsstadium. Also, er entwirft für uns die Modeartikel, Bänder, Spitzen, Litzen, Posamenterien und was wir im Lauf der Zeit in die Fabrikation aufnehmen. Denn stehen bleiben werden wir ja nicht.“

„Nee,“ sagte Gustav Wiskotten und stieß einen großen Dampfkringel in die Luft.

„Um uns nun von den Grossisten unabhängiger zu machen und das Publikum direkt auf unsre Artikel zu stoßen, wird Ewald außerdem sein malerisches Können verwerten und Kostümbilder zeichnen, deren Spitzen und Bandgarnituren den Hauptanreiz bieten und bis ins kleinste die moderne Schönheit der Wiskottenschen Artikel wiedergeben. Jedes Muster wird noch in Sonderzeichnungen beigefügt. Ich schreibe den Text dazu, erkläre, bestimme den guten Geschmack und zeige, daß auch eine Wiskottensche Feder etwas leisten kann. Wir schließen mit unsern größten Familienblättern Verträge ab und geben das Modeblatt zunächst vierteljährlich als Beilage. Dann kommt es in alle Frauen- und Mädchenhände, die Wiskottenschen Nouveautés werden in Dorf und Stadt unter diesem Namen gefordert werden und die Unkosten sich bald zehnfach bezahlt machen. So. Ich bin fertig.“

Gustav Wiskotten hatte längst die Zigarre auf den Aschenteller gelegt, die ausgestreckten Beine zurückgezogen und sich weit über den Tisch gelehnt. Er hatte die Tragweite der Idee sofort begriffen und sein spekulativer Kopf arbeitete sie weiter aus.

„Jungens — ich tu' euch Abbitte. Daß die Kunst auch eine praktische Seite hat — daß ihr Schwarmseelen das herausfinden würdet — für die Fabrik, für die Firma, für die Familie — nee, wahrhaftig, ihr seid mit Wupperwasser getauft, mit unverfälschtem.“

„Hältst du die Idee für gesund?“

„Reiz mich nicht. Ich kann doch nicht mit dir zum Oweram gehen. Emilie, hol mal eine Flasche Sekt — Herrje, Emilie, Frau, Kind, ich hab' dich ja in der Aufregung ganz vergessen . . .“

„Aber ich nicht das Märchen vom Arbeitssoldaten . . .“

„Siehst du, siehst du, da kommt er anmarschiert, In der Ferne sieht er was funkeln, was er für seinen Schatz haben muß. Muß! Es gehe, wie es wöll'!“

Emilie lehnte sich mit geschlossenen Augen an ihn. „Du — —!“ Dann raffte sie ihr Kleid, nahm das Licht vom Vorplatz und holte aus dem Keller die gewünschte Flasche. Sie rückte den Männern die Gläser zurecht und schenkte ein.

„Und wo bleibst du?“

„Heut trink' ich mit dir.“

„Prost Paul! Du und Ewald! Von heut an zählt ihr mit.“

„Prost ihr beide. Nehmt's als Hochzeitsgeschenk.“

„Wenn du anzüglich wirst, fliegst du 'raus.“

Digitized by Google

„Natürlich! Jetzt, wo das Geschäftliche erledigt ist, bin ich überflüssig."

„Bist du auch, Dichterseele. Trink en bißchen schneller."

„Ich kann ja die Flasche mit auf den Hof nehmen."

„Das könnt' dir so passen. Jetzt, wo du mir warm gemacht hast. Gib mal deine Hand. Gott sei gedankt, daß auch in euch der alte Familiensinn Wurzel geschlagen hat."

„Wir sind doch von einer Mutter — —"

„Vatter nicht zu vergessen. Ohne Sonne keine Freude am Segen."

„Soll ich Ewald schreiben, daß du einverstanden bist?"

„Uebermorgen hat Vatter Geburtstag. Auch Wilhelm kommt zurück. Schreib ihm, er soll sich auf die Socken machen und als Gratulant erscheinen. Nicht als verlorener Sohn. Er hat ja sein Geschenk bei sich. Und abends, wenn wir bei Tisch sitzen, rückt ihr damit heraus und erläutert eure Idee. Ich seh' schon Vatters vergnügte Augen."

„Und dabei ist ihm die Sache selbst egal. Nur daß sie von uns ausgeht, das macht ihm den Spaß."

„Es gibt auch keine schönere Freude," sagte Emilie, „als andre froh zu sehen. Das geht hin und her, und her und hin, wie ein Pendel zwischen den Herzen. Ist es nicht so?"

„Paul, wenn du nu nich nach Haus gehst, fangen wir noch alle an, Gedichte aufzusagen."

Paul Wiskotten machte sich marschfertig. „Er treibt jetzt Literatur, Emilie. Aber sehr mit Auswahl. Den Reuter liest er schon zum drittenmal."

Gustav brachte ihn die Treppe hinab und schloß hinter ihm das Haus. Als er ins Zimmer zurückkam, sah er Emilie unter der Lampe stehen. „Du," sagte er, und seine Augen glänzten, „das ist eine kapitale Idee, die sich die Jungens da ausgeheckt haben. Wenn die realisiert wird —"

Sie lächelte, hob den Arm und drehte das Licht aus. Noch hörte er das leise Rascheln ihres Kleides.

Die Frühlingsnacht blinzelte durch die Scheiben. Ein Streifen silbernen Lichtes glitt vom Fenster bis zu der Tür, hinter der sie verschwunden war. Als hätten ihre Füße die leuchtende Spur zurückgelassen. — —

Seine Augen weiteten sich in der Dunkelheit und hafteten an dem silbernen Streifen. Seine Brust hob und senkte sich unter tiefen zitternden Atemzügen. Ganz knabenhaft traumselig ward ihm zumute. Als huschte hinter jener Tür der Weihnachtsengel einher, entzündete sein Verlangen und dämpfte es wieder zu scheuer Verehrung. Nur ein Schritt bis zur Tür, nur ein Schritt — — Und die Befangenheit löste sich und ging unter in einem Strom starken Glücksempfindens, der aus seinem Kopf die Arbeitsgedanken spülte und aus seinem Herzen, was nicht Emilie hieß.

„Jetzt beginnt," sagte er sich, „der zweite Teil des Märchens vom Arbeitssoldaten." —

Er öffnete die Tür. Auch hier nur ein Streifen des silbernen Lichtes. Aber in dem Licht stand eine junge weiße Frau, die, das schwere Haar für die Nacht aufnehmend, ihm ein blasses Gesicht und stillglänzende Augen zuwandte . . .

Ueber den Fabrikhof ging die Frühlingsnacht.

Kein Wort sprach er. Er schritt auf sie zu, leise und behutsam, und leise und behutsam legte er den Arm um sie. Sie schmiegte sich wie ein Kind hinein, und er drückte sein Gesicht in ihr kühles weiches Haar.

Draußen wuchsen die riesigen Schatten der Fabrikgebäude. Aber in die heimliche Kammer konnten sie nicht hinein. Mehr und mehr füllte sie sich mit dem silbernen Schein der Lenznacht.

Ein einziges, tiefes Schweigen —

Doch an dem pochenden Leben, das er im Arme hielt, fühlte Gustav Wiskotten, daß er lebte und weshalb er lebte.

X

„Hallo! Ewald! Steig aus!"

„Paul! Guten Tag! Bist du mir entgegengekommen?"

„Hast du Gepäck? Nein? Um so besser. Na, nun komm schon, der Zug geht weiter."

Ewald Wiskotten sprang aus dem Coupé. „Das ist doch erst Elberfeld."

„Ich dachte, du würdest für die letzte Strecke einen Marsch durch das Tal vorziehen. Da hab' ich's auf gut Glück gewagt und bin dir entgegengefahren. Hab' ich das Richtige getroffen?"

„Du wolltest mir wohl Gelegenheit geben, mich zu sammeln? Gesteh's nur."

„Nein, Junge, das hast du nicht nötig. Aber das Tal solltest du zuerst wiedersehen, im Arbeitskittel, mit seinen rauchenden Schloten und seinem Maschinengerassel. Dann findest du dich nachher schneller in seinen Menschen zurecht."

„Also Abhärtungskur . . . Jedenfalls war es freundlich von dir, an mich zu denken."

Als sie durch die Straßen schritten, blieb Ewald Wiskotten vor einem Hause stehen: „Weißt du, wer hier wohnt?"

„Keine Ahnung."

„Mein verehrter Kollege, der Maler Weert. Ob ich mal einen Sprung zu ihm hinauf tue?"

„Wenn's dich nicht aufregt?"

„Das kann höchstens ernüchtern. Fünf Minuten, wenn du willst. Nur sehen möcht' ich, ob es wirklich Menschen gibt, die ewig hinter verlorenen Idealen hertrauern, statt sich neue anzuschaffen."

„Leute, die nie Ideale gehabt haben, meinst du."

Digitized by Google

Ewald Wiskotten stieg die Treppe hinauf und klingelte. Dasselbe zottelige Dienstmädchen öffnete und ließ ihn ohne weiteres ins Atelier. Und auch hier war alles wie vordem. Inmitten eines Wustes von Trödelkram lag der ergraute Maler auf einem Runddivan und verschlief den Tag. Und von der Staffelei lächelte van Dycks jugendschöne Marchesa Spinola gütig herab auf den alten Vaganten, der einmal seine Jugend für Talent gehalten und hier wie dort die Entwicklungszeit verbraust hatte, bis ihm von beiden nur — die Kopie in Händen geblieben war.

Der junge Mann betrachtete ihn aufmerksam. Das weingerötete Gesicht war vergrämt in die Kissen gedrückt. Farbe und Ausdruck des Kopfes kontrastierten seltsam miteinander.

‚Vielleicht träumt er gerade,‘ dachte Ewald Wiskotten, ‚er nutzte die Jugend nach seinen Gaben und nicht nach seinen Begierden, damit er im Alter vor den Leuten nicht zu lügen braucht. Das muß der furchtbarste Gedanke in der Einsamkeit sein: weniger zu sein, als man sich nach außen den Anschein gibt. Nein, ich will ihn nicht wecken. Die Zeit hat nur Wert für ihn, wenn er sie verschläft!‘

Leise ging er zur Tür zurück. Das Bild der Marchesa Spinola sah ihm lächelnd nach. „Ich komm' auch zu dir,“ sagte er ruhig, „all' die Schönheit finde ich auch, wenn schon auf anderm Wege.“

„Bist du weiser geworden, Ewald?“

„Wenn Weisheit Zielbewußtsein ist . . .“

„Weißt du, was Moltke einmal im Deutschen Reichstag gesagt hat? ‚Nur in der eignen Kraft ruht das Schicksal jeder Nation.‘ Das trifft auch auf den einzelnen zu.“

„Ich hab' die meine jetzt erkannt. Nun kann es noch Ueberraschungen, aber keine Enttäuschungen mehr für mich geben.“

„Frohe Ueberraschungen.“

„Solche, die wir uns selber bereiten, Paul.“

„Schau mal über die Straße. Ist das nicht der alte Korten mit seiner Frau?“ Er winkte dem greisen Paare fröhlich zu. „Sie sind stehen geblieben. Da müssen wir sie wohl begrüßen.“

„Guten Tag! Guten Tag, meine Herren! Ist das nicht Ihr Herr Bruder, Herr Wiskotten? Ei natürlich, ich erinnere mich. Ich danke Ihnen eine schöne Stunde der Kunstbegeisterung, und mein Gedächtnis bewahrt die großen Erinnerungen als seinen köstlichsten Schatz. Denken Sie, ich war bei Bismarck.“

„Soeben sprachen wir von Moltke.“

„Das lobe ich, meine Herren. Die heiligen vaterländischen Namen sollen immerdar von Mund zu Munde gehen. Aber ich — ich habe leibhaftig im Sachsenwalde vor unserm Bismarck gestanden!“

„Sie waren bei Bismarck?“

„Ja, meine jungen Freunde, ich, der alte Korten, habe zu Ostern selbst mit dem Reichsschmied gesprochen.“

„Er hat mich schön blamiert,“ klagte das Mütterchen.

„Das kann ich nicht glauben, Frau Korten,“ begütigte Paul Wiskotten.

„Meine treue Zeitgenossin,“ belehrte der alte Dichter, „weiß nicht oder will nicht wissen, daß der Humor die Quintessenz aller Lebensweisheit ist. Daher liebten die Größten aller Zeiten im Verkehr den humoristischen Ton.“

„Lassen Sie sich nur erzählen, was er da wieder angestellt hat.“

„Ja, Herr Korten, was die Frau will, will Gott. Nun müssen Sie beichten.“

„So hören Sie denn, meine jungen Freunde. Ich war mit einer Schriftstellerdeputation aus vielen deutschen Städten im Sachsenwald. Zwischen den Eichen hervor tritt der Fürst, Deutschlands herrlichste Eiche. Einer der unsern hielt eine Ansprache. Der Fürst antwortete volltönend. Und dann redete er gemütlich den einen und den andern an, und ich merkte wohl, daß er die Schlagfertigkeit des deutschen Dichtergeistes auf die Probe stellen wollte. Plötzlich fällt sein Auge auf mich. Bismarcks Auge, meine Herren! Und Bismarcks Hand lag in der meinen! Ja, in der meinen — —“

„Darauf können Sie aber doch stolz sein, Frau Korten.“

„Laß er et nur auserzählen.“

Der greise Dichter lächelte behaglich. „Wir hatten Schriftstellerabzeichen an den Röcken. Einen goldenen Rittersmann mit eingelegter Lanze. Und der Fürst tippt auf das Zeichen auf meinem Rockaufschlag und fragt: ‚Wen stellt der vor?‘ — ‚Durchlaucht, den edelsten Ritter, Sankt Georg.‘ — ‚Ja,‘ sagt Bismarck und zwinkert mir zu, ‚ich sehe aber den Drachen nicht.‘ — Und ich verstehe und antworte stramm: ‚Unsre Drachen, Durchlaucht, haben wir zu Hause gelassen.‘“ Neckend stieß er seine Lebensgefährtin in die Seite.

„Aber das ist doch prachtvoll, Frau Korten,“ lachten die Wiskottens.

„Weil et Sie nich trifft. Aber sagen Sie selber: Wat soll der Bismarck nu eigentlich von mir denken!“

„Ich werde ihm die Sache schriftlich auseinandersetzen,“ versprach Paul Wiskotten dem ärgerlichen Mütterchen, „und ich werde hinzufügen, daß man Ihrem Mann als Dichter nichts glauben darf.“

„Dat kann ihm gar nix schaden.“ Und sie trennten sich.

„Wenn der alte Herr demnächst in den Himmel einrückt, wird dort große Verlegenheit herrschen.“

„Weshalb?“

Digitized by Google

„Weil er schon auf Erden zeitlebens im Stande der Unschuld war. Da hört das Avancement auf."

„Was der Weert an Idealen zu wenig hat, hat er zu viel."

„Er hat überhaupt nur Ideale. Ob Republik oder Monarchie, ob Sommer oder Winter — er schlägt begeistert die Harfe."

„Das Leben muß Steigerungen haben, Paul. Nur nicht versanden! Ob der Sand schwarz oder weiß ist, gilt gleich."

Sie kamen auf Barmer Gebiet und schritten rüstiger aus. Daheim versammelte sich bald die Familie.

„Ist noch Zeit, einen kleinen Umweg zu machen, Paul?" fragte Ewald Wiskotten, als sie den Mittelpunkt der Stadt, den Altenmarkt, erreicht hatten. „Bitte, sag ja. Nur bei Kölsch guten Tag sagen möcht' ich."

„Kölsch ist noch in der Fabrik. Es geht auf sieben."

„Ich wollte Anna begrüßen."

Paul hob den Kopf, sah den Bruder lächelnd an und schlug den Weg zu Kölschs Wohnung ein. Ernst Kölsch öffnete.

„Du bist hier? Ernst? Hast du Ferien gemacht?"

„Den Seinen gibt's der Herr im Schlaf. Ich muß nach Italien."

„Du mußt?"

„Gewollt hab' ich nicht. Aber meine Zeit mußte sich wohl ‚erfüllet' haben. Der Rompreis ist mir in den Schoß gefallen. Eine ernste Mahnung."

„Du willst nach Rom?"

„Du hörst doch: ich muß!"

„Nun mach mal keinen Unsinn. Wie ist das gekommen?"

„Gott, der Akademiepreis war fällig. Irgend so 'ne milde Stiftung zur Aufrechterhaltung der Streberei. Unsre Meisterschüler haben die Oelfarbe reinweg gesoffen, aber auf der Leinwand war trotzdem nir von einem Farbenrausch zu verspüren. Der Professor rief den Himmel zum Zeugen an, daß Totschlag verboten sei. Ich muß ihm wohl beigestimmt haben, denn er schnauzte mich gewaltig an. ‚Sie hätten's Talent, wenn Sie nur wollten!' Um dem aufgeregten Mann zu beweisen, daß er im Unrecht sei, spannte ich einen Blendrahmen und pinselte drauf los. Der Kerl aber wollte sein Unrecht nicht einsehen, trommelte das Kollegium zusammen, und ich kriegte den Preis. Morgen muß ich fort von hier."

Ewald Wiskotten schüttelte ihm die Hand. „Ich gratuliere, Ernst, von ganzem Herzen."

„Nanu? Möchtest du nicht lieber an meiner Stelle sein?"

„Ich gehöre an meine Stelle. Deshalb steht mir Rom doch offen."

„Bravo, Ewald. Jetzt hast du die richtige Kunstanschauung. Ob Leinwand oder Musterbogen: das Können tut's."

„Ist Anna zu Haus?"

„In der Küche. Kommt herein."

„Ewald hat nur eine Bestellung. Wir müssen gleich weiter. Zu Haus ist Geburtstagsfete."

„Wie ihr wollt. Den Weg kennst du ja, Ewald."

Er war schon auf dem Gang, öffnete die Tür und stand in der Küche.

„Annchen! Annerl!"

Sie fuhr herum, starrte ihn groß an und fiel ihm stürmisch um den Hals. „Junge — —! Junge —!"

„Nur dich sehen mußt' ich. Nur einmal schnell dich küssen. Annerl! So! Und jetzt zur Familie!"

„Du gehst zu den Eltern?"

„Zu Vaters Geburtstag."

„Gott sei Dank," sagte sie und strich ihm das Haar zurecht. „Nun mach eine gute Figur."

„Du brauchst keine Angst um mich zu haben."

„Nie im Leben. Besonders nicht, wenn ich dabei bin."

„Hast du mich lieb, Anna? Immer?"

Sie nahm hastig seinen Kopf. Ihre Mädchenlippen schlossen ihm den Mund. „Frag so was Dummes nicht wieder," murmelte sie. „Für mich gibt's nichts andres. Und wenn du mir nur Sorgen machst!"

„Ich möchte, daß du stolz auf mich bist. Und bleibst."

„Eine Frau, die nicht stolz auf ihren Mann ist, hat nicht die rechte Liebe."

„Wenn er aber Fehler hat? Und ich habe so viele —"

„Zeig sie mir nur ruhig her. Ich werde schon dafür sorgen, daß alle Welt sie für Tugenden hält."

„Du bist mein kleines Mütterchen . . ."

„Ich will deine Frau sein."

Draußen rief Paul Wiskotten. Heute durften sie sich daheim nicht verspäten. Da drängte Anna zum Aufbruch. „Morgen kommst du ja wieder, Ewald, dann wollen wir Pläne schmieden."

„Und du bist der Mittelpunkt."

„Nein, du!"

„Das eine ist ja das andre. Gute Nacht, mein Annerl. Denk heute abend an mich."

„Tag und Nacht."

Er küßte ihre Hände, und sie küßte ihn auf den Mund. Mit gestreckten Armen hielt er sie von sich, den Kopf zurückgeworfen, die Augen eingekniffen, als betrachtete er ein seltenes Bild, und dann riß er sie ungestüm an sich. „Auf morgen!"

An der Haustür verabschiedete er sich von Ernst Kölsch. „Ich werde nachkommen. Wenn

Digitized by Google

auch nur auf kurze Zeit. Während du die jungen Römerinnen studierst, studiere ich ihre alten Spitzen und den antiken Besatzschmuck. Viel Glück, Ernst."

„Auf Wiedersehen, Ewald. Wir werden beide zu tun bekommen." —

Im Hause der alten Wiskottens hatte sich die engere Familie vollzählig versammelt. Die Freunde des Hauses, Pastor Schirrmacher eingerechnet, waren schon während der Frühstückszeit gekommen und gegangen. Nun öffnete sich die Tür, und Ewald trat ein, gefolgt von Paul. Einen Augenblick stockte die Unterhaltung. Man wandte die Köpfe, und Mabel hob das Lorgnon.

Ewald Wiskotten ging, ohne sich umzusehen, auf den Vater zu und reichte ihm die Hand. „Herzlichsten Glückwunsch, Vater."

Der Alte hielt die Hand fest, klopfte darauf herum, schaute mit offenem Mund seinen Jüngsten an und lachte. Seine Augen waren feucht vor Freude. „Mutter, da is ja auch der Ewald —"

„Bleib doch sitzen, Mutter. So. Da bin ich. Geht's dir gut, Mutter? Der Vater sieht immer jünger aus."

'ne Viertelstunde später, und du hätt'st nachessen können." Sie hielt inne. Im Hintergrund des Zimmers war ihr ein Geräusch verdächtig erschienen. „Ich möcht' wissen, wat dabei zu lachen is, Gustav. Wenn ich dat sag', dann is dat so."

„Gewiß, Mutter."

„Wirst wohl tüchtig Hunger haben, Jung'?"

„Draußen verstehen sie nicht zu kochen wie du."

„Will ich meinen. Neumodsche Art is gut für de Fabrik, aber nich für et Haus. Nun sag man den andern guten Tag."

Ewald ging die Reihe durch und schüttelte jedem die Hand. Man sagte „Guten Tag" und nannte sich beim Vornamen. Als er vor Mabel stand, stutzte der junge Mann und sein Gesicht wurde rot. „Ewald Wiskotten" stellte er sich vor.

„Ich hatte bereits das Vergnügen," scherzte die fröhliche Frau.

„Ich wüßte nicht — —" stotterte Ewald.

„Aber! Aber! Sie haben mir doch Ihre Visitenkarte in den Wagen geworfen."

Da gedachte Ewald Wiskotten der Worte seines sorgenden Mädchens: „Mach eine gute Figur!" Und er verbeugte sich und fragte in bester Haltung: „Darf ich Sie zu Tisch führen?"

„Ich bin Ihnen durchaus nicht böse," sagte Mabel, als sie bei Tisch saßen. „Ich hatte so viel Wunderdinge vom ‚furor teutonicus' gehört, und Sie haben, gerade als ob Sie den Wünschen einer Dame ohne Befehl Rechnung tragen müßten, sofort eine kleine Revolution für mich arrangiert. Das war ritterlich."

„Wir sind nur wütend, wenn wir im Unglück sind."

„Ach, im Glück seid ihr auch nicht gerade leise!"

„Das kommt ganz auf den Fall an. Zum Beispiel, wenn ich ‚du' zu dir sagen dürfte —"

„Leise oder laut?"

„Wenn man betet, schreit man doch auch nicht."

„Prost Schwager. Du hast mir gerade noch gefehlt." —

Gustav Wiskotten, als Aeltester, saß neben dem Vater. Er hob das Glas und stieß mit ihm an. „Dein Wohlsein, Vatter, un noch dausend Jahre so weiter!"

„Drunter hätt' ich et auch nich getan. Prost, Gustav. Ja, ja! Prost ihr alle!"

Nie war eine andre Geburtstagsrede hier gehalten worden, und jeder freute sich darauf. Mit Verwunderung sah man deshalb August Wiskotten sich von seinem Platze erheben.

„Diesmal," begann er, räusperte sich und fuhr sich mit dem Zeigefinger unter den Kragen, „diesmal wollte ich den Geburtstag unsers Vaters doch nicht vorübergehen lassen, ohne ihm eine besondere Weihe zu geben."

„Mutter, wo is et Gesangbuch?"

„Der Fritz soll seinen unverschämten Mund halten!"

„Ruhig, August! Laß dich nicht aus dem Konzept bringen. ‚Weihe zu geben,' hatt'st du gesagt."

August Wiskotten kniff die Lippen ein. Dann sprach er weiter.

„Jawohl. Der Tag, an dem man einen ernsten Schritt vollzieht, erhält vor allen andern seine Weihe. Ich führe diesem Hause, zum Ausgleich des männlichen Elements, eine neue Tochter zu. Ich habe heute morgen um die Hand von Fräulein Großmann, der einzigen Tochter des Herrn Pastor Großmann in Elberfeld, angehalten und von Vater und Tochter das Jawort in Empfang genommen!"

Die alte Frau Wiskotten saß kerzengerade. In ihren Händen knitterte leise das Taschentuch. Aber in ihrem faltigen Gesicht stand die Befriedigung zu lesen, daß das Pastorentum des Tales doch noch in ihre Familie eingezogen war. Augusts Aeltester würde die Kanzel besteigen. Ein Wiskotten ... Vater und Mutter drückten dem Sohn die Hände. Als erster der Brüder war Fritz an seiner Seite.

„Entschuldige, August, die Taktlosigkeit von vorhin. Ich konnt' ja nicht ahnen — ich wünsch' dir von Herzen Glück, und gleich morgen mach' ich Besuch bei Großmanns, mit dem größten Blumenstrauß."

„Das wird meine Braut sehr zu schätzen wissen, lieber Fritz."

Emilie Wiskotten lehnte ihre Schulter an Gustav.

Digitized by Google

„Wenn wir wollen, sind wir auch Brautleute," sagte der leise. Dann brachte er schnell das Hoch auf Fräulein Großmann aus. Und mitten in das Gläserklingen hinein schallte Ewald Wiskottens Stimme. „Wenn es gestattet ist, möchte ich etwas Geschäftliches vorbringen."

„Laß daß Mädchen nachher abräumen, Mutter."

„August, schließ die Tür ab."

Die Unterhaltung erlosch, ein Stuhl wurde noch gerückt, und es herrschte Aufmerksamkeit. Daß es sich in dieser Tafelrunde nicht um die Vorbringung von Kindereien handeln könnte, war jedem selbstverständlich.

„Von euch allen hat ein jeder die Fabrik ein Stück weiter gebracht. Gustav als Organisator, August als kaufmännisches Genie, Wilhelm als Erschließer des Absatzgebietes und Fritz als Erfinder. Von den Eltern zu reden ist überflüssig, denn sie haben das Fundament gelegt. Nur Paul und ich konnten bisher nicht teilnehmen. Das lag aber an unsrer Jugend und nicht an unsern künstlerischen Neigungen. Wir haben dasselbe Blut wie ihr. Und deshalb haben wir unser Talent, eben die künstlerischen Neigungen, in die richtige Pflege genommen, um auch mit unsern Kräften am immer fortschreitenden Ausbau der Fabrik zu helfen, und ich hoffe, meine neuen Musterentwürfe waren eine kleine Probe. Dies Gebiet nun behalten wir uns vor, Paul und ich, weil wir nicht hinter euch zurückstehen wollen." Und mit klaren, sachlichen Worten erörterte und begründete er den Plan des Modeblattes, welches das Publikum in immerwährender Fühlung mit den Wiskottenschen Artikeln und Neuheiten halten sollte. „Ich werde mich noch zwei Jahre in der Welt umsehen und an allen Plätzen, wo die Industrie einmal eine künstlerische Höhe erreicht hatte, emsig Studien machen. Das hindert aber nicht, daß wir mit der Realisierung des Projektes sofort beginnen. Hier ist ein handschriftliches Probeblatt. Gesellschaftsdamen und einfache Frauen, alles, was sie an Besatz an den Kleidern tragen, ist, wie ihr seht, Wiskottensches Fabrikat. Die Nebenzeichnungen fügen ein anschaulicheres Bild der einzelnen, künstlerisch ausgeführten Muster bei. Der plaudernde und belehrende Text ist von Paul. Hier: bitte!"

Die Blätter gingen von Hand zu Hand. Und die Frauen blickten den Männern über die Schulter.

„Das ist neu! Da steckt Courage drin! Na — sind wir denn nicht jung genug, um Courage zu zeigen?"

Die alte Frau Wiskotten prüfte aufmerksam die Blätter. „Nee," sagte sie dann, „Windbeutelei is dat nich. Dat is solide Arbeit. Un Arbeit bringt immer Segen."

„Morgen werden wir auf dem Privatkontor eine Konferenz abhalten," entschied Gustav. „Die Geschäftsanteile müssen neu geregelt und ausgeglichen werden."

Die Brüder stimmten zu.

„Da draußen," begann Gustav Wiskotten von neuem, „da schreien sie über den Rückgang der Privatbetriebe und über die Trustbildungen. Ich sag' euch, der wahre Trust ist die Familie. Wir sind sechs Mann, sechs Nachfolger. Wenn wir jeder auf eigne Kappe loswirtschaften wollten, jeder mit seinem Bruchteil, und der Bruchteil auch, wenn wir ihn in die Höhe gebracht oder doch über Wasser gehalten haben, wieder mal unter die Kinder verteilt wird, dann darf sich keiner wundern, wenn hier einer und da einer über den Haufen geschmissen wird. Dat is keine Familiensimpelei, dat is Sippschaftsgefühl. Dat hat in altersgrauer Zeit die Familien stark gemacht, und dat muß auch wieder der Stolz von heute werden. Jeder einzelne kann nicht ein Genie sein, aber wir zusammen, wir können die Wiskottens sein! Donnerwetter, un dat zählt nich weniger!"

Am Tisch war es still geworden. Die Frauen suchten die Augen ihrer Männer . . .

Der alte Wiskotten hob leise sein Glas und trank es aus. Er feierte seinen Geburtstag.

Dann sagte die alte Frau Wiskotten: „Dat soll ein Wort sein!"

„Kannst dich drauf verlassen, Mutter."

Das Klang aus einem halben Dutzend Kehlen, und war doch nur ein Klang. — —

Die beiden Jüngsten begleiteten in der Nacht Gustav und Emilie heim, die sich mit versonnenen Augen an der Hand führten. Als sie sich vor dem Fabriktor verabschiedet hatten, gingen sie weiter, ohne darüber gesprochen zu haben, die steilen Straßen hinauf, bis die Häuser zurückblieben, über die Bergwiese, durch den knospenden Wald, bis auf der Höhe der Ausblick kam, den sie schon einmal gemeinsam aufgesucht hatten. Und sie sahen dasselbe Bild. —

Im Tal schlief der schwarze Riese der Arbeit, vom Mondlicht so silbern überhaucht, als sei er ein lächelnder Genius. Kein Märchenerzähler für die wenigen, ein Lebensspender für die vielen!

„Fühlst du heute, wie schön das ist?"

„Ich fühl' es. — — —"

Digitized by Google

Sonntagabend

Von

Ernst Zahn

In meines Bergheims lärmentrücktem Garten,
Wo Astwerk sich der Bank zur Lehne schnürt,
Seh' ich mich hin, auf Weib und Kind zu warten,
Die mir der Sonntag kurze Zeit entführt.
Schon sinkt der Tag. Zwei Wolkenfähne schwimmen,
Purpurdurchleuchtet über meinem Haupt,
Am Nienzerstock die blauen Zacken glimmen,
Und Schatten lasten, wo der Alpbach staubt.

Ich sitze still. Mir ist dies leise Dämmern
Im Zauberland jenseits des Alltags lieb.
Der Lärm der Welt klingt nur wie Pulsehämmern,
Der Tag erstarb, und nur sein Echo blieb.
Durch Laubwerk, das mich scheidet von der Gasse,
Seh' ich das Leben treiben seinen Lauf,
Doch ob der Blick es wie durch Schleier fasse,
Die Seele nimmt das blasse Bild nicht auf.

Die Seele kehrt, scheidend aus Traumgeländen,
Säumend im Tal „Schön wär's" geraume Zeit
Mit Rückwärtsstaunen und mit Rückwärtswenden
Allmählich erst zurück zur Wirklichkeit.
Doch sieh, auch diese hält ein leiser Schimmer
Traumhaft verklärt, und, das die Gasse tritt,
Des Dorfes Leben, sonst geschäftig immer,
Der Sonntag dämpft und adelt seinen Schritt.

Ich sitze schweigend. Der ich ganz mich lasse,
Ruh' ist in mir, unendlich tiefe Ruh'.
Die Menschen wandeln vor mir ihre Straße.
Das naht und geht. Ich schaue sinnend zu.
Am Dorfweg, weiter um ein kleines Ende,
Schlafen die Toten. Ihre Statt ist schlicht.
Wenn ich im Haus mich an ein Fenster wende,
Seh' ich die dunkeln Kreuze stehn im Licht.

Zu dieser Stätte, wo die Toten rasten,
Geht ein Wallfahrten stets um diese Zeit,
Da naht es, ledig seiner Alltagslasten,
Mein Volk von Bauern, einzeln und zu zweit,
Die, ins Gesicht ein Heimweh eingeschnitten,
Jene, das harte Antlitz ungerührt,
Doch alle langsam und mit schweren Schritten
Und wie von unsichtbarer Hand geführt.

Dort jenes Weib, dem kaum der erste Schauer
Des Menschenwinters Schnee ins Haar gestreut!
Sie wankt im Gehn. Noch jung ist ihre Trauer:
Ihr starb der Mann; acht Tage sind es heut.
Ihr junges Volk und sie, schwer muß das missen
Ihn, den mitten im Tagwerk schlug der Tod.
Ich kenn' sie wohl. Es ist nicht schwer, zu wissen,
Wem hier im Dorf am Herde sitzt die Not.

Die drüben nahn, zwei Schwestern, blond von Haaren,
Sie kommen jeden Sonntag, jung und schlank,
Sie wandeln mir vorbei seit dreien Jahren,
Untrüglich wie die Sonne, die just sank:
Der Vater liegt im Totenhof den beiden.
Den kannt' ich auch, stark, sorglos in Gefahr,
Sah ihn zur Jagd an jenem Morgen scheiden,
Der — tückisch ist der Berg — sein letzter war.

Ein Schatten fällt ins Licht. Im schwarzen Kleide
Geht drüben der Hochwürdige vorbei,
Ein mächtig Haupt, sein Haarkranz weiße Seide,
Das Antlitz dunkel, doch die Stirne frei.
Er geht, als ob er schwer zu tragen hätte.
— Ein Leben durch mag dir viel Leids geschehn —
Auf jener abendstillen Schlummerstätte
Kann er ein ganzes Volk besuchen gehn.

Und fort und fort — gemächlich kommt's gegangen,
Bald feierlich und bald im Schlenderschritt,
Und führend schreitet mit verhärmten Wangen
Der Schmerz unsichtbar einem jeden mit.
Mir aber wandelt sich zur Welt die Gasse,
Und was mir eine Schar von Heimvolk schien,
Schwillt jäh zum Heer, des Zahl ich nicht mehr fasse,
Und still seh ich's den Weg der Schmerzen ziehn.

Jäh tritt vor mich, daß ich sie staunend sehe,
Der Erde Via dolorosa hin,
Und Zagen faßt mich, daß ich seitwärts stehe
Und, wo so viele weinen, glücklich bin.
Und dunkel wird's. Am Berg erlosch das Glimmen.
Ich sitze sinnend, schwer das Haupt gestützt,
Und Stimmen hör' ich, ahnungsbange Stimmen:
„Viel zu verlieren hat, wer viel besitzt!"

Da horch, das Tor! Und Kinderstimmen schallen!
Nun singt's, nun zankt's, nun spricht's, nun lacht's ein Stück.
„Geht, sucht den Vater," klingt ein Wort aus allen.
Ich springe auf: Mein Reichtum kehrt zurück!
Ich hör' es nahn auf kiesbedecktem Pfade!
Nun, schlimmer Grüblersinn, bestehst du schlecht!
Nie fühlt' ich so, daß mich das Glück begnade.
Entschwinde, Furcht! Die Freude will ihr Recht!

Digitized by Google

Der Liebling der Sennerin

Nach dem Gemälde von Anton Braith †

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Phot. Wilh. Otto, Düsseldorf
Eingang zur deutschen Ausstellung in der Maschinenhalle

Die Weltausstellung in Lüttich

Von

F. O. Waldmann

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Voriges Jahr fanden die Völker der Erde zum friedlichen Wettstreit sich an den Ufern des Mississippi ein, und dieses Jahr ruft sie Belgien zur fünfundsiebzigsten Feier der Landesunabhängigkeit nach Lüttich an die hügligen Ufer der Maas. Die Wahl von Lüttich als Weltausstellungsstadt

Fassade des großen Kunstpalastes

Digitized by Google

war in jeder Weise glücklich. Nicht allein, daß die Stadt das Industriezentrum des Industriestaates Belgien ist, sondern auch die reizende Lage an und auf den Hügeln, welche die Maas umsäumen, sprechen dafür, daß das Lütticher Unternehmen von Erfolg gekrönt sein wird. Die günstige landschaftliche Lage an fließendem Wasser verstanden die Belgier glänzend auszunutzen. Wohin der Blick von der Ausstellung sich auch wenden mag, überall findet er schöne, oft überraschend schöne Punkte. Jedem Fremden, der diese Ausstellung besucht, wird das Landschaftsbild unvergeßlich bleiben. Die Stadt selbst, durchaus französisch, ein Klein-Paris, zeichnet sich durch auffallende Sauberkeit und durch große Billigkeit in jeder Weise vor allen Ausstellungsstädten aus. Da nicht jedermann von Hause aus mit Gold allzu stark erblich belastet ist, darf man die billigen Preise in Lüttich nur freudig im Interesse der Allgemeinheit begrüßen. Ein Besuch der Weltausstellung ist sehr wohl fürs Programm der diesjährigen Sommerreise, selbst bei bescheidenem Geldbeutel, zu empfehlen. Das Reisen auf der Bahn in Belgien ist ganz unglaublich billig. Man gibt hier Fahrkarten mit fünftägiger Gültigkeit — „für alle belgischen Züge“ — schon zum Preise von 16 Franken aus, und der Inhaber solcher Bahnkarte darf ganz nach Belieben kreuz und quer durch Belgien reisen. Natürlich benutzen fast alle, die den Boden hinter den schwarz-gelb-roten Pfählen betreten, diese günstige Fahrgelegenheit und schauen sich Belgien an; bieten doch Lüttich, Brüssel, Antwerpen, Gent, Brügge und so weiter so viel des Sehenswerten, wie es in keinem andern Land der Erde auf so engem Raum nochmals vereinigt ist.

Zuerst sei erwähnt, daß die Weltausstellung auf dem Areal von rund 280 Morgen eine bedachte Fläche von rund 41 Morgen (à 2500 Quadratmeter) besitzt. Mit diesen Räumen unter Dach und Fach kann Lüttich getrost die Konkurrenz mit St. Louis aufnehmen, das nicht nennenswert mehr Raum unter Dach hatte. An einzelnen Gruppen umfaßt die Weltausstellung folgende: Alte und moderne Kunst, Wissenschaftliche Arbeiten, Handel und Industrie, Bergbau und Hüttenbetrieb, Landwirtschaft und Gartenbau, Jagd, Sport und Fischerei (verbunden mit einer Spezialausstellung alter und moderner Feuerwaffen), Kriegswesen, Kolonialabteilung.

Eingangstor der großen Ausstellungshalle

Betritt man die Ausstellung durch den Haupteingang — ein keineswegs überwältigender Monumentalbau, sondern eine ziemlich bescheiden gehaltene Anlage (die von St. Louis war aber noch bescheidener) —, so gelangt man auf die Ebene von Fragnée. Diese Ebene ist hauptsächlich für allerhand Vergnügungsunternehmungen, die ja auf jeder Ausstellung in etwas reichlichem Maße vorhanden sind, reserviert. Man baute hier die Lütticher Arena, ein Theater größter Dimensionen, das 3500 Personen Unterkunft gewähren soll und zur Aufführung historischer Ausstattungsstücke eingerichtet ist. — Die Deutsche Tiefbohrgesellschaft, trotzdem deren Zweck weniger dem Vergnügen wie ernstester Arbeit gewidmet ist, befindet sich mit einem mächtigen Bohrturm gleichfalls auf der Ebene von Fragnée. Viel besprochen, natürlich von Deutschen besonders, wird der Zufall, daß auf dem Turme genannter Gesellschaft die deutsche Flagge mit dem deutschen Reichsadler der höchste Punkt der Ausstellung ist. Bemerkenswert ist das sonst viel allgemeinere Vorkommen der französischen Flaggen, sowohl in den Straßen der Stadt wie auf der Ausstellung selbst. Die deutschen Farben findet man nur vereinzelt, noch seltener englische, amerikanische und russische. — Da wir nun schon mal in der Ebene von Fragnée sind, wollen wir den weiteren Vergnügungsrummel noch kurz abmachen. Es sind bemerkbar eine dreifache Schleifenbahn, eine Rutschbahn, eine Wasserrutschbahn, die durch den Styx führt (!), sowie verschiedene andre, mehr oder weniger sehenswerte Sachen.

Digitized by Google

Phot. Wilh. Otto, Düsseldorf

Landschaftsbild von der Ausstellung: Links das Gebäude der afrikanischen Abteilung

Von der Ebene von Fragnée soll eine Bahn nach dem Hochplateau von Cointe, das einen weiteren Teil der Ausstellung bildet, führen. Cointe liegt prachtvoll, und man genießt von dort eine schöne Aussicht auf die Stadt und die Ausstellung. Auf dem Plateau sollen im Sommer auch die Konkurrenzen für lenkbare Luftballons stattfinden, ferner die landwirtschaftlichen, Garten- und Weinbauausstellungen sowie eine Riesenausstellung von Rosen; 2300 Gärtner wollen sich an der Rosenausstellung beteiligen!

In Cointe befindet sich außerdem ein großer Sportplatz, auf dem die mehrere Tage dauernden Bundesturnfeste, an denen 20000 Turner teilnehmen, abgehalten werden. Auch Pferderennen, offen für Offiziere aller Länder, sind vorgesehen, ein Riesentaubenaufflug, internationale Festversammlungen, Musikfeste, Lawn-Tennisspiele, kurzum, man hat vor, den Besuchern der Weltausstellung wirklich etwas zu bieten, und es ist nur zu hoffen, daß das Wetter dem allen nicht einen Strich durch die Rechnung macht! Weitestes Interesse findet auch ein in Cointe stattfindender Wettbewerb für Arbeiterwohnhäuser.

Schon von weitem leuchten uns die schlanken Türme der Haupthalle entgegen. Ein mächtiger und gut gegliederter Bau moderner Art. Das Bild gibt nur eine schwache Anschauung, da die leuchtenden Farben, das ganze Ausstellungsmilieu fehlen. Die Haupteingangshalle, ein eleganter Säulenbau, macht einen vornehmen, ruhigen Eindruck, der durch einen schönen, großen Marmorbrunnen in der Halle selbst noch erhöht wird. Aeußerlich gleichfalls vornehm wirkend ist die große Festhalle, doch bereitet der bis jetzt mehr als nüchterne Innenraum eine kleine Enttäuschung. Von guten Bauten sind noch zu nennen das Gebäude der Stadt Lüttich, der Palast der schönen Künste, der Palast für alte Kunst. Auch unter den Gebäuden der dreißig fremden Staaten, die in Lüttich offiziell oder inoffiziell vertreten sind, findet man manchen bemerkenswerten Bau.

In der Haupthalle stellt rechts vom Eingang Deutschland und links Frankreich aus. Leider verbaute Belgien nachträglich in wenig kulanter Weise die deutsche Fassade, so daß von dieser eigentlich sehr wenig zu sehen ist. Die Architektur dieser Fassade ist keine glückliche. Alles wirkt so unendlich schwer, so überladen, daß man im Grunde genommen den Belgiern nicht allzu böse sein kann wegen des Vorbaues. Auch an der Maschinenhalle läßt die deutsche Fassade sehr viel zu wünschen übrig. Man schaut da einen mächtigen, für die kleine Wand viel zu massigen Germaniakopf, dann wieder viel Gold und, in allzu starker Betonung des deutschen Fleißes, eine Anzahl Riesenbienen, die auch sehr, sehr viel Gold an sich tragen. Mir will es scheinen, daß die deutschen Aussteller mit ihren glänzenden, auf der Höhe jeder Technik stehenden Ausstellungen genügend den deutschen Fleiß, die deutsche Arbeit betätigen.

Sehr schön stellt Oesterreich aus. Dies Volk hat ein eignes Talent für Ausstellungen. Der junge Wiener Maler Reß hat in Lüttich eine achtenswerte Probe seines Geschmackes gegeben. Die Aufmachung der österreichischen Abteilung kann geradezu als Muster dienen!

Digitized by Google

Holland ist gleichfalls nicht übel am Platze und dürfte viele Bewunderer finden. Besonders gefallen Möbel, Imitationen alter Porzellane und so weiter. Rußland stellt herrliche Vasen aus den kaiserlichen Fabriken am Ural in stattlicher Anzahl aus. Einzelne der Prachtwerke kosten nicht weniger als 20000 Rubel. Und auch sonst ist Rußland sehr beachtenswert vertreten. Viel Interesse erregt in der russischen Abteilung die Ausstellung des Roten Kreuzes, das ein kleines Feldlazarett zur Schau bringt. Schweden stellt besonders Maschinen für Molkereien, Stahlwaren, ganz prachtvolles Porzellan sowie allerhand Küchengerätschaften aus. Brillant verspricht Frankreichs Ausstellung zu werden; was bisher zu schauen, ist einfach tadellos. Besonders die Pariser Schneider werden manches Frauenherz in Unruhe bringen. Die räumlich größte Ausstellung hat natürlich Belgien. Es ist geradezu erstaunlich, was dieses kleine Land alles leistet. Und im Geschmack nehmen es die Belgier sogar mit den Franzosen auf. Ein guter Geschmack in der Darstellung spielt übrigens eine sehr große Rolle, auch auf Ausstellungen! Selbst das Massenpublikum, dem man doch im allgemeinen kein besonderes Kunstverständnis zutraut, drängt sich stets vor künstlerisch schönen Arrangements.

Kommen wir nun zu dem bedeutendsten, auch räumlich umfangreichsten Teil der deutschen, wie überhaupt der Ausstellung, zu den grandiosen Darbietungen der Industrie. Aus Deutschland ist Krupp da. Der Name sagt mehr als Worte! Die Kruppsche Abteilung fährt in Belgien mit schwerstem Geschütz auf im eigentlichen Sinne des Wortes; und da man weiß, daß Lüttich selbst ein Waffenfabrikationsplatz allerersten Ranges ist, so ist nur erklärlich, daß auch die deutsche Waffenindustrie hier in vollem Kriegsschmuck auf den Plan tritt. Die deutschen Waffen- und Munitionsfabriken Berlin präsentieren sich hier in imposanter Größe. Man findet hier eine Anzahl Schnellfeuergeschütze, ein Gebirgsgeschütz, aufmontiert auf dem Rücken eines Pferdes, Patronen vom kleinsten Gewehrkaliber bis hinauf zum mannsgroßen für schwerste Geschütze. Dann in sehr anschaulicher Weise den Werdegang eines neuen Militärgewehres: erst einige rohe Stücke Holz und Eisen, wandern diese Rohmaterialien von Hand zu Hand, aus einer Maschine in eine andre Maschine, bis zuletzt das vollendete Gewehr endlich aus den einzelnen Teilen zusammengestellt werden kann.

Dann fällt in der deutschen Abteilung das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat mit einer wirklich vollendeten Ausstellung besonders auf. In vorzüglichen Modellen, die bis ins kleinste naturgetreue Nachbildungen bestehender Anlagen sind, zeigt das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat die hohe Entwicklungsstufe der deutschen Bergwerksindustrie. Neben den Modellen in verkleinertem Maßstabe, meist 1:10, finden wir in dieser Abteilung auch in normaler Größe eine abgebaute Strecke im Bergwerk. Und dann, ganz besonders interessant, eine Uebungsstrecke für Rettungsmannschaften. Man kann in dieser Uebungsstrecke die Arbeiten dargestellt sehen, die angewandt werden, um das Leben verunglückter Bergleute zu retten. Der Nichteingeweihte staunt über den Apparat, der in Bewegung gesetzt wird, um unter Tage „das

Die Arena in Lüttich auf dem für die Vergnügungen bestimmten Gelände

Digitized by Google

Das Gebäude für die alte Kunst

Kostbarste", das Menschenleben, selbst unter den schwierigsten Umständen, zu retten. Die Ausstellung des Syndikats ist nicht allein ein Prunkstück der deutschen Abteilung, sondern der Ausstellung selbst. Kein Staat bietet auf demselben Gebiete ähnliches!

Aus Belgien stellt am bedeutendsten die Weltfirma Cockerill-Lüttich, die an Bedeutung Krupp nahekommt, aus. Sie bietet eine zehntausendpferdige Dampfmaschine, eine 55 Meter lange Schiffswelle, verschiedene Motore, Krane, Lokomotiven, Geschütze, Panzerplatten, Geschosse und so weiter zur Schau. Weniger umfangreich, aber ebenfalls gut stellen die andern Staaten aus. Die Maschinenhalle — ein Riesenbau und trotzdem elegant in der Konstruktion — dürfte wohl „der Clou" von Lüttich sein!

Zum Schluß sei noch einer reizenden Schöpfung gedacht. Es ist dies Alt-Lüttich. Ein kleines, sauberes Städtchen vor 200 bis 300 Jahren. Die alten gotischen Häuser, treue Nachbildungen einstiger Lütticher Bauten, machen einen ungemein anheimelnden Eindruck. Dieser wird noch verstärkt dadurch, daß alle Angestellten des für sechs Monate wieder zum Leben erwachten Alt-Lüttich in die Tracht jener längst verschwundenen Zeiten gesteckt sind. Die Zöpfe, Puderperücken, die bunten, malerischen Trachten helfen das Bild vollenden. Eine Hauptattraktion im alten Städtchen aber ist ein Schwarm weißer Tauben, die ohne Scheu auf Kopf, Arme und Hände der Ausstellungsbesucher fliegen und um Futter betteln. Ein reizendes Bild!

Wochenschluß

Von

Wilhelm Langewiesche

Samstagabendruh',
Meiner Woche Ziel,
Gütig bietest du
Mir der Freude viel:

Wallt dein Glockenschlag
Durch den Abendschein:
Eine Stunde lang
Darf ich glücklich sein . . .

Digitized by Google

Franz Metzner
Nach einer Photographie von Arthur Levin, Berlin

Franz Metzner

Von

Hans Ostwald

(Hierzu das Porträt und sieben Abbildungen nach Werken des Künstlers)

Keine Kunstübung verlangt ein so durchaus begrenztes Stilgefühl wie die Plastik. Während in der Schriftstellerei und in der Dichtung das Wort nur ein Mittel ist, um irgendeinen beliebigen Stil zu schaffen, während die Hilfsmittel des Malers und Zeichners jede Linie, jedes Licht, jeden Schatten erlauben und sich zu jeder Farbenzusammenstellung hergeben, binden den Bildhauer seine Materialien an ganz bestimmte Eigenheiten, zwingen ihn zu jener Besonderheit, die man plastisches Gefühl nennt. Was er in Ton kneten kann, muß noch lange nicht den Verhältnissen und Bedingungen des Steins, des Marmors entsprechen. Und was sich in Stein bilden läßt, kann weit entfernt sein von den Möglichkeiten, die der Bronzeguß und die Treibarbeit bieten. Schon diese im Material liegenden Möglichkeiten und Begrenztheiten weisen auf Eigentümlichkeiten hin, die geradezu die Grundlage, den reichhaltigen Nährboden für ein Stilgefühl abgeben.

Viele Jahrzehnte hat in der Skulptur das falsche Prinzip der nüchtern wiedergegebenen Modelle, der zufälligen schönen Stellungen und der erklügelten Allegorien geherrscht. Die Bildhauer arbeiteten in der Art der Maler: realistisch, detaillistisch. Was der Malerei zu so großen Erkenntnissen, Fortschritten, Meistern und Meisterwerken verhalf, mußte die Skulptur korrumpieren und sie von ihren richtigen Wegen ablenken. Von plastischem Aufbau, von der notwendigen plastischen Geschlossenheit konnte keine Rede sein, wo es auf die getreue Wiedergabe nebensächlicher, kleiner Dinge ankam, wo die Hosen die genauen Nähte, die Stiefel die genauen Stulpen und die Säbel die genauen Körbe haben mußten, ja, wo selbst die Rockknöpfe ein bestimmtes Muster nicht vermissen lassen durften. So konnten denn die vielen Aufträge für Denkmäler keine Plastiker, keine modernen Meister der Bildhauerei erziehen. Wurde doch gerade von den Denkmälern das verlangt, was der Plastik entschieden widersprach. Und doch kam gerade bei den Bewerbungen um Denkmalsaufträge zutage, zu welchem Können einige junge Bildhauer inzwischen still in den Werkstätten herangereift waren. Still in den Werkstätten. Nicht auf dem lauten Markt der Denkmalsaufträge und Enthüllungen. Und einer von diesen, und der Scharfgeprägtesten und Zukunftsreichsten und Schöpferischsten einer war Franz Metzner.

Digitized by Google

In der Oeffentlichkeit kam er zum erstenmal in der Konkurrenz um ein Wagner-Denkmal für Berlin zur Geltung. Hier fiel schon auf, daß Metzner nicht die einzelnen Figuren als einzelne voneinander losgelöste Figuren behandelte. Bei ihm standen die Gestalten nicht nur in anekdotischer Beziehung zueinander, wie bei so vielen Denkmälern der letzten Zeit. Das ganze Werk hatte auch die innigsten plastischen Beziehungen. Alle größeren plastischen Werke der Neuzeit leiden an einem schweren Fehler: sie sind gewissermaßen Staffeleiwerke. Gerade so wie die Werke der Malkunst. War es aber eine Notwendigkeit, die Malkunst von den Fesseln der bestimmten Räume, für die sie angewandt wurde, zu befreien, so war es doch ein großer Fehler, die Bildhauerei in dieselben Bahnen zu drängen. Ist die Malerei in den letzten Jahrhunderten durchaus eine Atelierkunst geworden, schuf und schafft sie ihre Werke fast ausschließlich für irgendeine beliebige Wand — so läßt sich doch die Skulptur nicht ganz so bis zur letzten Faser von ihrer Umgebung lostrennen. Nur bei Einzelskulpturen, bei Salonskulpturen läßt sich manchmal das Prinzip der Staffeleikunst durchführen. Dort aber, wo gegebene Plätze in Frage kommen, dort, wo es sich um größere Aufgaben handelt, wird nichts verfehlter sein als die Auflösung von Gruppen in Einzelmenschen. Gewiß, die Erkenntnis und die Empfindung vom Typus des Einzelmenschen ist eine moderne Erkenntnis. Und sie muß auch auf die Kunst einwirken. Darf dies aber nicht in der Art, daß sie die Grundlagen der Kunstübung verleugnet und wegräumt; sondern sie wird sich einfügen müssen. Sie wird auch jene Kunstmittel nicht verdrängen; sie wird sie nur zum Ausdruck ihres Wesens nehmen können. Kunstmittel und Erkenntnisse und Empfindungen dürfen sich nicht ausschließen. Sie müssen einander befruchten.

Franz Metzner Erde

Franz Metzner Medusa

Zu den ersten, in denen eine Verbindung zwischen Kunstmittel und moderner Empfindung und Erkenntnis zur Geltung kam, gehört Franz Metzner. Er war keiner von denen, die Aufträge für offizielle Denkmäler erhielten. Aber — das müssen wir uns nun schon eingestehen: die Höhe, die Entwicklung der heutigen Plastik liegt jenseits der Denkmalskunst. Die massenhaften Aufträge für Herrscherstatuen und ähnliche Bildwerke haben keinen großen Bildhauer erzeugt, der das innerste Wesen unsrer Zeit, den Geist ihrer höchsten und vollkommensten Triebe in Erz und Stein gefaßt hat. Die Skulptur von Bedeutung, von wirklich plastischem Ausdruck wuchs auf einem andern, reicheren Boden. Sie wurde von jenen Bildhauern geschaffen, die sich mit den mannigfachen, komplizierten Bedürfnissen der lebenden Welt befaßten, die einen mehr oder weniger vom gewöhnlichen Bildungsgang abweichenden Werdeweg hinter sich haben.

Zu ihnen gehört Franz Metzner. Er ist noch jung, aber er hat doch bereits so viel Arbeiten von Rang und Wert geliefert, daß man sich mit ihm schon ernsthaft beschäftigen muß.

Ein regelrechtes Akademiestudium hat er, genau wie so viele glänzende Meister, nicht hinter sich. Sein Ausgangspunkt war die Werkstatt des Architekten. Allerdings hat er schon frühzeitig Anregung von seinem Vater empfangen, der Kaufmann war und sich mit Bildschnitzerei beschäftigte. Da regte sich die Lust zum Formen bald in dem Jungen.

Digitized by Google

Franz Metzner — Büste eines alten Mannes

Digitized by Google

Das nötige Material lieferte ihm eine in der Nähe liegende keramische Fabrik, von deren Hof er, wenn es eben nicht anders ging, sich die Tonerde zu seinen Versuchen stahl. Nachdem er seine Schulzeit hinter sich hatte, brachte ihn sein Vater in eine Bauwerkstatt, wo er eine Zeitlang im Atelier zeichnete. Dann arbeitete er als Steinmetz auf dem Platz. Das dauerte einige Jahre. Metzner ging von Großstadt zu Großstadt und arbeitete dort in den verschiedensten Bildhauerwerkstätten, auf Bauplätzen und für Fabriken. So drang er nie bloß als Lernender, sondern stets als Mitarbeiter, Schaffender in alle möglichen Techniken ein. Er schlug Figuren aus Marmor und Stein, schnitzte in Holz, formte Gußmodelle für die verschiedensten Zwecke und fand doch nebenbei Zeit, in Städten und Kunstzentren wie in München und Berlin Unterrichtsstunden in der Anatomie zu nehmen. Was andre in jahrelangem Studium in irgendeinem Meisteratelier und auf der Akademie lernen: das Technische — das erarbeitete er sich. Es ging ihm also so ähnlich

Franz Metzner Brunnenfiguren

Franz Metzner Betender Ritter

wie vielen der alten Meister, wie besonders den Meistern der Renaissance, die ja auch nicht in einer akademischen Organisation, sondern bei der Arbeit, bei der Befriedigung der Bedürfnisse, die besonders die Architektur für die Skulptur entwickelte, ihr Können ausbilden mußten. Gerade in der Architektur ist Metzner häufig tätig gewesen. Sein erstes eignes großes Werk für architektonische Zwecke ist ein dreiteiliges Grabrelief, das für das Mausoleum der Gattin eines Großindustriellen bestimmt ist und auf dem Friedhof bei Harzburg steht.

Der Schmerz um das Liebste auf Erden ist in seiner unerträglichen Schwere, in seiner zerschmetternden Wucht auf dem einen Seitenstück durch eine bewegte Gruppe ausgedrückt: die vom Tod ihres Lebens beraubte Frau wird von mehreren Gestalten an dem Mann, an ihrem Lebensgefährten vorbeigetragen. An ihn schmiegt sich ihr Kind, ihr gemeinsames Kind. Von dem Mann ist nicht viel mehr als eine seitliche Rückenansicht zu sehen. Und doch zeigen der leicht gesenkte Kopf und der Ausdruck der Muskeln, wie tief der Schmerz in ihm wühlt. Auf dem zweiten Seitenstück ziehen die Gekennzeichneten an dem Sensenmann vorüber. Das ist kein grinsendes, klapperiges Knochengerüst. Es ist eine strenge, aber erlösende Majestät. Er steht

Digitized by Google

Franz Metzner Entwurf zu einem Nibelungenbrunnen

nur starr im Hintergrund. Aber er beherrscht von dort aus das Leben, das an ihm vorüber muß, das in seinen Armen endigt ... Ein junges Mädchen weint um seine verlorene Jugend. Doch ein ernst entschlossener Mann nimmt es mit sich, an dem Gefürchteten vorbei, den ein gebrechlicher Greis voller Zufriedenheit endlich erreicht hat. Bringen diese beiden Stücke die erhabenen Schrecken des Todes, so birgt das Mittelstück einen versöhnenden Klang: der Gekreuzigte legt den einen vom Kreuz befreiten Arm milde um ein zartes Wesen und zieht es mitfühlend zu sich heran, als wolle er Sorgen, Kummer, Gram und Schmerz von ihm nehmen, als wolle er es von allen drückenden Bürden entlasten. In diesem Grabschmuck kommt Metzners Eigenart, seine Auffassung der Aufgaben, welche die Plastik stellt, und vor allen Dingen seine Fähigkeit, diese Auffassung in Taten umzusetzen, in schönster Form zur Geltung. Es ist eine durchaus verinnerlichte Plastik, die Metzner schafft. Auf Empfindung, auf Seele, auf fühlenden Geist kommt es ihm an. Er gehört zu den wenigen Auserlesenen, die mehr als das Seiende, als die äußere Form darstellen wollen. Er steht nicht versunken vor der Schönheit eines Modells, vor der grotesken oder zärtlichen Bewegung, die er zufällig erblickt. Zu denen gehört er, die innerlich empfangen und die aus dieser inneren, traumhaften Empfängnis heraus ihre Bildwerke schaffen, die sich dann ihre Modelle suchen, deren Schönheiten sie vorher im Geist erschaut haben. So liegt denn seine Stärke auch auf dem schwer zu bestellenden Acker des Empfindungslebens. Und hier ist es besonders die Erschütterung, die das Sterben hervorruft, die wegen ihrer Kraft und Gewalt ihn zur Gestaltung drängt. Schon in früheren Werken kam das zur Geltung. In dem Medusenkopf, der vor etwa sieben Jahren entstanden, ist das gräßliche Leid, das Erstarren im Tod, die vernichtende Stunde geformt. Die niederhängenden Kinnladen, das von tiefen Furchen zerrissene Antlitz, das sich im Krampf verlängert, die sich schließenden Augen und die wirren Haare, durch die sich Schlangen winden, das alles ist wohl lange nicht so vergeistigt und verschönt modelliert worden wie in diesem Kopf. Auch in einer Reihe von Urnen, Schalen und Vasen, die Metzner für die Königliche Porzellanmanufaktur zu Berlin arbeitete, tritt seine eigenartige Befähigung, schwere Erlebnisse zu verbildlichen, stark hervor. Eine Urne mit zwei Köpfen, die qualvoll fragend emporblicken, ist besonders gut gelungen. Auch eine Vase „Sphinx" liegt in gleicher Linie. Vor dem düster blickenden, hart gezeichneten Geschöpf kauert ein Mensch, der in seiner Kleinheit zerdrückt wird von den Rätseln, über die er brütet und die er doch nicht lösen kann. Aber auch zu kapriziösen, leichteren Spielen findet Metzner die analoge Ausdrucksform. Wie graziös und exzentrisch sitzt die Mädchenfigur auf der einen Vase! Und wie weich und zart schmiegt sich auf einer zweiten Vase ein Reigen schöner Frauen um die Vasenform! Auf mehreren kleinen Schalen ließ Metzner seinen Humor spielen. Märchenmotive sagten ihm am meisten zu. Die Ausführung, die selbst in den kleinsten Dingen stets eine gewissenhafte und dem Charakter des Materials angepaßt ist, brachte ihm auf der letzten Pariser Weltausstellung eine Auszeichnung ein.

Digitized by Google

Nicht allein für die Manufaktur hat Metzner so interessante Modelle geschaffen. Für eine ganze Reihe von Werkstätten und Technikern lieferte er Vorbilder. Bronzewarenfabriken, Silberschmiedereien, Zinngießereien besitzen zahlreiche Modelle aus seinem Atelier. Auch für andre keramische Anstalten formte er manches. So das Tonmodell zu einer „Flora“ in lebensgroßer Figur. In edler Reinheit steht sie da wie eine schlanke blühende Pflanze. Nicht feine tiefste Kunst konnte Metzner dieser Figur geben. Dennoch wurde er nicht banal und holte feine Linien aus diesem Vorwurf heraus. Ein Gegenstück hierzu, ein landwirtschaftlicher Arbeiter, zeigte schon mehr sein Verlangen, monumentale, heroische Plastik zu formen.

Viel stärker und ursprünglicher war das bereits in vielen andern Arbeiten festgelegt. Die Porträtbüste eines hageren Mannes hatte ihm Gelegenheit gegeben, seine von der üblichen Plastik abweichende Könnerschaft im Ausbeuten der plastischen Eigenart und der Möglichkeiten seltsamer Gestaltungen zu zeigen. Ein sensitives Gefühl für plastische Formbildungen ist ihm eigen. Das erleichtert und ermöglicht ihm, die kompliziertesten Gefühle in Erz, Stein oder Ton darzustellen. Fast jeder Muskel, jede Fläche, jede Linie seiner Arbeiten drückt eine innerliche Empfindung aus. Unter den 60 Entwürfen, die zur Konkurrenz für ein Wagner-Denkmal in Berlin eingeschickt wurden, war es denn auch seiner, der mit neun andern preisgekrönt wurde. Metzner hatte sich das Motto: „Die Macht der großen Seele“ gewählt. An der breiten Vorderwand des Postaments, auf dem Wagner sitzt, stehen Menschen, in welche die Macht der großen Seele eindrang. Im Erschauern sinkt einer zusammen. Ein zweiter beugt ergriffen den Kopf; ein Chaos von Gedanken scheint ihn zu durchstürmen. Ein dritter hebt das Gesicht entzückt zum Himmel — alle werden von der Leidenschaft und der Gewalt der großen Seele hingerissen, mitgerissen. Alle diese Einzelmenschen aber stehen in innigster Verbindung miteinander, stehen aber auch in innigster Verbindung mit dem Kern des Werkes, mit der Gestalt Richard Wagners. Und zwar nicht nur gedanklich, sondern durch plastische Beziehungen Die Nebenfiguren sind nicht mehr bloße Episoden.

Franz Metzner Entwurf zu einem Denkmal für Richard Wagner

Digitized by Google

Sie fügen sich dem ganzen Werk ein, gehören in den Rhythmus seines Aufbaues. Eindringlicher läßt sich wohl kaum die überragende Bedeutung des großen Musikers plastisch bilden. In dem Entwurf zum Wagner-Denkmal hat Metzner seine eigenste Persönlichkeit gegeben und das erfüllt, was er schon lange angedeutet. Notwendigerweise mußte er aus seinem bisherigen Schaffen wohl diese Konsequenz ziehen. Wie sehr der Entwurf zum Wagner-Denkmal seinem Wesen und seinem Können entsprach, wie er damit nur auf seinen ureigensten Wegen weiterschritt, beweist auch das Relief „Einsamkeit", das einer früheren Zeit entstammt. Niederdrückende Erlebnisse beugen den Menschen. Er steht abseits, vereinsamt und bricht zusammen. Seine Kraft ist aufgezehrt.

Auch die Büste „Die Wissenschaft" zeigt, wie sehr Metzner eine eigne Persönlichkeit ist. Dieser starken, lorbeergeschmückten Stirn, diesem rücksichtslosen Kinn, dem geradeaus bohrenden Blick ist die ganze Strenge der bis auf den letzten Grund gehenden Wissenschaft eigen.

Wenn schon Abstrakta versinnbildlicht werden, so kann es nur auf solche charakteristische, wesentliche Weise geschehen.

Was Metzner in seinen Arbeiten für die Porzellanmanufaktur und im Entwurf zum Wagner-Denkmal begonnen hatte, das führte er im Entwurf zu einem Kaiserin-Elisabeth-Denkmal für Wien zu einer gewissen Höhe. Zu beiden Seiten des schlanken Postaments, auf dem die hoheitsvolle, schlanke Gestalt der Kaiserin steht, erheben sich große Gruppen: das Volk, dessen Liebe der Kaiserin gehört hatte, das Volk, das um die Ermordete trauert. Aber dies Volk ist nicht zerrissen worden in einzelne Menschen. Es wirkt als ein Ganzes, als eine zusammenhängende Masse, als ein Glied, als das Volk. Und doch äußert sich die Liebe und der Schmerz dieser Masse nicht eintönig, einseitig. Der Typus des Einzelmenschen bleibt gewahrt. Jede Figur drückt ihre Empfindungen mit andern Gebärden aus. Jede Figur hat in der Einheit der Empfindung doch auch ihre Nuance. Sie durchbricht aber mit ihrer Eigenheit nie die Einheit.

Und ein Wesentliches ist, daß Metzner stets die moderne Kleidung, die der Urform jedes plastischen Ausdrucks ist, vermeidet. Nicht die bloße Freude an der Nacktheit, jenes uralte heidnische Gefühl, spricht aus Metzners Werken. Es ist jene große Gewalt des Empfindungslebens, die sich die Menschheit unter so schweren Kämpfen im Laufe von zwei Jahrtausenden erobert hat, die den rauschenden Grundton der Plastiken des jungen Meisters bildet. Ueberall kommt das zum Vorschein. In seinen kleineren Arbeiten und auch in seinen Denkmalsentwürfen. Besonders in jenem Entwurf zum Kaiserin-Elisabeth-Denkmal für Wien, für den Metzner einen zweiten Preis erhielt — der erste wurde nicht vergeben —, der leider nicht ausgeführt wurde, trotzdem die ganze Kunstwelt von Geschmack für ihn eintrat, der aber doch die Ursache seiner Berufung als Professor nach Wien wurde.

In dieser Stellung hat er, trotzdem er erst seit dem Herbst 1903 in ihr tätig ist, bewiesen, daß diese Berufung der österreichischen Hauptstadt zur Ehre gereicht. Die Wiener Sezession hatte Professor Metzner zu ihrer Frühjahr-Ausstellung des Jahres 1904 die Ausschmückung und Füllung eines Kuppelraumes übertragen. Metzner löste diese Aufgabe mit seinen reichen Mitteln leicht und spielend. In der Mitte des Raumes stellte er eine Plastik: „Die Erde" auf. Diese aus Stein gearbeitete Figur atmete die ganze unsichtbare Erdenschwere, die mit aller Gewalt auf den trotzigen Menschen drückt. All seine Kräfte, seine Muskeln spannt er an. Ohnmächtig ballt er die knochige Faust. Aber — er bringt sie nicht in die Höhe, kaum daß er sie ein wenig nach hinten hebt. Die Erdenschwere beugt seinen Nacken und drückt den Menschen nieder. Von besonderem Reiz ist hier die Behandlung der Muskulatur und des Knochengerüstes. Wie durch Hervorhebung einzelner Partien der Eindruck erhöht und verstärkt wird! Und dazu die ganz vollendete plastische Geschlossenheit, die Abrundung und Einheitlichkeit dieses Stückes Stein, das zum Menschen geworden ist und fast aussieht, als habe die Natur selbst mit all ihren Gesetzen und Gewalten ein Gebilde geschaffen. Alle diese Werke bilden nur ein Bruchstück des Schaffens des jungen Meisters. Sieht doch seine Werkstatt oft aus, als arbeite nicht einer, nein, zehn Bildhauer in ihr. So viel Entwürfe und Modelle und Werke stehen in Arbeit, daß man zweifelnd fragt: Und dies alles schufen und schaffen zwei Hände?

Zu den neueren Werken Metzners gehört ein schönes Gedenkmonument für einen rheinischen Parl, das in seiner schwermütigen Stimmung wie aus der Trauer der Hinterbliebenen erwachsen zu sein scheint. Und auch der betende Ritter, die Krönung eines Nibelungenbrunnens, ist so ganz aus der Empfindung heraus geboren. Der Kämpfer steht fest auf beiden Beinen, dicht vor dem neuen Endkampf. Aber in seinem Gesicht liegt das ganze Entsetzen vor diesem schrecklichen Blutbad, das Kriemhilds Rache zwischen Verwandten angerichtet und das nun in der Hunnenburg zum unseligen Ende kommt. In dies Entsetzen aber mischt sich, wie die Morgendämmerung einer neuen Zeit, die ganze Inbrunst der Frömmigkeit. Und neben dem Entsetzen vor den Schrecknissen der alten Welt, vor der Unmenschlichkeit ihrer Menschen und Empfindungen taucht die neue Welt mit ihren menschlicheren Empfindungen und ihren neuen Menschen auf . . .

Dies innige Zusammenwirken in der Kunst Metzners: des Empfindungslebens und der reinen plastischen Gesetze, läßt ihn als einen von denen erscheinen, die uns eine neue monumentale Kunst als Ausdruck unsrer Zeit schenken werden. Und so lohnt es sich wohl, sein Schaffen zu betrachten und sich so viel davon zu eigen zu machen, als nur eben möglich ist.

Digitized by Google

Holländische Fischhalle. Nach dem Gemälde von Hans Herrmann (Berlin)

Phot. Becker & Maaß, Berlin

Ellen Key

Von

Anna Brunnemann (Dresden)

(Mit einem Porträt)

Um Ellen Key, die jetzt durch die so reiche Wärme ihrer Persönlichkeit alle Herzen für sich gewinnt, hat sich heute ein Kultus gebildet, der es sehr erschwert, das wahrhaft Wirkende, Bleibende ihrer Persönlichkeit und ihrer Schriften objektiv zu beurteilen. Spricht die warme Empfänglichkeit der meisten ihrer Hörer — ich rede hier nicht von dem unreifen Personenkultus, der mit nebenherzulaufen pflegt — im allgemeinen dafür, daß guter Boden für Ideen, wie sie Ellen Key denkt oder aus den Werken von Elitemenschen herausliest, vorhanden ist, so lassen doch zahlreiche schriftliche und mündliche Urteile über sie Zweifel darüber aufkommen, ob ein großer Teil ihrer Hörer sie nach dem, was sie ist und was sie bietet, auch richtig einzuschätzen weiß.

Ich möchte durch einen Blick auf ihren Lebensgang und auf ihr Lebenswerk dazu verhelfen.

Zunächst ihr Lebensgang. Er ist zum Verständnis für ihre Veranlagung und innere Entwicklung äußerst wichtig.*)

Geboren wurde Ellen Key im Jahre 1849 auf dem Gute Sundsholm „als erstes Kind junger und glücklicher Eltern". Der Gutsherr von Sundsholm, aus dem keltischen Stamm Mac Key hervorgegangen, der sich nach Ablauf des Dreißigjährigen Krieges in Schweden ansiedelte, hegte neben sehr freisinnigen politischen Anschauungen große künstlerische Neigungen und fand in seiner Gattin, die einem alten Adelsgeschlecht angehörte, eine sehr verständnisvolle Genossin. Beide waren „aristokratisch von Gemüt und Sitten, aber demokratisch in ihren Ansichten"; in vielen Fragen stand die Mutter bereits auf einem für die heutigen Begriffe weit fortgeschrittenen Standpunkt. Die Erziehung war streng und liebevoll zugleich. Früh offenbarte sich bei Ellen eine innige Mütterlichkeit und ein starkes Gerechtigkeitsgefühl. Ihrem Lerneifer ließ man volle Freiheit; unter Mithilfe privaten Unterrichts und gediegener Lektüre, vor allem aber auch unter innigen Beziehungen zur Natur, zum Landleben, durfte eine Persönlichkeit heranreifen, deren Innenwelt sich mit unfehlbarer Sicherheit nur durch das ihr Wesensverwandte bereicherte. Mit neunzehn Jahren folgte sie ihrem Vater, der seine Wirksamkeit im Reichstag begann, nach Stockholm; er zog die Tochter zu Sekretärsdiensten heran und weihte sie in die Realpolitik ein. Ihr zwanzigstes bis dreißigstes Lebensjahr war eine Periode fruchtbarsten Aufnehmens, wozu Reisen ins Ausland und der Verkehr mit hochstehenden, geistesverwandten Frauen, darunter

*) Diese Einzelheiten sind der schlichten Biographie Ellen Keys von Frau Nyström entnommen (erschienen bei E. Haberland, Leipzig).

Digitized by Google

vor allen Sonja Kowalewska und Charlotte Leffler-Edgrén, wesentlich beitrugen. Sie hat nach dem Tode dieser Freundinnen, deren Verlust eine klaffende Lücke in ihr Leben riß, sehr wertvolle Essays über beide geschrieben, in denen sie sich nach Brandes' Ausspruch als hervorragende weibliche Philosophin und Kritikerin offenbarte. Ihre ersten schriftstellerischen Versuche fielen, von einer Frauenzeitschrift veranlaßt, in ihr vierundzwanzigstes Jahr. Etwas später trat sie als Vortragende auf und gewann bald einen Ruf durch ihre zündende Beredsamkeit, die wenig im Einklang mit ihrer sonst schüchternen Persönlichkeit stand. Der erste Anstoß mußte beide Male von außen kommen, denn „von selbst wäre Ellen Key nie an die Oeffentlichkeit getreten. Ehrgeiz und die Neigung zur Initiative gehören nicht zu ihren Eigenschaften".

Eine traurige Wendung in den Vermögensverhältnissen ihrer Eltern zwang die nun Dreißigjährige zu eignem Erwerb. Sie wurde 1886 Lehrerin an einer Mädchenschule und widmete sich zwei Jahrzehnte lang der Schularbeit von der niedrigsten Stufe an. Ihre Mütterlichkeit wies ihr den Weg zu den kindlichen Herzen, und noch heute reden ihre einstigen Schülerinnen in dankbarer Liebe von den „wahren Erbauungsstunden", die ihnen Ellen Key zu schenken pflegte. Doch gerade damals war ihr eigner Lebensweg eine Zeit bitterster Entbehrungen, unter denen die in ästhetischer Lebensauffassung Gereifte unsagbar leiden mußte. Nie trug sie ihre Sorgen zur Schau; ja, in Tagen, da sie oft nicht genug zu essen hatte und an neue Kleider nicht zu denken war, schlug sie eine vorteilhafte Stelle an einer Zeitung aus, um der ihr liebgewordenen Schularbeit treuzubleiben. Sie segnete ihre strenge Erziehung und pflegte zu sagen, „daß nichts den Kindern der Reichen nützlicher ist, als wie arme Kinder erzogen zu werden". Frühe Abhärtung hatte sie sehr widerstandsfähig gemacht. Zur Arbeit zog sie die klaren Morgenstunden vor und nahm trotz ihrer immer wachsenden Tätigkeit nie die Nachtstunden zu Hilfe.

Später überschritt sie den Kreis der Schule; sie trat als Vortragende in die Oeffentlichkeit, indem sie besonders am Arbeiterinneninstitut des Herrn Nyström, des Gatten ihrer Biographin, in Stockholm wirkte. Schon hier durfte sie ihre reichen Kräfte für Volksbildungsbestrebungen einsetzen, was von jeher ihr Wunsch gewesen war. Später gründete sie Volksbildungsabende, wozu ihr das Wort einer Arbeiterin Veranlassung gab: „Nicht um eure Kleider und Speisen beneiden wir euch am meisten, sondern um alle die geistigen Genüsse, die euch viel leichter zu Gebote stehen als uns."

Ihre Tätigkeit nahm nun immer mehr den Charakter öffentlicher Wirksamkeit an: als Essayistin, als Vortragsreisende trat sie in den Ideenkampf der Gegenwart ein. Diese öffentliche Wirksamkeit kann nur auf Grund eines tieferen Einblicks in Ellen Keys innere Entwicklung, wie sie aus ihren zahlreichen Essays hervorgeht, gerecht beurteilt werden. Es ist eine Entwicklung, die zunächst individualistische Forderungen nach Lebenssteigerung und Lebensbereicherung für das Einzelwesen aufstellt, immer mehr jedoch in den altruistischen Wunsch hineinwächst, für sich selbst erkannte Lebensideale und die Wege, die dazu führen, auch andern zu erschließen. — Ihr erster Band Essays, daraus die Aufsätze „Kultursveredlung", die „Freiheit der Persönlichkeit" und der Dialog „Ein Abend auf dem Jagdschloß" hervorragen, führt folgende Gedanken aus: Wir können, indem wir alle unsre Fähigkeiten harmonisch ausbilden, das Leben selbst schaffen, unser Dasein zu einem immer reifer werdenden Kunstwerk gestalten. In den neuen Essays „Die Wenigen und die Vielen" klingt zunächst dasselbe Thema an: sie fordert für die Einzelpersönlichkeit ihr volles Recht zu reicher Entfaltung, da nach ihr aller menschlicher Fortschritt nur vom Elitemenschen ausgeht. Wohl aber weist sie der Persönlichkeit auch bestimmte Grenzen an, indem sie als erste Forderung für das frei gewordene Individuum strengste Selbstzucht aufstellt. Denn der Individualist ist, wie alle Menschen, dem großen Gesetz des Lebens unterworfen, nach welchem Leiden jeden Mißbrauch der Freiheit begleitet. Das führt sie bald zur Erkenntnis, „daß jedes individuelle Wesen ungeachtet seiner kleinen Ganzheit doch nur der Bruchteil eines Ganzen ist; daß jeder nur durch andre vollendet wird und das Ganze durch alle. Diese Ahnung ist es, die unsern Individualismus um so viel wärmer macht als den irgendeiner andern Zeit, weil unser Selbstgefühl auch Mitgefühl ist".

Ellen Key sucht nun die individualistische Forderung „Selbstbehauptung" und die altruistische „Selbstaufopferung" miteinander zu versöhnen und ist fortan bestrebt, den Reichtum der Einzelpersönlichkeit für die Masse nutzbar zu machen. Das will besagen: den Reichtum ihrer eignen Persönlichkeit. Mit warmblütiger innerer Teilnahme setzt sie ihre volle Kraft für reformatorische Bestrebungen der Gegenwart ein, indem sie solchen zunächst den Vorzug gibt, die ihrer ureigenen künstlerischen Natur entsprechen. Sie begeistert sich für den großen Feiertagstraum Ruskins von der Veredlung des Individuums durch die Kunst. Ihre reformatorischen Gedanken zielen vielfach auf Bildung des ganz riesigen Materials der ersten Kindheit hinaus, und immer berührt sie dabei das Tiefste und Feinste der menschlichen Psyche. Den Kindern widmete sie einen weiteren Band Essays, in dem sie von dem Gedanken ausgeht, daß das zwanzigste Jahrhundert das „Jahrhundert des Kindes" sein soll. Würden auch viele ihrer Reformvorschläge der Prüfung auf praktische Durchführbarkeit nicht standhalten, so finden wir in dem Buche doch so tiefe Wahrheiten, so intuitives Erfassen der Kindesseele und dessen, was sie bedarf, um in ihren schönsten Aeußerungen nicht gehemmt zu werden, daß Ellen Key hier für Eltern und Pädagogen als starke Anregerin von hohem Wert ist.

Das gleiche gilt von ihrem letzten Band „Ueber Liebe und Ehe", der heute, besonders auch hervorgerufen durch Ellen Keys Vorträge, die vielfach dessen Grundthemen zum Gegenstand haben, leidenschaftliche Auseinandersetzungen veranlaßt. Sie sagt darin über das Verhältnis der Geschlechter zueinander das Tiefste und Feinste, was gesagt werden kann. Sie erblickt unendliche Möglichkeiten, auch in der Ehe das Verhältnis zwischen Mann und Frau freier, voller, dauernder zu machen durch immer größere Bereicherung und infolge

Digitized by Google

dessen Erneuerung des Einzelwesens. Ihre reinsten seelischen Erkenntnisse gipfeln wiederum in einem Hinweis auf das Kind, „diese höchste Frucht der Kultur, diesen Ausdruck höchsten Glücks und tiefsten Verantwortlichkeitsgefühls zwischen Mann und Weib". Wohl enthält das Buch manche Widersprüche — doch muß es nicht notwendig auch solche enthalten, da Ellen Key tief hinabtaucht in die innerlichsten Erlebnisse der Psyche, in die kompliziertesten Verzweigungen unsers Seelenlebens und in die immer neu entstehenden inneren Konflikte, die selbst der vorausgegangenen Generation noch fremd waren? Wer könnte bei Durchforschung von Gebieten, auf denen wir heute nur erst stammeln, bereits Forderungen aufstellen, die sich nicht wenigstens einmal mit gegenteiligen Forderungen kreuzten und ihnen widersprächen?

Aus allem Gesagten aber geht hervor, daß Ellen Key nicht, wie man uns oft glauben machen will, zu den starken Denkern und Philosophen gehört, die auf spekulativem Wege neue Wahrheiten bringen. Sie bringt nicht eigentlich „neue" Wahrheiten, maßt sich auch nie an, letzte Lösungen zu geben. Die ganze tiefe Veranlagung ihres Wesens, nach innerem Reichtum zu streben, alle Möglichkeiten voll auszunutzen, die das Innenleben steigern, die Seele voller machen, das äußere Leben verinnerlichen, das Leben überhaupt erst lebenswert gestalten, hat sie in hohem Grade zur Lebenskünstlerin gemacht, sie ganz mit einer Lebensanschauung erfüllt, die sie selbst „Lebensglauben" nennt.

Daß diese Lebenskünstlerin nun hingeht und ihre durch immer strebendes Bemühen errungene subjektive Weltanschauung mit heller Begeisterung den „Vielen" predigt, für die zumeist der Boden noch gar nicht vorhanden ist, in dem sie Wurzel fassen kann, das läßt manchem Ellen Keys Wirken als sehr anfechtbar erscheinen. Wer aber auf den rein persönlichen Einfluß eines solchen Adelsmenschen Wert legt, der durch sein Beispiel, durch Begeisterung, durch Ermutigung zu edelm Tun zur Veredlung der Individuen führen will, der muß Ellen Keys Lebensarbeit sehr hoch einschätzen. Sie steht in innigster Harmonie mit ihren Worten; sie ruht tief in sich und schöpft aus nie versiegbaren Quellen ihres eignen Wesens. Wohl wissen wir, daß *ihre* Wege zum Heil nicht für alle gangbar sind und daß die Welt, wie sie nun einmal ist, nicht durch seelische Werte allein umgeschaffen wird. Ellen Keys Beispiel aber lehrt uns, daß noch unendliche seelische Entwicklungsmöglichkeiten für alle vorhanden sind, und als ihr Hauptverdienst möchte ich es ansehen, daß sie uns immer und immer wieder die Mahnung ans Herz legt, sie den Kindern durch rechte Leitung, nicht durch Unterdrückung ihrer inneren Anlagen möglichst zu erschließen.

Aphorismen

Von

G. Bieler

An keinem Hause mag man sehn,
Was Gut' und Schlechtes drin geschehn;
Doch prüfet euer Tun und Treiben:
Vor Gott sind Mauern Fensterscheiben.

•

Der Stärkste ist der, der seine schwachen Seiten kennt.

•

Charaktere ändern sich *nie*, nur das, was wir von ihnen sehen, kann Farbe wechseln.

•

Mit dem Schicksal hadern heißt gegen das schlechte Wetter protestieren.

•

Die Welt vergißt ja leicht genung
Und läßt sich gern bekehren;
Wie oftmals heißt's: In Schande jung —
Dann reich — dann alt in Ehren!

•

Vertrau auf Gott und laß ihn walten,
Hältst du dich fest, wird er dich halten.

•

Bücher haben Schicksale, — nein, Bücher *sind* Schicksale.

•

Auf *seinem* Platz kann jeder Minister werden.

Zwei Mittel gibt es, dich zum Herrn
Des mächtigen Golds zu machen;
Das eine: es sammeln, im Schranke versperrn;
Das andre: des Goldes lachen!

•

Schiele niemals nach den Sternen,
Zollweis heißt es wachsen lernen.

•

Entschlossene Schurkerei kommt weiter als wankender Hochsinn.

•

Das beste Mittel gegen Melancholie ist, keine Zeit dazu haben.

•

Bescheidenheit ist nur dann Tugend, wenn man ein Recht hat, stolz zu sein.

•

Besser, am Irrtum verhungern, als sich an der Wahrheit mästen.

•

Jedes echte Kunstwerk ist *einzig* in seiner Art.

•

Die feinste Philosophie bestimmt nur den Punkt, wo uns alle Philosophie im Stiche läßt.

•

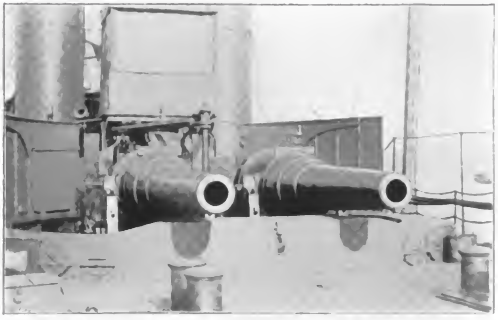
Wenn zwei über einen Gegenstand streiten, streiten sie stets über zwei Gegenstände.

Digitized by Google

Am See Tiberias („Simon Johanna, haſt du mich lieb?“)
Nach dem Gemälde von Ferdinand Graf Harrach (Berlin)

Digitized by Google

Digitized by Google



Aufstellung der schweren Artillerie auf den deutschen „Aussfallskorvetten"
(Man beachte die Kürze des Rohrs und den Mangel des Panzerschutzes)

Das moderne Linienschiff und seine Entwicklung

Von

Graf E. Reventlow

(Hierzu fünf Abbildungen nach photogr. Aufnahmen von A. Renard-Kiel und eine Zeichnung von Alex Kircher)

Es sind jetzt beinahe genau fünfzig Jahre, daß ein Seekrieg den ersten Anstoß gab, Schlachtschiffe zu panzern, und von da ab können wir die Anfänge des heutigen modernen Linienschiffs rechnen. Bis zur Mitte der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts setzten sich die Kriegsflotten der verschiedenen Seemächte noch aus jenen alten Dreideckern und Zweideckern zusammen, welche die Schlachten bei Abukir und Trafalgar geschlagen haben, modifiziert allerdings durch die inzwischen erfolgte Einführung der Dampfmaschine, der Propellerschraube oder der seitlichen Schaufelräder zur Fortbewegung. Immerhin versuchte man, diese durch Dampf und Segel zugleich sich fortbewegenden Schiffe ebenso zu bauen oder aber weiter zu entwickeln als jene alten Linienschiffe, welche die größten Schlachten geschlagen und ihre Seefähigkeit auf monatelangen Kreuzfahrten dargetan hatten.

Da kam der Krimkrieg und führte einen völligen Umschwung herbei. Die Russen hatten nämlich für ihre Schiffsgeschütze und für die ihrer Festungen die kürzlich von einem Franzosen erfundene Sprenggranate eingeführt und richteten mit dieser gegen die ungeschützten Flotten ihrer Gegner die furchtbarsten Verheerungen an, ohne daß diese imstande waren, mit ihren Vollgeschossen auch nur annähernd im gleichen Maße Widerstand zu leisten. Am 30. November 1853 wurde ein türkisches Geschwader von einem russischen völlig vernichtet, und die meisten Schiffe gingen infolge der Granatwirkung in Flammen auf. Im Herbst des Jahres 1854 bei der Belagerung von Sebastopol zeigte sich dieselbe verheerende Wirkung der Festungsgeschütze gegen die bis dahin für unüberwindlich gehaltenen großen englischen Linienschiffe. Das Verdienst, sofort aus diesen Ereignissen die Konsequenzen gezogen zu haben, gebührt dem damaligen französischen Kaiser Napoleon III. Er ließ unverzüglich eine Anzahl sogenannter schwimmender Batterien bauen, flachgehender Fahrzeuge ohne Kiel, die nur niedrig über Wasser emporragten, aber mit einem 4 Zoll dicken Eisenpanzer an den Seiten geschützt waren. Auch die Anfänge eines Kommandoturmes finden wir schon auf diesen durch die Notwendigkeit des Augenblicks ins Leben gerufenen Fahrzeugen. Sie bewährten sich denn auch ausgezeichnet, und die russischen Granaten zerschellten an ihren Eisenwänden, ohne sie zu durchschlagen, und verpufften wirkungslos an deren Außenseiten. Als seegehende Schiffe waren sie allerdings höchst minderwertig. Der Typ stellte tatsächlich nur eine schwimmende Batterie dar und ließ in bezug auf Manövrierfähigkeit, Geschwindigkeit und Seefähigkeit beinahe alles zu wünschen übrig. Nach dem Kriege wurde dann von den ersten Konstrukteuren Frankreichs das Problem weiter bearbeitet, und im Jahre 1860 lief das erste gepanzerte Schlachtschiff „Gloire" in Toulon vom Stapel. Es war dies ein Schiff von 5000 Tonnen Deplacement, aus Holz gebaut und mit einem 4½ Zoll dicken Panzer versehen, der das ganze Schiff, eben unter der Wasserlinie beginnend, bis zum Oberdeck umgab; auch einen Rammbug finden wir schon bei diesem ersten Vertreter der Panzerschlachtschiffe. Die Engländer, die sich wie gewöhnlich neuen Fragen gegenüber anfänglich vorsichtig zurückgehalten hatten, bauten nun ihre ersten Panzerschiffe, den „Warrior" und den „Black Prince". Diese waren bedeutend größer und wiesen als

Digitized by Google

Panzerschiff „Württemberg“ vor dem Umbau

prinzipiellen Unterschied eine Panzerung auf, die sich nur über knapp zwei Drittel der Schiffslänge erstreckte und im wesentlichen nur die allerdings in jenen Zeiten sehr umfangreiche Batterie umfaßte. Die Geschützaufstellung dieser ältesten Schlachtschiffe war vorläufig die der alten Segellinienschiffe, also an jeder Seite des Schiffes eine große offene Batterie, in der die Geschütze, und zwar in der Regel dasselbe Kaliber, nebeneinander standen; der „Warrior“ führte zum Beispiel zweiunddreißig 68-Pfünder, von denen je sechzehn auf einer Seite standen. Nach demselben Prinzip sind auch unsre ältesten Panzerschlachtschiffe gebaut worden, die zum Teil erst vor wenigen Jahren aus der Liste unsrer Kriegsschiffe gestrichen werden konnten, weil kein Ersatz für sie vorhanden war. Es sind dies die bekannten Namen „König Wilhelm“, „Kronprinz“ und „Friedrich Karl“, sämtlich im Auslande gebaut.

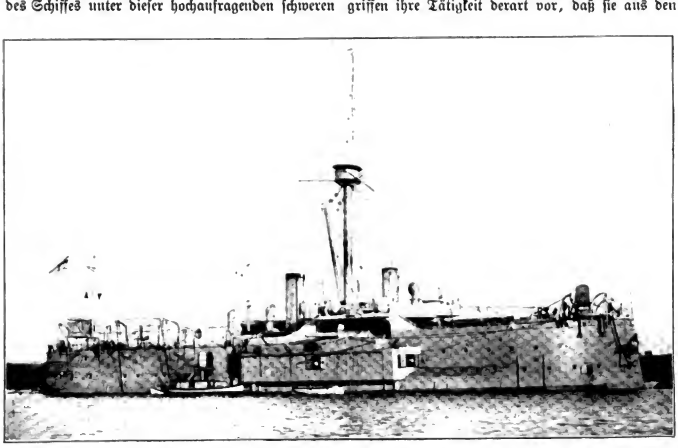
Im Anfang der siebziger Jahre entwickelte sich aus diesem Batterieschiff das sogenannte Kasemattschiff, von welcher Gattung wir bis vor kurzem noch die beiden Vertreter „Kaiser“ und „Deutschland“ in unsrer Flotte besaßen. Bei der zunehmenden Geschwindigkeit der Schiffe nämlich und dem immer größer werdenden Kaliber der Geschütze, deren Feuergeschwindigkeit damit geringer wurde, zeigte sich, daß die Geschützpforten des Batterieschiffs zu eng waren, um die Kanonen im Gefecht gut ausnutzen zu können. Die Geschützführer hatten ein zu geringes Gesichtsfeld, und für den Fall eines Krieges war die Situation sehr denkbar, daß zwei schnell aneinander vorbeifahrende Schiffe kaum die Möglichkeit hatten, sich mit ihren Geschützen aufs Korn zu nehmen und zu treffen. Das Kasemattschiff sollte diesen Uebelständen möglichst abhelfen und tat es auch einigermaßen. Man verringerte die Anzahl der Geschütze und baute den Teil der Schiffsseite, in dem sie standen, seitlich über die eigentliche Bordwand hinaus, so daß sie nicht nur einen größeren Bestreichungswinkel erhielten, sondern auch mindestens zwei direkt nach vorn und direkt nach hinten schießen konnten; die Breitseitgeschütze der Batterieschiffe waren, wie einleuchtend, nur imstande, nach den Breitseiten zu schießen. Die Anlage der Kasematte läßt sich, um einen geläufigen Vergleich herbeizuziehen, mit dem Balkon eines Hauses vergleichen, der gestattet, nicht nur von seiner Front aus bedeutend mehr zu sehen als aus einem schmalen Fenster, sondern von seinen Schmalseiten aus auch die ganze Längsrichtung der Straße. Denkt man sich diesen Balkon nach obenhin fortgeführt, gepanzert und mit Geschützen versehen, so hat man ungefähr die Kasematte.

Zu gleicher Zeit, wie sich in den beiden führenden Marinen Europas das Panzerbatterieschiff entwickelte, entstand auf der andern Seite des Ozeans ein ganz neuer und eigenartiger Typ, der, mit dem erstgenannten kombiniert, die Entwicklung des modernen Schlachtschiffes bestimmt hat. Anfang der sechziger Jahre, während des amerikanischen Bürgerkrieges, kamen die Konföderierten auf die Idee, über dem Rumpf eines halb zerstörten hölzernen Linienschiffes einen hohen gepanzerten Aufbau zu errichten und hinter diesem ihre Geschütze aufzustellen. Dieses schiffsbauliche Monstrum, das man in aller Eile aus Eisenbahnschienen und Platten zusammenschlug, war der berühmte „Merrimac“, der unter den ungepanzerten Segelschiffen die größten Verheerungen anrichtete. Die Gegner, die Nordstaaten, zögerten nicht, dem „Merrimac“ ein ebenso originelles wie furchtbares Schiff als Gegner entgegenzustellen, das ebenfalls in aller Eile von dem Kapitän Ericson entworfen und konstruiert wurde, den „Monitor“. Es war dies ein eigentümliches breites Fahrzeug von einer Form, wie man es noch nie gesehen hatte, nur wenige

Digitized by Google

Fuß ragte das Oberdeck über den Wasserspiegel hinaus, Masten waren nicht vorhanden, eine Reeling ebenfalls nicht, sondern außer zwei ganz niedrigen Schornsteinen erhob sich in der Mitte nur ein runder, stark gepanzerter Turm, in dem zwei achtzöllige Geschütze standen. Der Rumpf des Schiffes war, soweit er über Wasser hervorragte, und auch ein beträchtliches Stück unter der Wasserlinie vollständig mit Panzer umgeben, der ebenso wie der des Turmes von solcher Stärke war, daß die Geschütze des „Merrimac" ihn nicht zu durchschlagen vermochten. Es fand dann am 9. März 1862 der berühmte Zweikampf zwischen diesen beiden Schiffen statt, in dem sich der „Monitor" als so überlegen zeigte, daß sein Gegner sich schwer verletzt zurückziehen mußte.

So war das erste Panzerturmschiff entstanden, und es erhob sich nun die Frage: Turmschiff oder Breitseitschiff? Unanzweifelbar waren von Anfang an die folgenden großen Vorzüge des drehbaren Turmes: Die beiden in ihm untergebrachten Geschütze besaßen, weil er eben drehbar war, einen Bestreichungswinkel, wie man ihn den Geschützen keiner Kasematte, geschweige denen einer Batterie geben konnte; seine Wände waren kreisförmig und boten deswegen feindlichen Geschossen eine zum Durchschlagen viel ungünstigere Fläche als die geraden oder auch schrägen Wände der Kasematte oder Batterie. Die Nachteile des Turmes waren hauptsächlich, daß man eben wegen der Drehbarkeit und der großen Bestreichungswinkel eine lange nicht so große Geschützanzahl unterbringen konnte als auf dem andern Typ. Außerdem verursachte der schiffsbauliche Gesichtspunkt jahrelang sehr große Schwierigkeiten, denn einmal litt die Stabilität und Seefähigkeit des Schiffes unter dieser hochaufragenden schweren Eisenmasse, und dann war es bei den älteren Systemen bei stark sich bewegendem Schiff oft nicht möglich, den Turm zu drehen. Man gab daher die Konstruktion solcher niedrig über Wasser liegender Turmschiffe nach Art des „Monitor" auf und versuchte, große seefähige Turmschiffe zu bauen. Es ist von Interesse, daß die ersten großen Panzerschiffe, die auf deutschen Werften für unsre Flotte gebaut wurden, solche Turmschiffe waren: „Friedrich der Große", „Preußen" und „Großer Kurfürst", alles Schwesterschiffe, von denen das letzte bekanntlich im Jahre 1878 infolge Zusammenstoßes mit dem „König Wilhelm" ein frühzeitiges und trauriges Ende fand. Die „Preußen"-Klasse, die noch bis zum Ende des Jahrhunderts in der Liste unsrer Flotte figurierte, besaß ein Deplacement von beinahe 7000 Tonnen und zuerst eine vollständige Takelage außer ihrer Maschine, die ihr eine Geschwindigkeit von 12 Knoten gab. Die Wasserlinie war vollständig gepanzert, und der Panzer verbreiterte sich auf dem mittleren Teil des Schiffes bis zum Oberdeck hinauf. Hier erhoben sich zwei gepanzerte Drehtürme, deren jeder zwei 26-Zentimeter-Geschütze enthielt. Der Unterbau der Türme war außer der genannten seitlichen Panzerwand noch durch eine vordere und hintere Querwand, also eine vollkommene sogenannte Zitadelle, nach Möglichkeit geschützt. Die Türme standen im Zwischendeck auf eisernen Rollrädern und konnten durch Maschinen- wie Handkraft gedreht werden. Es folgte dann die noch heute vorhandene „Sachsen"-Klasse. Diese Schiffe wurden zu jener Zeit, als ein General an der Spitze der Marine stand, als „Ausfallskorvetten" bezeichnet. Man stellte sich nach den von der Armee übernommenen Begriffen ihre Tätigkeit derart vor, daß sie aus den



Panzerschiff „Oldenburg", das letzte Kasemattschiff unsrer Flotte

Digitized by Google

S. M. S. „Braunschweig", der neueste Typ der deutschen Linienschiffe

Häfen und Flußmündungen wie aus den Toren einer belagerten Festung heraus Ausfälle gegen einen überlegenen Angreifer machen und sich nachher wieder in Sicherheit zurückziehen sollten. Es war das jene Periode, als man glaubte, der Hochseekrieg sei nur etwas für die großen Seemächte, und die kleinen müßten sich damit begnügen, ihre Küsten zu verteidigen. Die „Sachsen"-Klasse stellt also insofern einen gewissen Rückschritt gegen die vorhergenannten Typen dar, sie ist bedeutend kleiner, und ihre Seefähigkeit ist für die hohe See jedenfalls bei schlechtem Wetter nicht ausreichend. Im übrigen weisen aber diese sämtlich in Deutschland gebauten Schiffe alle technischen Fortschritte auf, welche die großen Marinen inzwischen gemacht hatten. Als erste unter den deutschen Schlachtschiffen besitzen sie Doppelschrauben, und die Armierung zeigt eine Kombination des Turmschiffes und des Kasemattschiffes. Die Panzerung ist nach dem damals noch in England befolgten Prinzip nur auf den mittleren Teil des Schiffes auch in der Wasserlinie beschränkt; in offener Kasematte stehen vier 26-Zentimeter-Geschütze mit außerordentlich großem Bestreichungswinkel, aber schlecht geschützt, während vorn zwei Turmgeschütze Aufstellung gefunden haben. Diese sind nach einem damals gänzlich neuen Prinzip konstruiert. Man war in den großen Marinen schon lange bestrebt gewesen, den Mängeln des Drehturms abzuhelfen, und hatte endlich die noch heute geltende Lösung gefunden, daß man den eigentlichen Turm vollkommen fest in das Schiff einbaute und in ihn hinein die auf einer Scheibe drehbaren Geschütze setzte; es ist dies das so oft genannte Barbette-System. Die Geschütze feuern dann frei über den oberen Rand der festen Turmwände hinweg.

Als, hauptsächlich nach Einführung der Schnellladegeschütze, die offenen Kasematten und die ebenfalls offenen Türme sich nach oben zu schutzlos erwiesen, errichtete man auf der Drehscheibe des Turmes eine sich mit dem Geschütze drehende Panzerkuppel, die im Laufe der Jahre immer mehr verstärkt und vervollkommnet worden ist.

Es waren jene Jahre Zeiten rapider technischer Fortschritte in der Fabrikation der Geschütze, des Panzers und der Maschinentechnik. Es kam dazu das Torpedoboot und der automobile Torpedo, über den ich bereits hier gesprochen habe, so daß man von einem Typ zum andern überging, hier und da probierte. So entstanden Ende der achtziger Jahre, zu Beginn der Regierung des jetzigen Kaisers, die ersten deutschen Hochseeschlachtschiffe nach einer Pause von beinahe anderthalb Jahrzehnten. Es war dies die „Brandenburg"-Klasse mit einem Deplacement von ungefähr 10000 Tonnen; diese führten vorne, hinten und in der Mitte je einen Panzerturm mit zwei 28-Zentimeter-Geschützen, also eine ganz gewaltige schwere Armierung. Leider hatte man infolgedessen die mittlere Armierung beinahe vollständig weglassen müssen, obgleich gerade diese in jenen Jahren schon eine große Wichtigkeit besaß und bei allen andern Marinen auf großen Schiffen zahlreich vertreten war. So mußte man sagen, daß die „Brandenburg"-Klasse schon damals, als sie neu war, nicht auf der Höhe der Zeit stand. Man hat daran gedacht, den mittleren Turm, der so wie so ungünstig steht und im Gefecht verhältnismäßig wenig ausgenutzt werden kann, fortzunehmen und anstatt dessen eine gepanzerte Mittelarmierung zu setzen. Die Kosten einer solchen Neuderung wären aber so groß, daß sie sich in Anbetracht des Gefechtswertes dieser schlecht geschützten und heute überhaupt veralteten Schiffe nicht gelohnt hätte.

Es ist bekannt, wie spärlich in jenen Zeiten die Mittel für die Flotte flossen, und so war es auch nicht möglich, daß sich bei uns, wie in andern Marinen, die einzelnen Schiffstypen harmonisch entwickelten, sondern bis vor wenigen Jahren war die Entwicklung eine sprunghafte und jeder Typ mehr oder weniger ein Experiment. Nicht anders als

Digitized by Google

Ein Geschwader der neuesten Linienschiffe unsrer Flotte auf hoher See. Originalzeichnung von Alex Kircher (Dresden)

Digitized by Google

Ein Linienschiff der „Kaiser"-Klasse im Kaiser-Wilhelm-Kanal

ein solches kann auch die vielgenannte „Kaiser"-Klasse genannt werden. Ihr erster Vertreter „Kaiser Friedrich III." lief im Jahre 1896 vom Stapel und der letzte der fünf Schiffe zählenden Klasse im Frühjahr 1900. Vergleichen wir die „Kaiser"-Klasse mit der „Brandenburg"-Klasse, so finden wir, daß die Prinzipien in das entgegengesetzte Extrem umgeschlagen sind. Auf der „Kaiser"-Klasse ist die schwere Armierung äußerst stiefmütterlich behandelt, und zwar auf Kosten der mittleren, also genau entgegengesetzt der „Brandenburg"-Klasse. Diese besaß ferner einen breiten, das ganze Schiff umgebenden Gürtelpanzer in der Wasserlinie, während von der „Kaiser"-Klasse nur zwei Drittel des Schiffsrumpfes gepanzert sind. Die Mittelartillerie der „Brandenburg" steht in zusammenhängender, allerdings kaum geschützter Kasematte, die des „Kaiser Friedrich III." in achtzehn verschiedenen Einzeltürmen und Einzelkasematten. Dieser extreme Umschwung hat sich nicht als vorteilhaft bewährt, und man hätte einen weit besseren, ja wahrscheinlich einen ausgezeichneten Typ erzielt, wenn die „Brandenburg"-Klasse nach modernen Grundsätzen nur weiter entwickelt worden wäre. Das 24-Zentimeter-Geschütz bildet bekanntlich in zwei Türmen, zu je zwei Exemplaren vorn und hinten angeordnet, die schwere Armierung der „Kaiser"-Klasse. Dieses Geschütz ist an Leistungsfähigkeit allen denen weit unterlegen, die in andern Marinen die schwere Armierung der Linienschiffe bilden. Es ist auch dem Panzer der in jener Zeit entstandenen fremden Schlachtschiffe keineswegs gewachsen. Fragt man sich, wie es möglich war, daß man neue Schiffe, und sogar fünf davon, derart armierte, so ist die Antwort darauf, daß zunächst das geringe Deplacement, das zur Verfügung stand, nicht gestattete, eine erstklassige schwere und eine starke mittlere Artillerie zu installieren.

Man wollte aber unter allen Umständen eine sehr starke Mittelarmierung oder vielmehr eine sehr zahlreiche, und infolgedessen mußte man sich für die schwere Armierung im Gewicht beschränken. Die Folge war ein minderwertiges Geschütz für die schwere und auch ein solches für die mittlere Armierung, denn das 15-Zentimeter-Kaliber genügt schon seit Jahren nicht mehr, um den modernen Mittelpanzer zu durchschlagen. Der Schutz der „Kaiser"-Klasse ist ebenfalls recht mangelhaft, und das einzige Gute, was man von ihr sagen kann, ist, daß die überaus große Anzahl von Geschützen gestattet, im Nahgefecht den Gegner mit einem für das Deplacement des Schiffes außerordentlich heftigen Geschoßhagel zu überschütten — vorausgesetzt, daß dann noch eine entsprechende Anzahl von Geschützen gefechtsfähig ist; das darf man aber billig bezweifeln. Es folgt dann unsre „Wittelsbach"-Klasse; hier hat man versucht, einige Fehler der vorherigen wieder gutzumachen, hauptsächlich was die Panzerung anlangt, die Artillerie ist leider ganz dieselbe, und insofern wird auch die „Kaiser"-Klasse, einerlei wie lange man gesetzlich ihre Lebensdauer bemißt, schon sehr früh veraltet sein. Einen bedeutenden Fortschritt stellt endlich und glücklicherweise die „Braunschweig"-Klasse dar; sie ist erheblich größer, ausgezeichnet armiert und sehr gut

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

geschützt. Mit ihr sind wir endlich zu einem Typ gekommen, der in seiner Art als gut bezeichnet werden kann.

„In seiner Art —! Das ist für den Konstrukteur ein Lob, genügt aber nicht, um diese Schiffe gleichaltrigen fremden gewachsen zu machen; leider kann man das weder von der „Braunschweig"- noch von der ihr folgenden, noch im Bau befindlichen „Deutschland"-Klasse sagen. Die Schiffe sind eben zu klein und können die Gewichte von Artillerie, Panzer und Maschinen nicht tragen, wie zum Beispiel die großen englischen Linienschiffe. Die Erfahrungen des ostasiatischen Krieges haben zudem einwandfrei bewiesen, daß das große Linienschiff auch das beste ist. Nur bei großen Deplacements wird es möglich sein, einen Schutz gegen Minen und Torpedos einzubauen. Daß die deutsche Marineverwaltung diesen Erwägungen Rechnung tragen will, zeigten die Aeußerungen des Admirals von Tirpitz im Reichstage: „Zum Herbst wird in einer neuen Vorlage bedeutende Erhöhung des Deplacements für Linienschiffe und Panzerkreuzer verlangt werden." Es sind ja auch Stimmen laut geworden, die aus dem russisch-japanischen Kriege den Schluß ziehen, daß man überhaupt keine Linienschiffe mehr, sondern nur Torpedoboote und schnelle Panzerkreuzer bauen solle. Als Grund führt man die Verluste der russischen Flotte durch Torpedos und Minen an. Dagegen läßt sich einwenden, daß einmal in jener ersten Ueberfallsnacht die Russen sorglos und unvorbereitet waren, dann aber möchte ich mit der Frage antworten: Warum haben die sehr zahlreichen russischen Torpedoboote denn gar keine Erfolge gegen die japanischen Linienschiffe gehabt? Man sollte doch denken, daß gerade sie von dem sicheren Hafen aus, in den sie sofort zurückkehren konnten, die allergrößten Chancen gehabt hätten. Der Grund für diesen Unterschied liegt ohne Zweifel eben in der Ueberlegenheit der japanischen Linienschiffsflotte, welche die Russen zuerst in ihren Hafen gebannt hielt und die in der entscheidenden Schlacht in der Tsuschimastraße durch ihre überlegenes Feuer die artilleristische Defensivkraft der russischen Linienschiffe vernichtete und so den Torpedobooten den Weg bahnte. Ferner waren es die überlegenen japanischen Linienschiffe, welche die erste und hauptsächlichste Vorbedingung zum Erfolge dadurch gaben, daß sie den Feind in der Defensive hielten. Alle modernen Kriege haben bewiesen und beweisen auch heute, daß in der Möglichkeit der Offensive allein schon ein Erfolg und eine Ueberlegenheit liegt, nicht nur rein militärisch, sondern auch moralisch. Eine im Hafen eingeschlossene oder auch nur auf dessen Nähe angewiesene Flotte ist schon durch diese örtliche Beschränkung viel leichter angreifbar als die andre, der die ganze freie See Tag und Nacht zur Verfügung steht. Nur die Linienschiffe können aber den Gegner in diese ungünstige Lage bringen. Deswegen wird das Linienschiff nach wie vor an der ersten Stelle bleiben.

Verheißung

Von

Wilhelm Weigand

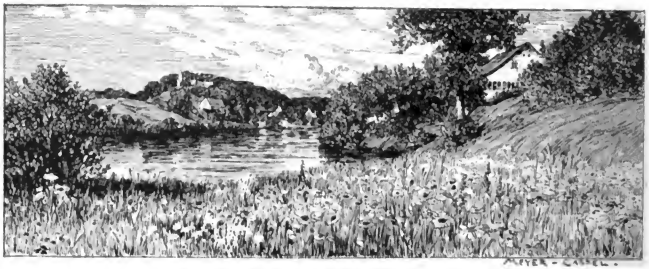
In einen Traum will ich dich schließen:
Denn deine Seele ist nicht schön!
Nun sollst du tief im Lauschen stehen
Und stumm durch Tag und Nächte gehen,
In Schauern vor der Welt Getön.

Noch sind dir fremde, dumpfe Wunder
Der Duft der Gärten, die noch nie
Unrein ein frecher Fuß betreten;
Der Tempel Stille, wo zum Beten
Der hehrste Held gebeugt das Knie.

Wenn einst der Tag ersteigt in Rosen,
Der eine Sehnsucht dir gereift,
Die nie dein lachend Herz besessen
Und nie dein Purpurmund vergessen,
Die Sehnsucht, die nach Sternen greift:

Dann glänzt mir selber Stern dein Auge,
Dann sollst du, schön von allem Schein,
An meinem reinen Herde weilen
Und meine Stille mit mir teilen
Und meiner Seele Frieden sein.

Digitized by Google



Leuchtkäfer

Von

C. Alberts

Wer wäre nicht schon an einem schönen warmen Sommerabend, auf einem stimmungsvollen Spaziergang oder aus einer frohen Gesellschaft nach Hause zurückkehrend, an einer dunkeln Stelle der Garten- oder Parkanlagen durch einen märchenhaft leuchtenden Funken überrascht worden, der bald wie festgebannt an einem Punkte zu beharren scheint, bald pfeilgeschwind vorwärts schießt oder seine leuchtende Linie nach allen Richtungen durch die weiche Sommerluft zu ziehen scheint. Es ist uns nicht mehr zweifelhaft, daß der leuchtende Funke von einem kleinen, kaum zentimeterlangen dunkeln Käfer ausgeht, dem ebenfalls nur ein kurzlebiges frohes Dasein in der Zeit des Mitsommers beschieden ist. Sucht man dort, wo die Tierchen fliegen, am Boden, unter Gras und Gesträuch, so findet man meist ohne viele Schwierigkeit größere, plumpe, larvenähnliche Wesen, sogenannte „Glühwürmchen", die Gattinnen der Käfer, die nicht fliegen, sondern bloß kriechen. Gelingt es uns, in Besitz beider Formen zu gelangen, so sind wir erstaunt über die Verschiedenheit ihrer Erscheinung. Das Männchen trägt einen braunen, vorn durchsichtigen Nackenschild, unter dem die großen, glänzend violetten Augen bald nach vorn, bald rückwärts zu blicken scheinen. Ueber dem Bruststück läßt es bei einer Bewegung des Kopfes ein weißgelbes Hälschen sehen. Die kurzen braunen Flügel sind nicht hart und hornig wie bei der übrigen Käferwelt, sondern zart wie ein Gewebe von Seidenfäden. An den zwei letzten Segmenten der Bauchseite aber sitzt je ein schwefelgelbes Oval — der Leuchtapparat, bestehend aus zwei übereinanderliegenden Zellschichten, von denen die äußere leuchtet, während die innere, deren Zellen mit Kristallen von harnsaurem Ammoniak gefüllt sind, als Reflektor dient.

Die schon erwähnten Weibchen haben von den verkümmerten Flügeldecken nur zwei Schüppchen, hinter dem Halsschild, gerettet; die Augen sind bedeutend kleiner als beim Männchen und das rote Hälschen zurückziehbar. Dagegen läßt ein solches Wesen an seiner hinteren, wachsgelben Bauchseite nicht weniger als sechs Leuchtorgane erkennen, deren Strahlung so intensiv ist, daß sie selbst durch Kupferaluminium hindurch eine Wirkung auf die photographische Platte ausübt; ja, man kann in unmittelbarer Nähe noch dabei lesen, während das Licht selbst noch in einer Entfernung von 150 bis 200 Metern erkennbar ist. Trotz alledem dürfte den Preis der Schönheit, nach menschlichem Geschmack, wie fast im gesamten Tierreich — Schopenhauer will sogar den Menschen nicht davon ausgenommen wissen — so auch hier das Männchen davontragen.

In Deutschland kennen wir zwei Arten von Leuchtkäfern, eine größere (Lampyris splendidula) und eine kleinere (L. noctiluca), welche letztere sich durch zwei hellschimmernde Flecke auf dem Halsschilde auszeichnet. Die leuchtende Eigenschaft kommt übrigens nicht nur den Erwachsenen beiderlei Geschlechts, sondern auch den Larven (sogenannter „Feuerwurm") und sogar den Eiern, und zwar schon im mütterlichen Körper zu. Fügen wir hier gleich noch die interessante Tatsache hinzu, daß die Larven auch mit einem bewundernswerten Reinigungsapparat versehen sind, einer besonderen Art knorpeliger Fühler, mit denen sie jede auf ihrem Körper haftende Unreinlichkeit, namentlich den Schleim der ihnen zur Nahrung dienenden Schnecken, sorgfam auffangen und sie dann im Grase abwischen.

Wenn wir nun zur Untersuchung der lichtentwickelnden Organe übergehen, so müssen wir von vornherein leider gestehen, daß man bis heute noch nicht viel mehr in dieser Richtung zutage gefördert hat als Widerlegungen der Meinungen und Theorien unsrer Vorgänger. Immerhin haben unausgesetzte Untersuchungen und Erfahrungen wenigstens folgende Tatsache festgestellt: Mäßige Wärme mit Feuchtigkeit begünstigt, ja bedingt geradezu das Leuchten; Wasser, Oele, Fette, Chlor und so weiter bringen das Licht gänzlich oder teilweise zum Verlöschen; scharf reizende Dünste, wie Schwefel- und Salpetersäure, regen anfangs zu

Digitized by Google

Am Münchner Zentralbahnhof zur Reisezeit
Nach einer Zeichnung von Franz B. Doubek (München)

Digitized by Google

stärkerem Glanze an, wirken dann aber tödlich. Ein Einfluß des Willens auf das Leuchten oder Erlöschen scheint ausgeschlossen; das anscheinend plötzliche Verdunkeln des Lichtes hat wohl stets darin seinen Grund, daß die Tiere bei stärkerer Erschütterung oder Bedrohung sich auf den Boden fallen lassen, wo die nach unten gekehrten Leuchtorgane verschwinden, die auch bei andern Gelegenheiten, wie zum Beispiel beim Anfassen des Tieres, durch Einkrümmung des Hinterleibes sich der Wahrnehmung entziehen, beim Auffliegen aber wieder sichtbar werden. Im übrigen ist das Leuchten nur auf einige Abendstunden beschränkt und läßt sich bei Tage, auch im verdunkelten Zimmer, nicht hervorrufen. Trägt man abends einige Weibchen, etwa in einer Flasche, ins Freie, so kommen die Männchen bald von allen Seiten und schwirren gegen die Flasche. Fängt man nun ein paar der letzteren und setzt sie zu den Weibchen, so erstrahlen diese alsbald in ungewöhnlich intensivem Licht, was jeden Zweifel bezüglich des Hauptzweckes der Leuchtorgane als eines Erkennungs- beziehungsweise geschlechtlichen Anziehungsmittels beheben wird. Einige Forscher freilich wollen das Leuchten vielmehr als Schreckmittel betrachtet wissen. Nach dem eben Gesagten steht unsers Erachtens der Annahme nichts entgegen, daß jenes Lockmittel zugleich als Trutzmittel wirkt, insofern nachstellende Feinde durch das plötzliche Aufleuchten der auffliegenden beziehungsweise sich aufbäumenden Tiere abgeschreckt werden.

Wird ein Leuchtkäfer schnell getötet, so leuchten die betreffenden Organe noch längere Zeit nach, und wenn man mit der zerriebenen Leuchtsubstanz auf eine dunkle Wand schreibt, so phosphoreszieren die Schriftzüge und können, wenn sie dunkel werden, durch Aufeuchten wieder zum Leuchten gebracht werden. Die präparierte trockene Leuchtsubstanz läßt sich in einem Glasröhrchen monatelang aufbewahren und fängt dann, mit Wasser befeuchtet, wieder zu leuchten an. Früher glaubte man, daß die leuchtenden Organe Phosphor enthielten, indessen hat sich diese Annahme als unhaltbar erwiesen, so daß man heute der Behauptung Tubois' zuneigt, daß das Leuchten der Tiere nur eine Begleiterscheinung der schon oben erwähnten Kristallisation des in den Leuchtzellen reichlich vorhandenen harnsauren Ammoniaks sei.

Ein Verwandter unsers Leucht- oder Johanniskäfers ist der in Mittel- und Südamerika heimische, etwa $3^1/_2$ Zentimeter große „Cucujo", ein gefürchteter Feind der Zuckerplantagen. Er zeichnet sich durch seine enorme Leuchtkraft sowie dadurch aus, daß bei ihm zuerst die grünen Strahlen sichtbar werden, zu denen dann, bei sich steigernder Intensität, nach und nach die gelben, roten und blauen Strahlen hinzutreten und sein Licht schließlich so verstärken, daß es sich schon bei fünf Minuten langer Exposition photographieren läßt. Die Indianer sollen, was für seine Verwendung als Schreckmittel spricht, Lampyriden zur Abhaltung der Moskitos in ihren Hütten aufstellen, anderseits sie auch, in Glasflaschen eingeschlossen, als Lockmittel für die Fische an ihre Netze befestigen. Noch interessanter ist ihre Verwendung durch den indischen Nashornvogel, der sich die Mündung seines aus Kot und Lehm gebauten Nestes ringsum mit Leuchtkäfern — zur Abschreckung nächtlicher Feinde oder bloß zum Schmuck? — besteckt. Ein gleiches wird vom australischen Flaschenvogel behauptet. Kein Wunder, daß diese tropischen Käfer auch ein gesuchter Handelsartikel sind und die amerikanischen Damen ihn sorgfältig pflegen, des Abends aber, in durchscheinende Stoffe gehüllt, als leuchtendes Schmuckstück im Haar oder an Kleidern verwenden. Indessen möchten wir, angesichts des damit verbundenen tierquälerischen Verfahrens, die Einführung dieser Mode in Europa durchaus nicht empfehlen.

Gruppe von Blumenmädchen auf der Piazza di Spagna

Digitized by Google

Die Künſtlermodelle in Rom

Von

E. R. Roß

(Hierzu elf Abbildungen nach photographiſchen Aufnahmen)

(Stereograph copyright Underwood & Underwood, London and New York)

Gruppe von Ciociaren

Wer einmal in Rom war, der kennt gewiß auch die Piazza di Spagna und erinnert ſich wohl der ſchönen Blumenmädchen, die ihn dort lachend und ſchwatzend umdrängten und nicht eher wieder losließen, als bis er richtig, er mochte wollen oder nicht, ein Sträußchen im Knopfloch oder in der Taſche ſtecken hatte. Da hilft kein Kopfſchütteln, kein Winken; Worte der Abwehr, und ſeien ſie noch ſo energiſch, haben nicht den geringſten Erfolg. Dieſe aufdringlichen, aber reizenden Geſchöpfe laſſen nun einmal keinen Fremden durch, ohne ihm ſeinen Soldo für ein armſeliges Blümchen abgenommen zu haben, das überdies durch den Vergleich mit der weit größeren Schönheit ſeiner Verkäuferin ſehr viel von ſeinem Reize verliert. Dieſer Blumenmarkt, der mit Ausnahme der heißen Sommermonate, in denen Rom beinahe ganz ausgeſtorben iſt, täglich ſtattfindet, bildet übrigens die Hauptſehenswürdigkeit der Piazza. Er iſt ſo ziemlich die einzige Gelegenheit in Rom, bei der man die alten maleriſchen Volkstrachten aus der römiſchen Campagna und den Sabinerbergen zu ſehen bekommt. Nur wenige Dörfer haben dem Wandel der Zeiten widerſtanden und die Tracht allgemein beibehalten, ſo hauptſächlich die beiden altertümlichen Dörfer Anticoli und Saracenesco, die unterhalb Tivoli, einige Stunden von Rom entfernt liegen. Dort in der kräftigen Bergluft führt das Volk noch ein einfaches, ſich faſt ſtets in freier Luft abſpielendes Leben, das ihm eine kräftige, unverwüſtliche Geſundheit gibt und eine unbefangene Kindlichkeit bis ins hohe Alter erhält — beides Eigenſchaften, welche die Künſtler bei ihren Modellen hauptſächlich ſuchen.

Dieſe Dörfer liefern ſeit langer Zeit die meiſten Modelle für die zahlloſen Künſtler, die ſich auch jetzt noch in Rom zuſammenfinden, obwohl die Bedeutung der Ewigen Stadt als Kunſtzentrale gegen früher zurückgegangen iſt. Im Oktober, zu Beginn der Saiſon, wandern ſie, Männer, Frauen und Kinder, nach Rom und bleiben dort bis März; nur an den hohen Feſttagen kehren ſie heim. Die Römer geben ihnen den Spottnamen „Ciociari“, nach ihrer ſandalenartigen Fußbekleidung, „Ciocia“ genannt, die von alt und jung getragen wird und einzig aus einem Stück Ziegenleder, ſo lang wie der Fuß, beſteht, das an den Ecken aufgeſchlagen und mit Riemen am Fußgelenk befeſtigt wird. Sie bewohnen während der Saiſon in Rom zwei bis drei große

Zwei jugendliche Modelle vor der Chieſa dei Greci

Digitized by Google

Häuser in der Nähe von Santa Maria Maggiore, und jeden Tag um 9 Uhr und 2 Uhr versammeln sie sich an und auf den Stufen der Chiesa dei Greci in der Via del Babuino, die im Mittelpunkt des Künstlerviertels liegt, und warten auf die Maler oder Bildhauer, die um diese Zeit für den Tag ihre Modelle auszusuchen pflegen. Die Künstler kennen übrigens die meisten Modelle sogar dem Namen nach, und da diese sich gewöhnlich in der Nähe ihrer Behausungen herumtreiben, so können sie oftmals ihre Abmachungen gleich vom Atelierfenster aus treffen. Gewöhnlich bekommt das Modell 1 Franken 50 Centimes bis 2 Franken für den halben Tag, das ist drei bis vier Stunden, und zur Nachtzeit 1 Franken 25 Centimes für zwei Stunden. Braucht man eine ganze Gruppe, so bekommen alle zusammen nicht viel mehr als sonst eines allein. Ganz besonders schöne Modelle sind natürlich mitunter auch etwas besser bezahlt. Sie stehen meistens morgens von 9 bis 12 Uhr und nachmittags von 2 bis 4 oder 5 Uhr, und bei ihrer sprichwörtlichen Bedürfnislosigkeit gelingt es ihnen, noch Geld zurückzulegen, von dem sie dann bei der Rückkehr in ihre Heimatdörfer bis zur nächsten Saison leben. Obwohl die Ciociari die Hälfte des Jahres in Rom verbringen, behalten sie trotzdem ihre einfache Lebens-

Bekanntes römisches Modell, wird gewöhnlich als „Toreador" gemalt

Ein Christusmodell bei der Pose

weise und die alten Sitten bei. Im Gegensatz zu den römischen Modellen sind die Ciociari gewissenhaft, ehrlich. Ein befreundeter Künstler erzählte mir, daß er sie oft absichtlich dadurch in Versuchung führte, daß er irgendein Modell allein im Atelier ließ, in dem kleine Wertgegenstände oder Geld herumlagen, doch es kam, wie er mir versicherte, nie vor, daß ihm auch nur das Geringste fortgenommen wurde. Zwar gingen sie, sobald sie allein waren, im Zimmer herum und betrachteten alles sehr genau, doch stets, ohne etwas zu berühren. Den römischen Modellen kann man hingegen gar nicht trauen und darf sie nicht einen Augenblick allein im Atelier lassen. Die Modelle führen natürlich ein ziemlich ungebundenes Leben. Es ist Regel, daß, wer einmal Modell gestanden hat, für eine regelmäßige Arbeit nicht mehr zu gebrauchen ist. Deshalb hat das ganze Völkchen mit Ausnahme der jungen Mädchen, die in ihrer freien Zeit Blumen verkaufen, im allgemeinen keine anderweitigen Erwerbsquellen. Dagegen gibt es Familien, in denen seit Generationen kein andrer Beruf als das Modellstehen ausgeübt wird. Ein bedeutender Aquarellist erzählte dem Schreiber dieser Zeilen, daß er einst ein Modell gefragt habe, warum er denn nicht arbeite. Der Mann gab ihm zur Antwort, daß er das noch nie getan habe, und fügte die Erklärung hinzu: „Mein Vater war ein Modell, meine Mutter war ein Modell, ich bin ein Modell, und mein Sohn ist auch ein Modell." Die Ciociaren werden von den Römern nicht besonders geachtet

Digitized by Google

Der „Kardinal", eine der markantesten Typen unter den römischen Modellen

und müssen von ihnen manchen Schimpf erleiden, der nicht wenig dazu beiträgt, ihr Los zu erschweren, das ich übrigens durchaus nicht für so sehr hart halte. Begreiflich ist es aber auf der andern Seite auch, daß sie, wenn beim Herannahen des Sommers alle vernünftigen Leute aus Rom fliehen und daher kein Modell mehr Beschäftigung findet, mit Freuden die große, elegante Stadt verlassen, um in ihre fernen Berge zurückzukehren. Dort ist ihre Heimat, dort werden sie von ihren Familien und ihren Freunden erwartet, vor denen sie mit Stolz ihre kleinen Ersparnisse auskramen, denen sie von der großen Stadt und von allem, was sie darin erlebt und erfahren haben, erzählen, von Liebe und von Haß, von Erfolg und Mißgeschick; dort ist ihre Heimat, in der sie sich wieder mehrere Monate lang einem ungestörten Lebensgenuß in all ihrer angeborenen Freiheit und Einfalt hingeben können.

Die beiden berühmtesten Modelle der letzten Jahre waren Fagiuolo und Toto, von denen der letztere von vielen namhaften Künstlern als „alter Musketier" gemalt wurde. Der erstere, dessen Laufbahn vor einigen Jahren ein tragisches Ende nahm, nannte sich selbst den Fürsten unter den Modellen, war aber allgemein unter dem Namen „Fagiuolo" bekannt, das man wohl mit Bohne übersetzen kann, das allerdings figürlich auch Dummkopf bedeutet. Zu diesem Spottnamen war er auf folgende Weise gekommen. Als er ein kleiner Junge war, schickte ihn sein Vater eines Tages aufs Feld, um Bohnen zu stecken. Aber anstatt zu tun, wie ihn sein Vater geheißen, grub er ein einziges großes Loch und warf sämtliche Bohnen hinein, dann zog er mit einigen Kameraden gen Rom, um sich dort einen vergnügten Tag zu machen. Um Mittag traf ein Künstler, der die Via Frattina hinunterschritt, zufällig auf drei Bauernburschen, wovon einer durch seine auffallende Schönheit sofort seine Aufmerksamkeit erregte. Er hielt den Knaben an, begann eine Unterhaltung mit ihm, um seine Züge noch besser studieren zu können, und nahm ihn schließlich mit in sein Atelier. An diesem Abend kehrte der Junge zwar mit sehr schlechtem Gewissen heim, aber doch mit der stolzen Genugtuung, seinen ersten selbstverdienten Franken in der Tasche zu haben. Der Vater, der völlig ahnungslos von seines Sohnes Betrug war, wunderte sich immer, daß seine Bohnen so lange nicht keimen wollten, bis er eines Tages an einer einzigen Stelle ein großes Büschel junger Bohnenpflänzchen aus dem Boden sprossen sah, während sonst auf dem ganzen Felde nichts zu entdecken war. Als er den Knaben zur Rede stellte, gestand dieser sofort und entging einer tüchtigen Tracht Prügel nur dadurch, daß seine Beschäftigung als Modell schon so regelmäßig und einträglich geworden war, daß er zu dem Einkommen der Familie einen großen Teil beisteuern konnte. Daher verzieh ihm sein Vater den schlechten Streich, der den Wendepunkt in seinem Leben gebildet hatte, und verlangte von dort an keine Feldarbeit mehr von ihm. Der Name „Faginolo" blieb ihm aber

Ein Spanier als Christusmodell; er glaubt selbst Christus zu sein

Digitized by Google

Der „Kardinal" beim Gebet

dung erstatteten. Der Kardinal empfing ihn und erklärte ihm, daß sein Begehren unmöglich erfüllt werden könne, er möge ihm aber sein Anliegen mitteilen, und er werde es dann, wenn nötig, dem Papst übermitteln. Da warf sich der Mann stolz in die Brust und sagte: „Ich bin Christus! Der Papst ist im Unrecht, alle Christen sind im Irrtum, denn Christus ist jetzt erst gekommen; ich bin Er." Kurz nach dieser merkwürdigen Unterredung ging er nach Spanien, kehrte aber bald wieder nach Rom zurück und besteht noch immer darauf, der Erlöser zu sein. Er ist übrigens in beständiger Geldverlegenheit. Als ihm eine Verwandte 7000 Franken hinterließ, brachte er, was er davon bekam, in einigen Wochen durch; der Rest wird ihm in kleinen Raten ausbezahlt. Trotzdem ist sein Beutel stets leer, und wenn er bei einem Künstler Modell steht, so versucht er auch unfehlbar, Geld von ihm zu borgen. Der Ciociare ist das bekanntere und häufiger verwendete der beiden Christusmodelle. Seine Züge sind entschieden

immer. Er war von den tonangebenden Künstlern als „Toreador" sehr gesucht, wozu sein schönes, glattrasiertes Gesicht besonders gut paßte. Durch seine Selbstüberhebung aber und sein anmaßendes, eifersüchtiges Wesen kam er beständig in Streit mit seinen Kollegen, und eines Tages stach ihn ein andres Modell, dessen Frau er Uebles nachgesagt hatte, auf den Stufen seines Hauses nieder. Seine Tochter heiratete einen jungen Ciociaren, der nunmehr als Toreador steht und ebenso schön schlank gebaut und glatt rasiert ist wie Zaginolo selbst.

Besonders interessant sind auch die beiden Christusmodelle, ein Spanier und ein Ciociare. Bemerkenswert ist, daß keiner von beiden den traditionellen Christuskopf besitzt, sondern daß sie geradezu typisch sind für die neue, in der Darstellung des Heilandes das Menschliche betonende Richtung. Der Spanier leidet an einer merkwürdigen Wahnvorstellung; er ist nämlich überzeugt, daß er wirklich der Erlöser ist. Man erzählt sich in Künstlerkreisen, daß er einmal nach dem Vatikan ging, um den Papst zu besuchen, und dort so beharrlich auf seinem Vorhaben bestand, daß die Beamten schließlich dem Kardinal Rampolla Mel-

Der „Kardinal" in Nachdenken versunken

Digitized by Google

Wie ein Gemälde „Erſte Kommunion“ entſteht

mehr im Einklang mit dem konventionellen Dulder-typus der italieniſchen Schule. Wenn der Pinſel des Malers den Ausdruck von ſchuldlos erduldetem Leiden auf ſeinem milden, aber unſäglich traurigen Geſicht noch hervorhebt und idealiſiert, ſo erinnert er ſtark an die Chriſtusköpfe von Hofmann und Tiſſot. Eins unſrer Bilder zeigt ihn als Kopfmodell in ſeiner gewöhnlichen Tracht, doch dabei, wie ihn der Künſtler malt, mit der Dornenkrone auf dem Haupte.

Für religiöſe Bilder iſt nach dem Chriſtusmodell das wichtigſte die Madonna. Der Einfluß der Heiligen Jungfrau auf das Leben der Italienerinnen iſt ſo groß, daß ſie auch wirklich zur Darſtellung dieſer Geſtalt beſonders geeignet ſind. Von der Wiege bis zum Grab ſchwebt ihnen das Bild der Himmelskönigin vor, und es iſt bekannt, daß beſonders die Kinder nicht ſelten in ihren Zügen eine unverkennbare Aehnlichkeit mit der Gottesmutter der italieniſchen Kirchenbilder zeigen. Von den verſchiedenen Modellen für die Madonna iſt eine junge Römerin hauptſächlich geſucht.

Sehr beliebt iſt auch das Modell für die „erſte Kommunion“. Das Mädchen hat große, wunderbare Behangen; ihre ganz außergewöhnlich zarte Schönheit kommt leider auf den Photographien nicht genügend zur Geltung. Mitunter wird ſie auch, meiſt von den ſpaniſchen Malern, die religiöſe Süjets bevorzugen, als Modell für die Madonna benutzt. Die Abbildung zeigt ſie im Atelier des auch in Deutſchland nicht unbekannten ſpaniſchen Malers Vicente Poveda, der zu den bedeutendſten unter den ſpaniſchen Künſtlern in Rom gehört, wohin er vor Jahren übergeſiedelt iſt, nachdem ihm ſein erſtes bedeutendes Werk „Nareiſo“, die Darſtellung eines Schuhflickerszungen, der ſein Spiegelbild im Waſſer betrachtet, eine Jahrespenſion von der ſpaniſchen Regierung verſchafft hatte. Er hatte die Güte, mir zur Beſchaffung des Materials für dieſen Aufſatz behilflich zu ſein, und geſtattete mir auch, einige der Modelle in ſeinem behaglichen, in der Via Margutti gelegenen Atelier zu photographieren. Eines ſeiner Bilder, „Der Kardinal“, wurde übrigens vom Großherzog von Heſſen erworben. Es gibt kaum eine prächtigere Geſtalt als der alte Mann, der als Modell zu dieſem Bild geſtanden und auch allgemein unter der Bezeichnung „Der Kardinal“ bekannt iſt. Eins unſrer Bilder (S. 373) ſtellt ihn in ſeiner gewöhnlichen Kleidung dar, auf den folgenden Bildern (S. 374) finden ihn unſre Leſer in Amt und Würden, ſo wie er gewöhnlich auf der Leinwand verewigt wird.

Ohne Engagement

Digitized by Google

Wie Sagen entstehen

Von

J. Lazarus

Deutschland ist so reich an Sagen wie kaum ein zweites Land, und je unwahrscheinlicher die geheimnisvollen Erzählungen klingen, desto tiefer wurzeln sie im Volk, desto eifriger werden sie von Geschlecht zu Geschlecht weiterverbreitet.

Geht man den Sagen und sagenhaften Gestalten etwas näher zu Leibe, so wird man in vielen Fällen nachweisen können, daß eigentlich Mißverständnisse den Kern zu der Sage gelegt haben und daß diese Mißverständnisse aus dem Wechsel der Urbewohner und der Verschiedenheit der Sprachen herrühren.

Wir finden in unsrer heutigen Sprache eine Menge Wörter, deren Wurzeln sich nur noch im Irischen, Bretonischen und Wälischen, den Nachkommen der alten Keltensprachen, nachweisen lassen, die uns also darauf hinweisen, woher sie in die deutsche Sprache gekommen sind.

Eine ganze Reihe solcher Ausdrücke, deren eigentlichen Sinn die späteren deutschen Ansiedler nicht mehr verstanden, hat dann Anlaß zur Fabelbildung gegeben. Die Einwanderer fanden die alte Bevölkerung, ihre Ortsnamen und so weiter noch vor; nachdem diese Urbewohner aber ausgestorben oder ausgewandert waren, blieb wohl der Name im Volksmunde erhalten, verdarb aber im Laufe der Jahrhunderte und wurde unverständlich.

Es gibt in Deutschland eine Menge großer Felsbildungen, die von den Urbewohnern in ihrer Sprache duwalmur, großer schwarzer Fels (dubh, gesprochen duw, schwarz, al = Fels, mor, mur groß) genannt wurden. Im späteren Gebrauch ging diese Bedeutung verloren, der Name wurde in duwelmur, düwelmur entstellt, und schließlich war die „Teufelsmauer" fertig, die wir vielfach finden und an die sich mannigfache Sagen knüpfen. Ebendahin gehören die Höllenfelsen. Der alten Bezeichnung öl = Felsen hingen die Deutschen die Uebersetzung an, wie es noch heute geschieht, und die ungeübte Zunge des Volkes machte schließlich aus ölfels die Höllenfelsen. Auch die Drachenfelsen mögen ähnlich entstanden sein, wenn man annehmen will, daß aus Crach = Fels schließlich Drach werden kann.

Die Mäusetürme, an die sich auch mehrere deutsche Sagen knüpfen, leitet man von Mautturm = Zollturm oder vom alten Worte mus = Wasser ab, was schließlich dasselbe ist, denn Maut war ursprünglich ein Wasserzoll, und beide Worte kommen aus einer Wurzel.

Die berühmte Roßtrappe mit dem ersichtlich nachträglich eingemeißelten Roßhuf kennzeichnet sich dem Ortsbefund nach als uralte keltische Ansiedlung. Ros bezeichnet in diesen Idiomen einen Bergvorsprung und treabh eine Ansiedlung (unser Wort Dorf). Die Ansiedlung verschwand im Laufe der Zeit, aber der Name erbte fort und gab den Grund zu einer wunderschönen Sage.

Wer kennt nicht die Erzählungen vom Rübezahl, dem Alten vom Berge, wie er auch genannt wird? Das letztere ist eigentlich seine Uebersetzung, denn ribenn bedeutet Berghaus und zall einen Blinden. Es liegt nahe, an den blinden Seher zu denken, der einsam in den Bergen wohnt, bei den Alten große Verehrung genoß und den Menschen Rat und Hilfe erteilte. Ein solcher war auch der Ribenzall, dessen Name allmählich in Rübezahl überging, obwohl er mit Rüben nichts zu tun hat.

Wer viel auf abgelegenen Pfaden wandelt, hat wohl schon Hünen- oder Hunnengräber getroffen, große Hügel oder Steinhaufen, die mit ihrem Reichtum an Knochenresten, Urnen, Geräten und so weiter dem Forscher die Kenntnis der Urzeit erschließen. Es liegen aber weder Hunnen noch Hünen hier begraben, sondern die Urbewohner Deutschlands, und Hun-grab bedeutet Steinhaufen, also nur die Bezeichnung der Form, die unsre Altvorderen für ihre Begräbnisstätten wählten. Die Zahl der Sagen, die sich an solche Orte knüpfen, ist Legion. Auch die Hunnensteine, die man in Deutschland findet, erklären sich aus obigem Worte Hun mit der angehängten Uebersetzung.

Vielleicht kann man auch die steinernen oder hölzernen Rolande, die sich in vielen Städten finden, aus der Urzeit erklären. Rolann heißt im Irischen ein festes Haus. Denkt man sich ein solches festes Haus in der Urzeit als Sitz der Behörde — weil es aus den Erd- und Strohhütten hervorragte, wie heute noch die Rathäuser, so würde sich der Name Roland gewissermaßen als Name für die Behörde, die in dem rolann, dem festen Hause wohnte, erklären. Riecke führt zum Beispiel eine Bremer Inschrift an, die besagt: „Roland baute dies Haus." Hier steht also das Wort Roland direkt für den Rat oder Magistrat der Stadt, und das würde beweisen, daß der Roland das Wahrzeichen der Oberbehörde der Stadt war.

Es ist hier allerdings nicht der Ort, auf diese Vermutungen näher einzugehen.

Obige Beispiele sollten nur zeigen, wie leicht Sagen entstehen und was ihnen oft nur zugrunde liegt.

Digitized by Google

Schloß Rheinfels bei St. Goar

Nach einem Aquarell von Manuel Wielandt (Karlsruhe)

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Frühglocke

Von

Adolf Schmitthenner

I

Sie haben ihn! Sie haben ihn!

Die halbwüchsigen Buben waren allen andern voraus. Sie rasten die steile Gasse hinab dem vorderen Tore zu. Dann kamen die Gesellen aus den Werkstätten, die Hufschmiede voran. Die Dirnen ließen ihre Kübel am Brunnen stehen. Aus den Häusern quollen die Bürger und die Frauen, und des kurfürstlichen Amtmanns schöne Töchter traten auf den Erker und beugten sich zu den Fenstern hinaus.

Man brachte ihn die Marktstraße herauf. Ein Landsknecht ging voran und machte Platz mit der Hellebarde. Dann kamen ein Zinkenist und ein Trommler. Der Zinkenist blies dasselbe Stück, das er und seine Gesellen geblasen hatten, als man vorgestern den Kurfürsten in die Stadt einholte. Das Gedräng auf dem Marktplatz und der Lebtag in allen Gassen war damals nicht größer gewesen als heute, auch war kein geringeres Traktament zu erwarten, als der Rat es vorgestern bewilligt hatte; warum sollte da der Zinkenist nicht dasselbe Stück blasen, das der Stadtorganist zum Einzug Seiner Kurfürstlichen Gnaden aufgesetzt hatte? Der Trommler seinerseits verfuhr nach einem andern Grundsatz: jedesmal, wenn er an einem Dirnlein vorüberstrich, schlug er mit Leibeskräften auf das Kalbfell; das gab dann Auseinanderstieben, Gekreisch und Gelächter.

Hinter dem Trommler ging der Gefangene. Sie hatten ihm die Arme auf dem Rücken zusammengeschnürt. Sein Wams war zerfetzt, die schwarzen Haare hingen ihm verzaust in das wildschöne Gesicht. Ueber die linke Schläfe hatte er eine breite Wunde, aus der das Blut rieselte.

Der hat sich gewehrt!

Und wie! Sie waren zu fünft gegen ihn. Zwei hat er niedergeschlagen, ehe sie ihn warfen, und als sie ihn zu Boden kriegten, hat er noch einen mit sich gerissen, der auch das Aufstehen vergaß.

So sagten die Gesellen zueinander; die Mädchen aber, die zum Erkerfenster herausschauten, die schwarzlockige Judith und ihre Gespielin, die blonde Agathe, raunten sich zu, leise, damit es die dritte nicht höre: „Das schöne junge Blut! Schau, wie seine Augen blitzen! Und wie er einherschreitet, so stolz, als ob er ein Ritter wäre! Bei Gott, ich weiß unter unsern Gesellen keinen, mit dem ich so gern zum Tanze ginge!“

Aehnlich dachten und sagten auch die Mägde unten auf der Straße. Und doch war kein eigentliches Mitleiden, weder bei den Alten noch bei den Jungen, weder bei den Frauen noch bei den Männern. Denn es war ein wildfremder Mensch, den noch niemand gesehen hatte bis auf den vorgestrigen Tag, wo er zum Tanze erschien unter der Linde vor dem oberen Tor, und wo er nach kurzem Streit des Kurfürsten Armbrustspanner erschlug. Wie es zugegangen war, wußte niemand zu sagen, denn kaum hatte sich der Wortwechsel entsponnen, so waren die beiden aufeinander losgefahren — so lag der eine von ihnen in seinem Blut, und der andre war durch die Menge gebrochen und im nahen Gehölz verschwunden. Die kurfürstlichen Reiter waren alsbald die Straßen hinausgesprengt und hatten in den umliegenden Dörfern Lärm geschlagen. Allerlei müßiges Volk aus der Stadt hatte sich aufgemacht in der Hoffnung auf ein gutes Fanggeld und hatte die Wälder abgesucht. Einigen von diesen Leuten war denn auch der Flüchtling in die Hände gefallen, freilich nicht ohne daß sie es mit Beulen, Wunden und gebrochenen Gliedern büßen mußten.

Das war's, was sich die Männer zu erzählen wußten. Die Weiber aber hatten nachgespürt, was es denn für eine Schürze sei, um derentwillen die beiden Fremdlinge aneinander geraten waren; und als man erfuhr, daß es des Wagmeisters Veronika gewesen sei, war des Verwunderns nicht wenig; denn sie war fast noch ein Kind und war zum erstenmal zum Tanze gegangen. Die Burschen hatten noch nie von ihr geredet, und daß sie schön sei, hatte noch keine der Frauen bemerkt. Dagegen wußte man, daß sie arm sei und weder Verwandtschaft noch Anhang habe. Und da nun auch der Erschlagene niemanden etwas anging, so brachte man dem ganzen Vorgang nur Neugier entgegen.

Bei den Stadtvätern mischte sich mit der Neugier ein schmunzelndes Behagen. Seit die alte Pfalzgräfin droben im Schlosse, ihrem Witwensitz, gestorben war, hatten sie kein Glied der Landesherrschaft in ihren Mauern gehabt. Darum gedachten sie aus der kurzen Anwesenheit des Kurfürsten einige Gerechtsame für ihr Gemeinwesen

Digitized by Google

herauszuschlagen. Als sie ihm aber — es war am Tage nach dem Unglück — ihre Aufwartung machten, hatte sie Ottheinrich zornig angefahren, als ob sie schuld wären, daß ihm sein Diener erschlagen worden, worauf sie beteuerten, daß sie in betreff dieser Missetat schuldlos seien wie die bethlehemitischen Kindlein und um den Ermordeten Leid trügen als um einen Bruder. Ottheinrich aber hatte ihnen ungnädig den Rücken gekehrt, und sie waren niedergeschlagen nach Hause getrollt. Um so vergnügter waren sie jetzt darüber, daß es nicht den kurfürstlichen Reitern, sondern Bürgern aus der Stadt gelungen war, den Missetäter einzubringen, und wo sich ein paar Ratsherren im Getümmel trafen, beglückwünschten sie sich und machten miteinander aus, daß den Fängern zu der Belohnung des Kurfürsten eine Verehrung aus dem gemeinen Seckel bewilligt werden müsse, den drei Verwundeten noch obendrein ein Schmerzensgeld.

Ottheinrich war gerade vom Mahle aufgestanden, als sich der Lärm dem Schlosse näherte. Er trat ans Fenster und schaute die Gasse hinunter dem Schwarm entgegen.

„Wen führen sie denn da herein? Bei Gott, mit derselben Musika, mit der sie mich empfangen haben!"

Da stürmte der alte Schloßvogt zur Türe herein.

„Sie haben ihn, Kurfürstliche Gnaden, sie haben ihn!"

„Wen?"

„Den Mann, der Euern Fritz erschlagen hat."

„Remblem!" sagte der Kurfürst und ging eilend hinaus, so wie er ging und stand, barhäuptig und im bequemen Hauswams.

Als der Trommler des hohen Herrn ansichtig wurde, faßte er seine Kunst von der ernsten Seite auf und schlug machtvoll den Takt. Der Zinkenist setzte mit doppeltem Eifer ein und blies die letzten Kadenzen des Marsches fortissimo. Die beiden Musikanten stellten sich zur linken Hand des Kurfürsten auf. Der Zinkenist drehte sein Instrument um, und der Trommler schloß mit einem gewaltigen Wirbel.

Ottheinrich warf den beiden einen unmutigen Blick zu und fragte sie über die Schulter weg:

„Habt ihr mich vorgeführt zum Schelmen gemacht, oder macht ihr jetzt den Schelmen zum Pfalzgrafen?"

Der Zinkenist, der gerade Luft schöpfte, vergaß den Mund zu schließen, der Trommler aber sperrte den feinigen machtvoll auf; so schauten sich die beiden fragend an, denn sie verstanden nicht, ob hinter den Worten des Kurfürsten ein Trinkgeld laure oder eine Tracht Prügel.

Unterdessen war Ottheinrich die Rampe hinuntergestiegen und betrachtete den Missetäter.

„Schade um den Kerl!" murmelte er in den Bart. Dann sagte er in die Volksmenge hinein: „Der Mann blutet. Man soll ihm die Wunde waschen und ihn verbinden!"

„Man soll ihm die Wunde waschen! Man soll ihn verbinden! Wasser und Leinwand her! Wo ist der Bader? Ist der Bader noch nicht da? Der Teufel hol' den Bader!"

So liefen die halblauten Rufe durch die stockende Menge. Niemand wußte, ob der Bader geholt werde, und keiner regte sich vom Platz.

Da trat mit züchtigem Schritt ein Dirnlein aus der Menge. Es war ein blutjunges Ding, zart und fein, mit blondem Haar und schüchternen blauen Augen. Sie trug ein irdenes Kübelchen in der Hand, und über ihrem Arme hingen bleudendweiße gefaltete Linnen. Sie ging auf den blutenden Mann zu, stellte das Kübelchen auf den Boden, und ohne rechts oder links zu blinken, fing sie an, die Wunde zu waschen.

„So ist's recht, Jungfer!" sagte der Kurfürst. „Er ist dir zu groß. Knie nieder, Mann, damit sie dir besser helfen könne!"

Nach den Worten des Kurfürsten Ottheinrich schaute der Gefangene seine Samariterin zum erstenmal an. Ein helles Licht flog über sein Angesicht. Er verbeugte sich tief vor ihr und kniete nieder auf das Pflaster.

Das Kind wurde rot und rot bis in die Stirne hinauf und bis unter die Haare. Ihre schlanken Fingerlein zitterten; aber sie faßte sich tapfer, schöpfte tief Atem, daß es fast wie ein Seufzer klang, und dann führte sie sicher und überlegsam, geschickt und flink ihr Werk zu Ende.

„Wo ist der Bader? Ist der Bader noch nicht da? Soeben kommt der Bader! Platz für den Bader! Der Bader ist nimmer nötig. Bader, geh heim! Leg dich ins Bett, alte Schlafhaube!"

So rief es im Hintergrunde der gestauten Menge hinauf und hinunter. Derweilen wurde das Werk vollendet.

„Ich danke Euch," sagte der Mann, und stand auf. Das Mägdlein nahm sein Kübelchen vom Boden, und ohne aufzuschauen schlüpfte es in die Volksmenge nach derselben Richtung, woher es gekommen war.

Während die Wunde gewaschen und verbunden wurde, hatte der Kurfürst die Gesichtszüge des knienden Mannes aufmerksam betrachtet und dann an ihm vorbei in den Volkshaufen geblickt, ziellos, als ob er sich auf etwas besänne, das er nicht finden könne.

Als sich der Unglückliche aufgerichtet hatte, holte der Fürst seinen Blick zurück, sah an dem Gefangenen hernieder und sagte: „Löst ihm die Hände!"

Die verdüsterten Augen des Gefesselten schauten ihn dankbar an.

„Nicht doch, gnädiger Herr!" sagte der Bürgermeister und trat aus einer Gruppe von Ratsherren. „Er kommt in den tiefsten Turm, und in den kommt kein Gefangener mit ledigen Händen. So will es die Regel."

„Gut. Und er ist die Ausnahme von eurer Regel. Löst ihm die Hände!"

„Verzeihung! Er hat nicht nur den fluchwürdigen Mord begangen, er hat drei Leute niedergeschlagen, als man ihn gefangennahm."

„Das war sein gutes Recht, denn da kämpfte er um sein Leben. Gehören die Leute mir?"

„Ach, leider nein! Es sind Bürger unsrer Stadt, ein Schneider, ein Nagelschmied und ein Kürschner."

„Was haben denn eure Bürger mit dem Manne da zu schaffen? Die sollen daheim bleiben und das Ihre hantieren. Oder sind sie aufgeboten worden?"

„Nein, sondern in löblichem Wetteifer sind sie freiwillig hinausgezogen, Euer Wohlgefallen zu verdienen."

Digitized by Google

... Nach den Worten des Kurfürsten Ottheinrich ſchaute der Gefangene ſeine Samariterin zum erſtenmal an. Ein helles Licht flog über ſein Angeſicht. Er verbeugte ſich tief vor ihr und kniete nieder auf das Pflaſter.

Ottheinrichs gütige Miene verfinſterte ſich.

„So ſollen ſie's haben, wie ſie's getroffen hat! Einen ſchlechten Dienſt haben ſie mir erwieſen! Er wäre früh genug gefangen worden, nachdem ich eure Stadt verlaſſen. Meint ihr, es ſei eine Annehmlichkeit, einen Menſchen um ſeinen Hals zu urteilen?"

„O, gnädiger Herr," ſagte der Amtmann und trat zu dem Bürgermeiſter, — „er ſoll Euch keine Beſchwer ſchaffen! Ueberlaßt ihn uns! Wir werden ihn richten, wenn Ihr fortgezogen ſeid."

„Ich bin der oberſte Richter im Lande," ſagte der Kurfürſt und ſchaute den Sprecher mit kurzem Blicke an. „Meiner Pflicht gehe ich nicht aus dem Wege. Löſt ihm die Hände!"

Der Befehl war mit erhobener Stimme geſprochen. Jetzt gab es keine Widerrede mehr. Die Feſſeln fielen auf den Boden, und der Mann reckte ſeine Arme.

„Verſprich mir, daß du nicht entrinnen wirſt!"

„Ich verſpreche es!" ſagte der Gefangene und ſtreckte ſeine Rechte hin.

Ottheinrich ſah die Hand, aber ſchaute drüber weg.

„Weißt du, wer der iſt, der mit dir redet?"

„Wer ſollte Eure Kurfürſtliche Gnaden nicht kennen, Ottheinrich, Pfalzgrafen bei Rhein?"

„Du biſt in Heidelberg Student geweſen," fuhr der Kurfürſt fort. „Ich habe dich geſehen im Mantel des Bakkalaureus."

Der junge Mann erbleichte und preßte die ſchmalen Lippen aufeinander.

Ottheinrich muſterte die verſchliſſene Kleidung des Geſellen und fuhr fort:

„Du warſt zwei Nächte im Wald; aber das Wetter iſt ſchön, und das Moos iſt trocken. Deine Kleider waren ſchon vorher, wie ſie nicht hätten ſein ſollen. Du biſt in den Orden der Fahrenden gegangen oder gar in ſchlimmere Geſellſchaft. Deine Eltern hatten Kümmernis deinetwegen. Und jetzt ſtehſt du gar als Mörder vor mir."

„Ich hatte mich meines Lebens zu wehren. Der andre hat mich angegriffen."

„Das alte Lied!" rief der Kurfürſt unmutig. „Wo iſt das Dirnlein, um das ſich die Männer ſchlugen? Man führe ſie her!"

Es war deſſen nicht nötig. Die Menge teilte ſich, und dasſelbe Mädchen, das vorhin die Wunde verbunden hatte, trat herzu, geſenkten Hauptes und ſchüchternen Schrittes, aber in geruhiger Sicherheit.

„Iſt das nicht unſre Samariterin?" rief der Kurfürſt verwundert. „Kind, Kind, du gehörſt noch an der Mutter Schürze, und deinetwegen

Digitized by Google

müssen zwei Männer das Leben lassen. Schau mich an!"

Veronika hob die großen Lider und schaute mit ihren veilchenblauen Augen dem Pfalzgrafen ins Gesicht.

„Kennst du den Mann da?"

„Er hat vorgestern mit mir getanzt."

„Hast du den Mann gekannt, den er erstochen hat?"

„Auch er hat vorgestern mit mir getanzt."

„Welchen von den beiden hast du früher gekannt?"

„Keinen. Ich habe beide vorgestern zum ersten Male gesehen."

„Wer hat dich gehabt, als der Streit begann?"

„Keiner. Aber sie haben mich heide haben wollen zur gleichen Zeit; da hab' ich ihm die Hand gegeben."

„Wem?"

Veronika deutete mit dem Köpfchen nach dem Gefangenen.

„Wer hat zuerst nach dem Messer gegriffen?"

„Ich habe nur das seine blitzen sehen."

„Die Dirne lügt!" brauste der Bursche auf.

„Schweige!" gebot ihm der Kurfürst. „Und wenn der andre es war, der zuerst die Waffe zückte, so spricht dies nicht für dich. Denn wem das Messer so leicht zum Ziele springt, dem hüpft es in der Scheide. Bereite dich zum Sterben. Morgen, wenn die Frühglocke ausgeläutet hat, sühnst du deine Missetat mit dem Kopfe."

Der Unglückliche zuckte zusammen.

Ottheinrich sah ihn teilnahmvoll an.

„Das ist dir nicht an der Wiege gesungen worden, daß du eines solchen Todes sterben würdest. Wo wohnen deine Eltern? Wie heißest du?"

Der Jüngling schwieg.

„Gibst du mir keine Antwort?"

„Ich bin guter Leute Kind. Erlaubet mir, daß ich Herkunft und Namen verschweige. Es ist genug, daß sich meine Eltern um mich grämen. Ich will nicht zu dem Kummer auch noch Schande bringen."

Da schlich sich einer der Gerichtsherren an den Fürsten heran und sagte: „Sollte man nicht die peinliche Frage an ihn stellen?"

Ein zorniger Blick scheuchte ihn zurück.

Des Pfalzgrafen Auge wandte sich wieder dem Antlitz des Verurteilten zu und grübelte darinnen wie in einem Rätsel.

„Du bist aus der frommen Bahn entwichen und wilde Wege gegangen. Nun gut. Wir sind allzumal Sünder. Aber warum bist du nicht Soldat geworden, einer ehrlichen Kugel entgegenzulaufen? Jetzt verfällst du dem Henker."

„Der Kaiser hat überall Friede."

„In Ungarn scharmützelt es," erwiderte der Kurfürst lebhaft. „Bald wird der Türkenkrieg wieder da sein. Dort braucht man hurtiges Eisen. Warum bist du nicht dorthin gegangen?"

Der Jüngling atmete tief auf.

„O wie gern ginge ich, wenn ich könnte!"

Der Kurfürst schien mit einem Entschluß zu kämpfen. Aber nur einen Augenblick. Dann schüttelte er traurig den Kopf und sagte:

„Dazu ist es jetzt zu spät. Aber höre! Wenn du mir Herkunft und Name sagst, dann soll dich nicht das Schwert treffen, das bei Meister Hans am Nagel hängt, sondern du sollst durch die Kugel sterben. Drei kreuzbrave Musketiere, die ich aussuchen werde, sollen's besorgen. Sag mir's leise, und ich gebe dir mein Fürstenwort: was du mir sagst, bleibt mein Geheimnis."

Der Kurfürst trat an den Mann heran und hielt das Ohr an seinen Mund. Aber dieser Mund flüsterte nichts, sondern wandte sich weg und sagte laut: „Verzeiht mir, daß ich schweige. Ihr kennt meine Mutter und Ihr kennt meinen Vater. Darum schweige ich."

Der Kurfürst sah betroffen auf. Seine Augen bohrten sich in die Mienen des Jünglings, aber kein Erinnern leuchtete in ihm auf.

„Nun gut," sagte er endlich, „so sollst du sterben als ein unbekannter Mann. Aber die Kugel schenke ich dir doch. Morgen, wenn die Frühglocke dort oben auf dem Kirchturm ausgeläutet hat, sollen dich die Kugeln treffen, hier auf diesem Platz, wie einen Soldaten, der sonst brav war, aber gegen das Lagergesetz gesündigt hat. Gebt ihm ein ehrlich Gewahrsam," wandte er sich an die Ratsherren. „Führt ihn in den Bürgergehorsam. Ich will es so haben. Schickt ihm einen Pfarrer, daß er die Nacht über bei ihm bleibe. Aber er soll ihn in Ruhe lassen, wenn er Ruhe haben will. Er soll bei ihm in der Stube schlafen. Wann läutet die Frühglocke?"

„Wenn der Tag graut, um vier Uhr."

„Um vier Uhr soll er hier sein, und sobald die Glocke ausgeläutet hat — Gott sei mit dir, mein Sohn!"

Ottheinrich sah ihm noch einmal tief in die Augen, aber ohne zu finden, was er suchte.

Der Jüngling griff nach der Hand des Fürsten; aber Ottheinrich hatte sich schon abgewendet. Er rief einen Junker herzu und nannte ihm den Korporal und die drei Musketiere; dann rief er: „Wohlauf, ihr Herren, laßt uns ein wenig hinausreiten in den grünen Wald und des Weidwerks pflegen!"

Als der Kurfürst eine Viertelstunde später die enge Wendeltreppe hinunterstieg, die von seinem Gemach in den Hof führte, hätte er, da er etwas kurzsichtig war, beinahe eine weibliche Gestalt umgerannt, die auf den Stufen kniete, da, wo der Schatten am dunkelsten war.

„Wer ist das? Wer kniet hier? Steht auf! Wer seid Ihr? Was wollt Ihr?"

Die Gestalt blieb in ihrer Lage. Aber es hoben sich zwei flehende Hände zu ihm auf und ein tränenüberströmtes Angesicht.

Ottheinrich beugte sich nieder zwischen die emporgerichteten Arme und schaute in das Antlitz.

„Du bist es, Dirnlein? Was willst du?"

„Ich habe nicht alles gesagt," schluchzte die Maid. „Ich habe nur sein Messer blitzen sehen, nicht, weil der andre keines gezogen hätte, sondern weil ich nur allein ihn angeschaut habe."

„So! Und hast du mir noch etwas zu sagen?"

„Ja. Ich bitte um sein Leben!"

„Laß dies, Kind! Hat er dir gesagt, woher er sei?"

„Nein, aber ich glaube, daß er aus Nürnberg ist."

„Warum glaubst du dies?"

Digitized by Google

„Weil er gesagt hat, in Nürnberg tanzt man den Schleifer anders."

Nürnberg? Nürnberg?

Der Kurfürst suchte in seiner Erinnerung. Er war oft in Nürnberg gewesen und hatte viele Nürnberger Frauen kennen gelernt. Sollte es —

„Weißt du, wie er heißt?" fragte der Kurfürst.

„Sein Vorname ist Sabinus. Mehr weiß ich nicht."

Da fiel es dem Pfalzgrafen wie Schuppen von den Augen.

„Sabine!" sagte er vor sich hin.

„Habt Erbarmen mit ihm und schenkt ihm das Leben!" flehte die Dirne.

„Geh heim, Kind," sagte der Pfalzgraf erschüttert. „Wirf dich daheim auf die Knie und bete zu Gott, daß der ihm gnädig sei, ich darf es nicht sein. Wo soll die Gerechtigkeit bleiben, wenn die Fürsten vor allem Volk die Person ansehen? Wenn morgen die Frühglocke läutet, dann bete brünstiger, denn nach dem letzten Glockenton fallen drei Schüsse, und drei Kugeln durchbohren seine Brust. Du wirst sie hören, Kind, und ich höre sie auch; dann wirst du weinen, Kind, und ich weine auch. Geh!"

Ottheinrich schritt an ihr vorüber. Unter der Tür rief er in den Hof hinaus:

„Sattelt die Pferde ab! Ich reite nicht auf die Jagd."

Und in tiefen Gedanken ging er die Treppe hinauf in sein Gemach, ohne weiter des Dirnleins zu achten, das an ihm vorüberschlüpfte. Stunde um Stunde hörte ihn der Page, der im Vorzimmer weilte, auf und nieder gehen. Derweilen aber kniete Veronika in ihrem Kämmerlein vor ihrem Mädchenlager und betete, aber nicht, daß Gott der Seele des Geliebten gnädig sei, sondern daß er gelingen lasse, was sie im Busen bewegte. Als ihr der Vater rief, stand sie auf, strich sich das Gewand glatt und brachte ihre Haare in Ordnung. Ihre Lippen waren zusammengepreßt. Im Hinausgehen flüsterte sie: „Wenn morgen die Frühglocke läutet... Sie darf nicht läuten; sie läutet nicht!"

II

„Wo willst du noch hin, Veronika?"

„Ich will noch ein wenig zur Muhme hinunter."

„Du hast ja deine Spindel vergessen."

„Heute wird nicht gesponnen; wir wollen uns nur ein bißchen was erzählen!"

Veronika eilte rasch das Gäßchen hinab. An der Ecke schaute sie zurück und eilte dann nicht rechts über den Seilermarkt, wohin der Weg zur Muhme gegangen wäre, sondern sie verschwand hinter der Kirchhofmauer, an deren südwestlicher Ecke das Gäßchen mündete. Sie ging nun auf dem grünen Pfad, der sich zwischen dem Kirchhof und dem Stadtgraben hinzog. Auf der Kirchhofmauer saßen zwei Knaben und hielten eine lange Angelrute über den Pfad.

„Wollt ihr Grundeln fangen?" sagte Veronika und schlüpfte unter der Rute hinweg.

„Du bist an unsre Schnur gestreift, dumme Gret!" sagte der Knabe, der den Stock hielt, und zog die Angel in die Höhe. Veronika aber lief der Mauer entlang bis zur nächsten Ecke und bog hinum. So kam sie an die nördliche Schmalseite des Kirchhofs, die an den Geschützwall des Schlosses stieß. Sie sah den ganzen Pfad hinaus; kein Mensch war zu sehen. Auch jenseits des Grabens auf dem Pfade, der sich unter der Stadtmauer hinzog, war keine Seele, und ebenso menschenleer war der Wall, an dessen steiler Rampe ihr Pfad endete.

Veronika ging bis an diese Rampe und stieg dann die schmalen Staffeln hinauf, deren unterste Stufen sich an die Kirchhofmauer lehnten. Von der fünften Stufe aus war es leicht, die Mauer zu ersteigen; ehe sie dies tat, spähte sie in den Kirchhof, nach den Fenstern des Schlosses hinüber und die Mauer entlang. Die beiden Buben kehrten ihr den Rücken und schauten der Angelschnur nach in den Graben hinunter. Der Kirchhof lag still und verlassen im Abendlichte. Aber an einem Fenster des Schlosses, dem letzten des zweiten Stockes, da, wo der Mittelbau an die Schloßkirche stieß, stand eine hohe und breite Gestalt und schaute über den Schloßhof und den Kirchhofwinkel herüber nach den verglühenden Wolken des Abendhimmels. Das junge Mädchen lag gerade in der Linie dieses Blickes, aber Veronika brauchte nicht zu befürchten, gesehen zu werden, denn ihre Gestalt wurde von dem dichten Gezweig und den breiten Blütenbüscheln eines Holunderbaumes verdeckt. Sie schaute zurück. Hinter ihr und auf den beiden Pfaden herwärts vom Graben und jenseits längs der Stadtmauer war niemand zu erblicken. So wartete sie geruhig, bis sich der Mann dort oben vom Fenster verzogen habe. Sie schaute scharf hinüber. Der helle Widerschein des breiten Abendrotes fiel auf die Schloßwand und verklärte das Angesicht des Mannes am offnen Fenster. Es war der Kurfürst. Jetzt wandte er sich um und verschwand in der Tiefe der Stube. Veronika wartete eine Weile und war schon im Begriff, sich auf die Mauer zu schwingen. Da tauchte die Gestalt wieder aus der Finsternis. Der Kurfürst stemmte die Hände auf die Brüstung und schaute heraus. So stand er einige Augenblicke. Dann wandte er sich langsam und ging in das Schwarze zurück. Kein Zweifel, er wandelte im Gemache auf und nieder. Veronika wartete, bis er wieder erschienen war, und sobald er von neuem den Rücken gekehrt hatte, stieg sie durch das Geäst auf die Mauer, ergriff ein Büschel Zweige mit beiden Händen und sprang in den Kirchhof hinab. Der Baum neigte sich, und sein wirres Gelock mit den breiten Rosetten schwankte auf und nieder. Veronika huschte über den grünen Boden in den Schutz der Mauer, die von dem ersten Strebepfeiler der Kirche herlief und auf den Graben stieß. Es kam ihr vor, als sei seit ihrem Sprung von der Zinne nicht halb so viel Zeit vergangen, als der Kurfürst brauchte, um sein Gemach auf und ab zu messen. Sie lief nun, unbesorgt vor weiterer Entdeckung, an der Mauer hin hinter alten Grabsteinen und allerlei Gesträuch und kam in den versteckten Kirchenwinkel zwischen eben dieser Mauer und dem vorspringenden Chore. Sie setzte sich auf einen Haufen von Bruchstücken abgetaner Grabsteine und schaute über den Kirchhof hinüber nach den gleichen Abendwolken, die Ottheinrichs Augen auffuchten, so oft er über Veronika am Fenster stand.

Digitized by Google

Das Licht des Tages verglomm, die Schatten der Bäume wurden matt und flossen ineinander, aus dem Boden stieg die Dämmerung, und der Himmel wurde grau. Ein frischer Wind erhob sich, es flüsterte in den Trauerweiden, und die Wipfel der Ulmen rauschten feierlich. Eine Amsel fing ihr Lied an, am andern Ende des Friedhofs, und dicht neben dem lautlos wartenden Mädchen antwortete ein Meislein mit seinem zarten, flinken Schlag. Veronika sah zu dem Baum empor, von dessen Gipfel es sein Sprüchlein sagte. Aber sie konnte den Vogel nicht sehen, es war zu düster geworden. Sie hörte, wie sich hoch oben zu ihren Häupten der Kurfürst räusperte und wie das Fenster geschlossen wurde. Der Wind weht ihm in die Stube und bläst ihm die Kerze aus, dachte Veronika und faltete die Hände, denn die Abendglocke fing zu läuten an. Als sie ihr Gebet hergesagt hatte, läutete es noch immer.

‚Ob dies auch die Frühglocke ist?' dachte sie und lauschte. ‚Vielleicht! Der Abendstern ist ja auch der Morgenstern.'

Der letzte Ton verklang, Amsel und Meise waren still geworden. Eine Peitsche knallte in der Ferne, aber man hörte kein Wagengerassel. Der Abendstern bekam Genossen weit über den Himmel hin, und sein silberner Glanz wurde gülden; unter die Büsche legte sich die Finsternis, und zwischen Himmel und Erde schwebte die Nacht.

„Jetzt ist es Zeit," sagte Veronika. Sie erhob sich und ging über den Friedhof hinüber an den Kränzen und Grabsteinen vorbei, unter den Bäumen hin bis in den entgegengesetzten Winkel. Hier erhob sich, zwischen die Mauern gebaut, das kleine steinerne Häuschen, worin die Geräte des Friedhofs aufbewahrt wurden. Veronika wußte Bescheid. Des Totengräbers verstorbenes Töchterlein, war es nicht ihre liebste Gespielin gewesen? Sie wußte, wie man das Türchen öffnete. Gleich vornen rechter Hand mußte das Leiterchen sein.

Da war es nicht. „Das ist eine Tragbahre, was da an die Mauer hinaufgestellt ist. Aber daneben, hier eine Sprosse, hier eine Sprosse, der eine Leiterbaum, der andre. Nur heraus mit dir, was auch da übereinander purzeln mag! Das bringen wir später wieder in Ordnung. Komm, Ding!"

Sie hing das Leiterchen auf die linke Schulter und ging auf demselben Weg nach ihrem Winkel zurück.

„O weh!" Ihre Leiter war in der Finsternis an ein Kreuz gestoßen. „Da drunten liegt der alte Gerichtswaibel. Sei mir nicht böse, es ist nicht gern geschehen!

„Was webt hinter mir her? Sei nicht böse, guter alter Nikolaus! Ich bin die Veronika, die dir einmal beinen Waibelstock aus dem Stadtgraben geholt hat, als du betrunken warst. Du hörst es ja. Ich hab' es nicht gern getan. Gott sei Dank! Ich greife die Kirchenmauer an, mit beiden Händen. Alle guten Geister ..."

Veronika verlor für einen Augenblick beinahe alle Besinnung. Ihr war, als müßte sie sich wieder auf die Erde werfen, wie dort an der Treppe, als der Kurfürst sie schweren Schrittes herunterkam. Sie fühlte sich so schwach, selbst zu handeln. Aber endlich atmete sie wieder auf. Die Leiter hatte sie neben sich an die Kirchhofsmauer gelehnt und schaute nun in die Höhe. Dort oben der schwarze Schlitz, das war das Fenster, durch das sie mit ihrer verstorbenen Gespielin mehr als ein Dutzendmal in die Kirche gestiegen war, zuerst aus Neugier, um all die feierlichen Dinge zu begucken und zu betasten, und später aus lüsternem Verlangen nach einem Schläfchen auf den Kissen des herrschaftlichen Gestühles. Als sie das letztemal hier hereingestiegen waren, holte sich ihre Freundin die tödliche Krankheit. Denn sie war vorher auf dem hohen Fliederbaum gesessen und hatte die duftenden weißen Blütenbüschel heruntergeworfen; da hatte ihr die Sonne auf die Schläfe gebrannt, und drinnen in der Kirche war es dumpf und kalt wie in einem Keller. Wenn du noch lebtest, Margarete, so wären wir auch jetzt zu zweit!

Veronika stellte die Leiter an und stieg hinauf. Ein leiser Druck mit dem Daumen, und der Fensterflügel sprang aus der Spannung und glitt nach innen. Ein kühler Hauch wehte aus der schwarzen Finsternis, und ein leiser klirrender Auffschlag zeigte an, daß sich die Scheiben an die Mauer lehnten.

Ehe Veronika durch den Spalt stieg, wandte sie sich um. Der Mond mußte aufgegangen sein, denn der Kirchhof lag in weichem Dämmerlicht. Veronikas Augen suchten das Kreuz ihrer Freundin. Dort vornen leuchtete es unter dem Fliederbaum, aus dessen Krone an jenem Maientag des Totengräbers Tochter die Blumen heruntergeworfen hatte auf ihr eignes künftiges Grab. „Hilf mir, Grete," flüsterte Veronika. „Halte hier Wacht und wehre die andern ab, wenn sie mir nach wollen!" Und dann stieg sie beherzt durch das Fenster in die Finsternis.

Sie kauerte eine kurze Weile auf dem Gesims der breiten Fensternische, dann drehte sie sich um, hielt sich mit der rechten Hand an dem zitternden Fensterflügel, mit der andern Hand faßte sie das Fensterkreuz, und nun ließ sie sich langsam in die Kirche hinab. Ihre Fußspitzen kamen auf die Holzlehne des Gestühls zu stehen, mit dem die Innenseite der Chormauer bekleidet war. Von hier stieg sie auf das Bankbrett hinunter, und im nächsten Augenblick stand sie auf den steinernen Platten der Kirche. Ein matter Lichtstreifen fiel von einem Fenster des Langhauses schief durch die Kirche und streifte eine Ecke des Altars. Da vornen links über dem vorderen Schloßhof mußte der Mond stehen. ‚Er wird mir droben leuchten', dachte Veronika und ging getrost an dem Altar vorbei, die zwei Stufen hinab in das Schiff der Kirche. An der vordersten Frauenbank vorüber trat sie in den schwarzen Schatten und erreichte die hölzerne Stiege, die hinauf auf die Empore führte. Die unterste Stufe knarrte unter ihrem Fuß, aber die folgenden verhielten sich still, und bald stand Veronika vor der Türe, die zu dem Kirchenstuhl der kurfürstlichen Herrschaft führte. Die Türe war angelehnt und öffnete sich lautlos. Veronika trat ein und ging auf den Zehen. So hatten die beiden Mädchen immer getan, wenn sie hier hereingeschlüpft waren. Im Vorübergehen streichelte sie über den Samt, auf dem Margretlein gelegen hatte, als sie mit gierigen Zügen den Tod einschlürfte. Hier hatte die Bank ein Ende. Veronika stand still. Zu ihrer linken Hand war die eichene Tür, die in die Gemächer des Schlosses führte. Hinter dieser

Digitized by Google

Türe weilte der Mann, der Leben und Tod des armen Gesellen in seiner Hand hielt. Ob er wohl noch auf und abwanderte? Veronika lauschte. Dann fiel ihr ein, daß die Türe sehr dick sei und dahinter wohl noch erst manches andre komme, und sie ging weiter. Am Ende des kurfürstlichen Stuhles kam wieder eine Türe, die war in der Falle, aber unverschlossen. Hindurch! Veronika ging zwischen der Mauer und der hintersten Reihe der Männerbänke hin. Als sie an dem Fenster vorüberkam, durch das der Lichtstreifen in die Kirche fiel, blieb sie stehen und schaute hinaus. Ueber dem gegenüberliegenden Schloßflügel stand der Mond. Der Kies auf dem Hofe leuchtete wie Silber. Morgen früh, wenn der Mond über den Turm gewandert ist und wenn statt seiner Scheibe der Morgenstern über den Giebel schaut, wird da drunten auf dem hellen Kies der Mann stehen, dem ihr Leben gehörte, seitdem er sie im Arme gehalten hatte, und wenn die Frühglocke ausgeläutet hat, dann werden sich drei glimmende Lunten heben, und drei Schüsse werden krachen. Aber die Frühglocke soll nicht ausläuten! Sie soll gar nicht läuten! Sie läutet nicht!

Veronika preßte die Lippen aufeinander und ballte die kleinen Fäuste. Dann ging sie weiter. Sie kam an eine niedere eiserne Türe, die in den Turm führte. Sie wußte, daß diese durch einen Riegel verschlossen war. Sie tastete hinauf und hinunter. Da war der Riegel nicht. Aber hier zur Seite war er. Erst beim dritten Versuch lockerte er sich, und nach einem weiteren tüchtigen Druck schob er sich zurück. Die Türe ging nach innen. Ein scharfer Luftzug wehte aus dem Turm. Veronika trat in die Wendeltreppe und stand im hellen Lichte des Mondenscheines, der durch die offene Luke zur linken Hand in den Turm fiel. Eilig stieg Veronika in die Höhe, jetzt in die Finsternis hinein, und dann wieder in das Licht hinaus. Der Wind war heftiger geworden, er wehte von Westen her. Wenn das Mondlicht aufhörte, dann kam der scharfe Wind und wehte an ihr hinunter. Des wurde sie getrost. „Ich bin nicht allein," sagte sie zu sich. „Im Winde fürcht' ich mich nicht, der kommt vom Walde her, und der Mondschein ist mein Kamerad, der hilft mir."

Jetzt stand sie droben auf dem obersten Stockwerk des Turmes. Hier war es stockfinster, denn die hölzernen Läden waren geschlossen. Sie drückte die Augen zu und legte über die Brauen die Hand. So stand sie eine Weile. Dann öffnete sie plötzlich die Augen. Aber das Feuer, das vor ihnen glühte, kam aus ihrem Blut; es war rings um sie her so schwarz, wie vorhin. Nun tastete sie nach der Wand. Hier war die Wand, sie griff sich feucht und schimmlig an. Vorsichtig ging sie an der Wand hin, mit dem Fuße voraustastend. Jetzt kam sie an einen Fensterladen. Er war fest in die Nische gerammt und gab nicht nach, wie sie auch daran drückte. In Gottes Namen weiter! Grete! Grete! — Wieder an der Wand hin; puh, wie mußten die Hände aussehen! Sie rochen nach Moder und Spinnweben. Da stieß sie mit dem Fuß an einen Balken. Sie tastete mit den Händen. Hier ging die letzte Stiege, eine Leiter, hinauf zu den Glocken. Hinauf, hinauf! Im Steigen wandte sie sich um und schaute hinab, und nun sah sie doch unten einen bleichen Schimmer, der kam von der Wendeltreppe herein. Also dort war der Ausgang, wenn sie hinunter wollte; aber auf dem geraden Weg mochten Löcher sein, darum nur hübsch wieder an der Wand herum! Aber jetzt hinauf, hinauf! Holla! Sie stieß den Kopf an etwas Hartes. Was ist denn das? Ein Brett breit über ihr, das ist die Fallüre! Sie wird doch nicht geschlossen sein! Sie stemmte ihre kleinen Hände hinauf und drückte. Das Brett gab nach. Ein Lichtstreifen glänzte vor ihr. Er wurde zum wachsenden Keil, zum flutenden Strom. Immer geringer wurde der Widerstand des Brettes, und nun öffnete es sich selber und legte sich hinten hinüber. Sie trat hinaus in die lichte Höhe. Der Nachthimmel schaute hoch herein. Dort drüben blitzten die Sterne, und hier stand der Mond, und in seinem lieben Lichte schimmerten die Glocken! Die Glocken! Ihr Herz frohlockte. Drei sind es. Sie hängen nebeneinander, in der Mitte die große, zu ihren Seiten die kleinen. Welches ist die Frühglocke? Ist es nicht die eine, so ist's die andre; darum darf keine von euch läuten! Zuerst muß du stumm werden, du leuchtendes niedliches Ding!

Veronika ging auf der festen Bahn, die den Wänden entlang lief, bis sie neben dem Glöckchen stand. Sie griff hinein in das Gebälk und streichelte das Erz, dann bog sie ihr Köpfchen zwischen die Balken und drückte ihre Lippen auf das kalte Rund. „Sei lieb und gut und folgsam!" schmeichelte sie. „Ich will dich auch mit Blumen schmücken!"

Dann bückte sie sich und kroch zwischen der Balkengabel hindurch unter die Glocke. Sie faßte festen Fuß auf dem schwanken Brett und richtete sich auf. „Hier ist der Klöppel, der muß heraus und fort. Wer hätte gedacht, daß er so schwer sei? Und doch, er läßt sich lupfen. Laß doch sehen, wie er eingehängt ist!"

Veronika spürte mit der Hand. „Hier ist er hinein gekommen, und hier muß er auch wieder heraus. Und nun sei vernünftig!"

Sie faßte den Schlegel mit beiden Händen und hob ihn und ließ seine Oese hin und wieder spielen, hinauf und hinab. Fast hätte sie vor Freuden aufgeschrien: sie hielt den Klöppel in ihren Armen. Sie ließ ihn hinuntergleiten bis an die Brust und drückte ihn aus Herz, wie wenn er ein Kindlein wäre und sie dessen Mutter. Dann schob sie ihn vorsichtig durch die Balken auf den festen Boden und schlüpfte nach. Als sie draußen stand im hellen Schein des Mondes, überlegte sie, wo sie die Puppe bergen solle. Einen Augenblick dachte sie daran, den Schwengel hinunterzuwerfen in den Friedhof. Aber da fiel er vielleicht auf einen Stein, und der laute Schall konnte sie verraten. Also verstecken! Aber wohin? Unter die Treppe? Aber wenn sie mit Lichtern heraufkamen und suchten, mußten sie ihn finden. Da fiel ihr der Herrschaftsstuhl des Kurfürsten ein. Darinnen stand eine lange gepolsterte Fußbank. Unter die wollte sie den Klöppel legen; denn dort würde ihn niemand so bald suchen.

Sie hob ihn vom Boden auf und ging nun den Weg zurück, den sie gegangen war. Sie konnte rasch gehen, denn das Licht begleitete sie bis zu

Digitized by Google

der eisernen Türe, die zur Empore führte. Sie ließ diese Türe hinter sich offen stehen und eilte zwischen den Bänken hin in den kurfürstlichen Kirchenstuhl.

Hier wußte sie auch in der Finsternis Bescheid. Sie bückte sich und suchte die Fußbank. Das erste, was sie ergriff, war der wattierte Fußsack der seligen Pfalzgräfin. Hinter dem war die gepolsterte Bank. Sie ließ das lange Ding nach vornen umkippen, legte den Glockenschwengel dahinter, richtete die Fußbank wieder auf und eilte hurtig und vergnügt den Weg zurück, die Schnecke hinauf, über den Boden hin zur Leiter und empor auf den Glockenstuhl.

„Jetzt kommt der Kamerad an die Reihe," sagte sie und ging auf die andre kleine Glocke zu. Sie schlüpfte unter die eherne Haube, hob den Schlegel versuchsweise in die Höhe und suchte dann mit dem Finger nach der Oese und dem Haken. Aber o weh! Hier war es nicht möglich, dem Munde seine Zunge zu rauben. Sie war angewachsen, das eherne Gelenk schloß sich rund und heil, und die suchenden Fingerlein des Kindes fanden nirgends einen Einlaß.

Ihre Hände fielen auf ihr Schürzlein. Bekümmert schaute sie zu dem Mond empor, wie wenn der ihr raten und helfen müßte. Was sollte sie tun? Das Glockenseil abschneiden? Im Gerätehäuschen des Totengräbers ein Grabscheit holen und die Glockenseile abschneiden, alle! Aber dann würde man denken, es habe sie einer gestohlen, der Glöckner würde ein andres herbeibringen, und nach einer Viertelstunde Aufschub läutete die Glocke doch! „Was soll ich tun, du guter treuer Mond?"

Der leuchtete selbstzufrieden herunter, wie wenn er der Himmelsglockenschwengel wäre und bei sich dächte: ich hänge gut; mich hebt keiner aus. Da kam eine Wolke herangezogen über das Kirchendach her und zog unter dem Monde hin, und für eine Weile war er wie eingewickelt in ein warmes wattiertes Futteral. Da rief Veronika aus: der kurfürstliche Fußsack! und mit fröhlichem Lachen schaute sie zum Mond hinauf, der wieder blitzblank geworden war. „Danke dir, danke dir, lieber Freund!"

„Zuerst in die Sakristei hinunter und Schnüre gesucht und alles herausgeschleppt, was an Teppichen vorhanden ist!"

Sie lief die Stiegen hinab, die Empore hin. Im Vorübergehen haschte sie den Fußsack auf und schloß ihn dahinlaufend an ihr Herz. Wie groß und dick und weit, ein Familienfußsack für die ganze pfalzgräfliche Sippschaft; und die bayrischen Bettern hatten auch noch Platz darinnen. Sie mußte ihn zusammendrücken, wenn sie ihre Arme schließen wollte.

Im fröhlichen Laufen stolperte sie über die Stufen, die zum Chor hinaufführten. Aber sie fiel auf den Fußsack, warm und weich. Nun stand sie hochaufatmend vor dem Altare. ‚Wenn ich nur auch alles andre finde!' Zur linken Hand war die vergitterte Sakristei. Sie klinkte auf. Die Tür tat einigen Widerstand und wich unwillig mit grämlichem Knarren. Da lief ihr ein Schauder über den Rücken. Zum ersten Male fürchtete sie sich. Es war ihr, wie wenn sich vor ihr eine dunkle Gestalt erhebe. So pflegte der Pfarrer aufzustehen von seinem Stuhl, wenn er sich anschickte, die Kanzel zu besteigen. Veronika biß die Zähne aufeinander und ging vorwärts. Es war nichts, natürlich, es war nichts! Hier steht das Schränkchen, worinnen der Küster seine Schnüre aufbewahrt.

Wie oft hatte Veronika mit ihrer verstorbenen Gespielin aus diesem Kästchen Kirchengut geraubt, wenn sie Kränze wanden und ihnen der Windfaden ausgegangen war! Ueber dem Schränkchen hängt der eingerahmte Spruch Luthers, und quer über den drei letzten Zeilen liegt unter dem Glase der tote Tausendfüßler, den sie oft mit Schauder und Abscheu betrachtet hatten. Nicht daran denken! Nicht daran denken! Er ist tot und liegt unter dem Glas. Auf mit der Tür! Hier liegen die Schnüre und Stricke, ein ganzer großer Knäuel! ‚Der wird in den Fußsack gestopft, so trag' ich sie am ersten! Hier ist ein Tuch, das kann ich auch brauchen, und den Bodenteppich nehm' ich mit. Und was ist denn das? O herrlich, ein ledernes Futteral! Auf damit! Ein Kelch ist drinnen. Den stellen wir auf den Boden, und das Futteral nehmen wir mit. Das geht auch noch in den Fußsack hinein, — und nun die Tücher — das eine, das andre. Hab' ich alles? Ja. Jetzt auf und davon.'

Sie stieß mit der Stirn an das Gitter der Sakristei und konnte die Tür nicht gleich finden. Eine jähe Angst kam über sie. Hinaus und schnell auf die Empore! „In den Männerbänken bin ich sicher. Aber neben mir, draußen in der Luft, geht der Pfarrer, der will mir den Weg abschneiden, und der Tausendfüßler, riesengroß, liegt dort im finsteren Gang!

„Auf die Bank hinauf! Da scheint der Mond hin, da geh' ich sicher. Aber jetzt hat die Bank ein Ende, und ich muß hinunter. Dort ist ein Fleck Mondlicht. Da schau ich hinein und steig derweilen auf den Boden. Und nun zur Tür. Gottlob! Die Treppe hinauf! Rasch, rasch! Sie huschen und streichen mir nach! Dort hockt etwas im Winkel und atmet mich an. Es atmet wie ein Mensch. Und die glühenden Augen! Eine Eule ist's. Vorbei! Vorbei! Jetzt noch die letzte Stiege hinauf! Dann ist das Licht da, und die Glocken sind da! O weh, meine Tücher flattern hinter mir her! Da können sie mich greifen. Aber sie greifen mich nicht. Grete, Grete, hilf mir! Jetzt noch fünf, noch drei Stufen! Aber ich kann nimmer! Gottlob, das ist die letzte Pforte — die Falltür ist auf; ich halt' mich an ihr. Was steigst du in die Höhe? Nicht weiter! Willst du mich nicht hinauflassen, du wüstes Brett? Ach, ich hab' dich ja selbst in die Höhe gezogen. Und nun vollends hinauf! Gott sei Lob und Dank! — Droben!"

Veronika mußte sich in die Knie niederlassen, so war sie erschöpft. Ihr Herz stürmte. Aber sie faßte sich, denn sie hatte, was sie brauchte. Doch ward sie der Angst und des Schauderns nimmer los. Die Schrecken waren aufgerührt und gingen um sie her. Der tröstliche Mondschein war nimmer da. Die goldene Scheibe stand über dem Kirchturm, und von allen Seiten drang gleichmäßig die dämmerige, webende Nacht herein. Und nun erhob sich der Wind und sauste durch den Turm und

Digitized by Google

fegte hinunter durch die offenen Türen in die Kirche. Veronika lauschte seinem Toben, Stöhnen und Aechzen. Sie hörte ihn durch die Kirche fahren. Ein Fenster schlug auf und zu. Das war das Fenster, durch das sie eingestiegen war. Es kam ihr zum Bewußtsein, daß der Weg zu ihr offen war von all den Gräbern her. Sie hätte gern die Falltür, die sich in der Schwebe hielt, vollends zugemacht. Aber sie fürchtete sich, von dem Fleck zu gehen, auf dem sie kauerte. Der Sturm wuchs und wuchs, zerrissenes Gewölk fuhr über den Himmel hin. Der Wind fuhr herauf und hinab; es zitterte, rasselte, rüttelte über ihr. Da ein schmetterndes Krachen! Die eiserne Tür, die vom Turm auf die Empore der Kirche führt, ist zugeschlagen worden. Gleich darauf schwankte die Falltür hin und her und senkte sich langsam und schloß sich mit einem dumpfen Schlag.

„Das hast du getan, Gretlein!“ sagte Veronika vor sich hin. „Du hast die Türen hinter mir zugemacht und stehst Wache. Nun kann niemand zu mir kommen.“

Sie war mit einem Male still und getrost geworden. ‚Jetzt kann ich an die Arbeit gehen. Leuchtet mir auch der Mond nimmer, so ist das Sternenlicht da, und die Nacht ist selber lauter Schimmer und Schein bis in den Turm herein und bis unter die Glocken.‘

Und nun ging sie frisch an die Arbeit. „Zuerst kommt der Strumpf,“ sagte sie und zog dem Schwengel das Lederfutteral an. „Jetzt der Strumpfbändel!“ Sie schnürte das Leder fest. „Jetzt kommt der warme Unterrock!“ Sie stülpte den Fußsack um den Schwengel und umwickelte ihn mit straff gespannten Stricken. „Und nun das Staatskleid!“ Sie hüllte das weiße, wollene Tuch um den Fußsack, nachdem sie es dreimal zusammengelegt hatte. Sie schnürte es fest und band die Enden der Schnur oben an den Haken, worinnen der Klöppel hing. „Zum Schluß noch der Mantel!“ Sie packte das unförmliche Ding, das die Glocke schier anfüllte, in den Bodenteppich, den sie mit den derbsten Stricken umwickelte und an der Oese des Schwengels befestigte. Nachdem sie ihr Werk wieder und wieder geprüft und es hier und dort verbessert hatte, trat sie unter dem Schwengel hervor, faßte den Rand des Erzes und bewegte die Glocke, zuerst nur schwach, dann immer stärker, und schließlich aus Leibeskräften. Die Glocke schwebte lautlos auf und nieder, und als sie ausgeschwungen hatte und stille stand, war keine Schnur verrückt.

Ueber all dieser Arbeit war Stunde um Stunde verronnen. Der Mond war westlich vom Turmdach wieder zum Vorschein gekommen und leuchtete hell und klar durch die Luken, Fenster und Bögen herein. Der Sturm hatte sich gelegt, der Himmel war wolkenlos. Die Sterne leuchteten in tiefem Glanz, und gegen Osten über dem Fichtenwald brütete eine leise Helle. Aus der unteren Stadt klang der Wächterruf: „Wohl um die drei!“

„Jetzt kommt das Schwerste, die große Glocke!“ sagte Veronika vor sich hin. Sie raffte den Rest der Stricke vom Boden auf und kletterte durch das Gebälk unter die mittlere Glocke, die die größte und die oberste war. Der Schwengel hing nicht so hoch, daß sie ihn nicht in beide Hände hätte fassen können. Aber wie sie nun versuchte, ihn zu heben und zu lüpfen, rückte er kaum ein wenig in die Höhe. Sie stellte sich auf die Zehen und stemmte sich mit aller Kraft wider das wuchtende Gehänge. Ein wenig weiter hinauf konnte sie's schieben. Aber spielen und suchen konnte sie nicht, und das schwere Gewicht glitt zwischen ihren Händen hinab und hing in seiner Ruhe. So geschah es wieder und wieder. Endlich ließ sie die vergebliche Arbeit sein.

Sie kletterte unter der Glocke hervor nach dem hohen westlichen Schalloch hinüber und schaute verzagt zum Mond hinauf.

‚Es ist so licht und still dort droben, so feierlich; der liebe Gott sitzt hoch über dem Mond und schaut auf mich herunter. Du weißt alles, du weißt auch, was jetzt zu tun ist.‘

Ratlos schaute sie an der Glocke in die Höhe. ‚Wenn ich dort oben das Seil losbinden könnte, dann bände ich's an eine von den stummen Glocken. Aber wie komme ich dort hinauf?‘

Sie schüttelte verzagt den Kopf, schlüpfte wieder in die Mitte des Glockenstuhls unter den trutzigen Schwengel, kauerte sich auf den Balken und schaute sinnend und grübelnd in die schwarze Höhle der Glocke hinauf.

In der Unterstadt ertönte ein Hahnenschrei. Und bald darauf kam der zweite und dritte. Von Gäßlein zu Gäßlein, hinter dem Marktplatz her, an der Bleiche hinauf — bald glockenhell, bald heiser, bald im Fistelton und dann melancholisch tief — ein Krähen ums andre. ‚Das war unsrer,‘ dachte Veronika bei einem dieser Hahnenschreie, und sie seufzte aus der Tiefe. Wie mochte sich ihr Vater abängstigen. Ob er sie wohl suchte?

Sie schaute zu den Sternen hinauf. Sie waren blaß geworden. Ueber dem Fichtenwald aber quoll es hellgelb herauf, und die kleinen hohen Wölklein über dem Schlosse bekamen rosigen Schein. Jetzt hörte man Stimmen unten in der Stadt, Schritte wurden laut und verklangen. Nach Veronikas Schätzung mußte es bald vier Uhr sein. Dann kam der Küster und läutete!

Sie schaute zum Schwengel empor und dachte: ‚Wenn ich an ihm hinaufspringe und mich festhalte und immer weiter hinaufgreife, bis ich ganz in der Glocke hänge?‘

Sie stand auf, stellte sich auf die Zehen und faßte den Klöppel mit beiden Händen dicht über dem Knopf und brachte sich ins Schaukeln. Aber ihre Hände rutschten hinab, und sie fühlte, daß, wenn der Schwung weiter hinaufginge, sie alsbald hinausgeschleudert würde. Was wäre damit gewonnen? Die dort unten würden's nicht einmal merken, und die drei Schüsse krachten doch.

Sie suchte mit ihren Fußspitzen nach dem Balken und ließ sich hinab. Als sie festen Boden gefaßt hatte, hielt sie noch eine Weile den Glockenschwengel, denn es schwindelte ihr, und sie fürchtete sich, auf den Füßen zu stehen. Sie mußte erst die Augen schließen, dann ließ sie los und hielt sich mit ausgebreiteten Armen mühsam im Gleichgewicht. Unter der Glocke hervor! Was sollte sie hier? Ihre Knie wankten. Sie mußte sich an den Balken und Dachsparren halten, durch die sie leicht und sicher hereingeschlüpft war. Als es galt, den letzten Schritt über die freie Luft zu tun, hielt sie sich an

Digitized by Google

dem Glockenseil, das zum Bügel der großen Glocke hinaufführte. Das Seil senkte sich und die Glocke schwang sich, und schiergar hätte der Klöppel angeschlagen.

Jetzt stand sie auf sicherem Boden, an dem Schalloch, das nach Süden schaute. Sie konnte hier in die Stadt hinuntersehen. Aber sie war auch in Gefahr, bemerkt zu werden. Darum ließ sie sich auf die Knie nieder, legte die Arme auf das mit Blech beschlagene Gesims und ihren Kopf auf die Arme. So war denn alles vergeblich? Was tat sie noch hier oben? „Ich will heim zu meinem Vater!"

Und doch! Es war ihr, als dürfe sie nicht von der Stelle. Hier war der Mund, der dem Tode rief; noch hatte er sich nicht aufgetan, und vielleicht gelang es ihr doch, ihn zu verschließen.

Aber schon hörte sie den Schritt der Soldaten. Sie lugte hinaus. Vier Männer marschierten die Straße herauf, am Kirchturm vorbei. Auf dem Schloßplatz machten sie Halt. Und jetzt brachten sie den Verurteilten. Er ging neben dem Pfarrer, hinter ihm und vor ihm je zwei Stadtknechte. Veronika ging an das nächste Fenster und spähte auf den Platz hinunter. Sabinus stand mit geöffneter Brust barhäuptig mitten auf dem Platz; die vier Soldaten hielten fünf Schritte vor ihm. Sie hatten ihre Musketen abgestellt und hielten die brennenden Lunten in der Hand.

Und jetzt hörte sie den schlürfenden Schritt des Glöckners. Der Schlüssel raschelte im Schloß, die Turmtür knarrte, und gleich darauf — Veronika sah in höchster Spannung von einer Glocke zur andern — fing unter den dreien die an zu schwingen, deren Schlegel verhüllt war. Sie schwang sich immer höher, immer mächtiger, aber kein Ton kam aus ihrem Mund. Der Schwung ließ nach; sie kam allmählich zur Ruhe. Da fing die andre stumme Glocke an, sich auf und aufzubäumen, die, deren Schwengel ausgehoben war; aber nur eine kleine Zeit, dann wurden die Schwingungen kürzer und matter und hörten auf. Die Kirchtür wurde auf und zu geschlagen, einzelne Rufe wurden laut; ein aufgeregtes Hin- und Herrennen. Eine Weile war alles still gewesen, dann aber fing die mittlere Glocke an, sich zu schwingen und alsbald zu tönen. Veronika hörte einen Kommandoruf. Sie schaute hinaus und sah die drei Gewehre im Anschlag, und die drei glühenden Lunten. In Todesangst lief sie vor die Glocke und stand mit gerungenen Händen neben dem auf und nieder rasselnden Seil, und die dröhnenden Schläge rauschten um sie. Sie schaute die Glocke an, die erbarmungslose, wie sie auf und nieder, auf und nieder fuhr. Jetzt wurden die Schläge matter, die Schwingungen niedriger. Es läutete aus. Sie hörte die Tür gehen. Der Glöckner hatte das Seil gelassen, er will zuschauen, wie der arme Mann niedergeschossen wird. Jetzt noch ein Schlag, und noch ein Schlag; wenn der letzte verklungen ist, krachen die Schüsse.

„Nein!" rief Veronika frohlockend, und sie hielt das Seil in den Händen und zog und zog, daß sich die Glocke wieder fröhlich schwang und der Glockenton in den Morgen hinausranschte. „Wenn es ausgeläutet hat, wird Feuer gerufen. Aber es soll nicht ausläuten. Es läutet nicht aus!"

Und Veronika zog an dem Seil, und zog — bald mit der Rechten, bald mit der Linken, dann wieder mit beiden Händen. Die Leute rannten die Gasse herauf. In der Ferne riefen sie: „Feurio! Es brennt!"

Ein Auflauf geschah auf dem Platz, Stimmengewirr und einzelne Rufe rings um den Turm. Veronika läutete und läutete.

III

In dem gleichen Augenblick, wo Veronika vor der eichenen Pforte gestanden war, die aus des Kurfürsten Kirchenstuhl in seine Gemächer führte, stand Ottheinrich auf der andern Seite dieser Tür. Sein ruheloses Umherwandeln hatte ihn dorthin geführt. Er betrachtete flüchtig das Schnitzwerk und fragte seinen getreuen Helmstatt, der ihm wie sein Schatten folgte: „Phips, wo geht's da hin?"

„In deinen Kirchenstuhl, Otte."

Wenn die Freunde allein waren, duzten sie sich.

Der Kurfürst wandte der Tür gleichgültig den Rücken und wanderte über den Gang hinüber in sein Schlafzimmer, worinnen die Wachskerzen brannten, und an dem breiten Lager vorbei in das hellerleuchtete Wohnzimmer. Der Page, der auf dem Ruhbett gelegen hatte, erhob sich rasch, aber sein Gähnen konnte er nimmer verbeißen.

Der Kurfürst ging auf ihn zu und sagte gütig: „Leg dich aufs Ohr und schlaf aus. Ich will morgen helle Augen sehen."

Der Knabe verbeugte sich und verließ das Zimmer.

Als die beiden Freunde allein waren, seufzte Ottheinrich aus tiefster Brust und warf sich auf das Polster.

„Komm, Phips, setz dich zu mir! Warum fragst du mich nicht?"

„Weil du selber anfängst, wenn dir's ums Reden ist."

„Ach, Philipp!" Der Kurfürst strich seinem Freund liebkosend über die Stirn und sah ihm in das lange, offene Gesicht.

„Du weißt alles, sag mir doch, wie verhält sich das Regiment der Sterne zu der Vorsehung Gottes?"

„Da mußt du einen andern Philipp fragen, den Philippus in Wittenberg, der wird dir eine klügere Antwort geben."

„Nur heraus mit deiner eignen, sie wird klug genug sein für mich."

„Das Regiment der Sterne und die göttliche Vorsehung verhalten sich zueinander wie heute der Trommler und der Zinkenist. Der Zinkenist hat den Marsch geblasen, der Trommler hat Weiber und Kinder erschreckt. Der Marsch des Zinkenisten ist sogar dem Gefangenen in die Beine gefahren, daß sie ihm haben folgen müssen, aber wenn der Trommler auf sein Kalbfell schlug, dann gab es Gekreisch und Gelächter."

„Dein Gleichnis taugt nichts, Phips. Sieh, wenn ich über mein Leben nachdenke, dann spinnen sich meine Gedanken eine Kette von lauter Warum und Warum. Warum ist jenes so ergangen, und warum hat sich dies so getroffen? Hängt diese Kette an den Sternen, so beuge ich mich stumm; hält sie — aber unser Herrgott in der Hand, dann klettern meine Gedanken an der Kette hinanf, und ein

Digitized by Google

bitterböses letztes Warum setzt sich ihm auf die Finger und schaut ihn finster an. Sieh, Phips, vor siebenundzwanzig Jahren habe ich einer edeln Frau, die mich lieb hatte, das größte Leid angetan, ohne bösen Willen, mit gutem Gewissen. Sie hatte mir vor allen andern Nürnbergerinnen gefallen, und als ich einmal nach einer lustigen Schlittenfahrt sie aus dem Pelze hob und mir mein Schlittenrecht nahm, da küßte sie mich wieder, und ich merkte wohl, daß sie gern in meinen Armen lag. Ich aber hatte damals schon dem Bürgermeister von Nürnberg versprochen, um sie zu werben für seinen Sohn, und ich tat's am selben Tag. Den Blick, mit dem sie mich anschaute, hab' ich nie wieder vergessen. Sie wandte mir den Rücken und lachte hellauf, dann ging sie auf den Bürgermeister zu und sagte: „Ja, ja, — freilich, freilich!" Aber in derselben Nacht hat sie zerstoßenes Glas getrunken und wurde todkrank."

„Ist sie gestorben?"

„Sie genas und hat des Bürgermeisters Sohn geehelicht."

„Nun, so ist ja alles gut!"

„Nein, Phips, es ist nicht alles gut. Heute habe ich wieder in ihre Augen geschaut. Der morgen früh erschossen wird, ist ihr Sohn. So muß ich zum zweitenmal auf ihr Herz treten, ohne bösen Willen, mit gutem Gewissen."

Der Kurfürst trat an das Fenster und schaute zu den Sternen hinauf. „Habt ihr's so gefügt, so beug' ich mich."

„Otte," sagte der Freund und legte ihm die Hand auf die Schulter, „du bist hierher gekommen, um ihn zu retten."

Da wandte sich Ottheinrich langsam um und sagte ernst: „Keineswegs. Wenn morgen die Frühglocke ausgeläutet hat, erschießen ihn meine Musketiere.

„Geh nun zu Bett, Phips. Ich will zu schlafen versuchen. Gute Nacht!" —

Als das Dämmerlicht des ersten Morgens durch die Scheiben fiel, erhob sich der Kurfürst von seinem Lager, hüllte sich in seine Kleider und ging in das Speisezimmer hinab. Er öffnete das Fenster und schaute hinaus.

„Wen hast du ausgesucht, Peter?"

„Den Johann Fries, den Christoph Gißler und den Fritz Klormann."

„So ist's recht. Lauter gute Heidelberger. Macht eure Sache brav, Leute! Denkt euch, es wäre ein Soldat. Ein Tropf, wer nicht ins Herz trifft!"

Dann suchten seine Augen den Gefangenen, er nickte ihm zu und grüßte mit der Hand.

Jetzt kam der Glöckner über den Kies herbei. Sein Schlüssel rasselte im Schloß, die Kirchtür tat sich auf. Ottheinrich wandte dem Fenster den Rücken und faltete die Hände.

Eine geraume Weile verging. Kein Glockenton ließ sich hören. Der Fürst wandte sich um und schaute hinaus. Die Soldaten hatten das Gewehr an sich gezogen und hielten die Lunten bereit. Der Korporal, der Gefangene, die Neugierigen, die zufällig des Weges gekommen und stehen geblieben waren, alle schauten nach der offenen Tür des Turmes. Da sprang der Glöckner heraus mit entsetztem Angesicht und rief: „Die Glocken sind verhext!"

Der Kurfürst rief ihn zu sich ans Fenster.

Mit schlotternden Knien stand der Mann vor ihm, und kaum brachte er die Worte heraus:

„Die Frühglocke tut nicht, und die Mittagsglocke auch nicht."

„Warum denn nicht?"

„Das Seil ist in Ordnung, die Glocken schwingen, das spürt man, aber sie sind gebannt! Der Mann dort ist ein Hexenmeister."

„Sind nur zwei Glocken da?"

„Nein, noch die Abendglocke."

„So läutet mit dieser!" —

„Ich geh nimmer in den Turm!"

„Fort! Oder —"

Da wandte sich der Kirchner um und ging mit wankenden Knien in den Turm.

Gleich darauf fing die Glocke zu läuten an.

Der Kurfürst ging in die Stube zurück; in ihrer Mitte blieb er stehen und preßte sich die Hände auf die Augen.

Aber was ist das? Es hört ja nicht zu läuten auf! Was ist das für ein Geraun' und Geschrei? Ist Feuer ausgebrochen?

Der Kurfürst eilte ans Fenster. Aus der Ferne tönten Feuerrufe; und doch war nirgends Rauch oder Flamme zu sehen. Aber vor dem Turm stand ein Haufen aufgeregter, schreiender Menschen. In ihrer Mitte der Glöckner. Die Haare sträubten sich ihm auf dem Kopf und er heulte vor Entsetzen. Die Musketiere hatten die Lunten weggeworfen und traten sie aus. Einige Leute eilten an die Turmtür, schauten hinein und sprangen mit allen Zeichen des Schreckens zurück.

Der Kurfürst rief einen von diesen zu sich ans Fenster und fragte: „Was ist in dem Turme?"

„Das Glockenseil springt drinnen herum wie verrückt. Es ist kein Mensch im Turm. Die Glocke läutet von selber und hört nimmer auf."

„So geht doch hinauf und schaut, wer droben ist!" rief der Kurfürst in die Menge und wiederholte dem Korporal seinen Befehl. Aber der alte Krieger schüttelte sich vor Grauen und sagte: „Daß mir der Teufel den Hals umdreht? Der Teufel läutet die Glocke."

Aus der Menge aber, die mit jedem Augenblick anschwoll, trat ein Ratsherr aus Fenster, zog sein Barett und sagte flehentlich:

„Gnädiger Herr, wir bitten euch, schicket den Mann dort aus unsrer Stadt. Wir wollen ihm ein Zehrgeld geben. Er hat unsre Glocken verhext; wenn es so fortläutet, kommen unsre Weiber nieder, alle auf einmal, und wir Ratsherren verlieren den Verstand."

Ottheinrich schaute nach dem Verurteilten hinüber. Der war allein in einem weiten Kreis. Männer, Frauen und Kinder standen um ihn herum und sahen ihn mit angstvollen Augen an. Der Kurfürst wartete, bis der Mann zu ihm herblickte, dann winkte er ihm mit den Augen und wandte sich ins Zimmer zurück.

Philipp von Helmstatt war gerade eingetreten.

„Keiner hat das Herz, hinaufzugehen," sagte er; „so will ich nachsehen."

„Nein, Phips," erwiderte Ottheinrich. „Du hast andres zu tun. Laß zwei Pferde satteln, eines für dich und eins — du weißt, für wen. Pack

Digitized by Google

ihm ein Bündel auf und tu so viel Geld hinein, als ein Edelmann braucht, nach Ungarn zu reisen. Laß Kleider für ihn richten. Und wenn du all dies angeordnet hast, dann schreib in meinem Namen ein Briefleln an unsern Freund, den edeln Grafen Niklas Zrinn. Ich schick' ihm einen Mann, der soll bei ihm ein Held werden. Siegle mit meinem Petschaft!"

Kaum hatte Helmstatt das Zimmer verlassen, so trat Sabinus ein. Er verneigte sich tief.

„Wenn ich den Wink Eurer Kurfürstlichen Gnaden verstanden habe, habt Ihr mich gerufen. Verzeiht, daß ich unangemeldet eingetreten bin. Aber jeder weicht mit Grauen vor mir zurück."

„Folgt mir!" sagte der Kurfürst.

Er führte den Mann in sein Gemach hinauf. Philipp saß am Tisch und schrieb.

„Hier bring' ich ihn," sagte Ottheinrich. „Er soll hier auf mich warten."

Dann ging er in sein Schlafzimmer und durch die entgegengesetzte Tür und über den dunkeln Gang bis zu der Pforte, die nach der Kirche führte. Er schob den Riegel zurück, öffnete und ging hindurch in den dämmerigen Fürstenstuhl der Kirche. Er warf einen Blick über die Brüstung hinunter, um sich zurecht zu finden, und ging dann auf den Turm zu. Die eiserne Tür öffnete sich leicht. Rasch stieg er die kleine Schnecke empor, und mit jedem Schritt klang das Geläute lauter. Als er in dem finsteren Raum angelangt war, rief er mit halblauter Stimme: „Ist jemand hier?"

Er lauschte. Das Seil rauschte auf und nieder, und droben klang die Glocke. Er ging dem Schalle nach und kam so geradenwegs auf die Stiege. Er kletterte hinauf und wartete eine Weile. Dann stieß er mit aller Kraft die Falltür zurück und stieg hinauf in den lichten Glockenstuhl.

„Remblem! Du bist es, Dirnlein?"

Veronika saß auf einem Balken in der Höhe. Sie hatte sich aus dem Reste ihrer Stricke eine Art von Steigbügel gemacht und hatte ihn an das Glockenseil gebunden. So viel Zeit hatte ihr zwischenhinein der eigne Schwung der Glocke gelassen, und nun konnte sie abwechselnd auch mit den Füßen läuten.

„Gnädiger Herr!" rief sie. „Gott schickt Euch mir!"

Dem Kurfürst wurde im Augenblick alles klar.

„Komm herunter, Kind!"

Veronika sprang herab und fing sofort mit den Händen zu läuten an.

„Du Närrlein," sagte der Kurfürst. „Du hast ja schon gerettet. So höre doch auf!"

Aber in ihrem glühenden Eifer verstand sie nicht. Sie läutete und läutete.

„Wie hast du denn das mit den beiden andern Glocken gemacht?"

Der Kurfürst ging vorsichtig auf dem Balken unter die eine der beiden Glocken und schaute hinauf.

„Wahrhaftig, du Dieb! Du hast den Schwengel ausgehängt. Wo hast du ihn hingebracht?"

„In Eurem Kirchenstuhl unter der Fußbank liegt er."

„Du Schelm! Und wie ist es mit der andern Glocke?"

Ottheinrich zwängte sich durch die Balken hindurch und schaute in die andre verstummte Glocke hinein. Als er den vermummten Glockenschwengel sah, brach er in ein fröhliches Lachen aus.

„Wann hast du denn das alles geschafft?"

„Heute nacht."

Der Fürst arbeitete sich aus dem Gebälk heraus und schaute zum Schallloch hinaus.

„Um Gottes willen! Alles ist schwarz von Menschen. Die ganze Stadt ist auf den Beinen. Nun, Kleine — wie heißt du?"

„Veronika."

„Höre, Veronika! Spring eilends hinunter und hol den Klöppel herauf. Ich löse dich derweilen ab."

Das Mägdlein lächelte verschmitzt, und im Nu war sie verschwunden.

Und nun stellte sich Ottheinrich an das Seil. Er war ein kräftiger Mann, die Glocke klang noch mal so laut, und Wehgeschrei der Weiber erscholl von unten herauf.

Es dauerte nicht lange, da keuchte Veronika die Stiege herauf. Der Kurfürst schaute über die Schulter, ergriff das Seil mit der linken Hand und sagte:

„Flugs, hänge den Klöppel an seinen Platz."

Veronika huschte wie ein Vögelchen durch das Gebälk, hob die eherne Keule in die Höhe, und nach kurzer Zeit sagte sie:

„So, jetzt hängt der Kerl."

„Aber auch fest?"

„Ja, gerade wie vorher."

„Und jetzt, geschwind, Veronika, mach hier den Strick vom Seile los. Leg ihn auf den Boden! Jetzt herunter mit dem Zeug aus der andern Glocke! Du hast kein Messer bei dir? Hole meinen Dolch aus der Scheide!"

Veronika trat an den Fürsten heran und ergriff sein Messer. Als sie es in der Hand hielt, schaute sie den Fürsten mit sonderbaren Augen an und sagte: „Aber er bleibt am Leben?"

„Gewiß, gewiß! Nun eile dich!"

In fliegender Hast zerschnitt Veronika die Stricke und warf eins nach dem andern dem Kurfürsten vor die Füße, den Bodenteppich, das Tuch und die andern Dinge, zuletzt die Reste der Stricke.

„Was ist denn das für ein Untier?" fragte der Kurfürst und deutete mit der Fußspitze.

„Das ist Euer Kurfürstlichen Gnaden Fußsack. Ich hab' ihn von Eurem Kirchenstuhl heraufgeholt."

Da wurde Ottheinrich von einem Lachkrampf befallen, so daß er das Seil loslassen mußte. Sofort sprang Veronika hinzu und läutete und läutete.

Der Kurfürst hatte sich gefaßt.

„Du sollst meine Schloßkastellanin werden. Aber laß mich an das Seil. Du hast andres zu tun. Hast du alle diese Dinge aus der Kirche geholt?"

„Ja."

„Tu alles wieder an seinen Platz und komm wieder her. Vergiß nichts! Hier ist noch ein Endchen Strick und dort das Lederfutteral! Hast du nun alles? Aber beeile dich, denn ich werde müde."

Veronika sprang mit ihrem Pack die Treppe hinunter, und der Kurfürst läutete und läutete.

Der Schweiß rann ihm von der Stirn, und seine Hände brannten wie Feuer. Seufzend schaute er nach der Falltür und zählte von eins bis hundert und läutete und läutete.

Digitized by Google

„Die Hexe wird mich doch nicht im Stiche lassen?“

Da kam sie herauf mit fliegendem Atem und wogender Brust.

„Gott sei Dank! Wo hast du denn meinen Dolch? Daß wir den nicht vergessen! Steck ihn mir in die Scheide! Und jetzt wollen wir beide aus Leibeskräften der Glocke noch einen Schwung geben, daß sie von selber fortläutet, bis wir in der Kirche sind. Tu deine Händlein zwischen die meinen! Eins — und zwei — und drei! Jetzt fort!“

Die beiden ließen das Seil los und sprangen die Stiege hinab, Veronika voraus. Sie hatte den Kurfürsten an der Hand gefaßt und schaute im Springen, ob er sicher trete. Als sie beinahe unten waren, glitt er aus und polterte die letzten Stufen hinunter. „Es tut nichts! Weiter! Dorthin, wo das Helle ist! Aber leise, leise!“

Sie eilten so schnell und so leis sie konnten die Wendeltreppe hinab.

„Läutet es noch?“

„Noch ein paar Schläge!“

„So, jetzt zur Tür hinein! Die Tür verriegelt! Horch! Kommen sie schon?“

„Ja, gnädiger Herr! Sie kommen.“

Sie lauschten noch eine Weile. Fußgetrapp und Stimmengewirr kam von unten herauf.

„Jetzt gehen sie vorüber!“ sagte Veronika.

„Komm, Kind!“

Sie eilten leis und vorsichtig zwischen den Männerbänken hin und in den fürstlichen Stuhl.

„Hier hinein,“ sagte Ottheinrich und wies auf die eichene Tür.

Er ließ die Dirne durch die Pforte schlüpfen, folgte nach und verschloß die Tür hinter sich.

„Warte hier im Gange, bis ich dich rufe! Wie bist du denn in die Kirche gekommen?“

„Mit einer Leiter durch ein Fenster vom Kirchhof her.“

„Da sollst du wieder hinaus. Wo hast du die Leiter her?“

„Aus dem Totengräberhäuschen auf dem Friedhof.“

„Tu sie nachher wieder an ihren Platz, und geh heim und sag keinem Menschen ein Wort! Nie keinem Menschen!“

„Nie!“ versicherte Veronika.

„Wenn alles gelingt, und wenn du schweigst, dann versprech' ich dir etwas!“

„Was denn, gnädiger Herr?“

„Wenn er glücklich aus dem Krieg zurückkommt, und wenn er sich gehalten hat wie ein braver Soldat, dann will ich für ihn bei dir werben.“

Veronika wurde blutrot. Sie schlug die Augen nieder und flüsterte: „Warum denn nicht gleich?“

„Weil er deiner würdig werden soll, Jungfer Kastellanin.“

„Muß er denn in den Krieg?“

„Ja, in den Türkenkrieg. Er reitet jetzt gleich in das Ungarland nach der Festung Szigeth. Dort weilt ein berühmter Held, Niklas Zriny. Das ist ein Freund von mir. Der wird jetzt sein Herr und Meister sein. Aber Abschied nehmen sollt ihr! Warte hier; ich rufe dich gleich!“

Ottheinrich ging in sein Schlafgemach und rief in das Nebenzimmer hinein: „Philipp!“

Der Getreue kam alsbald auf den Ruf.

„Gnädiger Herr, wie seht Ihr aus!“

„O Phips, ich bin müd, wie wenn ich ein Klafter Holz gehackt hätte. Aber ich bin überaus fröhlich! Heute mittag wollen wir miteinander in den Wald reiten. Da will ich dir etwas erzählen! Ist alles bereit?“

„Die Pferde sind gesattelt. Ich habe ihm die braune Stute gegeben. Die hält aus. Ein gehöriger Sack ist hinten aufgepackt. Hundert Dukaten sind hineingelegt. Und hier ist der Brief an Niklas Zriny.“

Ottheinrich überflog die Zeilen.

„So ist alles recht. Und er selber?“

Ein junger Landedelmann trat ein und küßte dem Kurfürsten die Hand.

Ottheinrich schaute ihm ernst in die Augen und sagte:

„Der Ritter von Helmstatt wird dich begleiten bis zur Grenze. Die ist zwei Stunden von hier. Und dann reite gegen den Feind des Reiches und der Christenheit. Du hast vieles gutzumachen! Werde ein wackerer Kriegsmann! — Noch eins!“

Ottheinrich ging in das Schlafzimmer und kam gleich darauf mit einem Kästchen zurück. Er öffnete es und holte einen Ring heraus.

„Nimm ihn mit und halt ihn hoch!

„Und jetzt noch ein letztes! Veronika!“

Die Tür tat sich auf, und das Dirnlein trat herein, über und über errötend.

„Bedanke dich bei ihr! Sie ist's gewesen! Sie hat dir das Leben gerettet.“

„Die?“ rief Philipp verwundert.

Sabinus aber kniete vor Veronika nieder.

„Erlaubt!“ sagte er, zum Kurfürsten gewendet, und steckte dem Mägdlein den soeben empfangenen Ring an den Finger. Dann stand er auf, nahm die süße Maid in seine Arme und küßte sie auf den Mund.

„Sie ist eine Heldin,“ sagte der Kurfürst, und Tränen liefen ihm über die Wangen. „Werde du ein Held, und dann — wie Gott will.“

„Und nun fort, Kinder! Du hier hinaus, Jungfer Kastellanin! Und Ihr dort hinaus! Gott sei mit dir! und mit dir!“

*

Drei Wochen nach diesen Begebenheiten saßen die schönen Töchter des kurfürstlichen Amtmanns mit ihrer Freundin im Erker des Hauses am Marktplatz und redeten von diesen Dingen.

„Nun weiß ich auch, wer's gewesen ist,“ sagte Judith. „Der hochberühmte Doktor Faustus ist's gewesen.“

„Den hat ja der Teufel in Wittenberg geholt,“ meinte die Schwester.

Die Freundin aber rief:

„Nein, zu Staufen im Breisgau hat ihm der Teufel den Hals umgedreht.“

„Weder das eine noch das andre ist wahr,“ sagte Judith, „sondern hier ist er gewesen und hat unsre Glocken gebannt und ist dann durch die Lüfte davongeritten mit einem höllischen Begleiter. Im Rennerwald ist er verschwunden. Dort soll es nimmer geheuer sein!“

„Und wißt ihr auch, daß des Wagmeisters Tochter Veronika Kastellanin im Schloß geworden ist? Das blutjunge Ding!“

Digitized by Google

Die Mädchen ſchauten ſich gedankenvoll an und ſchwiegen.

Fünfzig Jahre ſpäter ſchrieb der grundgelehrte Hildebrand Holzbockius ein Buch, das folgenden Titel hatte: „Des hochberühmten Doktoris Johannis Fausti Glockenzwang, oder wie Doktor Fanſtus in einem guten pfälziſchen Städtlein einen erſchröcklichen Mord begangen, item wie er die Glocken gebannet, ſo daß ihrer etliche nicht zu klingen vermögend geweſen, etliche von ihnen ſelbſt läuteten, will ſagen, vom Teufel geläutet wurden; mit nützlichen und ergötzlichen Anmerkungen verſehen von Hildebrando Holzbockio. Verlegt's David Knortz. Frankfurt am Mayn. Anno 1610."

Merkwürdigerweiſe haben alle unſre hochgelehrten Fauſtforſcher von dieſem Buch noch keine Notiz genommen. Ich beſitze es, und wenn mir der Leſer dieſer Geſchichte einmal die Freude bereiten ſollte, mich in der ſchönen Neckarſtadt zu beſuchen, werde ich's ihm zeigen.

Träume

Von

Emil Roland (Emmi Lewald)

Erinnerungen hab' ich, glanzgeſchmückte,
Die ich wie Früchte mir im Süden pflückte
Und in des Nordens herbe Sommernächte
Wie Traum von goldnen Wirklichkeiten flechte.

An quelldurchſungne Gärten vor den Toren,
In dichten Weingeländen halb verloren,
Wo tauſend Roſen an die Mauern klopfen,
So dunkelrot wie des Falerners Tropfen —
Und leuchtend gelbe, die wie goldner Regen
Sich auf die Zweige der Zypreſſen legen,
Und traubenweiße, die wie Lichtgedanken
Sich um die leeren Sarkophage ranken.

An Kirchen, die das Grau der Dämmerungen
Gleichwie ein Netz von Nebel hat umſchlungen,
Wo an den Wänden nur, den altersfeuchten,
Die Bänder goldner Moſaiken leuchten,
Ein glänzendes und rätſelhaft Gefunkel,
Wie Laubenblumen wachſend aus dem Dunkel —
Wie Blumen, die vor tauſend Jahren blühten
Und unverwelklich durch die Zeiten glühten.

An Abendſtunden, da des Tibers Wogen
Wie flüſſig Silber kommt dahergezogen,
Und langſam, ſchwer die alten Brücken ſtreifen,
Als wenn ſie ſchleppende Gewande ſchleifen
Von grauer Seide, drin das letzte Grüßen
Der niedergehnden Sonne mir zu Füßen
Wie goldne Säume liegt aus blauen Weiten,
Wie Glanz von erdenfernen Seligkeiten —

An ſchlanke Lilien, weiße, düfteſchwere,
Die aus den Sümpfen am Tyrrhenermeere
Wie bleiche Wunder ihre Stengel heben,
Als wären ſie verzauberte Epheben,
Aus Sagengärten, wo vom Mond umſchmeichelt,
Der Wellenſchlag vom Hain der Circe ſtreichelt —

An eine Stimme, die zu mir geſprochen
Mit ſüßem Ton in heißen Sommerwochen,
An leiſe Worte, die ſo voll erklangen,
Als ob Metalle aneinander ſchwangen,
Und die in welſchen Lauten, zauberhaften,
Von Liebe redeten und Leidenſchaften,
Dieweil die Römerbrunnen lachend ſangen
Und Aveglocken durch den Abend klangen.

Es werden warm die herben Sommernächte!
Aus Lieb' und Sehnſucht und Erinnrung flechte
Ich meine bunten Bilder, glanzgeſchmückte,
Die ich wie Früchte mir im Süden pflückte
Und nun als feierliche Weihgeſchenke
Auf meines Herzens leeren Altar ſenke — —

Digitized by Google

H. Eichrodt fec.

„Erlaubt!“ sagte Sabinus, zum Kurfürsten gewendet, und steckte dem Mägdlein den soeben empfangenen Ring an den Finger. Dann nahm er die süße Maid in seine Arme und küßte sie auf den Mund

Henrik Ibsen
Nach einer Aufnahme von Aybiin, Kristiania

Das neue Drama

Von

Dr. Hans Landsberg

(Hierzu sechs Porträts nach photographischen Aufnahmen)

Im Drama machen sich seit einiger Zeit Wandlungen und Entwicklungen geltend, die heute schon weit genug gediehen sind, um eine Prüfung und Uebersicht zu vertragen. Es gibt ziemlich untrügliche geistige Barometer, an denen man solche Gärungsprozesse verfolgen kann, selbst wenn noch keine poetischen Werke selbst entstanden sind, die ohne weiteres Beweiskraft besitzen für die Behauptung, daß sich eine starke idealistische Strömung im Drama bemerkbar macht. Dahin gehört etwa der Geschmack des Publikums, das längst nicht mehr an der gedrückten Enge, an dem geistigen und leiblichen Elend des Armeleutedramas, das eine Zeitlang im Schwange war, Genüge und Gefallen findet. Die breiten Zustandsgemälde aus der Gesellschaft, jene sonderbare Art der Charakteristik, die den Menschen nicht bloß mit Haut und Haaren, sondern in seinen kleinsten unpersönlichen Eigenheiten und Nebenzügen so spitzpinselig abkonterfeit, daß wir gleichsam jede Runzel in seinem Gesicht gewahren, nicht zuletzt die grenliche Dialekttreue, die mit dieser ultranaturalistischen Kunstanschauung aufs engste zusammenhängt — das alles ist längst außer Mode gekommen, und der Weg zum Drama größeren Stils ist nach Ueberwindung dieser Vorläuferstadien geebnet. Auch die Schauspielkunst, die ja im lebendigen Wechselverhältnis zur Dramatik steht, hat die naturalistische Spielweise längst aufgegeben und strebt wiederum nach einer eindrucksfähigen Potenzierung der Charaktere.

Das Werk des Dichters selbst ist freilich gerade auf dem Gebiet des Dramas noch im Rückstande. Während im Roman und in der Lyrik wirklich bereits etwas Neues geschaffen ist und die Moderne in gewissen Vertretern wie Detlev von Liliencron und Dehmel schon für klassisch gelten darf, ist man für das Drama in einiger Verlegenheit, wenn der Unkundige den Anspruch stellt, wahrhaft bedeutende moderne Dramen genannt zu sehen. Man muß sich da immer auf den einen und einzigen Ibsen beschränken, der es allein verstanden hat, die geistigen Ziele der modernen Generation, ihre Weltanschauung, ihre Wesensart im Konflikt mit den Weltzuständen dramatisch darzustellen. Und doch wissen wir heute, wie ich des weiteren in meiner Ibsen-Biographie ausgeführt habe, daß der große

Digitized by Google

Nordlandsdichter ein Ausgang, aber kein Abschluß ist. Sein Lebenswerk, dessen Größe in keiner Weise bemäkelt werden soll, enthält so viel Verjährtes und Ueberwundenes, so viele Elemente des Kampfes, der Auflösung und der Verneinung, daß die ruhigere tragische Größe, der das moderne Drama zustrebt, seinen Ahnherrn und Meister vielfach verleugnen muß. Man darf Ibsen als den Dramatiker des Skeptizismus bezeichnen. Er hat Menschen geschildert, die, durch ein erregendes Moment aus dem Gleichmaß ihres Seelenlebens gerissen, plötzlich zu zweifeln beginnen an allen bisherigen Lebenswerten und somit die eigne Existenz vernichten, um in Zukunftsträumen die Reinheit ihrer ursprünglichen Jugendideale wiederzugewinnen.

Von dem Gesellschaftsdrama Ibsens, das der Dichter selbst später verlassen hat, um sich in höhere romantisch-einsame Regionen zu begeben, stammt das Drama Sudermanns ab, der es geschickt verstand, den Tiefsinn und die Wucht seines Vorbildes ins Elegant-Geistreiche abzuschwächen, es gleichsam salonfähig zu machen. Schnitzler ist eine viel feinere Natur, aber längst nicht mit dem gleichen Bühneninstinkt begabt. Er steht den französischen Psychologen, einem Maupassant und Bourget nahe, nur daß er außerstande ist, die Psychologie der Novelle in die stärkere Akzentuierung des Dramas umzuwandeln. Er ist der Typus jener heut ungemein zahlreichen Dramatiker, in deren Gestalten alles Erlebte nach innen schlägt, statt sich zugleich wirksam nach außen zu entladen.

Auch der eigentliche Naturalismus, mit dem weder Sudermann noch Schnitzler etwas gemein haben, glaubte sich auf Ibsen berufen zu dürfen. Er sah, daß Ibsen Menschen darstellte, die sich in ihren Gewohnheiten und in ihrer Lebenshaltung, in ihrem Wünschen und Begehren in nichts von dem Alltag unsrer Umwelt unterscheiden. Man denke an die „Wildente“, wo das am deutlichsten hervortritt. Man übersah dabei nur das eine, daß das wirkliche Drama nach einem charakteristischen Worte Hebbels ebensoviel Stockwerke unter als über der Erde hat, so viel voraussetzt, als dargestellt, so viel verschweigt, als ausgesprochen wird. So schlummerten auch in den Tiefen des Ibsenschen Alltagsdramas ewige Menschheitsprobleme, die uns gerade durch ihr unauffälliges Gewand menschlich so nahe gebracht wurden. Ibsen verdanken wir die Entdeckung Hebbels, der vorher nur den Philologen und Literarhistorikern bekannt war. Erst jetzt erschließt sich das Verständnis für diesen weit großartigeren Dichter, dessen Genialität etwas Weltenfernes, schlechthin Absolutes in sich trägt. Hier ist alles Erleben des Zufälligen und Persönlichen entkleidet und unter völliger Wahrung des Charakters ins Typische und Symbolische gesteigert. In dieser Hinsicht ist Hebbel berufen, auf unsre Dramatiker eine große erzieherische Wirkung auszuüben. Ganz allgemein fehlt ihnen die Fähigkeit, vom Einzelschicksal auf die Allgemeinheit zu abstrahieren, natürlich in jenen Grenzen, die ein Kunstwerk erfordert, das nicht so allgemein gehalten

Gerhart Hauptmann
Nach einer Aufnahme von Aura Hertwig, Charlottenburg

Digitized by Google

sein kann wie ein philosophisches System. In der Neigung, einen einzelnen für die Beteiligten gewiß schmerzlichen Konflikt für etwas Allgemeingültiges zu halten, offenbart sich ein starker künstlerischer Dilettantismus, ein auffallend geringes Gefühl für das Wesentliche der menschlichen Existenz. In Goethes Gretchen ist das Schicksal des Weibes verkörpert, das sich aus reiner Liebe hingibt, ohne nach der Sittlichkeit der Gesellschaft zu fragen. Ist darum Gretchen weniger ein Mensch von Fleisch und Blut?

Hingegen sind die Charaktere im Drama Hauptmanns förmlich festgebunden an die Erdscholle, auf der sie aufgewachsen sind. Der Individualismus hat hier seine extremste Ausbildung erfahren, und damit hat sich der geistige Horizont, in dem ein Drama lebt und webt, bedenklich verringert. Was Hauptmanns Fuhrmann Henschel fühlt und erlebt, ist ausschließlich gültig für dieses ganz bestimmte Individuum. Man ändere seinen Namen, übersetze seine Sprache ins Hochdeutsche oder gar in ein fremdes Idiom, und der ganze, ungemein eindringlich und plastisch dargestellte Charakter wird unmöglich. So ergeht es einer Kunst, die zu viel wirkliches Leben, zu wenig künstlerische Spiegelung in sich trägt. Ohne besondere prophetische Gabe kann man voraussagen, daß Hauptmann trotz seiner großen dichterischen Begabung für die Entwicklung des deutschen Dramas ziemlich bedeutungslos sein wird.

Arthur Schnitzler
Nach einer Aufnahme vom Atelier Harmsen, Wien

Richard Beer-Hofmann
Nach einer Aufnahme von Aura Hertwig, Charlottenburg

Das Drama, das sich gegenwärtig vorbereitet, hat den Irrtum des Naturalismus erkannt und sucht sich die Distanz von dem Geschauten zu erwerben. Objektivität ist nichts weniger als Temperamentlosigkeit, ist vielmehr die Gabe, in der Fülle des Zufälligen und Nebensächlichen das Wesentliche, im Gegenwärtigen das ewig Gestrige und zugleich Zukünftige, im Persönlichen das allgemein Menschliche zu ergründen und darzustellen. Man begriff allmählich, daß es trotz aller Stilwandlungen, trotz aller neuen psychologischen und sittlichen Erkenntnisse doch im Grunde nur ein Drama zu allen Zeiten gegeben hat, das Drama, das — dramatisch ist. Im ernsten Drama Shakespeares sind die Helden Könige, Fürsten, Große des Landes. Das Bürgertum ist nur gut zur Staffage oder zur Verspottung. Das moderne Drama, das längst mit dem Vorurteil gebrochen hat, daß nur die Vornehmen Stoff zur Tragödie bieten, muß denselben tragischen Gehalt besitzen wie ehedem das klassische oder das Renaissancedrama. Es muß aus den dargestellten Vorgängen das gleiche Maß von Tragik auf den Beschauer ausströmen. Somit müssen aus den bürgerlichen Menschen Helden des Alltags werden, Naturen mit königlichen Seelen. Denn nur wer eine Seele besitzt, die weit über den Durchschnitt hinausgeht, kann das Gefäß der Tragödie bilden und ist imstande, die selbsterlebte Tragik auf den Zuschauer zu übertragen. Die ganze moderne Literatur strebt danach, ihre Gestalten abzulösen von der Willkür des Dichters und sie als selbständige Wesen in Beziehung zu setzen mit ihrem Publikum. Sonach gewinnt der Charakter gegenüber der Handlung eine immer größere Bedeutung, und das ganze

Digitized by Google

Bestreben des Dramatikers muß darauf ausgehen, in höherem Sinne interessante und bedeutende Charaktere zu schaffen.

Durch die soziale Gebundenheit des einzelnen gegenüber Staat und Familie tritt aber der Charakter wenig zutage, der Dichter ist also, will er Charaktere großen Stils schaffen, darauf angewiesen, sie in eine entlegene Zeit einzustellen, in eine Epoche etwa wie die Renaissance, mit der wir von vornherein den Gedanken der Größe und Ungebundenheit des Charakters verbinden. Erst jetzt können sich die Konflikte, die im Gegenwartsdrama schwer unter den festgesetzten Gesellschaftsnormen leiden, wahrhaft lebendig entwickeln. Bei jeder Tragödie, die in der Gegenwart spielt, ist unsre Illusionsfähigkeit dadurch verringert, daß wir geneigt sind, uns vorzustellen, wie leicht unsre eigne Weltklugheit den jeweiligen Konflikt überwinden würde. In den meisten Dramen mißfällt der Schluß, das heißt, der Zuschauer identifiziert sich mit dem Helden und korrigiert seine Handlungsweise!

Anders gesagt, der moderne Dramatiker sieht sich gezwungen, das Tragische neu zu entdecken. Er will Werke schaffen, die Schönheit und Größe atmen, die das Gefühl verwirren und erregen, um es allmählich mit dem tragischen Finale befreiend zu klären. Alle Kunstmittel, die sich von der Wirklichkeit entfernen, sind ihm dazu recht. Vor allem der Stil, der im direkten Gegensatz zur Natur steht. Der neue dramatische Stil besteht in einer poetischen Sprache, die dem Menschen eingibt, das zu sagen, was den Zustand seiner Seele am besten ausspricht und zugleich die Beziehung wahrt zu dem Kolorit des Gesamtwerkes. Er besteht sodann in der Neigung, neben der psychologischen Analyse des einzelnen Charakters die Gesamtgruppe der handelnden Menschen in ihrer Einheitlichkeit stärker hervortreten zu lassen. Im wahren Drama nämlich bilden die Menschen nur eine große Familie, und jeder dient dazu, den andern zu erklären.

Ein Teil der modernen Dramatiker hat das Wesen des neuen Stils freilich nur äußerlich erfaßt. Er versteht unter idealistischem Stil den Prunk großer Worte und erhabener Bilder. Hierher gehört die ungeheure Schwülstigkeit und gewaltsame Erotik D'Annunzios mit ihrem antiquiert-füßlichen Schönheitsdurst, ihrer charakterlosen Brunst und Nebseligkeit. Hierher gehören auch Wiens Aesthetен vom Schlage des maßlos überschätzten Hofmannsthal, der nie bis zu den Quellen seelischer Erlebnisse hinabsteigt, um sie schöpferisch zu gestalten, vielmehr nur eine Poesie der Poesie vor uns hinstellt, die nichts Schöpferisches in sich trägt, aber freilich geeignet ist, als geschickte Imitation zu berauschen.

Eigne Wege ging Maeterlinck. Er sieht das Tragische in den geheimnisvollen Vorgängen unsrer Seele, über die das Leben des Alltags ablenkend und zerstreuend allzu leicht hinweggleitet. In allen den primitiven Regungen der Seele des Kindes und des Weibes, das dem Weben und Walten des Alls näher verwandt ist als der mit Bewußtheit strebende

Frank Wedekind in seinem Arbeitszimmer
Nach einer Aufnahme von Jaeger & Goergen, München

Digitized by Google

Mann. Und so schuf er eine Dramatik des dumpfen Ahnens, des beredten Schweigens, des instinktiven Grauens. Er vergaß nur, seinen Menschen einen Charakter zu verleihen. Im Grunde sind sie Schemen und Schatten aus dem Reiche romantischer Phantasien.

Man könnte noch eine ganze Reihe ähnlicher Versuche, zu einem neuen dramatischen Stil zu gelangen, verzeichnen. Nur bleiben alle auf halbem Wege stehen. Ein Frank Wedekind, der in gerader Linie von dem Erotomanen Strindberg abstammt, ironisiert das ganze Gebäude der bisherigen Literatur aus dem Bedürfnis, schlechthin keine Werte und Satzungen gelten zu lassen. Er ironisiert nicht nur seine Menschen und ihre Schicksale, nein, er verspottet auch seine Ironie. Zwar weist „Hidalla oder Sein und Haben", die jüngste Schöpfung Wedekinds, mehr Geschlossenheit und mehr ernstes Pathos auf als die früheren Bühnenwerke dieses Dichters, aber was ihm gleichwohl fehlt, ist die eigentliche dramatische Kraft. So zerfällt die Produktion dieser starken Begabung immer in ein freilich interessantes Nichts, und jedesmal erwarten wir vergebens das Positive, Hinreißend-Ueberzeugende. Der starke äußere Erfolg, den „Hidalla" trotzdem errungen hat, ist zweifellos in erster Linie auf die meisterhafte Wiedergabe der tragischen Hauptfigur durch den Dichter selbst zurückzuführen, der früher Schauspieler gewesen ist und auch jetzt noch bisweilen in seinen eignen Stücken auftritt.

Von allen neueren Werken entspricht am ehesten Beer-Hofmanns Trauerspiel „Der Graf von Charolais" dem hier gezeichneten Ideal des neuen Dramas. Ich darf das Werk selbst wohl als bekannt voraussetzen; wenn nicht, so möge man diese zweifellos bedeutendste dichterische Produktion des letzten Jahrzehnts — im deutschen Drama — nachlesen. Beer-Hofmanns Drama hat Stil und Größe, darin den Werken der größten dramatischen Epoche, eben der Zeit Shakespeares verwandt. Es geht darauf aus, ein Menschenschicksal in seinen wesentlichen Stadien zu schildern, und es zeigt, wie grenzenlos gebunden der einzelne ist an sein vorbestimmtes Los, an seine Bestimmung. Der Held ist ein Stiefkind Gottes, und das höchste Glück wird ihm zum tiefsten Unglück und zur stärksten Beschmutzung. Als das Wesentliche erscheint, abgesehen von der klaren Psychologie und der wundervollen Sprache, daß hier in diesem Gemälde menschlicher Leidenschaften alles losgelöst ist vom Zufälligen und Persönlichen und erhoben ins Reinmenschliche, dessen Sittlichkeit in der Ahnung des Ewigen begründet ist. Seit langer Zeit hat man auf der deutschen Bühne kein Werk von dieser Größe der Anschauung gesehen, und die Entwicklung des deutschen Dramas von Gerhart Hauptmann zu Beer-Hofmann bedeutet eine Wiederentdeckung der wesentlichen dramatischen Gesetze, bedeutet die Wiedergeburt eines Idealismus, der darauf ausgeht, das Leben in seinen tiefsten Widersprüchen zu begreifen.

Hermann Sudermann
Nach einer Aufnahme von Erwin Raupp, Dresden

Digitized by Google

Die goldige Wolke

Eine Studie

von

Adele Hindermann

Wie ich es ertrage?

— — — — — — — — — —

Ich ertrage es nämlich wirklich. Ich bin keine unglückliche Frau, will es nicht sein. Ueberhaupt habe ich einen tiefen Widerwillen gegen solch große Worte; sie sind so abgegriffen, darum gehe ich ihnen lieber aus dem Wege.

Wie ein großer, erdrückend schwerer Mantel mit pompösem Faltenwurf kommen sie mir vor, der uns kleinen Durchschnittsmenschen selten wirklich paßt und noch seltener steht.

Mir gewiß nicht. Ich brauch' mir nur mein kleines blasses Gesicht mit den manchmal etwas verweinten Augen aus diesem düsteren Prunkstück herausgucken denken, und ich muß fast lachen. Die Vorstellung hat etwas Komisches und hilft mir — da ich sie von der tragischen Seite aus nicht sehen will — zu einem bescheidenen Heiterkeitsanlaß.

Ach, hab' ich die schwerflüssige Atmosphäre der Humorlosigkeit um mich her manchmal satt! Aber wer lachte wohl für sich allein? Es muß noch jemand dabei sein, der auch fröhlich ist.

Ich habe niemand.

Heinrich ist nicht fröhlich. Er hat keine Zeit dazu; er haftet durch sein Leben und reißt mich mit, soweit ich in Betracht komme. Neun Zehntel seines Daseins füllen Arbeit und Ehrgeiz; das letzte Zehntel, sein Privatleben, ist ein immerhin noch großer Raum, in dem sich aber eine Frau von körperlichen und geistigen Durchschnittsmaßen wiederum nur wie ein Pünktchen ausnimmt.

Ein nicht ganz belangloses zwar. Denn wir „machen ein Haus", und an dieses Haus stellt Heinrich zwei Anforderungen: kleine schicke Diners und eine kleine schicke Frau.

Ich erfülle sie. Unsre Wohnung ist eigenartig, unsre Menus sind durchdacht, meine Toiletten erstklassig. Und Heinrich ist stolz darauf.

Er weiß auch einen gut fallenden Rock auf Seidenfutter, einen tadellosen Gürtelschluß und eine graziöse Spitzenanordnung am Handgelenk voll zu würdigen; in solchen Momenten hat er mich wirklich lieb.

Und weil ich ihn auch lieb habe, gehe ich immer wieder unverdrossen den mühseligen Weg zu seinem Herzen über die Modistin, konferiere mit Hingebung über Rockschnitt und Aermelweite und mache ihr kleine Geschenke, wie sie sie liebt: Wandteller, farbige Büsten und gefühlvolle Bilder.

So ein Renommee als „kleine schicke Frau" will immer von neuem errungen sein, und es ist nicht gut, wenn bei der Anprobe die Gedanken andre Wege gehen —

Meine tun das manchmal. Und es kommt über mich, als müsse ich mich wehren gegen all die Fetzen um mich her, die mir mehr Konkurrenz sind als Schmuck; gegen die raschelnde Seide, die mich selbst übertönt, gegen die weichen Spitzen, die erst das aus mir machen, was ich sein möchte ohne ihre Hilfe: eine Frau, die man lieb hat.

Ob es Männer gibt, die ihre Frau auch in einer unmodernen Jacke lieb haben? Das, denke ich mir, muß schön sein.

Ich würde das Experiment nicht wagen; Heinrich kann so kühl abschätzende Augen haben, und ich — lieber Gott, es wird ja von mir nichts verlangt, als eine schicke Frau zu sein.

Schade nur, daß ich noch dies und jenes bin außerdem.

Denn wohin mit dem andern? Niemand fragt danach; es ist keine Verwendung dafür da.

Ich habe das allmählich begriffen, und daß ich es nicht eher begriff, beschämt mich heute noch manchmal.

Ich dachte, ihm dürfte ich alles sagen, was mich bewegte, was nach Aussprache drängte. Und das war nicht wenig. Ein heißes Interesse an allem, was da lebt und webt, pulste in mir. Kein Eindruck war mir zu groß und keiner zu klein, um ihn nicht mit ganzer Seele zu erfassen. Das große weite Leben! In meinem jungen Glück hätte ich es an mein Herz drücken mögen, und ich glaubte es zu tun, wenn ich die Arme um den Hals des Mannes legte, der mir dieses Lebens Mittelpunkt war.

Und dann nahm ich seinen Kopf in meine Hände, und hätte die Gedanken hinter seiner Stirn erraten mögen, um ihn ganz zu verstehen, ihm alles sein zu können. Er sollte nichts entbehren neben mir, meine Liebe war so stark, so durstig nach Betätigung, daß ich geradezu nach Aufgaben suchte.

Wachsen wollte ich zu ihm heran, ihm Freund werden, ihn begreifen wie kein andrer; seinem tiefsten Wesen nahekommen wollte ich, ganz zart und behutsam, eine warme Zuflucht werden für

Digitized by Google

seine Gedanken, für alles, was in ihm nach Mitteilung drängte.

Ich bin dein Nächster — du der meine. Wir gehen Hand in Hand.

So, dachte ich, wäre die Ehe.

Und in seine Hand legte ich mein ganzes Leben, das mir bisher allein gehört. Ich fand Worte für Niegesprochenes, ich schmiegte mich an ihn als an meine Zuflucht. —

Es kam eine Stunde, da hielt ich inne, mitten im Wort, und das Blut stieg mir heiß in die Stirn. Ich wußte mit einemmal, was ich bisher kaum dunkel empfunden, daß ich wie gegen eine Wand sprach; seine Augen blickten an mir vorbei, interesselos, ratlos fast; er sah aus wie jemand, der mit einer Gabe nichts anzufangen weiß und sie daher als lästig empfindet.

Seitdem habe ich zu schweigen gelernt. Aus Trotz anfangs, aber der tat mir selbst so bitter weh. Da schüttelte ich die Empfindlichkeit energisch ab.

Gewiß war ich langweilig gewesen; ich bin ja keine geistreiche Frau. Auch war mir's nicht darum zu tun, kluge Sachen zu reden; nur mein eignes Wesen war es, was ich in froher Unbefangenheit vor ihm ausbreitete.

Niemand kann mehr geben als sich selbst, aber ist damit gesagt, daß er überhaupt etwas Bemerkenswertes zu geben hat?

Leise zog ich mich zurück. Es ging auch so. Wenn man glücklich ist! Und einen rechten frischen Kampfesmut fühlte ich, gegen alles zu Felde zu ziehen, was einen Mißton in unsre Ehe zu bringen drohte. Und wenn ich selbst es wäre.

Ich lernte ihm die Wünsche von den Augen lesen, lernte zu reden und zu schweigen, je nachdem. Ich lernte weiter, daß es einer Frau erste und höchste Pflicht ist, immer, in jeder Stunde, in jeder Lebenslage hübsch auszusehen; und lächelnd unterzog ich mich dieser Aufgabe. Ich fand sie sogar ganz reizvoll und sah manchmal eine heiße Freude in Heinrichs Augen.

Warum auch solch kleine Wünsche nicht erfüllen? Die Berücksichtigung berechtigter Eigentümlichkeiten ist ja die erste Grundlage für alles andre; sie schafft erst das Milieu für ein langsames, seelisches Vertrautwerden, für die stete, wohlige Wärme des Alltags.

Dieses andre — ich warte heute noch darauf, ein halbes Dutzend Jahre nun schon.

Kalt ist es bei uns, und manchmal heiß, warm — nie. Es fährt ein Gluthauch über mich hin, oder mich fröstelt.

Eine „kleine schicke Frau" bin ich — nichts sonst. Zum Schweigen gebracht ist alles, was außer diesem sich schüchtern regen wollte, abgelehnt durch ein kühles Erstaunen.

Und was immer in mir nicht totzukriegen war, das lebe ich nun für mich allein in aller Stille, wie etwas, das keine Existenzberechtigung hat.

Nur manchmal kommt es über mich wie ein Bäumen, daß man mir Licht und Luft abgesperrt hat, daß neun Zehntel meines Wesens sich verkriechen müssen, verkümmern, weil niemand etwas von ihnen wissen will, daß diese Ehe, aus beiderseitiger Liebe geschlossen, nur darum so glatt dahinfließt, weil der eine Teil es stumm geschehen läßt, daß der andre ihn unterdrückt — ohne es zu wissen.

Stumm, ja. Ich bin wohl verschüchtert. Kann man solches sagen? Jemand, der gar nicht ahnt, daß es überhaupt etwas zu sagen gibt?

Heinrich ist durchaus zufrieden mit dem einen der hundert Faktoren, die zusammen sein Leben ausmachen: mit seiner Frau. Sein Schritt durchs Dasein ist so energisch, sein Blick so geradeaus, daß er gar nicht darauf kommen würde, nachzudenken, ob das, was neben ihm atmet, den gleichen Weg auch gehen kann.

Ja, wenn er einmal innehielte und zur Seite sähe — ich habe eine dunkle Sehnsucht nach so einem guten, warmen, forschenden Blick, ich träume manchmal des Nachts davon —

Aber er blickt nicht zur Seite.

Sonst hätte er vielleicht bemerkt, was da eines Tages vor sich ging in aller Stille.

Wie so oft saß er mir gegenüber im Kreise der Gäste, animiert sprechend nach rechts und links, hübsch und elegant, wie er stets aussieht. Ich sah ihn an, lange. Und zum erstenmal blieb der Reiz seiner Persönlichkeit ohne alle Wirkung auf mich. Als sei der Faden plötzlich zerschnitten, der mich immer noch, über alles Trennende hinweg, zu ihm zog, ganz nahe zu ihm hin, und sei es auch nur, um einmal verstohlen über seinen Aermel zu streicheln.

Und eine große Kühle war in mir, eine gelassene Gleichgültigkeit, als sei er ein Fremder, gehe mich nichts an — dieser Mann da.

‚Dieser Mann da' — ja, so sprach eine Stimme in mir.

Gleichzeitig durchfuhr mich ein heißer Schreck, als sei mir etwas abhanden gekommen, etwas Vertrautes, meinem Leben Notwendiges. Und das war meine Liebe zu ihm. Ich glaube nicht, daß Liebe im Augenblick sterben kann, aber daß sie für Augenblicke tot sein kann, das weiß ich seitdem. Denn diese Momente kommen öfter — erschreckend oft. Wie eine Last trug ich die Angst mit mir herum: da lag etwas im Sterben, das ich nicht lassen konnte und wollte. Und niemand sah's, am wenigsten der, den's am meisten anging.

Ich hätte die Hände aufheben mögen und bitten: „— hilf mir doch! Meine Liebe zu dir ist am Verlöschen und ich ringe allein um ihr bißchen Leben; denn ohne sie bin ich ganz arm."

So klang es in mir; aber kann man so sprechen? Ich nicht. Unter seinen Augen, die so kühl abwehrend blicken können — so höflich dabei —, würden sich mir die Worte verwirren und die Seele sich winden in tiefster Scheu; die Seele, von der ich doch sprechen müßte, um mich ihm verständlich zu machen. Und eine Stunde müßte es sein, ruhig und voll stillen Friedens, in die das Vertrauen sich hineinwagte, und ein Raum, dämmerig und traulich, ohne elektrisches Licht —

Nein, es gibt bei uns keinen dämmerigen Raum, und keine Stunde der Gemütsamkeit. Ich glaube, man kann bei uns überhaupt nicht vom Seelenleben sprechen.

So sann und grübelte ich denn allein, und manchmal hab' ich weinen müssen; die Ratlosigkeit war gar so groß, und ich so einsam.

Da war keine Seele, die ich fragen konnte.

Digitized by Google

Kindervergnügen in Boulogne-sur-mer
Nach einer Zeichnung von A. Besnou (Paris)

Digitized by Google

Nur die Notwendigkeit empfand ich dumpf, irgend etwas tun zu müssen. Sie sollte nicht sterben, meine Liebe. Bis aufs Messer mußte ich diesen meinen letzten Besitz verteidigen.

•

Und dann bin ich einen seltsamen Weg gegangen, unbewußt. Nie hätte der Verstand ihn ersinnen können; vielleicht war's der Selbsterhaltungstrieb, der sich zu ihm hintastete, denn mir ging's um Sein oder Nichtsein.

Fröstelnd schlich ich durch meine Tage und spähte sehnsüchtig nach einem guten Eindruck aus; dabei suchte ich mir Arbeit, ich räumte und kramte, ordnete und wischte, und mit dem Staubtuch in der Hand sann ich über mein Leben nach und rechnete mir an den Fingern her, was alles ich vor vielen andern voraus habe.

Ich wandle auf dicken Teppichen, habe nichts zu tun als — eine schicke Frau zu sein. Ei, das hätt' ich mir ganz herrlich gedacht früher, als ich noch so ein junges, lustiges Mädel war, das seine Waschkleider selber plätten mußte. Immer hingen ein paar auf der Leine im Garten und blähten sich im Sommerwind. Ich meine noch den Heuduft zu spüren, der von der großen Rasenfläche herüberwehte. Ach, die Sommerseligkeit! Und ich mitten darin, fast erzitternd in meinem großen Glück, mit dem goldenen Ring am Finger, in dem ein Name stand, der einzige, der darin stehen konnte: Heinrich.

— — — — — — — — — — — —

Was mir da lebendig wurde!

Längst hatte ich das Staubtuch beiseite gelegt und saß verträumt an irgendeinem Tischchen; die Hände deckte ich über die Augen, um alles abzusperren, was nicht „Damals" war. Und ließ jene Tage des jungen Glücks einen nach dem andern an mir vorüberziehen, wie man eine Kette köstlicher Perlen kosend durch die Finger gleiten läßt. Es senkte sich auf mich herab wie eine goldige Wolke, Zeit und Raum verwischend; und in dem Goldduft nichts als zwei Menschen: er und ich. Mir klopft buchstäblich das Herz. Ich lebe sie noch einmal, meine leuchtendsten Tage, und ich sehe ihn, zum Greifen deutlich, den Heinrich von damals — ja, so sah er aus: er schreitet die Straße entlang, geht quer über den Fahrdamm mit seinen langen, zielbewußten Schritten; wie sagte er immer: „Ich ziehe die Luftlinie zwischen mir und meinem Ziel, und diese suche ich zu gehen."

Ja, schon damals sah er nicht nach rechts und links, nur geradeaus. Und sein Ziel bin ich — das ist so unfaßbar wundervoll; wie ein Taumel ergreift es mich. Ein jubelnder Stolz und dankbare Demut zugleich, unterscheiden kann ich das nicht mehr. Eine Glückslast, um darunter in die Knie zu sinken. „Nur bei dir sein, nur dir gehören!" Weiter weiß ich nichts, ich sehe nichts, ich höre nichts.

Nur dich. Und was du tust, und was du sagst, und wie du den Kopf hebst, und wie du die Hand bewegst — das sind meines Lebens Wichtigkeiten.

Ich sage es nicht, stumm bin ich geworden, wie ein Kind vor dem überreichen Weihnachtstisch. Aber in mir ist ein Singen und Klingen, als sei mir ein Festtag angebrochen.

Lebte ich überhaupt bisher? Mir scheint, ich bin dahingedämmert, halbwach.

Nun aber lebe ich, verdoppelt, verzehnfacht; ich habe atmen gelernt, weit und tief, wie nie zuvor. Das Sein an sich empfinde ich als einen Rausch; nun erst lebe ich, seit ich liebe!

— — — — — — — — — — — —

Mich fröstelte nicht mehr, meine Wangen brannten.

Draußen an der Entreetür knarrte das Schloß.

„— — nur bei dir sein, nur dir gehören!"

Wie eine warme Woge flutete es mir über die Seele.

„Heinrich!"

Ich flog ihm entgegen und legte meinen Kopf an seine Schulter.

•

Nun weiß ich, wo ich meine Liebe immer wiederfinde: ich flüchte mich in die Vergangenheit zurück, in meine goldige Wolke.

Sie umspinnt mich, hüllt mich ganz ein; nur die Hände brauch' ich über die Augen zu legen und meine Gedanken loszulassen. Sie finden sich hin unfehlbar, wie Briefstauben zur Heimat, und nehmen mich mit. Da klingt es mir in die Ohren wie eine leise, süße Musik und übertönt die kühle Stimme, die in mir sprach: „Dieser Mann da."

Hat sie wirklich so gesprochen? Kann sie überhaupt so sprechen? Ich begreife es nicht mehr. Denn dieser Mann ist doch Heinrich, der Heinrich von damals, das heißt für mich: alles.

So fließt das Einst und Jetzt zusammen. Ich sehe in ihn hinein, was zu sehen ich nicht entbehren kann, und — ich habe ihn lieb.

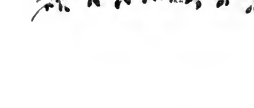
„Ihn" — daß das eigentlich ein „andrer" ist, gestehe ich mir manchmal mit einem heimlichen Lächeln. Nicht bitter ist es, nur ein klein wenig ironisch. Wenn er zur Seite sähe, müßte er's merken — aber er sieht nicht zur Seite.

Er sah nicht, wie ich beinahe verarmte, er weiß nicht, daß ich mich über Wasser erhalte durch die Anleihe bei der Vergangenheit. Was tut's?

Ich bin zum Ziele gelangt. Sie ist nicht gestorben, meine Liebe, und ich denke, ich werde sie am Leben erhalten können.

Ich zittre nicht mehr vor dem langsamen Vereisen, seit ich weiß, wo ich mir immer wieder Wärme holen kann, und damit eine Kraft zum Ertragen, die unerschöpflich scheint —

So ertrage ich es.



Digitized by Google

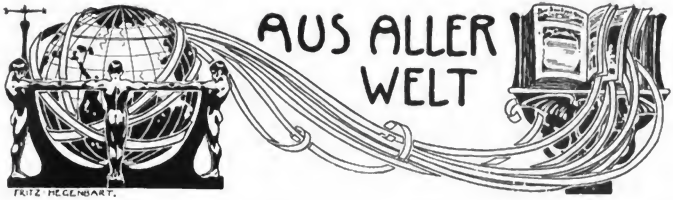
Auf Rekognoszierung

Nach dem Gemälde von Werner Schuch (Berlin)

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google



Hermann von Wissmann †

Ein jäher, tragischer Tod hat am 16. Juni den bedeutendsten deutschen Afrikaforscher der Gegenwart, Major Hermann von Wißmann, den hochverdienten, ruhmreichen Pionier der deutschen Kolonialpolitik, auf seinem Gute Liezen in Steiermark im Alter von einundfünfzig Jahren dahingerafft. Wißmann war am 4. September 1863 zu Frankfurt a. O. geboren und wandte sich der militärischen Laufbahn zu. Als Leutnant im mecklenburgischen Infanterieregiment Nr. 90 lernte er in Rostock den Afrikareisenden Paul Pogge kennen und trat als dessen Begleiter 1880 im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft seine erste Afrikareise an, auf der er als erster Deutscher den schwarzen Erdteil von West nach Ost in zwei Jahren durchquerte. Seine zweite, der Erforschung des Kassai geltende Expedition unternahm er im Auftrage König Leopolds II. 1883—1885; auf der dritten, die 1886—1887 folgte, durchquerte er Afrika zum zweiten Male. 1888 nach Deutschland zurückgekehrt, wurde Wißmann, der inzwischen zum Hauptmann à la suite des 2. Garderegiments zu Fuß befördert worden war, zum deutschen Reichskommissar ernannt und mit der Niederwerfung des Araberaufstandes in Ostafrika betraut, eine Aufgabe, die er in glänzender Weise durchführte. Nachdem er 1891 das Reichskommissariat wieder niedergelegt hatte, leitete er im Auftrag des Komitees der Antisklaverei-lotterie den Transport des ersten Dampfers nach dem Tanganjikasee. Am 1. Mai 1895 wurde er zum Gouverneur von Deutsch-Ostafrika ernannt, mußte aber schon Ende 1896 krankheitshalber sein Amt niederlegen und nach Deutschland zurückkehren. Der lange Aufenthalt im afrikanischen Klima hatte seine Gesundheit schwer erschüttert. Nur einmal noch reiste er in den folgenden Jahren nach Afrika, um im Norden Südwestafrikas zu jagen. 1899 zog er sich endgültig auf die von ihm erworbene Besitzung Weißenbach bei Liezen zurück. Sein Name wird für immer mit der Geschichte der Afrikaforschung und deutschen Kolonialbewegung aufs engste verknüpft sein.

Hermann von Wißmann †

Baron Fejérváry

General Freiherr Géza von Fejérváry, der mit dem Vorsitz in dem neugebildeten außerparlamentarischen ungarischen Ministerium die schwere Aufgabe übernommen hat, in dem durch die radikalen Forderungen der Unabhängigkeitspartei entstandenen Konflikt zwischen der Krone und der Mehrheit einen Ausgleich herbeizuführen, galt von jeher als Vertrauensmann des Kaisers Franz Josef und ist ein erfahrener Parlamentarier. Der General ist am 15. März 1833 in Josephstadt geboren, steht also im dreiundsiebzigsten Lebensjahre. Er zeichnete sich 1859 im italienischen Feldzuge als Generalstabshauptmann besonders aus und erhielt das Maria-Theresia-Kreuz, eine der höchsten und ehrenvollsten militärischen Auszeichnungen. 1872 trat er als Oberst in die ungarische Landwehr über und wurde kurze Zeit darauf zum Staatssekretär im Landesverteidigungsministerium ernannt. Im Jahre 1884 übernahm er die oberste Leitung dieses Ministeriums und leistete in dieser Eigenschaft dem Lande durch die mustergültige Organisation der Honvedarmee, der ungarischen Landwehr, die größten Dienste. 1903 trat er in den Ruhestand, aus dem den verdienten General jetzt das Vertrauen seines Monarchen zu einer politischen Kraftprobe ungewöhnlichster Art berufen hat.

Der Einzug des Kronprinzenpaares in Potsdam

Nur zwei Wochen dauerte das Idyll des Kronprinzenpaares im stillen Hubertusstocker Jagdschloß; am 20. Juni bereiten die Neuvermählten unter allgemeiner freudiger Anteilnahme der Bevölkerung ihren Einzug in ihre Residenz Potsdam. Das hohe Paar traf um 5½ Uhr von Hubertusstock auf dem Bahnhof ein und wurde hier vom Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg, dem Regierungspräsidenten und dem Polizeidirektor empfangen. Der Kronprinz nahm den Parademarsch der vom 1. Garderegiment zu Fuß gestellten Ehrenkompagnie ab und fuhr sodann mit seiner Gemahlin in dem von der Provinz Posen geschenkten sechsspännigen Wagen unter dem Hurrarufen des zahlreichen Publikums nach dem Rathaus, wo Oberbürgermeister Zähne die Herrschaften im Namen der Stadt bewillkommnete. Vom Rathaus ging die Fahrt weiter zum Marmorpalais, dem Heim der Jungvermählten, wo diese von der Kaiserin begrüßt wurden. Einige Tage nach dem Einzug erschien der Kronprinz, der inzwischen bereits seinen Dienst als Chef der 2. Kompagnie des 1. Garderegiments zu Fuß wieder angetreten, mit seiner Gemahlin in der Kaserne, und während der Kronprinz der Löhnungsausgabe seiner Kompagnie beiwohnte, sah sich die Kronprinzessin in Begleitung einiger Offiziere die Stuben der Mannschaften ihres Gemahls an.

Phot. Ernesto Brod

Baron Fejérváry, der neue ungarische Ministerpräsident

Digitized by Google

Copyright by Carl Behms, Berlin

Einzug des Kronprinzenpaares in Potsdam

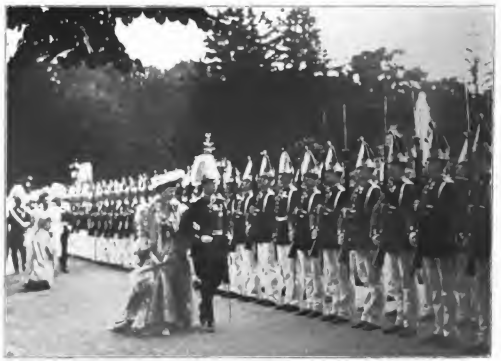
Erzherzog Josef †

Die österreichisch-ungarische Monarchie hat durch den am 13. Juni zu Fiume erfolgten Tod des Erzherzogs Josef einen schweren Verlust erlitten, denn der Erzherzog, der gleich seinem Vater mit seinen Anschauungen und Neigungen nach Ungarn gravitierte und sich als Ungar fühlte, so daß man ihn geradezu als das Haupt der „ungarischen" Linie des österreichischen Kaiserhauses zu bezeichnen pflegte, war ein wichtiges Verbindungsglied zwischen Ungarn und der habsburgischen Dynastie, dessen Fehlen sich gerade während der gegenwärtigen ungarischen Krise sehr empfindlich bemerkbar machen wird. Erzherzog Josef, nächst dem Kaiser Franz Josef das älteste Mitglied des österreichischen Kaiserhauses, war am 2. März 1833 in Preßburg als Sohn des Palatins von Ungarn, Erzherzogs Josef (gestorben 1847) geboren. Er trat in die Armee ein, machte 1866 den Krieg gegen Preußen als Brigadekommandant mit und wurde in der Schlacht bei Königgrätz verwundet. Nach dem Feldzuge wurde er zum Feldmarschalleutnant und Kommandierenden des 4. Korps, dann 1868 zum obersten Kommandanten der ungarischen Honvedarmee ernannt. In dieser Stellung, die er bis zu seinem Tode innehatte, erwarb er sich große Verdienste und Sympathien. Er lebte abwechselnd in Budapest und auf seinem Gute Alcsuth im Komitate Weißenburg. Sein Interesse war besonders der Gartenbauwissenschaft und der Medizin zugewandt, auch hatte er das Wesen und die Sprache der Zigeuner zum Gegenstand seiner Studien gemacht und bestrebte sich vielfach, die wandernden Zigeuner seßhaft zu machen. Erzherzog Josef war ein begeisterter Anhänger des Pfarrers Kneipp, der ihn einmal von einer schweren Krankheit gerettet hatte; darauf ist es auch zurückzuführen, daß der Erzherzog die Herausgabe eines „Atlas der medizinischen Kräuter" besorgte, zu dem eine seiner Töchter, die Fürstin von Thurn und Taxis, die Illustrationen zeichnete. Im Jahre 1864 vermählte er sich mit der Prinzessin Klotilde von Sachsen-Koburg-Gotha. Aus dieser Ehe hinterläßt er vier Kinder und zwar den jetzt dreiunddreißig Jahre alten Erzherzog Josef August sowie drei Töchter, von denen die älteste, Maria Dorothea, die Gemahlin des Herzogs Philipp von Orleans, die zweite, Margarete, die Gemahlin des Fürsten Albert von Thurn und Taxis, während die dritte, Elisabeth, noch unvermählt ist.

Erzherzog Josef †

Dr. Heinrich Lahmann †

In dem am 1. Juni verstorbenen Arzt und Naturheilkundigen Dr. med. Heinrich Lahmann hat die medizinische Wissenschaft einen Pfadfinder und Bahnbrecher, die Menschheit einen Wohltäter verloren, dem zahllose Kranke und Leidende neue Lebensfrische verdanken. Lahmanns Verdienst ist der Ausbau und die rationelle Entwicklung der physikalisch-diätetischen Heilmethode, die er in dem 1887 von ihm begründeten, längst weltberühmten Sanatorium „Weißer Hirsch" bei Dresden zur Anwendung brachte. Aus kleinen Anfängen hat sich die Anstalt zu einem der größten Institute dieser Art entwickelt; sie besteht jetzt aus zwanzig großen Gebäuden, in



Phot. Selle & Kunze, Potsdam

Der Kronprinz stellt seiner jungen Gemahlin seine Kompagnie vor

Digitized by Google

denen siebenhundert Personen gleichzeitig Aufnahme finden können und im Jahre 1904 über dreitausend Patienten aus allen Ländern der Erde Genesung suchten. Lahmanns Prinzip war, unter möglichster Vermeidung des Gebrauchs von Medikamenten die krankhaften Dispositionen des menschlichen Organismus durch Wasserbehandlung, Massage und Gymnastik, Luft-, Licht- und Diätkuren, Elektrizität und psychische Einwirkung zu bekämpfen. Seine eigne Kraft hat der ausgezeichnete Mann in seinem unermüdlichen Wirken für das Wohl andrer vor der Zeit aufgerieben; er ist nur etwas über fünfundvierzig Jahre alt geworden. Seine Anstalt, bei deren Leitung er von acht Aerzten und einer Aerztin unterstützt wurde, wird von diesen seinen Mitarbeitern in seinem Geiste fortgeführt werden.

Hofphot. Hahn Nachf., Dresden

Dr. Heinrich Lahmann †

Zur Vermählung des Prinzen Gustav Adolf von Schweden

In der St. Georgskapelle zu Windsor fand am 15. Juni die Trauung des Prinzen Gustav Adolf von Schweden, des dereinstigen Erben der schwedischen Königskrone, und der Prinzessin Margarete von Connaught statt. Der Feier wohnten außer den Eltern der Braut, dem Herzog und der Herzogin von Connaught, die Eltern des Bräutigams, der Kronprinz und die Kronprinzessin von Schweden, das englische Königspaar, der Prinz von Wales, der Erbgroßherzog und die Erbgroßherzogin von Baden, Prinz Eugen von Schweden, der Onkel, und Prinz Wilhelm von Schweden, der Bruder des Bräutigams, sowie zahlreiche andre auswärtige Gäste, darunter der Khedive von Aegypten, bei. Die auf besonderen Wunsch des Königs so wenig wie möglich geschmückte und mit ihrer reichen Architektur dadurch um so wirkungsvollere Kapelle bot mit den zahlreichen Uniformen der Festteilnehmer und den prächtigen Toiletten der Damen ein herrliches Bild. Als Brautjungfern fungierten die jüngere Schwester der Braut, Prinzessin Victoria Patricia, deren Cousine, Prinzessin Viktoria Eugenie von Battenberg, und Prinzessin Beatrice von Sachsen-Koburg-Gotha, die Schwester der geschiedenen Großherzogin von Hessen. Der Erzbischof von Canterbury, der, unterstützt von dem Bischof von Oxford, die Trauung nach dem Ritus der englischen Kirche zelebrierte, wies in seiner Ansprache auf die Bande hin, die England und Schweden vereinigen. Prinz Gustav Adolf ist am 11. November 1882, seine junge Gemahlin am 15. Januar 1882 geboren.

Phot. Russell and Sons

Von der Trauung des Prinzen Gustav Adolf von Schweden mit der Prinzessin Margarete von Connaught:
Das Brautpaar verläßt die St. Georgskapelle auf Schloß Windsor

Digitized by Google

Von der Berliner Sportsaison

Zu dem vom Berliner Lawn-Tennis-Turnier-Klub veranstalteten XI. internationalen Lawn-Tennis-Turnier, das vom 9. bis 14. Juni dauerte, hatten sich 23 Damen und 62 Herren als Teilnehmer angemeldet. Das Turnier brachte eine Reihe sehr interessanter Spiele, darunter drei Damenkonkurrenzen, bei denen sich die Gräfin von der Schulenburg neuerdings als glänzende Spielerin bewährte und die Meisterschaft von Berlin errang.

Das Kaiser-Ludwig-Denkmal in München

Dem ersten deutschen Kaiser aus dem Hause Wittelsbach, Ludwig dem Bayern, über dessen Grab in der Münchner Frauenkirche sich seit fast drei Jahrhunderten ein herrliches Denkmal erhebt, ist nun in München auch ein öffentliches, imposantes Monument errichtet worden, das eine Zierde der Stadt bildet. Das auf dem Kaiser-Ludwig-Platz in der Nähe der Theresienwiese aufgestellte Denkmal ist von einem vor einigen Jahren verstorbenen Münchner Bürger, dem Großbrauer Matthias Pschorr, gestiftet und von dem bekannten Bildhauer Ferdinand von Miller entworfen. Es zeigt den Kaiser, wie er nach der Schlacht bei Mühldorf als Sieger hoch zu Roß in München einzieht, geleitet von seinem Feldherrn Albrecht Rindsmaul, dem die Sage (mit Unrecht) das Verdienst der Gefangennahme Friedrichs des Schönen zuschrieb, und einem jungen Ritter, der des Kaisers Helm trägt; auf dem Sockelrelief ist der heldenhafte Kampf der Münchner Bäckerknechte in der Schlacht dargestellt. Die feierliche Enthüllung des Denkmals fand am 24. Juni in Gegenwart des Prinzregenten und des gesamten königlichen Hofes statt. Der Erste Bürgermeister Dr. von Borscht schilderte in einer Ansprache die Verdienste Ludwigs des Bayern um die Stärkung des Kaisertums, die Entwicklung der Städte, der Kunst und Kultur. Unter den bei der Feier um das Denkmal gruppierten Korporationen, Vereinen und so weiter erregte besonderes Interesse eine Bäckerabordnung, die als streitbares Fähnlein in Kettenpanzer und scharfer Wehr, so wie ihre Allvordern bei Mühldorf dem Kaiser Beistand geleistet, erschienen war. Die Gesamtkosten des Monuments belaufen sich auf 225 000 Mark; hiervon wurden 205 000 Mark aus der Matthias-Pschorr-Stiftung gedeckt, den Rest haben die Erben des Stifters getragen.

Phot. Berliner Illustrationsgesellschaft

Gräfin von der Schulenburg, Siegerin im Damenmeisterschaftsspiel auf dem internationalen Tennisturnier in Berlin

Phot. Jaeger & Goergen, München

Enthüllung des Denkmals Kaisers Ludwig des Bayern in München
Entworfen von Ferdinand von Miller, gestiftet von Matthias Pschorr

Digitized by Google

Das Strauss-Lanner-Denkmal in Wien

Es war ein glücklicher Gedanke, das ursprünglich für einen Wiener Vorstadtplatz bestimmte Strauß-Lanner-Denkmal mitten ins Zentrum der Stadt, und zwar in einen lauschigen Winkel des Rathausparkes zu stellen, der an und für sich schon eine freundliche Oase im Straßenzuge des Rings bildet. Das von dem Wiener Bildhauer Franz Seifert, einem Schüler Professor Hellmers, im Verein mit dem Architekten Robert Oerley ausgeführte Denkmal der den Wienern unvergeßlichen Walzerkönige Johann Strauß Vater und Josef Lanner verlangt den stimmungsvollen Gartenhintergrund, der es erst voll zur Geltung bringt. Die Enthüllung des Werkes, dessen Entwurf vor vier Jahren unter fünfzig andern Konkurrenzarbeiten mit dem Ersten Preise ausgezeichnet wurde, erfolgte am 17. Juni dieses Jahres. So mögen die beiden Fürsten im Reiche des Dreivierteltaktes, die nicht bloß als Geigenspieler und Tanzkapellmeister, sondern auch als Komponisten sich in die Herzen der Wiener für immer hineingespielt haben, etwa im Jahre 1824, dem letzten ihrer Kameradschaft, gemeinschaftlich tätig gewesen sein. Damals standen sie auf der Höhe ihres Glanzes, denn bald darauf trennten sich ihre Wege. Lanners glänzende Laufbahn fand ein vorzeitiges Ende; er starb am 14. April 1843 zu Wien, erst zweiundvierzig Jahre alt. Ihm war es nicht vergönnt, eine Dynastie zu gründen wie Strauß, dessen Sohn als Operettenkomponist einen Weltruf erlangte und der heute noch in der dritten Generation fortlebt; gleichwohl steht Lanner an Bedeutung nicht zurück gegen seinen Genossen. Der Künstler stellt beide auf niederem Sockel nebeneinander, gleichsam während einer Tanzpause. Lanner hält Geige und Bogen, Strauß in der Linken ein Notenblatt. Hinter der Gruppe erblickt man eine Art Vision, ein Bild aus längst verklungener Zeit. Man schaut wie in einen Ballsaal des tanzfrohen, vormärzlichen Wien. Die Paare wirbeln in raschem Walzertakt durcheinander. Man zählt etwa sechzig Köpfe, und trotz der Altwiener Tracht der Tänzer und Tänzerinnen erkennt man unschwer manch einen Kopf aus der Wiener Gesellschaft. Das in lichtem dalmatischen Marmor ausgeführte flache Halbrund mit seinem duftigen Relief ist schon an sich ein stimmungsvolles Werk, das mit der 2½ Meter hohen Erzgruppe zusammen ein „Walzermonument" gibt, würdig der Musikstadt Wien. Die Bauernfeld, dem Schilderer der vormärzlichen Kaiserstadt, entlehnte linksseitige Inschrift lautet:

„Das ist ein Geigen und Blasen,
Ist eine tönende Flut,
Die Männer und Frauen, sie rasen
In stürmisch jubelnder Flut."

Als Widmung liest man rechts:

„Den Schöpfern unvergänglicher
herzinniger Wiener Weisen
errichtet im Jahre 1905
von den dankbaren Wienern."

M. W.

Das Strauß-Lanner-Denkmal (Walzerdenkmal) in Wien. Entworfen von Bildhauer Franz Seifert und Architekt Robert Orley

Phot. R. Lechner, Wien

Digitized by Google

Die Johanniterfeier in Sonnenburg

Im alten Schlosse zu Sonnenburg in der Neumark, dem Sitz der preußischen Johanniter, findet alle zwei Jahre eine Feier dieses Ordens statt, bei der den zuletzt aufgenommenen Mitgliedern vor dem Altar der Ordenskirche vom Herrenmeister der Ritterschlag erteilt wird. Ausnahmsweise ist die Feier zugunsten des Großherzogs Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin, der vom Kaiser im letzten April zum Ehrenritter ernannt worden ist, schon in diesem Jahre am Johannistage veranstaltet worden. Der Orden, der sich durch Errichtung von Kranken- und Siechenhäusern höchst verdient gemacht und vor allem in Kriegszeiten eine segensreiche Tätigkeit entfaltet hat, gliedert sich in fünfzehn Genossenschaften, die über ganz Deutschland verbreitet sind. Die Mitglieder, die alle adlig und evangelischer Konfession sein müssen, zerfallen in Kommendatoren, Rechts- und Ehrenritter; ihre Zahl beträgt zurzeit etwa 2500. Herrenmeister ist seit 1883 Prinz Albrecht von Preußen. Ordenszeichen der Kommendatoren und Rechtsritter ist ein goldenes, achtspitziges, weiß emailliertes Kreuz mit vier goldenen Adlern und goldener Krone. Die Ehrenritter tragen dasselbe Kreuz ohne Krone.

Fürst Radolin

Der bisherige befriedigende Verlauf der Marokkoangelegenheit hat aufs neue gezeigt, daß der Posten des deutschen Botschafters in Paris, wohl der schwierigste und wichtigste im ganzen auswärtigen diplomatischen Dienst des Deutschen Reiches, mit dem rechten Mann besetzt ist. Fürst Radolin, der ihn seit fünf Jahren innehat, ist 1841 geboren, trat 1866 in den preußischen diplomatischen Dienst und wurde 1869 zum Legationssekretär ernannt. 1871 wirkte er als Zivilkommissar bei der deutschen Okkupationsarmee, während des russisch-türkischen Krieges war er deutscher Geschäftsträger in Konstantinopel. 1884 wurde er Hofmarschall des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, der ihn nach seiner Thronbesteigung zum Oberhof- und Hausmarschall ernannte und in den Fürstenstand erhob. Kaiser Wilhelm II. ernannte den Fürsten 1892 zum Botschafter in Konstantinopel, 1895 wurde er in gleicher Eigenschaft nach Petersburg und 1900 nach Paris versetzt.

Phot. Léon Pinard, Paris

Fürst Radolin (×) besucht die Polospiele in Schloß Bagatelle

Phot. G. Scheppmeyer, Rixdorf

Vom Johanniterordensfest in Sonnenburg
(In Gardekorps-Uniform ohne Ordensmantel: der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin)

Die Enthüllung des Kriegerdenkmals in Dürnstein

Zur Erinnerung an die Schlacht, die am 11. November 1805 zwischen Russen und Oesterreichern einerseits, den Franzosen unter Mortier anderseits bei Dürnstein in Niederösterreich stattfand und mit dem Siege der Verbündeten endigte, ist auf dem Hohenecksberg bei Dürnstein ein Kriegerdenkmal errichtet worden, das am 27. Juni feierlich enthüllt wurde. An der Errichtung des Monuments haben — ein seltener, bemerkenswerter Fall — nicht bloß die Nachkommen der Sieger, sondern auch die der Besiegten teil; es ist durch das harmonische Zusammenwirken eines aus

Digitized by Google

Oesterreichern, Russen und Franzosen gebildeten Komitees entstanden und soll nicht an den Sieg der Verbündeten, sondern an die auf beiden Seiten bewiesene rühmliche Tapferkeit für alle Zeiten erinnern. Zugleich soll es den in der Schlacht Gefallenen als bleibende Ruhestätte dienen; ihre Gebeine, die bis jetzt teils auf dem Schlachtfeld, teils in der alten Türnleiner Kirche begraben waren, werden in einem mächtigen Sarkophag, der auf einem hohen Stufenunterbau ruht und über dem sich ein turmartiger oktogoner Aufbau mit einer Sternkuppel erhebt, beigesetzt. Den Hauptschmuck des Ganzen bildet der von dem Wiener Bildhauer Franz Baumgartner geschaffene Fries, dessen kraftig herausragende Reliefs die Führer der drei Heere, den Marschall Mortier, den russischen General Kutusow und den in der Schlacht gefallenen österreichischen Feldmarschalleutnant Schmidt darstellen und diese Bildwerke durch kampfbewegte Gruppen der französischen, russischen und österreichischen Soldaten von 1805 miteinander verbinden. Die Front zeigt in deutscher, französischer und russischer Sprache die Inschrift: „Ihren tapferen Kriegern Frankreich — Oesterreich — Rußland." Der Entwurf zu dem Denkmal rührt von dem Wiener Baurat Friedrich Schachner her. Bei der Enthüllung waren der österreichische Erzherzog Leopold Salvator und die Wiener Militärattachés Frankreichs und Rußlands zugegen.

Das jüngst enthüllte Kriegerdenkmal in Türnstein

Unruhen in Odessa

Sensationelle Vorgänge, die in der neuesten Geschichte der europäischen Staaten beispiellos dastehen, haben die Blicke der zivilisierten Welt auf Odessa, die „Königin des Schwarzen Meeres", gelenkt. Nachdem in der Stadt bereits seit dem 25. Juni Unruhen entstanden und mehrfache Zusammenstöße zwischen der Polizei und ausständigen Arbeitern vorgekommen waren, brach eine offene Revolte aus, als am 27. Juni auf der Reede das Flaggschiff der russischen Schwarzen-Meer-Flotte, der Panzer „Fürst Potemkin", einlief, dessen Mannschaft auf der Fahrt von Sebastopol gemeutert und die Offiziere teils getötet, teils gefangengesetzt hatte. Die Stadt wurde am 28. Juni in Belagerungszustand erklärt, und von Sebastopol ging sofort ein Panzergeschwader unter dem Befehl des Admirals Krieger nach Odessa ab, um gegen den „Fürst Potemkin" einzuschreiten, mußte aber unverrichteter Dinge umkehren, offenbar, weil die Mannschaften nicht gehorchten, und eines der Schiffe, der „Georgi Pobjedonosjez", schloß sich sogar den Meuterern an. Während die Besatzung des letzteren sich bald freiwillig unterwarf und ergab, ging der „Fürst Potemkin" nach der rumänischen Küste in See, wandte sich von dort nach Feodosia, kehrte dann, vom Schwarzen-Meer-Geschwader verfolgt, abermals nach der rumänischen Küste zurück und ergab sich am 8. Juli in Konstanza den rumänischen Behörden.

Phot. P. Gribaudeff, Paris

Von den Unruhen in Odessa: Demonstration auf dem Opernplatz

Digitized by Google

Für müßige Stunden

Zeichen-Bilderrätsel

Logogriph

123456789 — im Norden Deutschlands eine Stadt,
62897 — zweimal ein jeder Mensch es hat.
23478973 — erinnert oft an frohe Stunden,
3267 — an jedem Rade wird's gefunden.
923242 — in Amerika ein großes Land,
632937 — als fremde, saftige Frucht bekannt.
2573 — einst ein Geschlecht von Göttern war,
52346239 — bringt oft die Schiffe in Gefahr.
57357 — mit ihr der Landmann fleißig mäht,
624712337 — ein gern benutztes Hausgerät. F. M.-S.

Wechselrätsel

Mit H gebraucht's es Gärtners Hand,
Mit R ist es ein heißer Stand,
Mit L naht's oft dem Reichestand,
Mit R ist es ein Knöchern Band.
Mit S bezeichnet's, was verwandt,
Mit W dem Turner ist's bekannt. F. M.-S.

Geographisches Rätsel

Die erste ruft vielleicht du aus,
Bekommst dies Rätsel du heraus,
Die zweite wendet dann und wann
Als Präposition man an.
Die dritte prangt in frischem Grün,
Viel bunte Blumen auf ihr blühn.
Die ersten zwei sind eine Stadt,
Ein Held auch so geheißen hat.
Die letzten beiden mußt du sehn,
Willst du des Rätsels Sinn verstehn.
Ist dir das Ganze wohl bekannt
Als eine Stadt im deutschen Land? F. M.-S.

Silbenrätsel

Vorüber war des Winters Graus,
Zu enge ward es mir zu Haus,
Und als das Erste kam ins Zweite,
Fuhr ich wie viele andre Leute
Dem schönen Süden zu vergnügt
Ins Zwei, in dem das Ganze liegt. Eta.

Homonym

Im alten Deutschland lebte ein Mann,
Der hohen Ruhm sich im Kriege gewann.
Im neuen Deutschland nennt das Wort
Euch einen freundlichen Badeort. F. M.-S.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 11:

Des Silbenrätsels: Kastengeist.
Des Wechselrätsels: Mentone — Moneten.
Des Rätsels: der Schatten.
Des Logogriphs: Moskau. Onkel, Komma, Samoa, Kaffat, Kakao, Mann, Kosmos.

Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Partie Nr. VIII

Turnierpartie, gespielt zu Wien am 9. Dezember 1904

Abgelehntes Königsgambit

Weiß: G. Marco. — Schwarz: M. Eldmar.

Weiß.	Schwarz.		Weiß.	Schwarz.
1. e2–e4	e7–e5	16.	Sb1–d2	Sd7×c5
2. f2–f4	L:f4–e5[1])	17.	0–0–0	Dg4–e6!
3. Sg1–f3	d7–d6	18.	Sd2–c4	b7–b5
4. c2–c3	Sg8–f6[2])	19.	Sc4–e5	Se5–a4
5. Lf1–e2[3])	0–0	20.	Td1–g1[13])	De6×a2[14])
6. f4×e5[4])	d6×e5	21.	Tg1×g7†!	Kg8–h8[15])
7. Sf3×e5	Sf6×e4	22.	De2–c2[11]) ‖	Da2–a1†
8. d2–d4	Dd8–h4†	23.	Ke1–d2	Kh8×g7[16])
9. g2–g3	Se4×g3	24.	Le3–d4	e7–e5
10. Se5–f3	Dh4–h3	25.	De2–f5	Da1×b2†
11. Th1–g1	Sg3×e2	26.	Kd2–e1	f7–f6
12. Dd1–c2	Le6–g4[5])	27.	Df5–d7†	Kg7–h8
13. Tg1×g4[6])	Db3×g4	28.	Ke1–f1	Db2–b1†
14. d4×c5[7])	Sb8–d7	29.	Kf1–f2	Db1–a2†
15. Le1–e3	Tf8–e8	30.	Kf2–g3	Da2–e6

Weiß gibt die Partie auf.

[1]) Diese Eröffnungszüge waren für sämtliche Partien dieses Turniers vorgeschrieben.

[2]) Der theoretische Zug ist hier Le5–g4. Weiß hat nun zwar zwei leichte Offiziere für einen Turm erobert, ist aber wegen der exponierten Stellung seines Königspaares im Nachteil.

[3]) Der Läufer hat hier nicht viel zu suchen; daß Schwarz auf Sf6–e4 (e. Dd1–a4+!) hereinfallen würde, war nicht zu erwarten. 5. d3–d4 war jedenfalls solider.

[4]) Auch jetzt verdiente d2–d4 den Vorzug.

[5]) Le5–d6 genügte; Schwarz erreicht sich dann des Mehrbesitzes eines Bauern.

[6]) Oder 13. Tg1–g3 Lg4×f3 14. De2×f3 Db3–e6† nebst Le6–d6.

[7]) Weiß hat nun zwar zwei leichte Offiziere für einen Turm erobert, ist aber wegen der exponierten Stellung seines Königspaares im Nachteil.

[8]) Ein trefflicher Zug, der dem Angreifenden neue Aussichten eröffnet.

[9]) Sicherer war jedenfalls g7–g6.

[10]) Falls Kg8×g7, so 22. De2–g2† mit den besten Aussichten für Weiß.

[11]) Dies kostet die Partie, die mit 22. Le3–h6 noch zu retten war; z. B. Da2–a1† 23. Ke1–d2 Da1×b2† 24. Kd2–e1 Db2×a2† 25. Ke1×e2 f7–f6 26. Ke2–d2 f6×e5 27. Sf3–g5 und Schwarz kann dem Remis nicht mehr entgehen.

[12]) Man kann Schwarz das Opfer getrost annehmen; für Weiß gibt es keine Rettung mehr.

Erster Gedanke

Bergführer: „Auf'n Mittagskogel sollten S' auch 'nauf, Fräul'n; 's is sehr lohnend!" —

Touristin: „So!? .. Ja, hat sich denn dort oben schon jemand verlobt?"

Digitized by Google

Briefmappe

One o'clock Club in Chicago. Das deutsche Eherecht verbietet die Heirat zwischen Onkel und Nichte nicht. Auch die evangelische Kirche läßt sie praktisch zu, während die katholische Kirche an den Bestimmungen des kanonischen Rechts, das selbst die Verbindung zwischen Stief- und Adoptivgeschwisterkind untersagt, festhält und es dem Papste vorbehalten bleibt, im Wege der Dispensation die Ermächtigung zur Schließung einer solchen Ehe zu erteilen.

Reinhold H. in Gr. Der Bericht über den XVI. Kongreß des Deutschen Vereins für Knabenhandarbeit zu Worms vom 1. bis 3. Juli 1904 ist im Kommissionsverlag von Frankenstein & Wagner in Leipzig erschienen.

S. 24 in Eisenach. Der Dichter, der den Horaz in die oberbayrische Mundart übertragen hat, heißt C. Stemplinger; sein kürzlich unter dem Titel „Horazin der Lederhos'n" bei J. Lindauer in München erschienenes Büchlein ist von so köstlichem Humor durchweht und wird dem Original in so eigenartiger Weise gerecht, daß der alte Horaz selber, wenn er noch lebte, seine Freude daran haben würde. Als Probe aus dem Büchlein setzen wir hier die Uebertragung der bekanntlich von Scheffel in ähnlich freier Weise verdeutschten Ode „Vides ut alta stet nive candidum Soracte ..." her:

Jaßt leb'n m'r no

Schaug aufft, Sepp, der Wendelstoa
Jo wiar-a Zuckerhuat,
Die Bam hab'n mit'n Schnee grad z'loa
Und's Eis, dös macht si auat.
Trag Scheiter her und schür fest nei,
Mach d' Stuben dachtswarm!
Und schenk a Mas Tiroler ei,
Nimm d' Zupfgeig'n untern Arm!
Und sei net mit der Zukunft mad!
Jaßt leb'n m'r no, dös g'langt.
Solang am Huat der Spielhoh' waht,
Wirds jeder Wod derfangt.
Wenn auiterrirt wo a Klarinett,
Da platteln m'r, daß's kracht;
Moacht wo a Dirnderi, dös is nett,
Da fenkerin m'r af d' Nacht.
Da steigt der Bua zum Gaberl ei
Und klopft und ditchkariert
Und red't so lang zum Fensterl nei,
Bis d'r's Fensterreiberi rührt.

L. v. Z. in A. Ein gutes italienisch-deutsches Taschenwörterbuch ist das erst kürzlich beim Langenscheidtschen Verlag in Berlin erschienene von Gustavo Sacerdote, das sich vor andern — und zwar auch größeren — Wörterbüchern hauptsächlich durch die genaue Differenzierung und Erläuterung der verschiedenen Bedeutungen des einzelnen Wortes auszeichnet. Das Buch kostet gebunden 2 Mark.

Münchner in Kopenhagen. An die auf den Christian IV. des Jahres fallende zweihundertste Wiederkehr des Tages der „Sendlinger Bauernschlacht", die, wie Sie sich ganz richtig erinnern, Wilhelm von Lindenschmit durch ein Wandgemälde an der Außenseite der kleinen Kirche in Unterlending verherrlicht hat, erinnert in München zurzeit ein Rundgemälde in dem Ihnen wohl bekannten Panoramengebäude auf der Theresienhöhe, das von Anton Hoffmann, Fritz Neumann und Joseph Krieger geschaffen ward. Die heurige Internationale Kunstausstellung im Glaspalast weist sodann ein Gemälde von Hermann Lindenschmit, einem Enkel des oben Genannten, auf, das eine vor dem „Roten Turm" sich abspielende Szene aus der „Mordweihnacht 1705" darstellt. Die bedeutsamste temporäre Veranstaltung, die „Bauernschlacht", in das Gedächtnis der heute Lebenden zurückzurufen, ist aber die vom verdienstvollen Leiter der Mailinger-Sammlung, Archivrat C. v. Destouches, in den Räumen des Historischen Stadtmuseums am Jakobsplatz aus den Beständen der Sammlung veranstaltete umfangreiche Ausstellung von Zeichnungen, Stichen, Photographien von Gemälden und so weiter, die auf das Geschehnis Bezug haben.

Büstenhalter
und Gesundheits-Korsetts
auch speziell solche unt. Reformkleider i. jed. Preislage.
SPEZIALITÄT:
Reform-Korsett
„Gesundheit und Schönheit"
verleiht eine schöne, tadellose Taille, trotzdem es der geringsten Bewegung nachgibt. Bleibt selbst bei längerem Tragen unverändert. — Kein Gummi, sondern dehnbare, in jeder Beziehung sich bewährende Messingspiralfedern. — Tausende von Anerkennungsschreiben aus Damenkreisen aller Gesellschaftsklassen.

Namhafte Frauenärzte, wie die Herren: Sanitätsrat Dr. med. Bilfinger, Dr. med. Böhm, Dr. med. Prager, Dr. med. Eckstein, Dr. Gotthilf Thraenhart, Dr. med. Birnbaum, die Naturheilheilerin Frau Clara Muche u. a. empfehlen dieses Reformkorsett als das zweckmäßigste und beste. Solches wurde in vielen ärztlichen Werken und in Frauenzeitschriften äusserst lobend erwähnt.

Moderne Korsetts in den feinsten Ausführungen und in den verschiedensten Formen. — **Anfertigung und Lieferung nur nach Maas.**
Reich illustrierter Katalog mit Massanleitung auf Verlangen umsonst u. frei.
A. B. Meschke, Korsett-Atelier, Lieferant vieler fürstl. Höfe,
Rosswein No. 56, Königreich Sachsen.

Digitized by Google

C. M. in Olmütz. Der „neueste Rheinführer“ dürfte der in der bekannten Sammlung von Meyers Reisebüchern (Leipzig, Bibliographisches Institut) soeben in elfter Auflage erschienene Band „Rheinlande“ sein. Er weist als Ganzes all die Vorzüge auf, welche die genannte Kollektion überhaupt auszeichnen, im einzelnen ist, wie Stichproben ergeben, zu erkennen, daß das Buch durch vielerlei Ergänzungen und Bereicherungen tatsächlich auf den „neuesten Stand“ gebracht ward. Auch das Kartenmaterial des 6 Mark kostenden Buches ist ausgezeichnet.

Moro in St. Die zur Vermählungsfeier des Kronprinzenpaares von der Firma J. Godet & Sohn in Berlin nach einem Entwurf von Professor Geyer geprägte Erinnerungsmedaille in zwei Größen hergestellt worden, und zwar mit 60 Millimetern Durchmesser in Silber, Bronze und Britannia, mit 33 Millimetern Durchmesser in Silber und in Bronze. Die eine Seite zeigt die Profilreliefporträts der Neuvermählten, die andre eine allegorische Darstellung (Amor und Psyche).

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Die weltbekannten Neckarsulmer Motorräder haben im Verlaufe von einer Woche Siege zu verzeichnen, wie sie wohl beispielsweise haben. Am 27. und 28. Mai haben acht Neckarsulmer Motorräder — fünf Ein- und drei Doppelzylinder — bei der 600-Kilometer-Fahrt Berlin-Frankfurt in der glänzendsten Weise abgeschnitten; in Darmstadt sowie bei dem Rieberberg-Rennen, Wien, wurden je ein I. und II. Preis geholt, in Lübau, Westpreußen, wurde ebenfalls ein Neckarsulmer erster gegen weit schwerere Doppelzylindermotore, und bei der sportlich bedeutsamen von der Deutschen Motorradfahrer-Vereinigung veranstalteten Zuverlässigkeitsfahrt Eisenach-Berlin-Eisenach über 660 Kilometer waren es wiederum sieben Fahrzeuge, die in tadelloser Verfassung das Ziel erreichten. Eine ganz markante Leistung hat aber die schneidige Fahrerin Frau Stiemmann-Hamburg vollbracht, indem sie mit einem leichten 2 HP Neckarsulmer Motorrad den ersten Platz in dieser Klasse belegte und 74 Fahrer mit teils zwei- und dreifach so schweren Motoren glänzend besiegte.

Viele Personen, die häufig im Winter an gesprungenen Händen und Gesicht leiden, verdanken dieses Uebel nur einer schlechten und unhygienischen Seife. Als vorzüglich und von Autoritäten bestens empfohlen, haben sich als Hauterhaltungs- und Reinigungsmittel die echten Glycerinseifen bewährt. Es ist wohl hier am Platze, besonders darauf hinzuweisen, daß dem Publikum häufig billige und minderwertige Seifen, die durch Zucker und Alkohol transparent gemacht, als Glycerinseifen angepriesen werden. Solche Seifen, die wenig oder gar kein Glycerin enthalten, machen die Haut rauh und runzlig. Die echte Glycerinseife kann sowohl transparent als auch undurchsichtig sein. Das sicherste Kennzeichen der echten Glycerinseifen, das sich bei den Sarg'schen Glycerinfabrikaten überall findet, ist, daß sie sich nicht trocken, sondern fett anfühlen.

Gegen Diarrhöe haben sich die Mortillapastillen (Heidelbeerpastillen) von Dr. Schütz und Dr. von Kloedt, Wiesbaden (Rheinland) wohl bewährt. Die Pastillen werden von den Kindern gern genommen, da sie einen angenehmen Schokoladegeschmack haben; ihre Wirkung ist eine ebenso sichere wie schnelle, so daß das Mittel wirklich in keiner Familie fehlen sollte, um so weniger, als es sich auf unbegrenzte Zeit hält. Ein Röhrchen, enthaltend 12 Pastillen, kostet 65 Pfennig, ein Karton, enthaltend 6 Röhrchen à 12 Pastillen, 3,25 Mark.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist. Die nachträgliche Einsendung hat keinen Zweck, denn wir nicht verwendbaren Einsendungen ohne Porto verfallen dem Papierkorb.

Schneider Maier versteht sein Geschäft —

er verarbeitet seit vielen Jahren **Gütermann's Nähseide** und befriedigt er hiermit seine Kundschaft im höchsten Grade.

VAN HOUTEN's CACAO

Ein erfrischendes, nahrhaftes Getränk, das infolge seines Wohlgeschmackes zu täglichem Gebrauch ganz besonders geeignet ist. — Dank seiner hervorragenden Qualität und Reinheit, ist Van Houten's Cacao stets gleichmässig zuträglich. — Ein einmaliger Versuch führt stets zu dauerndem Gebrauch.

Digitized by Google

Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Katia R. Ohne Weichheit und Biegsamkeit, ausgesprochen in den Sympathien und Antipathien. Exakt. Genau. Ausdauernd in den Gefühlen, wo der Anschluß erfolgt ist. Noch jung und unausgebildet.

Lilli. Echt weiblich in Ihrem Empfinden, haben Sie auch viel Zartgefühl und Takt und die Fähigkeit, sich Menschen und Verhältnissen anzupassen. Ihr Selbstgefühl ist zwar stark ausgebildet, aber Sie drängen sich mit Ihrer Person nirgends in den Vordergrund. Sie lieben das Graziöse und Zierliche, haben Geschmack und pflegen das Nette.

Helene. Sie möchten in irgendeiner Weise „hoch hinaus", streben nach Eleganz und gehen stark auf den Effekt aus. Gründlichkeit und Genauigkeit sind weniger Ihre Sache. Sie haben viel lebhaftes Gefühl, sind umgänglich und gesellig und haben Freude an allerlei Sport, aber wenig geistige Interessen.

Mania R. in Petersburg. Es fehlt Ihnen an innerer Ruhe und Ausgeglichenheit; Sie sind erregbar, lebhaft und beweglich. Sie haben Sinn für Humor, sind heiter und umgänglich, der Veranlagung nach sehr impulsiv. Eine gewisse Eitelkeit spricht auch aus Ihrer Schrift.

Klarer Kopf!
Starke Nerven!
Gesunder Schlaf!
ergeben sich durch den ständigen Genuss von
Bensdorp's
holländ. Cacao
Aerztliche Autoritäten empfehlen den Gebrauch dieser Marke an Stelle von Kaffee oder Thee.

Säuglinge gedeihen am besten
mit
Löflunds
chemisch reinem
Milchzucker,
nach Prof. v. Soxhlet's Verfahren dargestellt. Nur echt in den Original-Packeten mit unserer Firma; zu M. 1.50 und 80 Pf.
In den Apotheken, Drogerien und Sanitätsgeschäften zu haben.
Ed. Loeflund & Co.
Grunbach-Stuttgart.

Stottern
heilt grdl. Prof. Rudolf Denhardt's Anstalt
Honorar nach Heilung. **Eisenach** Prosp. gratis
Gartenl. 1878 No. 13, 1879 No. 5. **Einzige** Anst. Deutschl., i. herrl. Lage, die mehrf. **staatl.** ausgezeichnet, wiederh. d. S. M.
Kaiser Wilhelm II.

Zart wird der **Teint**, weich und geschmeidig wird die Haut durch **Dr. Jessner's**
Mitincreme
Durchdringt spielend leicht die Haut und hinterlässt keinen Fettrückstand.

Auf fettige, glänzende, feuchte, reizbare, **gerötete**, durchgescheuerte Haut wirkt vorzügl. **Dr. Jessner's**
Mitinpaste
beim Verstreichen **hautfarbig**. In dünner Schicht aufzutragen, Touristen und Reitern empfohlen.

Preis in Kruken 1.— Mk., in Probedosen 25 Pf., in Apotheken, Drogerien u. Parfümerien
Chemische Fabrik Krewel & Co., G. m. b. H., Cöln am Rhein.

Warum erhalte ich nicht?
Dr. Crato's
Ersatz für Muttermilch
Das ist das Kindernährmittel comme il faut! Bewirkt ohne Milchzusatz eine kräftige Entwicklung, weil von gleicher Nährkraft wie Muttermilch. Per Dose M. 1.40 in Apoth. u. Drog., wo nicht erhältlich, wende man sich an die Fabrikanten
Dr. Crato & Cie., Bielefeld.

Sanatorium Oberwaid b/St. Gallen (Schweiz)
Naturheilanstalt I. Ranges · 2 Aerzte, 1 Aerztin ·
Auch für Erholungsbedürftige und zur Nachkur geeignet.

Direktion: **Otto Wagner**, früher Dir. und Pächter d. Bilz'schen Anstalt. — **Beste Kurerfolge** bei fast **allen Krankheiten** durch angepasste Anwendung d. **physik.-diät. Heilmittel.** (Ausgen. Tuberkulöse u. Geisteskranke.) — **Spez. Abteilung zur Behandlung von Frauenkrankheiten.** — Alter Komfort, herrliche geschützte Lage, eigener alter Waldpark und wundervolle Ausflüge. — Illustrierte Prospekte gratis.

Digitized by Google

N. N. in Heidelberg. Sie sind gewohnt, selbständig Ihre eignen Wege zu gehen, haben sich losgelöst von der Schablone und fragen wenig nach dem Gerede der Leute. Sie sind keine große Freundin von Gesellschaftstrubel, Zeremonien und solchen Dingen, fragen überhaupt weniger nach Aeußerlichkeiten, sondern fassen in erster Linie den Kern der Dinge ins Auge. Sie sind lustig, heiter und schlagfertig. Wenn Sie glauben, man möge Ihnen zu nahe treten, so verhalten Sie sich sehr kühl und abweisend.

J. K.-B. in H. am Zürichsee. Rasch und gewandt in der Arbeit, halten Sie sich nirgends unnötig lang auf und eilen gern mit den Gedanken der Gegenwart voraus. Sie sind mehr fein als groß veranlagt, haben vorwiegend praktische Interessen und treten manchmal schwer aus dem Kreis Ihrer eignen Interessen heraus — können es aber immerhin. L. Meyer, Malenfeld b. Nagold.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart.
Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Thale Harz. Für Töchter wissenschaftliche, häusliche und gesell. Ausbildung. Gute Pflege. Näh. Prospekt. **Frau Prof. Lohmann.**

Ein **heller** Kopf
verwendet zum Conservieren des

Eingemachten
nur
Dr. Oetker's
Salicyl à 10 Pfg.

NESTLE'S
Kindermehl.
Altbewährte Nahrung
Für gesunde u kranke Kinder, sowie **Magenleidende.**
Verhütet u. beseitigt Brechdurchfall, Diarrhoe, Darmkatarrh.

Dampfpflüge
Strassen-Locomotiven
Dampf-Rollwagen
Dampf-Strassenwalzen
Strassen-Aufreisser
bauen in den besten Ausführungen und zu den mässigsten Preisen
John Fowler & Co.
in Magdeburg.

In 3. Auflage erschien:
B. Schulze-Smidt,
Demoiselle Engel.
Eine Altbremer-Hausgeschichte.
Illustriert von W. Hoffmann.
Geheftet M. 3.—, geb. M. 4.—
Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

PHOTOGR. APPARATE
MUSIKWERKE OPERNGLÄSER
in grösster Auswahl
zu Originalpreisen ohne jeden Aufschlag
gegen geringe Monatszahlungen.
Man verlange Katalog Nr. 126
EUGEN LOEBER **DRESDEN-N.6.**

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife
von
Bergmann & C°, Radebeul-Dresden
erzeugt ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weisse, sammetweiche Haut, blendendschönen Teint u. beseitigt Sommersprossen, sowie alle Arten Hautunreinigkeiten. à St. 60 Pf. in allen Apotheken, Drogen-, Parfüm- u. Seifen-Geschäften.

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

RETURN TO ⟶ **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
1 month loans may be renewed by calling 642-3405.
6 month loans may be recharged by bringing books to Circulation Desk.
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date.

DUE AS STAMPED BELOW

REC. CIR. FEB 2 '81		

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
FORM NO. DD6, 60m, 3/80 BERKELEY, CA 94720

Digitized by Google

YE 06310

AP
30
A7
v.21:3
139208

Digitized by Google

Digitized by Google